

Concordia Seminary - Saint Louis

## Scholarly Resources from Concordia Seminary

---

Lehre und Wehre

Print Publications

---

1-1-1915

### Lehre und Wehre Volume 61

Concordia Seminary Faculty

*Concordia Seminary, St. Louis, ir\_csf@csl.edu*

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

---

#### Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 61" (1915). *Lehre und Wehre*. 61.  
<https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/61>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact [seitzw@csl.edu](mailto:seitzw@csl.edu).

# Lehre und Wehre.

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches

## Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom

Schreckskollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man sehr viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahrt, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich setze einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie fett sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen.“

---

Einundsechzigster Band.

---

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1915.

1020  
210-11

Period. 1040  
v. 61  
1915

ANDOVER-HARVARD  
THEOLOGICAL LIBRARY  
CAMBRIDGE, MASS.

# Inhalt.

<b>Januar.</b>		Seite
Das Bekenntnis Hiobs: Hiob 19, 25—27 .....		1
Pius X. ....		17
Bermischtes .....		22
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		34
<b>Februar.</b>		
Das antike Weltbild und die moderne Apologetik .....		49
Das Bekenntnis Hiobs: Hiob 19, 25—27 .....		61
Bermischtes .....		71
Literatur .....		83
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		86
<b>März.</b>		
Lehrstellung der Forenebe Kirche und der Haugesynode .....		97
Pius X. ....		108
Bermischtes .....		120
Literatur .....		128
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		131
<b>April.</b>		
Der Prophet Jonas .....		145
Lehrstellung der Forenebe Kirche und der Haugesynode .....		156
Bermischtes .....		162
Literatur .....		175
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		177
<b>Mai.</b>		
Der Prophet Jonas .....		193
Lehrstellung der Forenebe Kirche und der Haugesynode .....		200
Bermischtes .....		210
Literatur .....		223
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		226
<b>Juni.</b>		
Verlobung und Ehe .....		241
Der Prophet Jonas .....		244
Bermischtes .....		256
Literatur .....		269
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		275

<b>Juli.</b>		Seite
Der Prophet Jonas .....		289
Der Unterschied zwischen dem neunten und zehnten Gebot .....		300
Vermischtes .....		307
Literatur .....		319
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		323

<b>August.</b>		
Paragraphen über den neuesten Chiliasmus .....		337
Der Prophet Jonas .....		350
Vermischtes .....		357
Literatur .....		367
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		370

<b>September.</b>		
Luther über den Krieg .....		385
Vermischtes .....		403
Literatur .....		421
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		424

<b>Oktober.</b>		
Die Studenten der Theologie als gute Textuales .....		433
Luther über den Krieg .....		436
Römer 11, 5. 6 .....		445
Vermischtes .....		448
Literatur .....		464
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		468

<b>November.</b>		
Luther ein treuer Bekenner seines Heilandes .....		481
1 Kor. 15, 22 .....		490
Vermischtes .....		500
Literatur .....		512
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		516

<b>Dezember.</b>		
Bibel und Morallehre in den öffentlichen Schulen .....		529
Lutherischer Bund und Allgemeine Ev.-Luth. Konferenz .....		535
Luthers Kleiner Katechismus .....		540
Vermischtes .....		543
Literatur .....		562
Kirchlich-Zeitgeschichtliches .....		564



# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

Januar 1915.

Nr. 1.

## Das Bekenntnis Hiobs: Hiob 19, 25—27.

(Von L. Aug. Heerboth.)

Motto: „Hat jemand Weisagung, so sei sie dem Glauben ähnlich.“ Röm. 12, 6.

### I.

Unter den Axiomen, aber oft mißverstandenen und mißdeuteten Zeugnissen des Buches Hiob, welche die Grundlehre des christlichen Glaubens zum Ausdruck bringen, nämlich die Lehre von der Person und dem Werk unsers Erlösers, sind es besonders drei, welche dem aufmerksamen und unbefangenen, das heißt, vorurteilslosen Leser als solche sofort auffallen. Es sind die Stellen Kap. 16, 19—21; 19, 25—27; 33, 23 f. Die mittlere Stelle (19, 25 ff.) ist in ihrer Ausführlichkeit am meisten geeignet, uns ein deutliches Bild von dem Grund und dem Gegenstand der gläubigen Hoffnung Hiobs vor Augen zu führen. Hier, in Erwartung des leiblichen Todes, da er auf alles irdische Wohlergehen und langes Leben verzichten zu müssen glaubte, da er meinte, Gott sei sein Feind geworden und tue ihm unrecht (R. 6), da er auf Erden nichts weiter als den Tod in Armut und Elend erwartet, hier offenbart sich die Beständigkeit, die Unererschütterlichkeit seines Glaubens an den lebendigen Erlöser, an seinen Hn. Und auf diesen Erlöser baut er die Gewißheit seiner dereinstigen Auferweckung von den Toten zum Leben und zum seligen Schauen Gottes. Um zum richtigen und gewissen Verständnis dieses herrlichen Glaubensbekenntnisses zu gelangen, wird es dienlich sein, einen näheren Blick auf das ganze Buch und besonders auf einzelne Aussprüche Hiobs zu werfen. Das ganze Buch behandelt das Problem: das Leiden der Frommen (der gläubigen Kinder Gottes) in der Welt. (So sagt auch D. Luther: „Das Buch Hiob handelt die Frage, ob auch den Frommen von Gott Unglück widerfähre.“ St. L. XIV, 18.) Es hat eine ähnliche Tendenz wie die Psalmen 49 und 73; auch wohl Ps. 88 ist damit verwandt.

Hier werden besonders folgende Fragen behandelt und beantwortet: 1. Warum läßt Gott auch Gerechte leiden? Die Antwort lautet: a. Weil es sein Wohlgefallen ist (Kap. 1); b. um ihren Glauben zu prüfen und zu läutern (Kap. 38 ff.). 2. Ist das Leiden in jedem Falle eine Strafe der Sünde? So dachten und argumentierten die Freunde Hiobs; jedoch ihre Reden werden von Gott als für „nicht recht“ erklärt (Kap. 42, 7. 8). Sie redeten aus der falschen Voraussetzung, daß Leiden immer eine Strafe sei, und schweres Leiden, wie bei Hiob, auch schwere Veründigungen notwendig voraussetze; sie urteilten leichtfertig nach dem Schein; sie wandten etliche Wahrheiten falsch an und stellten falsche Behauptungen auf, für die sie nachher Buße tun mußten (Kap. 42). 3. Ist es ein Zeichen göttlichen Zornes oder gar göttlicher Feindschaft, wenn Gott einem Gerechten Leiden auferlegt? So dachte Hiob, wie aus einer jeden seiner Reden hervorgeht. 4. Tut Gott unrecht, wenn er den Gerechten leiden, ja auch vom Satan plagen läßt? Auch zu dieser Meinung kam Hiob in der Anfechtung infolge seines großen Elendes. Aber nachher, als Gott mit ihm geredet hatte, widerrief er seine Anschuldigungen (Kap. 42, 6).

Demgemäß können wir den Skopus des Buches dahin bestimmen, daß es zum Trost der Gläubigen in Leiden und Anfechtung geschrieben ist. Wir erkennen auf Grund seiner herrlichen Glaubensbekenntnisse und des ihm von dem Heiligen Geist (Kap. 1, 2; Hesek. 14, 14; Jak. 5, 11) ausgestellten Zeugnisses in Hiob einen rechten Sohn Abrahams, der aber wie Abraham auch von Gott versucht, geprüft wurde. In den Prüfungen und Leiden, die uns nach unsers himmlischen Vaters Willen widerfahren, sollen wir uns an das Vorbild Hiobs halten, der unererschütterlich festhielt im Glauben an seinen Erlöser; und aus dem ganzen Buche Hiob sollen wir gewiß werden: das Leiden der Gläubigen ist nicht ein Zeichen der Feindschaft Gottes; und: „Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen“, Ps. 97, 11. Luther sagt: „Das Beispiel Hiobs zeigt, daß ein Mensch, er sei so heilig er wolle, doch in die schwerste Anfechtung fallen kann; aber daß der Heilige nicht verlassen werde, sondern endlich durch Gottes Barmherzigkeit wieder erledigt.“ (St. L. XXII, 1422.)

Was wir bei den Gläubigen des Alten Testaments durchweg wahrnehmen, das finden wir auch bei Hiob: er sah es als ein Zeichen der göttlichen Gnade und daher seines Gnadenstandes an, wenn es ihm wohl ginge, und er lange lebte auf Erden, gemäß der Verheißung des vierten Gebotes. (Dazu vgl. die Worte des Psalmlisten: Ps. 102, 25: „Mein Gott, nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tagel“ und 55, 24: „Die Blutgierigen und Falschen werden ihr Leben nicht zur Hälfte bringen“; u. a.) Wenn er den Zustand der in dem Scheit

1) Auch die Verheißung: „Und sehest deiner Kinder Kinder“, Ps. 128; dazu vgl. die Worte Hiobs Kap. 14, 21.

Befindlichen als ein Schlafen, Ruhen (Kap. 3 und 14) beschreibt — fast genau wie Ps. 88 von dem „Lande des Vergessens“ redet —, so müssen wir das entweder auf Rechnung einer noch unvollkommenen Erkenntnis setzen oder auf Unklarheit im Zustande der Anfechtung zurückführen,<sup>2)</sup> oder, was wohl am besten und einfachsten ist, wir müssen solche Reden dahin verstehen, daß darin nur von dem Zustande des Leibes im Grabe (Scheol = Grab) geredet wird. In solchen Aussagen wird auf den Zustand der abgeschiedenen Seele weiter keine Rücksicht genommen.<sup>3)</sup>

Um dem Einwurf mancher modernen Ausleger, daß Hiob 19, 25—27 nicht von seiner Auferweckung am jüngsten Tage geredet haben könne, weil dieser Artikel noch jenseits seines Erkenntnis Horizontes gelegen habe und überhaupt — wenn er im Alten Testament gelehrt werde — erst nach dem Exil (Dan. 12, 2) in das israelitische corpus doctrinae Eingang gefunden habe, die Spitze abzubringen, sehen wir etliche Aussprüche Hiobs etwas näher an, in denen wir eine tiefe, weitreichende Erkenntnis der christlichen Heilswahrheiten finden. Wir lesen 14, 12 ff.: „Ein Mann [Mensch] liegt und wird nicht auferstehen; bis daß die Himmel nicht mehr sind, werden sie nicht erwachen und werden nicht aufwachen aus ihrem Schlafe. O daß du mich im Grabe bewahren, daß du mich verbergen möchtest, bis dein Zorn sich gewendet hat, daß du mir ein Ziel setztest und meiner wieder gedächtest! [Aber] wenn ein Mann stirbt, wird er wieder leben? Alle Tage meines Dienstes warte ich, bis daß meine Ablösung [oder Verwandlung] gekommen ist! [Dann] wirst du rufen,<sup>4)</sup> und ich werde dir antworten. Nach dem Werk deiner Hände wirst du Verlangen haben. Ja dann [הֲאֵיךָ יָדָא; cf. Ges.] wirst du meine Schritte zählen [das heißt, deine Liebe beweisen, wie Eltern auf die Schritte ihrer Kinder acht haben]; du wirst nicht halten über meiner Sünde [das heißt, ihrer nicht mehr gedenken]. Versiegelt in ein Bündlein wird meine Sünde sein, und du hast über meiner Missetat zugeschlossen [das heißt, sie vergeben und vergessen].“ Hier klagt Hiob, daß mit dem zeitlichen Tode alle irdische Hoffnung ein Ende habe; bis Himmel und Erde vergehen, ist keine Wiederherstellung zu erwarten. Gott verbirgt den Menschen nicht eine Zeitlang im Grabe, um ihn dann wieder für dieses Leben zu erwecken (R. 13). Darum wartet, sehnt sich Hiob alle Tage seines mühevollen Lebens (מִלְחָמָה = Kriegsdienst, Mühsal des Lebens) nach seiner Ablösung. (הֲפִיּוּן ist militärische Ablösung im Gegensatz zu מִלְחָמָה, heißt aber auch Wechsel oder Verwandlung; cf. Ps. 102, 27.

2) So Philippi, Kirchl. Glbnsk.

3) Für „Scheol“ lassen sich drei Bedeutungen nachweisen: 1. Hölle, *γέεννα*; 2. Tod, Grab, Todeszustand („Totenreich“) allgemein; 3. höllische Pein auf Erden, Leiden des göttlichen Zornes (so Ps. 6, 6). Der Kontext muß jedesmal entscheiden, welche dieser drei Bedeutungen am Platze ist.

4) Cf. LXX: *εἶτα καλέσεις*.



Dies Wort gebraucht Hiob offenbar in Form eines Wortspieles, um beides, Ablösung und Erneuerung, auszudrücken, wie er ja im folgenden auf die sich an ihm bei der Auferweckung offenbarende Gnade abzielt.) Du wirst rufen, und ich werde dir antworten (wenn er die Stimme des Sohnes Gottes hört, so wird er mit Freuden hervorgehen!); denn dann ist nichts als Gnade bei Gott, kein Zorn mehr über seine Sünde, sondern volle Vergebung, also Leben und Seligkeit. Wenn er dann (14, 18 ff.) fortfährt: „Aber nichtsdestoweniger wird der fallende Berg fallen, und der Stein wird von seiner Stätte versezt; das Wasser reißt die Steine ab, mit ihrem Nachwuchs bedeckt du den Staub der Erde, und die Hoffnung des Menschen machst du zunichte. Du übermächtigst ihn auf immer, und er fährt dahin; du entstellst sein Angesicht und sendest ihn hinweg. Kommen seine Kinder zu Ehren, so weiß er es nicht; oder sind sie gering, so merkt er nicht mehr auf sie. Ja, sein Fleisch an ihm betrübt [grämt] sich, und seine Seele ist betrübt in ihm.“ Da will Hiob offenbar sagen: Obgleich ich die selige Hoffnung, ja Gewißheit einer Auferstehung zum seligen Leben habe, so muß ich doch meine irdische Hoffnung begraben. Es geht auf Erden nach dem Lauf der Natur: Wie ein fallender Berg nicht mehr aufgehalten wird, so muß der Mensch sterben, wenn seine Zeit da ist nach Gottes Bestimmung; und wenn auch der Nachwuchs die Erde bedeckt, so weiß der Dahingefahrene doch nichts mehr von dem Schicksal seiner Kinder.

Aus dieser ganzen Rede geht hervor, daß Hiob wohl von einer Auferstehung am Jüngsten Tage wußte, daß er aber das nach seiner Meinung ihm bestimmte frühe Abscheiden von dieser Erde als ein Zeichen des göttlichen Zornes ansah und beklagte. Aber auch in dem Falle, daß man diese Übersetzung bezweifelte und die Worte B. 14 ff. als im modus irrealis geredet auffassen wollte: „Wenn der Mensch stirbt, wird er wieder leben? Dann wollte ich alle Tage meines Elendes warten [nämlich gerne warten], bis daß meine Ablösung gekommen ist. Du würdest rufen, und ich würde dir antworten; . . . meine Sünde und Missetat würde versiegelt und verschlossen sein“ usw., selbst wenn man die Worte in dieser sehr unwahrscheinlichen Fassung nehmen wollte, so ginge dennoch aus denselben die Ansicht Hiobs von dem Zustande nach der Auferweckung hervor. Seine Meinung wäre dann diese: „Wenn Gott mich auf eine Zeitlang sterben lassen wollte, um mich dann wieder für dieses irdische Leben zu erwecken, so wollte ich das gerne leiden; denn mit dem Tode wäre alle meine Sünde von mir abgetan und von Gott völlig vergeben, und nach einer solchen Auferweckung befände ich mich Gott gegenüber in gleichem Verhältnis, wie es nach der Auferweckung am Jüngsten Tage der Fall sein wird: kein Zorn, keine Sünde mehr!“ Daß bei dieser Fassung (irreal) dies der Grundgedanke Hiobs sei, nämlich die Reflexion auf den Zustand nach der Auferstehung des Jüngsten Tages, kann nicht abgeleugnet oder be-

stritten werden. Dann wäre seine irdische Hoffnung, seiner Kinder Kinder zu sehen und ein glückliches langes Leben zu genießen, nicht zerstört, sondern erfüllt.

Eine andere Aussage Hiobs (21, 30) beweist uns, daß er auch die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes am Jüngsten Tage, das Jüngste Gericht, sehr wohl kannte. Zophar wollte ihn zu einem Gottlosen (אֲנִי, Heuchler, Kuchloser) stempeln, an dem sich Gottes Zorn offenbare (20, 4 ff.). Darauf antwortet Hiob, daß der Gottlose gewißlich unter den Zorn Gottes falle (21, 16—22), daß aber in diesem Leben nicht immer der Gottlose seine Strafe finde: „Der eine stirbt mitten im Wohlstand [oder: in seiner Vollkraft], ganz in Sorglosigkeit und Ruhe; seine Adern [oder Leib] sind voll von Fett, und das Mark seiner Gebeine ist durchfeuchtet [saftvoll]; und ein anderer stirbt mit verbitterter Seele und hat nicht das Gute genossen. Weisammen liegen sie im Grabe (אֲבָיִם), und der Wurm bedeckt sie. Siehe, ich kenne eure Gedanken und eure Anschläge, mit welchen ihr gegen mich Gewalt übt [das heißt, mich mit Gewalt zu einem Gottlosen machen wollt], wenn ihr sagt: Wo ist das Haus des Tyrannen, und wo ist das Zelt der Wohnungen der Gottlosen [gelieben]? Habt ihr denn nicht die Wanderer am Wege [erfahrene Leute, die das Gegenteil beweisen] nicht erkannt? Nämlich, daß der Böse aufgespart wird auf den Tag des Verderbens; zum Tage des Zornes werden sie geführt!<sup>5)</sup> Wer kann ihm ins Gesicht seinen [bösen] Weg anzeigen? Und was er getan hat, wer wird es ihm vergelten? [Das heißt, Menschen können es nicht einmal wagen, ihn wegen seines bösen Wandels zu strafen usw.] Er wird zu Grabe geführt und ruht unter dem Grabhügel. Süß [= leicht] sind ihm des Tales Schollen, und hinter ihm her zieht alle Welt und vor ihm eine zahllose Menge [nämlich bei seinem Begräbnis].“ Aus dieser Rede erkennen wir, daß Hiob auch sehr wohl den Artikel von dem Jüngsten Gericht, dem Tage der Offenbarung des „Zornes Gottes über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen“, kannte. — Zu dem Bisherigen kann man auch die Worte Gottes Hiob 38, 13—15 vergleichen, in denen von der Verwandlung der Erde und von dem Gericht über die Gottlosen die Rede ist.

Noch ein Glaubenszeugnis Hiobs wollen wir hören, ehe wir mit der Behandlung von 19, 25 ff. beginnen. Es findet sich 16, 19 ff. Da lesen wir: „Er zerreißt mich Riß auf Riß; er läuft gegen mich an wie ein Kriegsmann. Einen Saß habe ich um meine Haut gebunden, und mein Horn habe ich in den Staub versenkt [das heißt, meine irdische Hoffnung habe ich begraben]. Mein Angesicht brennt von meinem

5) Führen, an sich neutral; cf. Jes. 53, 7: „zur Schlachtung führen“. Man beachte, daß Budde das unbequeme אֲנִי mit אֲנִי vertauschen möchte: „berstont am Tage“ usw.

Weinen, und auf meinen Augenlidern liegt Todesſchatten. [Das hat mich betroffen] nicht wegen Unrechts in meinen Händen, und mein Gebet iſt rein! Erde, verbirg nicht mein Blut, und für meine Beſchwerde ſei keine Stätte [da man ſie nicht höre<sup>6)</sup>]! Aber nun (אָפּ דאָ = gleichwohl [Geſ.]; hier adverſativ; cf. Pſ. 52, 7: דאָ = aber). Siehe, im Himmel iſt mein Zeuge, und der für mich zeugt, iſt in der Höhe! Meine Freunde ſind Spötter;<sup>7)</sup> [aber] zu Gott tränet mein Auge! Und er wird für den Mann eintreten bei Gott [als Advokat ſeine Sache führen vor Gott] und des Menſchen Sohn für ſeinen Freund. Aber [nun] iſt die Zahl der Jahre gekommen, und auf dem Wege, von dem ich nicht wiederkehre, fahre ich dahin.“ (W. 14—22.) Ein höchwichtiges Zeugnis und Bekenntnis! Welche Tiefe und welche Präzision der Heils-erkenntnis wird uns da enthüllt! Hiob meint zwar, Gott ſei ſein Feind geworden und habe ihn bereits dem Tode zur Beute gegeben. Aber dennoch verzagt er nicht. Er weiß, daß ſein „Gebet rein“, ſein Gewiſſen gegen Gott unbefleckt iſt. Er wünſcht, daß auch auf Erden ſeine Unſchuld erkannt werde, und daß auch Menſchen ſeine Klage vernehmen (W. 18). Aber wenn das auch nicht geſchieht, ſo weiß er doch, daß er einen Zeugen und Sachwalter im Himmel hat, einen Fürſprecher, der für ihn eintritt und ſeine Sache führt. Denſelben nennt er Gott: „Zu Gott tränet mein Auge.“ Und von dieſem ſeinem Gott und Fürſprecher ſagt er, daß derſelbe „vor Gott für ihn eintreten und als des Menſchen Sohn für ihn, ſeinen Freund, reden werde“. Er erkennt alſo in Gott mehrere Perſonen, und ſeinen Zeugen und Fürſprecher nennt er nicht allein Gott, ſondern auch des Menſchen Sohn. Wahrlich, Hiob muß eine gute Kenntnis der Chriſtologie und der Heilslehre im allgemeinen beſeſſen haben! — Auf dieſe Ausſage Hiobs (16, 19 ff.) werden wir bei der Auslegung von 19, 25 ff. zurückgreifen müſſen; denn in den ſieben angeführten Worten liegt der Schlüssel des Verſtändniſſes dazu; ſie ſind ohne allen Zweifel eine erklärende Parallele; denn der „Zeuge“ und „Fürſprecher“ iſt kein anderer als der „Goel“, wie auch 33, 23 bezeugt.

Auf die ſeit der Zeit des Rationalismus über Hiob erſchienenen Kommentare dürfen wir uns nicht allzulehr verlaſſen. Mit wenigen Ausnahmen ſind ihre Verfaſſer von dem Unglauben, von der modernen Theologie der Negation, mehr oder weniger infiziert; und ſelbſt poſitiv ſein wollende Ausleger glauben ſich genötigt, hier und da und auch in unſerer Stelle der negativen Theologie Konzeſſionen machen zu müſſen. Man hat auch die Bekenntnisworte Hiobs (19, 25 ff.) ihres eigentlichen Inhaltes zu entleeren geſucht, und zwar unter Aufbietung der Sprachforſchung ſowie durch neuerdings ſo beliebte Textemendationen (be-

6) oder: da ſie bleiben möge. Die Klage ſoll durch alle Lande gehen.

7) Richtiger vokaliſiert: „Mein Fürſprecher iſt mein Stammesverwandter“ (אֲשֶׁר); cf. Kap. 33, 23. Dieſe Faſſung entſpricht dem parallelismus membrorum.

sonders seit Wellhausen). Man geht von dem Prinzip aus, daß Hiob noch nichts habe wissen, also auch nichts habe sagen können von einem Erlöser im christlichen Sinn, von einem Jüngsten Tage, von einer Auferstehung der Toten usw. Man sucht, wie schon manche — aber nicht alle! — jüdische Ausleger, diesen Worten den Sinn unterzulegen, als spreche Hiob darin seine Hoffnung auf Wiederherstellung seiner irdischen Glückseligkeit aus — entgegen dem Zeugnis aller seiner andern Reden! Man will ferner aus seinen in der Anfechtung mit erschrockenem und „verwirrtem Geiste“<sup>8)</sup> gesprochenen Klagen über das Dahinsinken seiner irdischen Hoffnungen, wie Philippi sagt, „das dogmatische System [Hiobs] konstruieren“. („Will man etwa aus seinen Worten in der bangen Stunde seine ganze dogmatische Überzeugung konstruieren?“ Kirchl. Bl., 1. Aufl., 6, 58.) Dann fügt er hinzu: „Den schlagendsten Beweis hierfür liefern Hiobs im Momente der Anfechtung, vgl. Hiob 10, 21 f.; 14, 21 f., und im Momente der Glaubenszuversicht, vgl. 13, 15 f.; 19, 25 ff. gesprochene Worte.“ — Wir werden uns daher, um dergleichen scheinbare Einwürfe zu entkräften und zu exegetischer Gewißheit zu gelangen, etwas eingehender mit dem Wortlaut beschäftigen müssen. Dabei halten wir fest an der obersten Regel, daß Schrift durch Schrift erklärt werden muß; daß jeder Redner oder Autor selbst sein bester Ausleger ist, und daß Kontext und Parallelen den Sinn entscheiden. Wir dürfen aber auch nicht mit der Absicht ans Werk gehen, etwa unter allen Umständen Luthers Übersetzung als richtig herausarbeiten zu wollen, oder — koste es, was es wolle — hier den Artikel von der Auferstehung des Fleisches herausexegejieren zu müssen; nein, möglichst frei von allem Vorurteil und von aller Voreingenommenheit wollen wir den Sinn der Worte Hiobs, die uns der Heilige Geist zu unserer Belehrung und zu unserm Trost hat aufzeichnen lassen, zu erforschen suchen. Wenn wir nun dazu um die erleuchtende Gnade des Heiligen Geistes bitten — denn allein „in seinem Lichte sehen wir das Licht“ —, so werden wir durch seine Gnade auch zu einem Klaren, aber auch zu einem gewissen Ergebnis gelangen. Unser Motto sei hierbei die göttliche Regel: Scriptura Scripturis! Röm. 12, 6.

## II.

Wir vergegenwärtigen uns zunächst den Inhalt unsers Textkapitels, um den Zusammenhang herzustellen. Im 19. Kapitel verteidigt sich Hiob gegen die verblühte Anschuldigung Bildads (Kap. 18), daß sein Leiden die Strafe seiner Gottlosigkeit sei (verblümt, weil Bildad im allgemeinen — in der dritten Person — einen Gottlosen und dessen Strafe darstellt). Hiob antwortet: „Wie lange betrübt ihr meine Seele und zerschlaget mich mit Worten? Habe ich denn wirklich mich vergangen? [So Ges., R. 4.] Erkennet doch, daß Gott mir unrecht tut [אָיַב = das Recht beugen; 34, 12]; und mit seinem Jagd-

8) Kap. 17, 1; Ges.: „verfürzt“.

neß hat er mich eingeschlossen. Siehe, ich klage über Vergeßlichkeit, aber ich werde nicht erhört; ich schreie, aber da ist kein [gerechtes] Gericht. Meinen Weg hat er versperrt, so daß ich nicht gehen kann, und auf meine Pfade hat er Finsternis gelegt. Meine Herrlichkeit hat er mir ausgezogen [geplündert] und meine Krone von meinem Haupte entfernt. Ringsum hat er mich niedergerissen, und ich fahre dahin; denn wie einen Zeltpflock hat er meine Hoffnung ausgerissen. Denn sein Zorn ist über mich entbrannt, und er sieht mich an als seinen Feind. Miteinander kommen an seine Pfeiler und werfen ihren Weg wider mich auf und haben sich rings um mein Gezelt gelagert. Meine Brüder hat er ferne von mir getan, und meine Bekannten [die mich lieben] sind sogar fremd gegen mich geworden. Meine Nächsten sind gewichen, und die ich liebte, haben mich verzessen. Die Fremdlinge [Skaven] in meinem Hause und meine Mägde halten mich für einen Fremden; ein Unbekannter bin ich in ihren Augen geworden. Ich rufe meinem Knechte, so antwortet er nicht; mit meinem Munde muß ich ihn anfehen! Mein Odem ist meinem Weibe entfremdet, und ich stinke [so Ges.; sonst: ich stehe] vor den Kindern meines Leibes. Sogar die Knaben verachten mich; ich erhebe mich, so reden sie wider mich. Es verabscheuen mich alle Leute meines vertrauten Umgangs; und die ich liebte, haben sich gegen mich verwandelt. An meiner Haut und an meinem Fleische klebt mein Gebein [oder nach LXX: in meiner Haut . . . ist mein Gebein faul geworden]; und ich bin [faul] entronnen mit meinem Zahnsfleisch [mit der Haut meiner Zähne]. Habt Erbarmen mit mir! Habt Erbarmen mit mir, ihr, meine Freunde! Denn die Hand Gottes hat mich geschlagen! Warum verfolgt ihr mich wie Gott [es tut] und könnt von meinem Fleische nicht satt werden? O daß doch meine Worte geschrieben würden, daß sie doch in ein Buch geordnet würden! Mit eisernem Griffel auf Blei, auf ewig in Stein gemeißelt würden! Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und als Lehter wird er auf dem Staube auftreten. Und danach wird man mit meiner Haut dieses umgeben, und aus meinem Fleische werde ich Gott schauen. Denselben werde ich mir [zugute] schauen, und meine Augen werden [ihre Lust] sehen und nicht ein anderer! Meine Nieren sind verzehrt in meinem Schoße. Wenn ihr sprecht: Wie sollen wir ihn verfolgen? so ist ein Grund der Sache [Ursache dazu] [bald] in mir gefunden. [Aber] fürchtet euch vor dem Schwerte; denn ein Zorn<sup>9)</sup> über Missetaten ist das Schwert, auf daß ihr innerwerdet, daß es ein Gericht<sup>10)</sup> gibt!

Hiob klagt hier zunächst darüber, daß seine Freunde ihm unrecht tun, wenn sie ihn durchaus als Gottlosen hinstellen wollen, der nun

9) חֶמֶד hier nicht in der regelmäßigen Form des status constructus.

10) אֵשׁ oder אֵשׁ (kt.) gibt Fürst: „ein Mächtiger“, wohl wegen des nur hier (bei Hiob) vorkommenden וְ als Konjunktion.

Gottes Strafe leiden müsse. Er weiß, daß er fromm und gottesfürchtig gewandelt und das Böse gemieden hat. Darum aber beschuldigt er nun Gott selbst, daß der ungerecht mit ihm handle, ihm Gewalt antue, ihn nicht erhöere, daß Gottes Zorn über ihn entbrannt sei, und daß Gott alle seine Plagen gleichwie Heerhaufen gegen Hiob ausgesandt habe. Endlich fleht er um Erbarmen, daß seine Freunde ihn doch nicht so quälen möchten mit ihren falschen Voraussetzungen und Anschuldigungen. Er wünscht, daß seine Worte aufgeschrieben, der Nachwelt überliefert würden, damit ihm, wenn nicht von seinen Zeitgenossen, so doch von späteren Generationen eine gerechte Beurteilung, das ist, Anerkennung seiner Unschuld, werde. Aber auf die Erfüllung dieses Wunsches muß er nach seiner Meinung verzichten. Aber wenn seine Unschuld in der Zeit dieser Welt auch nicht mehr offenbar wird, wenn er jetzt auch unter dem Zorn Gottes sein irdisches Leben beendigen und dahinfahren muß, so ist er doch dessen gewiß, daß er einen Erlöser, **וְיֵשׁוּעַ**, hat, welcher lebt und endlich auf Erden erscheinen und ihn rechtfertigen wird. Ja, dann wird er, er selbst, der er jetzt ist, nicht ein anderer, zum seligen Schauen Gottes gelangen. Danach sehnt er sich von ganzem Herzen. Zum Schluß warnt er noch seine Freunde, sich nicht an ihm zu versündigen; denn es gibt ein Gericht!

Nach diesem Überblick können wir erkennen, daß wir hier eine Sachparallele zu 16, 18 ff. haben. Wie er hier (Kap. 19) wünscht, daß seine Worte auf ewig geschrieben würden, so ruft er auch dort: „Erde, verbirg nicht mein Blut!“ usw. Wie er hier sich seines Erlösers, der ihm endlich zum Recht helfen werde, tröstet, so beruft er sich auch dort auf seinen Zeugen und Fürsprecher, auf des Menschen Sohn, seinen Stammesverwandten im Himmel. — Wie schon bemerkt, werden wir nun bei der Auslegung von 19, 25 ff. auf diese Parallele besonders reflektieren müssen, um die Worte Hiobs und seine Vorstellungen daraus zu ergänzen und zu verstehen.

B. 25: „Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ (**וְיֵשׁוּעַ יֵחַי**). Wir müssen hier das verbindende **וְ** im adversativen Sinn = „aber“ verstehen; denn sowohl der Zusammenhang als auch die Parallele zwingt uns dazu. Hiob hat unmittelbar vorher einen aller menschlichen Voraussicht nach unerfüllbaren Wunsch ausgesprochen, nämlich daß seine Worte zu ewigem Gedächtnis der Nachwelt überliefert werden möchten, damit ihm doch von derselben, wenn nicht von seinen Zeitgenossen, eine Anerkennung seiner Unschuld widerfahre. Wenn dies aber auch nicht geschehen wird, will er sagen, so habe ich doch eine gewisse Hoffnung: die Hoffnung auf meinen Erlöser, der „zulezt“, endlich, mich rechtfertigen wird. Ebenso redet er 16, 18 f.: „Erde, verbirg nicht mein Blut! Und meine Wehklage komme nicht zum Stillstand!“ Wenn aber doch gewißlich die Erde sein Blut aufnehmen und bedecken, und seine Wehklage verhallen wird, so hat er dennoch (16, 19) einen ewigen Zeugen im Himmel, der ihm zum Rechte helfen, für ihn

eintreten wird. — Durch das Pronomen **אני** stellt er nicht allein sich seinen Freunden, die seine Schuldlosigkeit bestritten, nachdrucksvoll gegenüber, sondern betont auch die Gewißheit dessen, was er hier bekennt: ich bin dessen unerschütterlich gewiß. **ידע** bezeichnet das Kennen, Erkennen, Wissen, besonders auch auf dem religiösen Gebiete: Gottes Wesen und Willen kennen (cf. Ps. 79, 6; 36, 11 et al.). Es hat den Nebengriff der Gewißheit; was jemand erkannt hat, wessen er innegeworden ist, das ist ihm zur Gewißheit geworden. Dazu vergleiche die Worte des Apostels: „Ich weiß, an welchen ich glaube“, 2 Tim. 1, 12.

**אני** ist dessen gewiß, daß sein Erlöser, **אני**, lebt. **אני** ist substantiviertes Partizip von **אני** = auslösen, loskaufen. Es bezeichnet besonders die dem nächsten Verwandten obliegende Einlösungspflicht. Wenn z. B. jemand ein Stück Land verlaufen mußte (Ruth 4, 4. 6), oder wenn jemand als Sklave verkauft worden war (Leb. 25, 48 f.), so war es des nächsten Verwandten Pflicht, als „Erlöser“ einzutreten. Ganz besonders wird **אני** von Gott als dem Erlöser Israels gebraucht. Und welche Person in Gott speziell dadurch bezeichnet wurde, erkennen wir deutlich aus Gen. 48, 15. 16. Als Jakob die Söhne Josephs segnete, sprach er: „Der Gott, vor dem meine Väter Abraham und Isaak gewandelt haben; der Gott, der mich ernähret hat [geweidet hat als ein Hirte], seit ich bin, bis auf diesen Tag; der Engel, der mich erlötet hat aus allem Übel, segne die Knaben“ usw. Er nennt also den „Engel des Herrn“ (cf. Hiob 33, 23), die zweite Person in Gott, nicht allein den Gott Abrahams und Isaaks und seinen Hirten (cf. Ps. 23, 1), sondern auch seinen Erlöser aus allem Übel, der auch Quelle und Spender alles Segens ist. Ebenfalls instruktiv ist auch Ps. 119, 154. Da heißt es: „Führe meinen Rechtsstreit und erlöse mich; gemäß deinem Worte erquide mich!“ Der Psalmist bittet seinen **אני** um seine Vertretung und Fürsprache im Gerichte Gottes; er weiß, dann wird er erlöst sein von allem verdamnenden Urteil. Dabei beruft er sich auf die im göttlichen Worte gegebene Verheißung, daß dieser Erlöser für ihn eintreten werde. So beruft sich ja auch Hiob 16, 19 auf seinen Zeugen und Fürsprecher im Himmel, der vor Gott seine Sache führen werde; und ebenfalls hier (19, 25) getröstet er sich seines **אני**, der ihm endlich zum Recht helfen werde. Auch möge hier 33, 23 verglichen werden, wo der Erlöser sagt: „Laß ihn los, daß er nicht ins Verderben fahre; ich habe eine Versöhnung gefunden.“ So ist es schon aus dem Buche Hiob allein klar, daß dieser **אני** kein anderer als der Versöhner (Hebr. 9, 24), unser Herr Jesus Christus, ist, den Hiob ja auch 16, 21 als „des Menschen Sohn“ und als seinen „Freund“ (das heißt, Stammesgenossen) bekennt.

Wollen wir eine klare Vorstellung gewinnen, was und wen Hiob unter seinem **אני** versteht, so müssen wir notwendig alle seine Aus-

sagen über denselben zusammenstellen und die einzelnen Prädikate oder Züge zu einem vollständigen Bilde vereinigen. Kap. 16 nennt er ihn 1. seinen Zeugen, der jetzt im Himmel, in der Höhe, ist; damit bezeichnet er ihn als den allwissenden Gott. 2. Er nennt ihn seinen Freund oder Stammesgenossen; damit bekennt er ihn als solchen, der auch zugleich Mensch ist oder doch werde (er hat also Gen. 3, 15: „des Weibes Same“ im Sinne). 3. Er nennt ihn seinen Fürsprecher, der vor Gott für ihn eintreten werde, also seinen Hohenpriester. 4. Er bekennt ihn als Gott, „zu dem sein Auge tränet“, das heißt, dem er sein Leid klagt, und auf den er seine Hoffnung setzt. 5. Er nennt ihn ausdrücklich des Menschen Sohn (kein Wunder, daß Neuere das für einen Textfehler halten und 16, 21 statt יָהוָה יִשְׂרָאֵל setzen wollen). Kap. 33, 23 wird derselbe ebenfalls der Fürsprecher (יִשְׁרָאֵל), der Engel vor Tausenden (sonst der „Engel des Herrn“) und der Verfühner, der „eine Verführung gefunden hat“ (Hebr. 9, 24), genannt. Und hier (19, 25) bekennt Hiob ihn 6. als den Erlöser, der da lebendig ist, ewig lebt; 7. als den Richter, der ihm zum Recht helfen und seine Schuldlosigkeit offenbar machen wird; 8. als den, der zuletzt, als „der Letzte“, auf Erden erscheinen wird (אֲחֵרִית); 9. als den, der auch seinen Leib wieder aus dem Tode erwecken wird. (Dieser letzte Zug muß freilich noch im folgenden als solcher erwiesen werden.)

Wenn wir nun nochmals den Nachdruck auf die Benennung אֱלֹהִים legen, womit der nächste Verwandte bezeichnet wird, der ihn loskaufen werde, so liegt es klar zutage, daß Hiob unter diesem אֱלֹהִים eben denselben verstand, den auch Jakob und David und alle Gläubigen des Alten Testaments darunter verstanden.<sup>11)</sup> Auch das Buch Hiob operiert mit denselben Begriffen der übrigen Schrift, wie ein genaues Lesen und Vergleichen leicht erweist. Diesen Erlöser nennt Hiob אֱלֹהִים, „mein Erlöser“, um seinen Glauben, sein festes Vertrauen auf denselben, seine Zugehörigkeit zu demselben zu bezeugen; durch das Pronomen „mein“ eignet er sich denselben an, verbindet sich mit ihm. Wäre er wohl Erlöser, aber nicht „mein Erlöser“, so könnte ich nicht auf ihn hoffen.<sup>12)</sup> Diesem seinem אֱלֹהִים legt Hiob das Prädikat חַי bei: Er lebt! Ob wir dies חַי als Verbum oder als Adjektiv fassen („Er lebt“ oder: „Ich kenne meinen Erlöser „als den Lebendigen“), ist von keiner Bedeutung; es bleibt derselbe Sinn. Und wenn wir nun bedenken, wen er unter seinem אֱלֹהִים versteht, nämlich den „lebendigen Gott“ (den David חַי אֱלֹהִים nennt, Ps. 42, 3), so ist es selbstverständlich, daß er lebt. Der „schläft noch schlummert nicht“, viel weniger ist er tot. Gerade dieses Leben seines Erlösers ist ihm Bürgschaft dafür, daß derselbe seiner nicht vergessen, sondern sich an ihm auch als אֱלֹהִים be-

11) Cf. Joh. 20, 17; Röm. 8, 29 („Bruder“).

12) Er will damit sagen: „An mir wird er sich als Erlöser erweisen.“



weisen wird. Ein bloß menschlicher Mensch könnte sterben oder auch (wie bei Ruth 4) seinen „Schuh ausziehen“ und auf das Recht der Einlösung verzichten oder dieser Pflicht sich entziehen. Beides ist bei dem idealen Mensch absolut ausgeschlossen, undenkbar. Wie sollte der sich seines Rechtes oder seiner Pflicht entschlagen wollen, der als Lösegeld sein Blut und Leben dargebracht und durch sein göttliches Wort sich verpflichtet hat (cf. Ps. 119, 154; Hos. 13, 14 et al.), Hiobs und aller seiner Brüder Mensch zu sein! „Es ist unmöglich, daß Gott lüge.“ „Er ist nicht ein Menschenkind, daß ihn etwas gereue.“

Aber das Prädikat  $\eta$  befaßt noch mehr. Wir haben erkannt, daß Hiob seinen Erlöser „Gott“ und „lebendig“ nennt. Das Leben Gottes aber ist kommunikativ; er hat nicht nur ewiges Leben, sondern er teilt es auch mit. Wir ersehen das aus genauer Erwägung solcher Schriftstellen wie Joh. 5, 25. 26: „Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören, werden leben. Denn gleichwie der Vater hat das Leben in sich selber, also hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in sich selber.“ Wie also der Vater das Leben hat und sein Leben dem Sohne mitteilt, so hat auch der Sohn das Leben und teilt es mit, um die Toten lebendig zu machen. Und wenn der Herr weiter sagt: „Und er hat ihm auch Macht gegeben, das Gericht zu halten, weil er des Menschen Sohn ist“, so erkennen wir: dieser Jesus ist derselbe, von dem Hiob redet, den er auch als „Richter“ und „Menschensohn“ beschreibt. Im Lichte dieser neutestamentlichen Stelle erkennen wir dann auch die eigentliche Bedeutung des  $\eta$  bei Hiob: damit ist der Erlöser nicht allein als selbst lebend, sondern auch als Lebendigmachend, Leben mitteilend, bezeichnet. Und auch die folgenden Worte des Herrn weisen ausdrücklich auf die große Lebendigmachung am Jüngsten Tage hin: „Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören“ usw. (V. 28 f.). Daß aber Hiob von seinem Erlöser „zur letzten Zeit“, am Jüngsten Tage, wenn derselbe „auf Erden“ erscheinen wird, die Mitteilung des Lebens erhofft, lehren uns seine Worte V. 25 b. Die Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ bringen somit auch den Glauben Hiobs zum Ausdruck, daß der Mensch ihn seines Lebens, des ewigen Lebens, teilhaftig machen werde, ihn aus der Gewalt des Todes (Hos. 13, 14) befreien, völlig erlösen werde. Ja, sollte des Menschen Sohn, der Same des Weibes, der Schlange den Kopf zertreten und dem, der des Todes Gewalt hatte, die Macht nehmen, so war die Mitteilung des ewigen Lebens, also die Befreiung von allem Tode, nur logische Konsequenz solcher Erlösung. Und daß Hiob für sich diese Lebensmitteilung erwartet, ja derselben gewiß ist, zeigt uns das zueignende Pronomen „mein“. Die Verheißung des Erlösers: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“ (Joh. 14, 19) war auch einem Hiob, wenn nicht dem Wortlaut nach, so doch nach ihrem Inhalt bekannt ebenso wie auch den andern Gläubigen des Alten Testaments.

Oder warum nennt David ihn den „lebendigen Gott“, nach dem seine Seele dürstet, und dessen Angesicht zu schauen er sich sehnt (Ps. 42), wenn nicht darum, daß er von ihm Mitteilung des Lebens erhofft? Das bezeugt auch die so oft sich wiederholende Bitte: 'יִיָּן = „Gib mir Leben!“

Hier möchte ja eingewendet werden: Woher können wir wissen, daß Hiob in dem Wort 'יִיָּן diese Hoffnung auf Leben aussprechen wollte? Wir können es wissen 1. aus dem Begriffe des Erlösers, wie wir gesehen haben; 2. aus der Angabe der Zeit und des Ortes, wann und wo dieser Erlöser sich offenbaren werde (W. 25 b); 3. aus dem Umstand, daß Hiob hier in Erwartung des leiblichen Todes — da er, „bis die Himmel vergangen sind“ (14, 12), nichts mehr zu hoffen hat — seines „lebendigen“ Erlösers sich getröstet, der ihn doch einst, 'יִיָּן, zum Leben rufen (14, 15) und führen wird; 4. aus dem Umstand, daß Hiob sich hier nicht allein auf ihn als auf seinen Zeugen und Fürsprecher beruft, wie Kap. 16, sondern ihn seinen 'יָּא nennt, von dem er also mehr als bloßes Zeugnis erwartet, von dem er völlige Erlösung erhofft. In Kap. 16 beschreibt Hiob vornehmlich die Person seines Heilandes und erwähnt seines Amtes nur, sofern er der „wahrhaftige und treue Zeuge im Himmel“ (cf. Apof. 3, 7. 14) und sein Fürsprecher (1 Joh. 2, 1 f.) ist; hier aber wird nicht sowohl die Person als vielmehr das Amt desselben unter dem allumfassenden Namen „Erlöser“ beschrieben. Wozu sollte Hiob sonst die Benennung gewechselt haben? Es ist gewiß, daß Hiob mit dem Wort 'יָּא dasselbe sagen wollte, was wir als Christen mit der Bezeichnung „Heiland, Seligmacher“ sagen wollen, wie ja auch die folgenden Worte Hiobs beweisen, da er sagt, daß sein 'יָּא ihn zum seligen Schauen Gottes führen werde.

Daß dies der Sinn der Worte Hiobs sei, ergibt eine unparteiische, vorurteilsfreie, aber exakte Erwägung seiner Worte, wobei wir die oberste Regel aller Schriftauslegung nicht beiseitesetzen dürfen, daß Schrift durch Schrift ausgelegt und verstanden werden muß, und daß das Neue Testament der unfehlbare Exponent des Alten ist.<sup>13)</sup> In den herrlichen göttlichen Wahrheiten, die Hiob in dem kurzen Satze: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ zum Ausdruck bringt, liegt der höchste Trost aller derer, die in ihrem erstgeborenen Bruder Jesu Christo ihren 'יָּא erkannt und geglaubt haben. Sie bekennen von ganzem Herzen: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben. Dieses weiß ich, sollt' ich nicht darum mich zufrieden geben, was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht? Jesus, er, mein Heiland [יָּא], lebt, ich werd' auch das Leben schauen!“ Sein Leben ist Garantie

13) Dieses Verständnis des 'יִיָּן (von der Kommunikation des göttlichen Lebens) wird auch durch die Worte des Herrn Joh. 11, 25 f. über allen Zweifel bekräftigt.

meines Lebens. Denn er spricht: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“, Joh. 14, 19.

Der Zusammenhang dieses und der folgenden Worte ist dieser: V. 25 b hören wir, wann und wo der Erlöser als solcher auftreten werde, nämlich zuletzt, auf Erden, werde er seine Macht beweisen. V. 26 sagt dann, wie solches geschehen werde, oder was der Erlöser an Hiob tun werde, nämlich seinen Leib wiederherstellen, so daß er aus seinem Fleische Gott schauen werde. Hier haben wir also die Folge der V. 25 a bereits genannten Lebendigmachung oder Lebensmitteilung. V. 27 sodann bestätigt dreimal diese Aussage vom leiblichen Schauen Gottes und bringt die Sehnsucht Hiobs nach dieser Seligkeit zum Ausdruck.

Die zweite Verhälfte lautet: **וְאֶחָד מֵעַתָּה יִקּוּם**. Das ו nehmen wir hier in seinem einfachen konjungierenden Sinn; doch kann man es auch als begründend = „da er doch“ usw. fassen. In diesem letzteren Falle würde Hiob eine als allgemein bekannte und anerkannte Wahrheit zur Begründung seiner Aussage, daß sein Erlöser lebt und sich also an ihm als Lebendigmachenden Erlöser erweisen und ihn vom Tode völlig erlösen werde, anführen. Doch da auch die folgenden Verse durch einfaches ו angeschlossen und fortgeführt werden, so ist es am natürlichsten, wenn wir auch hier Hiob als einfach bekennd — nicht begründend — eine Aussage an die andere reihen lassen. **וְאֶחָד** heißt im allgemeinen „zukünftig“. Hier kommen zwei Bedeutungen dieses Wortes in Betracht: entweder ist es substantivisch gebraucht: „der Letzte“ oder als Adverb: „zukünftig, zuletzt“. Da jedoch, um das adverbelle „zuletzt“ auszudrücken, gewöhnlich (nicht immer) ein Präfix (א oder ה) damit verbunden wird, da es ferner hier als Bezeichnung für das Subjekt des vorhergehenden Satzes zu stehen scheint, und da die Schrift auch sonst den erlösenden Gott als „den Ersten und den Letzten“ (**וְאֶחָד**) bezeichnet (cf. Jes. 41, 4; Apof. 1, 11. 17 et al.), so sind wir gewissermaßen dadurch genötigt, hier die substantivische Bedeutung anzunehmen. Auch Gesenius nimmt es als Substantiv. Diese Fassung schließt natürlich die adverbelle Zeitangabe nicht aus, sondern vielmehr ein. Denn wenn jemand „als der Letzte“ etwas tut, so tut er es selbstverständlich „zuletzt“. Die Präpositionalverbindung **עַל-קִבְרִי** kann heißen „im Grabe“ oder „auf der Erde“ oder „über dem Staube“, „wider den Staub“. Der Sinn oder die Bedeutung dieser Verbindung muß stets durch den Kontext entschieden werden. Das Verbum **קָם** bezeichnet „auftreten, aufstehen, sich erheben, stehen“. Dem Wortlaut nach ist demgemäß eine dreifache Übersetzung oder auch Auslegung möglich: 1. „Als der Letzte wird er über den Staub sich erheben“; 2. „als der Letzte wird er wider den Staub sich erheben“; 3. „als der Letzte wird er auf dem Staube auftreten oder stehen“. Welche von diesen nun an unserer Stelle die richtige und zulässige ist, müssen wir aus dem Kontext und der Intention Hiobs erkennen.

„Als der Letzte wird er über den Staub sich erheben.“ Diese Worte würden nur über den Erlöser etwas aussagen; es würde damit offenbar auf die Auferstehung des HErrn hingewiesen. Er wird als „der Letzte“, das ist, als der Sieger, bezeichnet, der zuletzt das Feld behält. Unter dem „Staub“ muß man dann das Grab verstehen, wie ja auch bei Hiob רַבְּרַב öfters „im Grabe“ heißt. Dieser Auslegung neigt sich Joh. Gerhard zu wie noch mehrere lutherische Ausleger. Dann müßten wir das diese Worte einführende ו als kausal fassen; denn dann würde Hiob das ewige Leben seines Erlösers und seine eigene Erlösung mit der Wahrheit begründen, daß sein אני nicht im Grabe bleiben, sondern als Sieger über Tod und Grab auferstehen werde. Das gäbe einen trefflichen Sinn und wäre sowohl dem Glauben als auch dem Kontext gemäß. Jedoch, es ist uns hier der Umstand im Wege, daß רַבְּרַב nur dann mit Gewißheit im Sinn von „Todesstaub, Grab“ genommen werden kann, wenn die begleitenden Worte es unbedingt fordern (z. B. 20, 11: כָּבֹד usw.). Zudem sollte man bedenken, daß dann, wenn des HErrn Auferstehung aus dem Grabe gemeint wäre, das Verbum אָרָם mit ו konstruiert werden müßte: אָרָםוּ; „über das Grab sich erheben“ wäre doch eine etwas gesucht klingende Ausdrucksweise für „auferstehen“. Auch würden wir bei dieser Fassung die nähere Bestimmung, resp. Ausführung, dessen, was Hiob im ersten Gliede gesagt hat, vermissen. Die Absicht Hiobs ist in der ganzen Aussage (W. 25—27) nicht, etwas zu bekennen, was seinem Erlöser, sondern was ihm selbst von seinem Erlöser widerfahren werde.

„Als der Letzte wird er wider den Staub sich erheben“ oder: „sich aufmachen“. Bei dieser Übersetzung würde die letzte Erscheinung Christi auf Erden angezeigt sein. Es würde so viel heißen als: zuletzt wird er Grab und Tod abtun, aufheben. Das paßt ausgezeichnet in den Kontext und wäre eine Bestätigung dessen, was das erste Glied bereits gesagt hat. Aber hier steht uns wieder רַבְּרַב im Wege. Das Wort kann nicht gleichbedeutend mit „Tod“ sein, wenn man unter „Tod“ nicht das Grab, den Vertwesungsstaub, sondern die „Ursache des Grabes“, den „Feind des Lebens“, versteht. Und hier müßte man רַבְּרַב in diesem letzteren Sinn verstehen, wenn man Hiob sagen läßt: „Der Erlöser wird sich [als Feind, cf. לְרַבְּרַב] wider den Staub erheben.“

So bleibt uns nur die dritte mögliche Übersetzung: „Als der Letzte wird er auf Erden auftreten.“ In dieser Auffassung bestätigt uns der in der Parallele (16, 19) ausgesprochene Gegensatz: „Jetzt ist mein Zeuge im Himmel“; dem gegenüber betont Hiob nun hier: „Zuletzt — als der Letzte — wird er auf Erden auftreten.“ Wir nehmen also רַבְּרַב in seinem eigentlichen Sinn = „auf der Erde“; cf. 41, 25. Das Verbum אָרָם heißt dann nicht eigentlich „sich erheben“, sondern einfach „auftreten“ oder „stehen“. In dem Worte אֲרָם ist der Erlöser als „der Letzte“ bezeichnet, der der Erste und der Letzte ist; zu-

gleich ist aber durch die Wahl dieser Bezeichnung auch die Zeit angegeben, wann solches geschehen werde. Und mit dem  $\text{עַל־הָאָרֶץ}$  ist der Ort genannt, wo der Erlöser auftreten wird. Er wird „auftreten“, und zwar, wie Hiob sagt, als  $\text{לֵאמֹר}$ . Denn wir dürfen nicht vergessen, daß Hiob hier von seinem  $\text{לֵאמֹר}$  redet und sagen will, was derselbe an ihm tun wird. Und in diesen Worten gibt er Zeit und Ort an, wann und wo derselbe sich an ihm als  $\text{לֵאמֹר}$  erweisen werde. Der  $\text{לֵאמֹר}$  wird „auf Erden“,  $\text{עַל־הָאָרֶץ}$ , auftreten, um Hiob von allem Übel, auch von der Gewalt des Todes, durch Mitteilung seines Lebens zu erlösen. Er wird auftreten als sein „Zeuge und Sachwalter“ (16, 19 f.), der ihm zu einem gerechten Urteil verhilft. Er wird auftreten als Richter; denn er ist ja Gott und des Menschen Sohn (16, 20 f.), dem das Gericht gegeben ist (Joh. 5, 27). Er wird auftreten als Seligmacher, der ihn zum seligen Schauen Gottes führt (R. 27). Hier cf.  $\text{דָּוִד}$ , Ps. 44, 27. — Wir hören da die Worte des Apostels wiederklingen: „Der  $\text{HERR}$  wird mich erlösen von allem Übel und [mir] aushelfen zu seinem himmlischen Reich“ und: „Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der  $\text{HERR}$  an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird“, 2 Tim. 4, 8. 18.<sup>14</sup>) Nun verstehen wir auch, warum Hiob den Erlöser hier  $\text{יְהוָה}$ , den Lebten, nennt. „Bis daß die Himmel vergangen sind“ (14, 12), wird er nicht aufwachen, aber „zuletzt“, am Ende der Tage, wird der Erlöser erscheinen, um „auf Erden“ Gericht zu halten und die Seinen zur himmlischen Herrlichkeit zu führen. Daß gerade diese letzte Erlösung das eigentliche Ziel des Amtes des Erlösers ist und bereits den alttestamentlichen Gläubigen verheißen und bekannt war, bezeugt auch die herrliche Stelle Hos. 13, 14:  $\text{יְהוָה הוֹלֵךְ אֶת־מִצְרָיִם בְּיָמָיו אֶת־הַיָּם וְאֶת־הַיַּבֵּשׁוֹת וְאֶת־הַיַּבֵּשׁוֹת וְאֶת־הַיַּבֵּשׁוֹת$ .

So erhält also der adverbelle Begriff des  $\text{יְהוָה}$  seine genaue Bestimmung durch  $\text{עַל־הָאָרֶץ}$ ; es kann damit nur das letzte Auftreten Christi „auf Erden“, also am jüngsten Tage, bezeichnet sein. — Man wende hier nur nicht ein, daß Hiob vom jüngsten Tage oder Gericht noch nichts habe wissen oder reden können. Seine übrigen diesbezüglichen Aussagen, die wir bereits angeführt haben, betreffen gerade das Gegenteil (cf. 16, 19 ff.; 21, 30 ff. et al.). übrigen: Im Buche Hiob haben wir ein deutliches und klares Zeugnis des spezifisch „christlichen“ Glaubens an den Erlöser, soweit derselbe im Alten Testament offenbart war; fast alle Artikel unsers Glaubens sind darin berührt oder enthalten.

Zu dem Ausdruck  $\text{עַל־הָאָרֶץ}$  sei noch bemerkt, daß mit dieser Benennung der Erde sehr wahrscheinlich auch ein Hinweis auf das Grab verbunden ist. Es scheint sich Hiob hier mit Fleiß eines doppelsinnigen Wortes zu bedienen (wie wir das öfter bei ihm wahrnehmen). Dann

14) Denn wie der Apostel (2 Tim. 4, 7), so konnte auch Hiob mit gutem Gewissen sagen:  $\text{τὴν πλοῦτιν τετήρηκα}$ .

ist der Sinn: Der Erlöser wird auf Erden auftreten, um ihn aus der Erde zu erwecken. Die Erde wird hier als ein großes Grab oder Leichenfeld gedacht. Und was **קָם** betrifft, so bezeichnet dies Verbum, wo es prädikativ von Gott gebraucht wird, nicht sowohl ein „Stehen“ als vielmehr ein „Sichaufmachen, Auftreten“. So heißt es Ps. 9, 20: **קָם יְהוָה אֱלֹהֵינוּ אֲנִי**: „Tritt auf [beweise deine Macht], Herr, damit der Mensch nicht übermächtig werde.“ Ohne Zweifel ist auch hier (B. 25 b) **קָם** als Prädikat des **אֱלֹהִים** so gemeint, daß derselbe seine Macht und Hilfe (sich als **אֱלֹהִים**) beweisen werde; cf. Ps. 44, 27, wo **קָם** in Parallele mit **מָרָה** steht. — Sehen wir nun Luthers Übersetzung an: „Und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken“, so finden wir, daß der genaue Sinn oder Inhalt in unübertrefflicher Weise in deutschen Worten wiedergegeben ist. Wenn es auch weder eine erschöpfende noch wörtliche Wiedergabe der Worte Hiobs ist, so gibt sie doch Hiobs Meinung klar und deutlich wieder.

(Schluß folgt.)

---

## Pius X.

(Fortsetzung.)

Über die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich erhebt Pius X. seinen Klageruf in einem Rundschreiben vom 11. Februar 1906, gerichtet an die Erzbischöfe, Bischöfe, den gesamten Klerus und das Volk von Frankreich.

Welche Kümmernisse und welcher Schmerz ihn bedrückte im Hinblick auf die durch diese Trennung geschaffene Lage, brauche er nicht erst auszuführen. Freilich, nach der Haltung, welche die Männer an der Spitze der französischen Regierung in letzter Zeit eingenommen, habe es nicht überraschen können, daß es so gekommen sei. Aber, o düsteres Ereignis! Nun ist mit einem Mal die uralte Verbindung Eures heimatlichen Staatswesens mit dem Apostolischen Stuhl gewaltsam zerschnitten und die Kirche Frankreichs in eine ganz unwürdige und traurige Stellung herabgedrückt. Jeder rechtschaffene Mensch muß das beklagen, wenn er den Schaden abmisst, der dadurch der bürgerlichen Gesellschaft wie der Religion zugesügt ist. Wie ist es doch so nach und nach zu diesem Äußersten gekommen? Ihr Erzbischöfe und Bischöfe „habt es mitansehen müssen, daß die Heiligkeit und Unauflöslichkeit des christlichen Ehebandes durch das Staatsgesetz verletzt wurde; 1) von den

1) Das Staatsgesetz verletzt nicht an seinem Teil „die Heiligkeit und Unauflöslichkeit des christlichen Ehebandes“, wenn es Unchristen um ihrer Herzenshärtigkeit willen Scheidung, es sei temporäre von Tisch und Bett oder dauernde, zuläßt und ihnen Wiederverheiratung gestattet, auch wenn nicht durch faktischen

öffentlichen Schulen<sup>2)</sup> und den Krankenhäusern<sup>3)</sup> wurde die Religion ausgeschlossen; die Kleriker wurden aus ihren geistlichen Studien und aus den religiösen Übungen herausgerissen und unter die Waffen gerufen;<sup>4)</sup> die religiösen Genossenschaften sind zerstreut und ihrer Güter beraubt worden, ihre Mitglieder sehen sich meistens jeglicher Not preisgegeben.<sup>5)</sup> Der alte Brauch, die Sitzungen der gesetzgebenden Körperschaft und der richterlichen Behörden unter Anrufung der Gnade Gottes zu eröffnen,<sup>6)</sup> ist durch Gesetz, wie ihr wißt, abgeschafft; ebenso die Trauerkundgebungen der Kriegsflotte am Gedächtnistag des Todes Christi. Dem richterlichen Eid wurde die religiöse Feierlichkeit ge-

Ehebruch die Ehe gebrochen und zerrissen worden war. Wohl aber verletzt die römische Kirche die Heiligkeit der christlichen Ehe, wenn sie auch bei eingetretener Ehebruch dem Worte Christi zuwider dem unschuldigen Teil das Eingehen einer andern Ehe verbietet.

2) Was ausgeschlossen wurde von den öffentlichen Schulen Frankreichs, war nicht sowohl „die Religion“ als der Religionszwang, der alle Kinder zur Teilnahme herantrieb. Jetzt mag der Ortspriester im Schullokal selbst oder an anderer Stätte der Jugend Religionsunterricht geben nach Bedürfnis und Gutdünken; aber kein Kind kann mehr wider seinen und seiner Eltern Willen gezwungen werden, daran teilzunehmen.

3) Die „Religion“ ist damit noch nicht aus den Krankenhäusern ausgeschlossen, daß man außer den „Barmherzigen Schwestern“ auch andere taugliche Pfleger und Pflegerinnen zuläßt und die nichtpapistischen Kranken vor den aufdringlichen Belehrungsversuchen der „Barmherzigen“ schützt. Wer geistliche Pflege begehrt, kann sie auch heute noch in den französischen Krankenhäusern finden, er sei Katholik oder Protestant.

4) Und wenn es seit Karl dem Großen anders gewesen wäre: ein Unrecht liegt darin nicht, daß auch der „Kleriker“ von der allgemeinen Wehrpflicht mitbetroffen und entsprechend verwandt wird. Außerdem sind die militärischen Exerzitien an sich sicher ebensogut und gottgefällig als die exercitia spiritualia in den meisten Klöstern und Professhäusern. Wo der Stand des „Klerikers“ schon vom Waffendrill und der Militärzucht befreit, da wenden sich ihm viel, viel mehr Leute zu, als man zur Pastorierung braucht; davon konnte Frankreich wenigstens früher ein Lied singen.

5) Es ist richtig, viele ehemalige clerici vagi und säkularisierte Mönche sind heutzutage Kellner und müssen arbeiten, um leben zu können. Ist das in Wahrheit ein Schade für sie selbst oder auch für das Land, das doch schließlich zuletzt diese Drohnen mit durchfüttern muß?

6) Wäre es doch bei uns auch so in allen gesetzgebenden Versammlungen der Vereinigten Staaten! Kein wahrer Christ, und solche gibt es doch gewiß auch in diesen Versammlungen, fängt seinen Tag an ohne Gebet; aber um den „alten Brauch“, der heute einen Papisten, morgen einen Methodisten, übermorgen einen andern „Minister“ zum öffentlichen Vorbeten veranlaßt, gibt er mit Recht nichts, weil ihm dieses Beten ohne gemeinsamen Glauben zuwider ist. Die ungläubigen Gesetzgeber aber denken ohnehin bei diesem „alten Brauch“ wohl meist an den Segen, den Frau Rückenau am Schluß des ersten Gesangs in Goethes „Reineke Fuchs“ ihrem Neffen mitgibt.

nommen. In den Gerichtssälen, in den Gymnasien, beim Landheer wie bei der Flotte, kurz, bei allen der öffentlichen Gewalt unterstehenden Veranstaltungen wurde ausgeschlossen, was immer als Zeichen des christlichen Glaubens hätte gelten können\*.

Das seien die Vorstufen gewesen, um die volle gesetzliche Trennung von Kirche und Staat einzuleiten. Der Apostolische Stuhl habe alle Mittel angewandt, dies letzte „große Übel abzuwehren“; er habe die Beweise außerordentlicher Güte und Geneigtheit gegen Frankreich verdoppelt. Umsonst! „Aber Eifer, alles Entgegenkommen, alles, was unser Vorgänger und Wir selbst versucht haben“, hat sich als völlig eitel erwiesen. Sehen sich aber so die guten Katholiken jetzt „ihrer Rechte mit Gewalt beraubt“, so ist dies für den Pontifex nur der Anlaß, ihnen kundzutun: „Wir waren Euch stets in besonderer Liebe zugetan; jetzt muß diese Liebe nur noch größer werden.“

Diese erweist sich nun auf der Stelle darin, daß der Papst erklärt: „Der Grundsatz, daß Staat und Kirche getrennt werden müßten, ist fürwahr ein ganz falscher und im höchsten Grade verderblicher Grundsatz“ (*civitatis rationes a rationibus Ecclesiae segregari oportere, profecto falsissima maximeque perniciosa sententia est*). Wer dem das Wort reden kann, bei dem liegt Leugnung des Übernatürlichen zugrunde. Sind es denn nicht dieselben Menschen, über welche Staat und Kirche eine Herrschaft ausüben? Wo nun der Staat mit der Kirche keine Beziehungen unterhält, da wird das leicht Anlaß zu Streitigkeiten, die für beide Seiten recht bitter werden. Die französische Republik hat die bisherigen Beziehungen einseitig gelöst; ihr Vertrag mit Rom beruhte auf dem Völkerrecht. Frankreich hat heilige Vertragstreue für nichts geachtet; hat dem Apostolischen Stuhl schweres Unrecht zugefügt, hat das Völkerrecht verletzt, hat nicht einmal ordnungsmäßig dem Papst angezeigt, daß es die Auflösung des Vertrags mit Rom anstrebe. Ja, „die französischen Staatslenker haben kein Bedenken getragen, gegen den Heiligen Stuhl die allgemeinen Pflichten der Höflichkeit zu verletzen, welche man selbst gegenüber dem Kleinsten und unbedeutendsten Staatswesen zu erfüllen pflegt“ (*non dubitarunt gubernatores Galliae adversus Apostolicam Sedem communia urbanitatis officio deserere, quae vel minimae cuique minimique momenti civitati? praestari solent*). „Obwohl sie als Vertreter einer katholischen Nation zu handeln hatten, haben sie sich nicht geschämt, Würde und Gewalt des Papstes, des Oberhauptes der katholischen Kirche, zu verachten, während doch dieser Gewalt gegenüber eine um so höhere, die Ansprüche der bürgerlichen Gewalt übersteigende Ehrerbietung am Platze war, als sie die ewigen Güter der Seele verwaltet und keines-

7) Vielleicht haben „die französischen Staatslenker“ gedacht: der Papst hat ja keine weltliche Macht mehr seit 1870, er ist weder eine große noch eine kleine civitas.



wegs in die Grenzen eines einzelnen Landes eingeschränkt ist.“ (Neque iidem veriti sunt, quum nationis catholicae personam gererent, Pontificis, summi Ecclesiae catholicae Capitis, dignitatem potestatemque contemnere: quae quidem potestas eo majorem ab iis verecundiam, quam civilis ulla potestas postulabat, quod aeterna animarum bona spectat, neque ullis locorum finibus circumscribitur.<sup>8)</sup>)

Ja, um den Greuel recht augenscheinlich zu machen, hat die französische Republik nun nicht etwa die Kirche selbst freigegeben und ihr den Genuß aller durch das gemeine Recht begründeten Freiheiten eingeräumt, sondern „Wir müssen von Bestimmungen lesen, welche die Kirche der weltlichen Gewalt unterstellen,<sup>9)</sup> während sie zugleich schroff die Privilegien<sup>10)</sup> der Kirche aufheben“ (plura hic videmus esse constituta, quae, odiosum privilegium Ecclesiae irrogando, eam civili imperio subesse cogant). Durch solche Maßnahmen ist die weltliche Gewalt in Gebiete eingedrungen, deren Regelung und Ordnung allein Sache der geistlichen Gewalt ist. Die Bestimmungen des Gesetzes Frankreichs widerstreiten aufs schroffste den heiligen Rechten der Kirche und der Verfassung, die ihr Christus selbst gegeben hat. Zwei Stände hat Christus geordnet: Hirten und Herde. Die ersten haben, an der Spitze der übrigen stehend, volle und ganze Gewalt zu leiten, zu lehren und zu richten. Die Herde hat die Pflicht zu gehorchen und sich zu unterwerfen. Die Bischöfe regieren die Kirche. „So ist es, sagt Cyprian, durch das göttliche Gesetz bestimmt.“<sup>11)</sup> Im Gegensatz dazu hat dieses Gesetz über Trennung von Kirche und Staat „die Verwaltung und Bewahrung der öffentlichen Gottesverehrung nicht der von Gott bestellten Hierarchie überlassen, sondern sie ist an eine gewisse Vereinigung von Bürgern übertragen worden. Dieser hat man die Eigenschaften und die Befugnis einer juristischen Person zugesprochen. . . . Diesen Vereinigungen soll also der Gebrauch der Kirchen und Kapellen und der Besiß der beweglichen und unbeweglichen kirchlichen Güter zustehen. Sie haben die Güter zu verwalten, die Umlagen zu erheben, den Zwecken der Religion gewidmetes Geld und solche Legate anzunehmen.

8) Damit kann zur Not auch Gregor VII. und Innozenz III. zufrieden sein; viel mehr haben diese auch nicht von der Papstmacht behauptet.

9) Wenn nach Röm. 13 „jeder mann“ untertan sein soll der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, dann auch die Personen, welche „die Kirche“ ausmachen. Hat man in Rom nie gelesen, daß Aaron ausfällig wurde, als er sich wider Mose empörte?

10) Wie können in einem Rechtsstaat, der gleiches Recht für alle proklamiert, Vorrechte oder Privilegien vernünftigerweise beansprucht werden!

11) Jesus hat seinen Jüngern gesagt: „Die weltlichen Könige herrschen, und die Oberherren haben Gewalt; ihr aber nicht also.“ Was gilt, dagegen gehalten, was Cyprian gesagt hat oder vielmehr gesagt haben soll! Denn bekanntlich hat Cyprian für den „Apostolischen Stuhl“ nicht viel übrig gehabt. Man weiß das auch in Rom, fälscht aber dort gern Geschichte.

Aber von der Hierarchie schweigt das Gesetz“. . . . Das tut der Würde der Kirche Eintrag. Nichts ist ihrer Freiheit so feindlich als dies Gesetz. Der Staatsrat (Conseil d'Etat) hat allerwärts zu entscheiden, wenn ein Streit über Kirchenangelegenheiten entsteht. Und es war dem Staat „nicht genug, neben andern Schädigungen die religiösen Orden zu unterdrücken, welche der Kirche zur Vornahme der gottesdienstlichen Berrichtungen, zur Erziehung und zum Unterricht der Jugend und bei Ausübung der christlichen Wohlthätigkeit vortreffliche Kräfte zu Gebote stellten; er entblöhte die Kirche auch ihrer menschlichen Hilfsmittel, der zum Leben und zur Amtsführung notwendigen Güter“. (Igitur satis non habuit, praeter cetera Ordines submovisse religiosorum, unde in sacri ministerii perfunctione, in institutione atque eruditione adolescentis aetatis, in christianae procuratione beneficentiae praeclara adjuncta suppetebant Ecclesiae: nam humanis etiam opibus, id est necessario quodam ad vitam et ad munus subsidio, intervertit.)

Und hier fließen nun, wo es sich um den nervus rerum, das Geld, handelt, die Tränen des Papstes am reichlichsten. „Diese Bestimmung ist für Uns ein Gegenstand der größten Sorge“ (singulari Nobis est sollicitudini), denn dies Trennungsgesetz „treibt die Kirche zum guten Teil aus dem Besiz eines mit den gerechtesten Titeln erworbenen Vermögens, welches die Gerechtigkeit mit lautem Einspruch zurückverlangt. . . . Die ungerechteste Verfügung des Gesetzes aber ist jene, welche die kirchlichen Gebäude, die die Kirche ehemals besaß, den Provinzen oder Gemeinden zuweist. . . . Die Gefahr ist, wie Wir sehen, keineswegs fern, daß die hehren Wohnstätten der göttlichen Majestät . . . durch profane Feierlichkeiten entweiht werden, nachdem sie einmal der weltlichen Gewalt überwiesen sind“.12) Auch klagt der Papst, daß der Staat es daran mangeln lasse, dauernd für den würdigen Unterhalt der Geistlichen und des Gottesdienstes Sorge zu tragen.

Doch dies Trennungsgesetz füge nicht nur der Kirche, sondern auch dem Staat selbst erheblichen Schaden zu. Daher weist der Papst dies Gesetz zurück „gemäß der göttlichen Uns übertragenen Gewalt“ und verdammte es (reprobamus ac damnamus . . . pro suprema quam obtinemus divinitus auctoritate); und er erklärt, daß es keinerlei Kraft besitzt, die durch kein menschliches Unterfangen veränderlichen Rechte der Kirche zu entwerten (in eaque testamur nihil quidquam inesse momenti ad infirmanda Ecclesiae jura, nulla hominum vi ausuque mutabilia). Er tut dies, indem er zusammenfaßt: „Dies Gesetz ist ein schweres Unrecht gegen Gott, welchen es feierlich entrechtet, indem es den Grundsatz durchführt, daß der Staat jeder Teilnahme an der Gottesverehrung sich entschlagen soll. Es verlegt das Natur- und

12) Man hat dabei wohl an die Göttin der Vernunft auf dem Altar zu denken? Wohl möglich, daß an ihre Stelle einmal „das Vaterland“ auf die französischen Altäre gesetzt wird, ob nun die Repräsentation masculini oder femini generis sei.

Völkerrecht und die öffentliche Vertragspflicht. Es steht im Widerspruch zur göttlichen Verfassung der Kirche, ihrem innersten Geist und ihrer Freiheit. Es stürzt die Gerechtigkeit um durch die Vergewaltigung eines Eigentumsrechtes, das auf so gute Gründe sich stützt und durch gesetzliche Vereinbarung sichergestellt war. Es ist eine schwere Beleidigung der Würde des Apostolischen Stuhls, Unserer Person, des Episkopats, des Klerus, der französischen Katholiken insgesamt. Daher beschweren Wir Uns auf das entschiedenste über die Einbringung, Genehmigung und Verkündung dieses Gesetzes.“ (Propterea de rogatione, latione, promulgatione ejusdem legis *vehementissime expostulamus.*)

Den Schluß des Rundschreibens bilden folgende Gedanken: Frankreich hat schon früher ähnliche Gesetze zum Verderben der Kirche gemacht und sie später wieder fallen lassen, „und zwar vor gar nicht allzulanger Zeit“. Möge dies die heutigen Machthaber zur Besinnung bringen! Inzwischen sollen die Bischöfe, angetan mit den Waffen des Lichts, für die Rechte der Kirche streiten. Der niedere Klerus wird ihnen als kraftvoller Helfer zur Seite stehen. Leiden sie darüber, so sollen sie sich dessen freuen und als Diener Christi Unrecht mit Billigkeit und Troß mit Milde vergelten. Und auch die katholischen Laien Frankreichs sollen, jeden Bunder der Zwietracht unter sich erscheidend, für die Rechte der Kirche einmütig und gehorsam ihren Bischöfen und Priestern sich als Verteidiger in Reihe und Glied stellen und auch fleißig für die Kirche beten, auf daß Gott sich Frankreichs erbarme und es aus diesen Stürmen bald ruhigen Zeiten entgegenführe. Das walte die Fürbitte der unbefleckten Gottesmutter Maria! — Gegeben in Rom bei St. Peter am 11. Februar 1906. — Dies der Inhalt der Encyclica „*Vehementer nos*“.

K.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Bermischtes.

↓ **Die konfessionslose Schule in Holland.** Nach dem Urteil H. Müllers in „Die Lage des holländischen Protestantismus“ ist die 1806 begonnene Abschaffung des Religionsunterrichts in den Schulen eine ungeheure Gefahr für Staat und Kirche. Er schreibt: Ist es doch zufolge von Bestimmungen von 1857 und 1878 aufs strengste untersagt, im Unterricht irgendeinen Ausdruck zu gebrauchen, der dem religiösen Gefühl eines Kindes Anstoß geben könnte. Damit wurde auch der Unterricht in der vaterländischen Geschichte, der Reformation und den Freiheitskämpfen der Oranier getroffen, da der Lehrer nunmehr die tiefsten Motive der heldenmütigen Freiheitskämpfe der Niederländer verschweigen muß. Daher wird jetzt gerade auch von liberaler Seite zugestanden, daß die tatsächliche Wirkung dieses Schulgesetzes eine Untergrabung der nationalen Eintracht bedeutet. Gerade die Schule, die eine Verbrüde-

rung hätte bewirken müssen, erbittert die Leute und entfremdet sie einander. Die konfessionslose Schule ist zu einem Zankapfel geworden und führt zu einem Resultat, das dem erhofften völlig entgegensteht. Es sind eine Menge katholischer und evangelischer Privatschulen entstanden, die jetzt sogar vom Staate unterstützt werden müssen, so daß der Versuch, konfessionslose Schulen in Holland durchzusetzen, gescheitert ist. Tausende, welche die öffentliche Schule besucht, haben nie im Leben Religionsunterricht gehabt. Ja, manche über zwanzig Jahre alte Konfirmanden — in Holland wird nicht vor dem achtzehnten Lebensjahre konfirmiert — haben nie etwas von Jesus und den zehn Geboten gehört, während im Gegensatz dazu die katholische Kirche mit ihrer straffen Organisation sich durch ihr Schulwesen in bedenklicher Weise gestärkt und ihre Glieder in ultramontanem Sinne erzogen hat. Wird doch, wie einer der konservativen Männer Hollands klagte, aus Rücksicht auf die Katholiken in der öffentlichen Schule ein verwässerter Protestantismus großgezogen, der im Kampf mit Rom nicht standhalten kann. Nach solcher Erziehung ist es verständlich, daß die Ultramontanen es in der Ersten Kammer wagten, der königlichen Familie eine Rüge zu erteilen, weil die junge Prinzessin den Namen der Juliane von Stolberg erhalten habe, die eine Heldin der Reformationszeit war, und im Haag gegen Straßennamen Protest eingelegt wurde, die zwei Männer des Freiheitskampfes bereuigen sollten. — Auch die Erfahrung in Deutschland zeigt, daß die religionslosen sowohl wie die Simultanschulen für den Protestantismus Verlust und für den Katholizismus Gewinn bedeuten. Es liegt eben im Wesen des Protestantismus, daß er beständiges Zeugnis ablegt für die Wahrheit, wider den Irrtum. Ein Protestantismus, der nicht mehr bekennen und protestieren will, gibt sich selber auf und ist dem Untergang geweiht. Um rechte Bekenner zu erziehen, dazu genügen aber einzig und allein konfessionelle Schulen.

F. B.

✓ **The Church Peace Union**, eine Gründung Carnegies im britischen Interesse, sagt in einem an 20,000 Pastoren versandten Zirkularschreiben: "The present war has demonstrated beyond doubt the futility of military preparedness as a safeguard of international peace." Nach deutschländischer Anschauung wird aber aus diesem durch und durch sophistischen Satze umgekehrt ein Schuh, nämlich: der gegenwärtige Krieg habe gezeigt, wie notwendig eine den Verhältnissen entsprechende militärische Bereitschaft sei, wenn selbst ein großes Volk wie das deutsche nicht das hilflose Opfer gewissenloser, rachsüchtiger, neidischer und ländergieriger Feinde werden wolle. Carnegie und seine Werkzeuge suchen offenbar unter dem Deckmantel der Kirche Propaganda zu machen für einen „Frieden“ nur unter britischer Welt Herrschaft. Dies Bestreben aber mag den Geld-, Rassen- und Sprachinteressen und -vorurteilen Carnegies entsprechen; patriotisch ist es jedenfalls nicht. Und was die Kirche betrifft, so sollte sie sich von nie-

mand weniger als von Carnegie, der bisher sich immer nur als ihren entschlossenen Feind offenbart hat, mißbrauchen lassen als Mittel und Werkzeug zu seinen Zwecken. Aber auch hiervon ganz abgesehen, ist der internationale Völkerfriede nicht etwas, womit sich die Kirche als solche zu befassen hat. Die einzige Aufgabe der Kirche ist und bleibt die, das Evangelium zu predigen, wofür aber leider bei den Sektenkirchen sich wenig Verständnis findet. F. B.

In den deutschen Gemeinschaftskreisen bereitet sich sichtlich ein Umschwung gegenüber dem früheren Kultus mit englischem Christentum vor. Der Briefkasten von „Auf der Warte“ (29. November 1914) bringt folgenden Brief: „In einmütiger Weise nehmen heute alle christlichen Blätter in Deutschland Stellung gegen England. Immer wieder kommt dabei der Schmerz darüber zum Ausdruck, wie sehr man sich in den Christen Englands getäuscht hat. Gott der Herr macht die Liebedienerei vieler deutschen Christen vor England jetzt gründlich zuschanden. Auch in unserer Gemeinschaftsbewegung hatte lange Zeit hindurch alles das, was weit herkam, besonders das, was uns über den Kanal herübergebracht wurde, eine hohe Nummer. Manche sahen gar in dem, was von England kam, beinahe das alleinige Heil. Und nun kommt der Herr her und zeigt uns: Ich will meine Ehre keinem andern geben, auch nicht den Engländern. Der Glaube an das ‚christliche England‘ wird hoffentlich jetzt vorbei sein. In England ist die Zahl der wirklich Befehrten und Wiedergeborenen ebenso klein und ebenso verborgen wie in Deutschland. In die englischen Kirchen ohne Ausnahme, auch in die, welche auf dem Festlande als Missionskirchen glauben Propaganda machen zu müssen, ist genau so wie bei uns der Liberalismus eingedrungen. Wir haben sogar deutschen Liberalismus, wenn er durch einen englischen Filter gelaufen war, von England nach Deutschland bekommen. So viele Engländer, wie ich auf Gemeinschaftskonferenzen gehört habe — die meisten standen im Punkte der Rechtfertigung und Veröhnung schwach. Hoffentlich werden auf unsern Konferenzen fernhin die Engländer nicht mehr das führende Wort haben. Und wie ausgiebig haben sie davon Gebrauch gemacht, wie geduldig hörten wir zu und nahmen sogar schriftwidrige Auslegungen als neue Offenbarungen hin. Keinem Engländer fiel es ein, auf unsern Versammlungen Deutsch zu sprechen, während wir in England uns hübsch der englischen Sprache bedienen mußten. Wo sind denn jetzt die in Deutschland so viel gefeierten englischen Propheten? Hat auch nur einer ein gutes Wort für die deutschen Brüder? Vielleicht treiben in Zukunft auch unsere christlichen Blätter nicht mehr so viel Personenkult mit ausländischen Predigern und Evangelisten. Allerdings wollen wir den Herrn bitten, daß er uns bewahre, damit unser gerechter Zorn, den wir gegen Englands Verhalten haben, nicht in ungöttlichen Haß gegen seine Kinder in England umschlägt. Dann werden wir nach dem Siege mit den wahren Kindern Gottes in England auch wieder Ge-

meinschaft pflegen können, allerdings auf neuer Grundlage. Bruder A. Hoffmann.“ So berichtet die „A. E. L. A.“ Hoffentlich bedeutet diese Abkehr der Gemeinschaftsleute vom Tritentum zugleich auch eine wirkliche Abkehr vom schwärmerischen Sektentum mit seinen menschlichen Maßregeln und Rückkehr zum rechten, nüchternen Luthertum, nach welchem das schlichte Gotteswort allein es ist, welches alles Geistliche in uns anfangen und vollenden muß. J. B.

√ **Sittlich motiviertes Geben.** Über 200 der namhaftesten Persönlichkeiten der Reichshauptstadt erlassen folgende Mahnung: In einigen Kreisen Groß-Berlins scheint man sich zur Beschaffung von Geldmitteln für die freie Liebestätigkeit durch „Wohltätigkeitsfeste“ zu rüsten. Diese Zeit duldet keine Feste! Mahnt sie wie kein bisheriges Erleben in jedem Sinne zu Einkehr, Ernst und Verinnerlichung, so namentlich auf dem Gebiete der Fürsorge. Die Fürsorgearbeit wird sich der größten, der heiligsten Aufgaben, die ihr je gestellt wurden, nur dann würdig erweisen, wenn sie sich von jeder Veräußerlichung, von allem, was dem Ehrgeiz, der Eitelkeit, der Vergnügungsjucht dient, freihält. An die Vorstände sämtlicher Organisationen der Armen- und Wohlfahrtspflege ergeht deshalb die dringende Bitte: Sorgt bei Beschaffung der erforderlichen Geldmittel für Ausschaltung von Veranstaltungen, die mit Tanz, Aufführungen, Darbietungen von üppigen Speisen und Getränken, Basaren, Tombolen usw. verbunden sind. Sorgt, daß diese Veranstaltungen ersetzt werden vor allem durch die unmittelbare Spende. Auch rednerische oder musikalische Vorträge, welche der Erbauung oder Belehrung dienen, sind dem Ernst der Zeit und der Aufgaben angemessen. Nach unserer Überzeugung bedarf es keiner künstlichen, wahren Wohltun innerlich und äußerlich wesensfremden Anregungsmittel zur Beflügelung der Hilfsbereitschaft. Sie wird sich um so reicher und um so hingebender offenbaren, je mehr die ganze Fürsorgetätigkeit erfüllt und getragen ist von dem tiefen, frommen Ernst, den das gewaltige Geschehen unserer Tage erheischt. — Zu diesem der „Ref.“ entnommenen Bericht bemerken wir: Die Moral bleibt aber in Kriegs- wie Friedenszeiten dieselbe. Das gilt auch vom Geben, welches wahrhaft sittlich und christlich nur dann ist, wenn es nicht unterjütlich oder bloß moralisch motiviert ist, sondern wahrhaft christlich, evangelisch, i. e., wenn es fließt aus der Dankbarkeit dafür, daß Gott uns um Christi willen die Sünde vergeben hat. Nur dies Motiv macht letztlich ein Werk zu einer Frucht des Geistes, zu einem Gott wirklich angenehmen, wahrhaft guten Werk. J. B.

„Los von England!“ D. J. Möller von Gütersloh schreibt in der „A. E. L. A.“: Durch unser ganzes Volk geht der Ruf: Los von England! Wird die evangelische Kirche Deutschlands, vor allem die lutherische Kirche, dieses Wort, das zugleich eine Mahnung bedeutet, aufnehmen? Was hat ihr England, sonderlich in den letzten Jahrzehnten, gebracht? Seitdem der Amerikaner Pearcell Smith durch unser Land

zog und in Nord und Süd wie ein Reformator gefeiert wurde, seit Schlimbach unsere Jünglingsvereine befruchten wollte, hat der ausländische vielgestaltige Methodismus in Verbindung mit Darbyisten, Baptisten und Heilsarmee wie ein Fieber um sich gegriffen, und er hat in den Köpfen und Herzen Verwirrung genug angerichtet. Wird das evangelische Volk, soweit es im Glauben steht, sich jetzt von diesen Einflüssen lösen und zu den Schätzen der Reformation, die Gott der Herr uns in Luther geschenkt hat, zurückkehren? Haben wir an dem Erbe der Väter nicht genug? Haben wir Grund, im Auslande Anleihen zu machen für unser religiöses Leben — in England, dessen Christentum uns jetzt in einem fast unbegreiflich trüben Lichte erscheint, so daß wir trauernd den Kopf schütteln müssen?

Auf den Krücken der sogenannten „Allianz“, die auf die geschichtlich gewordenen Sonderbekenntnisse möglichst wenig Wert legt, sind jene Fremdkörper in die Kirche deutscher Reformation eingedrungen, ohne wirklich ernstlichen Widerstand zu finden. Gefördert wurde dieser Einbruch fremdländischen Christentums auch durch die Politik Friedrich Wilhelms IV. und seines Freundes Bunsen — man lese dies nach in H. v. Treitschkes „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“, Band V. An einzelnes brauche ich kaum zu erinnern. Lange genug hat eine falsche Heiligungstheorie die klare Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, diesen Edelstein der Reformation, verdunkelt; die Lehre von der Taufe ist verwirrt, die Kindertaufe in gewissen Kreisen verächtlich gemacht, und alles, was man uns angepriesen hat als Heilmittel für die kranke Zeit, hat den Verfall unsers Volkes in religiöser und sittlicher Beziehung nicht aufhalten können. Will Gott uns durch den Krieg auch dafür die Augen öffnen? Was bedeutet jetzt in der harten Kriegszeit, die an den christlichen Mannesmut die größten Anforderungen stellt, der über den Kanal zu uns gedrungene „Singsang und Klingklang“, über dem so viele fromme Christen die Huldengesänge des 16. Jahrhunderts vergessen haben? Man kann eine ganze Reihe solcher Gesänge zusammenstellen, die in unzähligen Gemeinden völlig unbekannt sind, zumal sie die herrlichen, kräftigen Melodien nicht singen können, die selbst, man darf dies getrost sagen, auch den Pfarrern völlig unbekannt sind. Ebenso ergeht es vielen, und zwar den köstlichsten Kreuz- und Trostliedern des 17. Jahrhunderts. Diese Lieder liegen da wie ein totes Kapital. Soll man es nicht endlich in Umlauf setzen? Die Arbeit an den Gesangbüchern, die jetzt wohl in allen Landeskirchen geschehen ist oder geschieht, erweckt Hoffnung.

Wahrhaft verhängnisvoll wirkt das Wort „international“ auf kirchlichem Gebiete. . . . Was bedeutet jetzt der „Internationale Jünglingsbund“ und ähnliche Veranstaltungen auf dem Gebiete der Inneren Mission? Was bedeutet die „Weltmissionskonferenz“ mit ihren englisch-amerikanischen Führern? Was will uns denn Gott der Herr sagen, wenn er uns durch den Weltkrieg alle diese Veranstaltungen zer-

brochen vor die Füße wirft? Oder will er uns etwa damit nichts sagen? Hat er wirklich Wohlgefallen gehabt an diesem Missionsbetrieb nach englischem Muster? Hat er Wohlgefallen gehabt an dem Bestreben, die Missionsfrage auf künstlichem Wege in die Kreise zu tragen, die wohl ein reges Interesse für Kolonisation haben, aber innerlich der Mission fernstehen, weil sie dieselbe nicht auf betendem Herzen tragen können? Freilich, will man „Weltmission“ (ein Wort von bestrickendem Zauberklang) in englischem Geiste treiben, wenn die Welt wie im Sturm für den HERRN Christus erobert werden soll, dann muß man es den Welteroberern gleichtun. Aber hat der HERR uns dafür eine Verheißung gegeben? Die Mission ist in England längst hoffähig, in diesem England, dessen größter Bundesgenosse in diesem Weltkriege die Lüge ist! Die Apostel und die ersten Christengemeinden waren nicht hoffähig, aber sie haben mit dem still wirkenden Sauer- teig des Evangeliums die Völker unter das Kreuz geführt. Ich bin von Jugend an ein Missionsfreund gewesen, und zwei meiner Söhne sind Missionare, aber ich habe all diesen modernen Veranstaltungen mit Fragezeichen gegenübergestanden.

Wo liegt denn eigentlich der Schaden? Mich dünkt, man ist be- strebt, das Unsichtbare zu versichtbaren; was dem Glauben anvertraut ist, soll geschaut werden, wenigstens soweit das in dieser Welt der Endlichkeit möglich ist. Statt die stillen Wege unter dem Kreuz weiter- zugehen, gerät man in die Gefahr, Macht zu suchen nach Weise der Welt, imponierende Darstellung der Macht des Reiches Gottes nach außen hin. Und nun erfahren wir, daß Gott durch den Weltkrieg das alles mit einem Schläge still stellt. Als Missionsfreund war meine erste Empfindung bei dieser Tatsache tiefe Demütigung. Vielleicht wer- den die hoch über mir stehenden Missionsmänner meine Gedanken und Empfindungen mit Kopfschütteln begleiten. Gleichviel, ich bin befeh- rungsfähig. Aber das eine werden wir alle gestehen: wir wandeln tief im Dunkeln und müssen uns beugen unter das Wort: „Wer hat des HERRN Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?“ Damit ist es doch gewiß nicht getan, daß man England allein die Schuld auf- bürdet. . . . Gott hat es zugelassen. Aber es muß heißen, wenn ich recht sehe: Los von England! dessen Missionsfreunde nicht die Ein- sicht, den Mut, die Kraft gefunden haben, Zeugnis abzulegen gegen Männer, unter deren Schild sie ihr Werk getrieben haben, und die jetzt das Land der Reformation zertreten wollen. Aber wie es nun auch sein mag, wir werden den Missionsbefehl Christi auszuführen suchen, aber nicht im Triumph, sondern unter dem Kreuz, und wir werden mit Gottes Hilfe den Schatz der Reformation, die reine Lehre, die Gott der HERR uns anvertraut hat, aufs neue ins helle Licht bringen helfen, damit dieser Schatz das bewußte Eigentum unsers evangelischen Volkes immer mehr werde, damit wir auch gerüstet stehen, besser als zuvor, gegen den Einbruch eines dem deutschen Christenvolk fremden Geistes.



Dann wird es gewißlich heißen dürfen: „Das Reich muß uns doch bleiben!“ — So weit Möller. Daß das englische Sektentum Eingang gefunden hat in Deutschland, hat seinen Grund darin, daß man das Wort Luthers mit Bezug auf die Reformierten: „Ihr habt einen andern Geist“ nicht mehr glaubt und nicht mehr festhält am lutherischen Schriftprinzip und überhaupt die Reinheit der Lehre geringschätzt. Die bloße Abneigung gegen England kann darum auch zu keiner wirklichen Wandlung und zur Rückkehr zum echten Luthertum führen, sondern einzig und allein die Erkenntnis, daß man wider Gott gesündigt hat und seinem Worte untreu geworden ist. F. B.

**Die Schuld des deutschen Volkes.** D. Hausleiter schreibt in einem Artikel in der „A. E. L. R.“: „Wir haben in Deutschland eine lange Friedenszeit von fast vierundvierzig Jahren erlebt. Welcher Aufschwung unsers Volkes in Handel und Wandel, in Technik und Industrie, in zunehmendem Wohlstand und Reichtum fällt in diese Periode! Es waren Segnungen Gottes, dessen Gnadenweisungen das Ziel haben, die Menschen, die sie erfahren, zur Gottesgemeinschaft zu ziehen (Röm. 2, 4). Aber wurde das Glück und die Wohlfahrt des Friedens von unserm Volk als Gnadenheimsuchung Gottes erkannt und anerkannt? Hat man Gott aus vollem Herzen gedankt und ihm gedient? Wer könnte, wenn man auf das Ganze unsers Volkes blickt, diese Frage bejahen? In weiten Kreisen hatte eine Gottes vergessende Leichtfertigkeit und Diesseitslust, ein irdisches Schwelgen im Reichtum, eine Abwendung vom christlichen Glauben und von der Gemeinschaft der Kirche, die diesen Glauben zu wecken und zu pflegen berufen ist, so sehr um sich gegriffen, daß ernster Gesinnte sich mit Schrecken sagten: Wenn es so weitergeht, taumelt unser Volk dem Abgrund und Untergang entgegen! Welche Sumpfbüthen zeigten sich auf dem Gebiete der Kunst und der sogenannten ‚schönen‘ Literatur! Der Zug zum Pikanten und Perverfen nahm reizend überhand; in unsern Theatern wurden sittenlose Stücke gespielt, zum Teil vom Ausland übernommen, zum Teil auf heimischem Boden gewachsen! Wie schoß das Theater des ‚Meinen Mannes‘, die Lichtspielbühne, ins Kraut und ins Unkraut! Mit welchen Bildern füllte sich die Phantasie der halbwüchsigen Jugend! Wie wucherten die Fleischsünden! Immer frecher, schamloser wurde das Recht des freien Sichauslebens gefördert, das in Wahrheit doch nur ein Taumel in Sinnenlust ist, deren Diener sich selber zugrunde richten! Auf eine Erscheinung des öffentlichen Lebens muß noch besonders hingewiesen werden. Der Kampf der politischen Parteien gegeneinander, nicht nur der sozialdemokratischen, sondern auch der bürgerlichen politischen Presse, hatte einen so hohen Grad der Schärfe und Verbissenheit erreicht, daß es dem neidischen und feindseligen Ausland fraglich erscheinen mußte, ob ein so bis in die Tiefen hinein gespaltenes, politisch und religiös, kirchlich und sozial getrenntes und zerrissenes Volk in der Stunde der Gefahr des einmütigen Zu-

jammenschlusses und der gemeinsamen Erhebung noch fähig wäre. Hätten wir in den Tagen des Friedens den Eindruck eines in sich festgeschlossenen und brüderlich zusammenhaltenden Volksganges gegeben, unsere Feinde hätten es sich zweimal und dreimal überlegt, ob sie es wagen könnten, über ein großes, von einem Willen beseeltes Volk herzufallen. Aber man rechnete mit unserer Zerklüftung und Zwietracht, und wir tragen selber die Schuld, daß die Feinde sich Hoffnung auf schwere, unsern Widerstand lähmende innere Wirren machen konnten. Die Rechnung war falsch; aber es wäre besser gewesen, wenn unsere Feinde sie überhaupt nicht hätten anstellen können.“ Diesen Sünden hätte Hauptleiter hinzufügen sollen den schier allgemeinen religiösen Abfall in Deutschland von Gottes Wort und der reinen Lehre Luthers, was letztlich allen andern Verirrungen zugrunde liegt. Die Kirche Deutschlands und in der Kirche die Pastoren und theologischen Professoren müssen mit der Buße vorangehen. Aber gerade hier will es leider zu keinem rechten Sündenbekenntnis kommen. F. B.

**Krieg und Tanz.** In einer märkischen Stadt traf dieser Tage ein Verwundetentransport ein. Als die Leichtverletzten sich zu Fuß auf den Weg machten, fiel ihr erster Blick auf ein Plakat, auf dem zu lesen war: „Nächsten Sonntag Tanz.“ Da blieb einer von ihnen stehen und sagte zu seinen Kameraden: „Wie ist das möglich? Tanz, während wir bei Opfern Tag für Tag bluten und sterben!“ Und wir fragen mit ihm: Ja, wie ist das möglich? Sollten die ungeheuren Verluste, das schon in Strömen geflossene und immer weiter fließende kostbare deutsche Blut, nicht genügen, um die Lust am Tanzen den Deutschen aller Kreise und allerorten bis ins innerste Mark zu vergällen? Für einzelne Entartete, wie jenen Tango-Tanzzirkel, den jüngst die Berliner Polizei im berühmten Tauenzienviertel aufheben mußte, machen wir die Allgemeinheit nicht verantwortlich. Aber die Polizei sollte schärfer gegen solche entartete, undeutsche Menschen vorgehen. Bedenklicher muß schon stimmen, wenn mit Winterbeginn die Tanzstundenkurse wieder in die Erscheinung treten. Vollends will nicht gefallen, daß die Vertreter des Deutschen und des Berliner Gastwirtsverbandes letzter Tage bei dem Oberkommandierenden in den Marken wegen des Verbots der öffentlichen Tanzlustbarkeiten vorstellig wurden und „nach längerem Hin und Her“ eine Milderung insofern erreichten, als ihnen zugesichert wurde, daß gegen „Vereinsfestlichkeiten mit Tanz“ in Zukunft kein Einspruch mehr erhoben werden soll. Man wird natürlich sagen, die Gastwirte wollten auch leben. Aber welcher Beruf und welcher Stand hat jetzt keine Opfer zu bringen? Und wo muß man sie eher erwarten als auf dem — Tanzboden? Ein solider Wirt wird auch bei „Vereinsfestlichkeiten ohne Tanzvergügen“ bestehen bleiben. Diejenigen Vereine aber, die ihren Mitgliedern überhaupt zumuten, in diesem Winter Tanzfeste zu feiern, verdienen nichts anderes, als da, wo ihr eigener sittlicher Takt vermag, durch die Polizei an die Notwendigkeit eines

solchen erinnert zu werden. Die Behörden sollten hier mit fester Hand zufassen. Gegen jene minderwertigen Elemente des Volkes darf keine ganz unangebrachte Rücksicht geübt werden. Daran nimmt der besser gesinnte Teil Anstoß, daran nimmt vor allem unser braves Heer, das für uns blutet, schweren Anstoß. Es versteht eine so leichtfertige Lebensweise in so furchtbar ernster Zeit nicht. — So schreibt der „Reichsbote“. Den weltüblichen Tanz aber hätte er verurteilen sollen, nicht etwa bloß, weil er in Kriegszeiten anstößig ist und dem Ernst der Zeitlage nicht entspricht, sondern weil er überhaupt kein Mittelding ist, sondern eine Sünde wider das sechste Gebot. F. B.

**Generaloberst von Hindenburg** ist ein großer Veter, und es war von ihm nicht bloß Redensart, als er nach der großen Schlacht von Tannenberg zu seinen Soldaten sagte: „Nächst Gott dem Herrn ist dieser glänzende Sieg eurer Opferfreudigkeit zu danken.“ Gewiß war nach seinem Sinn der auf den Sieg gedichtete Vers: Ortelsburg und Gilgenburg, Dazu als Sieger Hindenburg, Das sind der Burgen drei; Die vierte, die ist auch dabei, Die macht der Feinde Tun zu Spott: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Dagegen wird er mit Staunen den witzig sein sollenden Glückwunsch eines Pastors, bzw. einer ganzen Kirchengemeinde (Stellingen=Langensfelde in Schleswig-Holstein), gelesen haben: „Ew. Erzellenz, dem Sieger zweier weltgeschichtlicher Schlachten, dem Doktor vierer Fakultäten, erlaubt sich die evangelische Kirchengemeinde Stellingen, herzlichsten Glückwunsch zu senden zu der mit so wenig deutschem Blut geschriebenen Doktorarbeit und zu dem summa cum laude bestandenen examen rigorosum. Wir laden uns im Geiste zu dem Doktor schmause, zu dem, wie wir denken, die Pfropfen kräftig knallen werden vor Wilna und Warschau. Wir hoffen, daß der Herr Doktor es nun nur um so besser verstehen werden, dem kranken Manne in Rußland die nötigen Pillen zu drehen im Sinne des Doktor Blücher und seines Apothekers Gneisenau. Es erfüllt uns mit großer Genugtuung, daß nach der Bedung des Geistes von 1813 sich der von 1914 jetzt in unserm Volk und Heer so glorreich betätigt. Eine wahre Freude ist es für uns, wenn in der Front für uns so wacker gewirkt wird, auch unsererseits hinter der Front nach bestem Wissen und Können mitzuschaffen. Ew. Erzellenz dankbarst ergebener Pastor J. Kähler.“ Diese Art entspricht wenig dem Ernst der Zeit und jener grausigen Schlacht, in der mehr als hunderttausend Menschen den Tod fanden. Hindenburg antwortete auch knapp und kühl: „Besten Dank! In Eile! v. Hindenburg.“ (A. E. L. R.)

**Der Durchzug durch Belgien.** Der „Reformation“ entnehmen wir folgende interessante Mitteilung: „Angesichts der Tatsache, daß unser Durchzug durch Belgien immer noch nicht nur von unsern Feinden, sondern auch von den Neutralen als bitteres Unrecht, von vielen Neutralen als unser einziges Unrecht hingestellt wird, erscheint ein Artikel von Interesse, den der bekannte holländische christlich-soziale Politiker

und frühere Ministerpräsident Dr. Abr. Kuiper im ‚Standaard‘ veröffentlichte. Kuiper erinnert an die Tatsache, daß einst Moses Hesbon für Israel um freien Durchzug bat mit der Verpflichtung, keinen Schaden anzurichten und alles bar zu bezahlen. Würde dies allerdings verweigert werden, so würde er Hesbon angreifen und das ganze Reich zerstören. Um zu beweisen, daß eine solche Forderung an sich nicht mit den Rechtsbegriffen in Widerspruch steht, und daß man sich diesbezüglich sogar auf eine in der ganzen Welt anerkannte Autorität auf dem Gebiete des Völkerrechts berufen kann, zieht Kuiper dann die folgenden Stellen heran aus Hugo de Groot's Werk ‚De jure belli ac pacis‘: ‚Ein glänzendes Beispiel hiervon haben wir in der Geschichte des Moses, der, als er über die Grenze ziehen mußte, erst Idumäa und dann den Ammonitern die folgende Bedingung stellte: Er seinerseits wolle nur auf „Kriegswegen“ ziehen und kein Privatland betreten. Wenn er etwas gebrauche, so wolle er den vollen Preis dafür zahlen. Als nun diese billigen Bedingungen verworfen wurden, hat Moses die Ammoniter mit einem durchaus gerechtfertigten Krieg heimgesucht. Denn, sagt Augustinus, Moses Heer wurde der Durchzug verweigert, der doch nach Recht und Billigkeit nach dem Gesetz der menschlichen Gesellschaft gestattet werden mußte.‘ So sprach Hugo de Groot, und dann zeigte er durch zahlreiche Beispiele aus der griechischen und römischen Geschichte, daß die Staatsmänner auch dieser Völker ebenso urteilten und immer die Regel anwandten, die Hugo de Groot selbst so formulierte: ‚daß das Land, die Flüsse und das Meeresgebiet, die einer andern Regierung unterständen, für einen Durchzug offen gehalten werden mußten, wenn ein anderes Volk sein Heer nach einem Nachbarstaat ziehen läßt und für ein gerechtes Ziel den Durchgang nötig hat‘. Hugo de Groot treibt dies so weit, daß er sagt: ‚Erst bitte man um Erlaubnis für den Durchzug; wird diese verweigert, so kann man ihn mit Gewalt erzwingen.‘ Als Agesilaus auf seiner Rückkehr aus Asien den König von Mazedonien um eine solche Erlaubnis bat, und dieser ihm antwortete, er wolle darüber nachdenken, antwortete Agesilaus: ‚Wenn ich auf dem Wege bin, solange du willst; aber ich werde gleich durch dein Land ziehen.‘ Auch auf dieses Beispiel beruft sich Hugo de Groot, um seine Beweisführung zu stützen.“

**Monistischer Fahneneid.** Einige Mitglieder der Berliner Ortsgruppe des Deutschen Monistenbundes haben es jetzt durchgeführt, den Fahneneid nach ihrer Form leisten zu können. Das geschah nicht mit den andern Soldaten in Gegenwart der Fahne und des Kreuzfahnes, sondern besonders im Bataillonsbureau. Der Ableisende legte dabei die linke Hand auf den von dem Leutnant gezogenen und wagerecht gehaltenen Degen und sprach: „Ich . . . schwöre einen leiblichen Eid, daß ich Seiner Majestät dem König von Preußen, Wilhelm II., meinem allergnädigsten Landesherren, in allen und jeden Vorfällen zu Lande und zu Wasser, in Kriegs- und Friedenszeiten, und an welchen Orten

es immer sei, getreu und redlich dienen, Allerhöchsteren Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden, die mir vorgelesenen Kriegsartikel und die mir erteilten Vorschriften und Befehle genau befolgen und mich so betragen will, wie es einem rechtschaffenen, unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebührt. Was ich hiermit durch Handschlag bekräftige.“ Hiermit schlug der Schwörende mit der rechten Hand, die beim Eide nach oben gehalten wurde, in die dargebotene Hand des Offiziers ein.

**Bohottierung des deutschen Kirchenlieds.** Eins der hervorragendsten englischen Kirchenorgane, *The Guardian*, eröffnete einen Sprechsaal darüber, ob man nicht die deutschen Kirchenlieder und ihre Kompositionen, vor allem Luthers „Ein feste Burg“ und Paul Gerhards „Befiehl du deine Wege“ (trotz Wesleys Übersezung ins Englische), „bohottieren“ solle. Denn ihr Ursprung sei doch deutsch, und so müßten sie ebenso wie alles Deutsche ausgerottet werden. Schließlich entschloß man sich, die „Ware“ weiter „im Kurs zu lassen“, und zwar, weil „die englischen Kirchen Luther sehr zu Dank verpflichtet seien, und sie sich durch den Bohott nur selbst schaden würden“.

✓ **Annual Bible Review Day.** Die International Sunday-school Association empfiehlt für diese Feier den dritten Sonntag vor Weihnachten. In ihrem diesbezüglichen Flugblatt sagt sie über die wunderbare Zunahme der Bibelverbreitung: „Take, for example, its amazing growth during the last hundred years. It is but little more than a century ago that Voltaire prophesied that in a hundred years the Bible would be an extinct book. How has that prophecy been fulfilled? From 1804 to 1817 the total issues of Bibles and portions of the same in all Europe and America were about three million copies, or an average of less than a quarter of a million a year, distributed in less than seventy languages. At present the thirty Bible societies of the world, which exist for the specific purpose of publishing the Word of God without note or comment, issue the whole Bible, or portions of it, in over 500 languages, and the aggregate circulation is about 18,000,000 copies a year. Then there are the Bibles and portions printed by private publishing firms, returns of which have recently been gathered for the first time, and these add 10,000,000 copies to the annual output. Thus we have 28,000,000 or more than 120 times the annual output of a century ago. And besides this, there are the many millions of copies of texts and quotations circulated annually in our marvelously developed Sunday-school literature and the literature of the churches. Historians and archeologists are every year making discoveries by which fresh light is focused upon the records of Holy Writ. Each fresh discovery will magnify the miracle of its history and preservation, and tend to demonstrate more clearly the fact that the Bible is not a mere book, but is a living and inextinguishable source of light and

life, as well as of wisdom." Das ist gewiß erfreulich, obwohl man dabei die Frage nicht los wird, ob die Bibel der kolossalen Verbreitung einigermaßen entsprechend auch gelesen wird. F. B.

✓ **Erfolge der Judenmission.** Nach einer neulich erfolgten Zusammenstellung sind im 19. Jahrhundert fast 73,000 Juden getauft worden. Die meisten Judentaufen hatte Großbritannien, nämlich 28,830; dann folgten Deutschland mit 17,520, Amerika mit 11,500, Osterreich-Ungarn mit 8356, Rußland mit 3900, Holland mit 1800, Frankreich mit 600, Jerusalem mit 579, Schweden und Norwegen mit 500, Australien mit 200, Dänemark mit 100 und die Schweiz mit circa 100 Judentaufen.

**Krieg und Kunstwerke.** In der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ erzählt der große Karlsruher Künstler Hans Thoma eine Fabel, wie in einem schweren Kampfe der eine der Gegner mit grobem Schwertthiebe dem Feinde den kunstvoll gearbeiteten Goldschild zerhaut, mit dem dieser sich deckte. Dann fährt er fort: „Diese alte Geschichte scheint sich bei vielen Kämpfen zu wiederholen, und sie ist mir eingefallen, als ich das Schicksal von Löwen und Reims erfuhr. Hart und urkräftig ist aber der heutige Kampf, denn es handelt sich um das Leben Deutschlands, um das Leben eines Volkes; wenig hat daneben die Zerstörung von Kunstwerken zu bedeuten, wenn sie den notwendigen Streichen des Kampfes zum Opfer fallen. Auch wir Deutschen weinen der zerstörten Kunst eine Träne nach, und wir schützen sie, wo wir können; wir haben auch die Hoffnung, daß ein gesundes, heiles Volk immer wieder neue Kunstwerke hervorbringt, die seiner Eigenart entsprechen. Heute handelt es sich um das Leben, um den Bestand unsers Volkes. Vor dieser harten Tatsache muß alle kunstliebende Weichheit verstummen. Um so inniger wird sie sich in der Zukunft wieder äußern können. Unsere so friedlich braven Landsleute mußten als Wehrmänner in den uns aufgezwungenen Krieg von Heimat, Frau und Kind hinweg; sie müssen alles verlassen, woran ihre Liebe, ihr weiches Gemüthsleben hängt; sie mußten ihr friedliches Herz mit Eisen umpanzern, sonst hätten sie den Schmerz nicht überwunden. Wie kann man da ein großes Jammergeschrei um zerstörte Kunstwerke erheben, wo doch der Krieg Hunderttausende persönlich aufgebauter Lebenskunstwerke mit grausamer Gleichgültigkeit vernichtet?“ So die „A. E. L. N.“ Das maßlose Geschrei über die Zerstörung von Kunstwerken durch die Deutschen ist ein Beleg dafür, daß vielfach das, was man jetzt Kultur und Kunstsinne nennt, in Wahrheit weiter nichts ist als Verweichlichung und Substituierung des Ästhetischen für das Religiöse und Ethische. Bismarck sagte Anno 1870, die gefundenen Knochen eines pommerischen Soldaten seien ihm mehr wert als alle französischen Kunstwerke. Das ist ein richtiges, wahrhaft humanes und eines Menschen würdiges Urteil. Der Mensch steht höher als alle menschliche Kunst. Und zum Barbarismus in widerrückster Form führt es, wo man diesen gefundenen Sinn verleugnet.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

## I. Amerika.

**Verhältnis der Iowa- und der Ohio-Synode zum Generalkonzil.**  
 An der Gründung des Generalkonzils waren seinerzeit außer den östlichen Ministerien und der schwedischen Synode auch beteiligt die Synoden von Wisconsin und Minnesota sowie die Ohio-Synode. Die unbefriedigende Erklärung des Konzils über die fünf Punkte veranlaßte bekanntlich den Austritt der Wisconsin-Synode und der Minnesota-Synode, und im Jahre 1867 zog sich auch die Ohio-Synode zurück. Die Iowa-Synode hielt damals eine abwartende Stellung inne, ist auch jetzt einer organischen Verbindung mit dem Konzil nicht nähergetreten, unterhält aber freundschaftliche Beziehungen zum Konzil, die sich in der Vertretung der Iowa-Synode auf den Versammlungen des Konzils und in gemeinschaftlicher Missionsarbeit kundgeben. Es besteht also Glaubensgemeinschaft zwischen dem Konzil und der Iowa-Synode. Es besteht auch Glaubensgemeinschaft zwischen der Ohio-Synode und der Iowa-Synode. Da jedoch Ohio vorderhand mit dem Konzil noch nicht in Glaubensgemeinschaft steht, ist das Verhältnis zu Iowa ein etwas unklares und nicht ganz konsequentes. In letzter Zeit haben wieder Verhandlungen stattgefunden, um dieses Verhältnis zu klären. Auf ihrer Versammlung letzten Jahres in Detroit faßte die Ohio-Synode unter anderem folgenden Beschluß: „7. In bezug auf Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft mit der Iowa-Synode erbat sich der Allgemeine Präses Gelegenheit zu einer Erklärung, welche er dann auch abgab. Auf Gesuch des Texas-Distrikts beschloß die Synode, es einzelnen Synodalen ausnahmsweise unter gewissen Umständen zu gewähren, solche Gemeinschaft zu betätigen.“ Zu diesem Beschluß bemerkte am 22. Oktober das iowasche „Kirchenblatt“ editoriell: „Was die Ohio-Synode unter den ‚gewissen Umständen‘, unter denen ‚ausnahmsweise‘ ihre Pastoren mit uns Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft pflegen dürfen, meint, wird leider nicht gesagt. Es scheint aber, daß es damit den einzelnen überlassen ist, nach ihrem Gewissen zu handeln, so daß der prinzipielle Gegensatz gegen die Kirchengemeinschaft mit uns beseitigt ist, und diese ernste Angelegenheit nun eine Sache der Opportunität ist, was sie ihres Charakters wegen doch nicht sein sollte. Wir halten dafür, daß überall, wo Kirchengemeinschaft möglich ist, sie auch gepflegt werden muß, weil Christus das fordert [?]; wo sie wegen der Verschiedenheit der Lehre und Praxis nicht möglich ist, da sollte sie auch nicht ausnahmsweise geübt werden. Wir freuen uns aber, daß der prinzipielle Gegensatz gefallen ist.“ — Hierauf antwortete die ohioische „Kirchenzeitung“ vom 14. November: „Es tut uns sehr leid, daß es dem genannten Schreiber — und auch wohl andern in der Iowa-Synode — so schwer fällt, die Beschlüsse unserer Synode in bezug auf Iowa, die Toledoer Thesen, Betätigung der Kirchengemeinschaft usw., ihrem eigentlichen Sinne nach zu verstehen. Vielleicht liegt das an einer Unbeholfenheit unsererseits, daß wir uns nicht klar und ausführlich genug ausdrücken; vielleicht liegt es auch an etwas in unsern Iowaer Brüdern, daß sie aus unsern Beschlüssen etwas herauslesen, was nicht in denselben steht und nicht von uns mit denselben gemeint ist. . . . Unsere Synode hatte schon in Richmond vor vier Jahren viel mehr beschlossen als die bloße Annahme der Toledoer Thesen, nämlich

Iowa als rechtgläubige lutherische Synode anzuerkennen. Öffentlich wird nun allgemein von Iowa beachtet werden, daß wir Iowa, wie schon in Richmond in aller Form beschlossen, als rechtgläubigen lutherischen Kirchenkörper anerkennen. Der andere Punkt, bei dem ebenfalls ein Mißverständnis vorzuliegen scheint, ist der vom „Kirchenblatt“ erwähnte: Ist Kirchengemeinschaft da, so sollte sie betätigt werden; nun hält aber Ohio immer noch mit dieser Betätigung zurück, gewährt aber trotzdem einzelnen Wittstellern solche Betätigung. Ist das nicht die reinste Inkonsequenz? Oder, wie das „Kirchenblatt“ es auszudrücken beliebt: Einmal erscheint die Sache als eine prinzipielle, das andere Mal als eine Sache der Opportunität — eben ein Gegensatz, ein Widerspruch, der sich nicht ausgleichen lassen will. Und doch ist die Sache ziemlich einfach. Schon in Richmond beschloß unsere Synode, daß die Anerkennung der Rechtgläubigkeit die Kirchengemeinschaft, und das schließt auch die Betätigung derselben ein, mit in sich begreift. Unsere Synode sprach also klar und deutlich aus, was eigentlich prinzipiell zur Sache zu sagen war. Zugleich aber wies sie auf einen Umstand hin, der trotz des zugestanden und anerkannten Prinzips die einfache allseitige Betätigung der Kirchengemeinschaft hinderte. Das war und ist das Verhältnis zum Generalkonzil, mit welchem Iowa in ausgesprochener Kirchengemeinschaft steht, welche Gemeinschaft auch seitens Iowas bei öffentlichen Gelegenheiten sehr emphatisch und sehr öffentlich zum Ausdruck gebracht wird. Wir unsererseits befinden uns nun in der Lage, daß wir mit dem Generalkonzil nicht in solche Gemeinschaft treten können, auch nicht auf dem Umwege durch Iowa. Deshalb nicht, ist oft und deutlich genug angegeben worden. Darum beschloß unsere Synode, weiter mit Iowa zu verhandeln, um, wo möglich, dies Hindernis aus dem Wege zu räumen. Diese Verhandlungen wurden dann auch eingeleitet und sind bis jetzt noch nicht zum Abschluß gekommen.“ Bezug nehmend auf diese Darstellung der „Kirchenzeitung“, sprach sich das iowasche „Kirchenblatt“ in einer folgenden Nummer in nachstehenden Worten aus: „Wir freuen uns, daß es unmißverständlich ausgesprochen ist, daß die Anerkennung der Rechtgläubigkeit unserer Synode die Kirchengemeinschaft und ihre Betätigung einschließt. Damit ist es ja allen Gliedern der Ohiosynode freigestellt, mit uns Stanzel- und Abendmahlsgemeinschaft zu pflegen. Daß dies nicht alle tun, liegt daran, daß sie an unserm Verhältnis zum Generalkonzil Anstoß nehmen. Wir anerkennen nun das Generalkonzil als einen Teil der rechtgläubigen lutherischen Kirche und freuen uns, daß in diesem großen, einflußreichen Kirchenkörper das Bekenntnis unserer Kirche mit Treue festgehalten wird. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß auch die Ohiosynode, die über mancherlei ärgerliche Vorkommnisse, meistens aus früherer Zeit, meint Klage führen zu müssen, mit dem Generalkonzil zu einer Verständigung kommen und mit uns in Kirchengemeinschaft mit diesem Kirchenkörper treten wird.“ Tatsächlich ist gerade auch im letzten Jahre in der Stellung gegen die Synodalkonferenz eine solche Einmütigkeit zwischen Konzil, Ohio und Iowa auf der Basis von D. Kesslers „free moral agency“ und „cooperation“ zustande getreten, so daß sich niemand wundern sollte, wenn aus dieser Allianz in nicht allzulanger Zeit eine Föderation oder gar ein neuer Gesamtkörper entsteht.

**Augustanasynode und Generalkonzil.** Innerhalb der schwedischen Augustanasynode, die seit der Gründung des Generalkonzils im Jahre 1867



diesem angehört und mit seinen 180,000 Kommunizierenden Gliedern den größten Einzelbestandteil des Konzils ausmacht, bahnt sich seit einigen Jahren eine Bewegung an, die einen friedlichen Austritt der Schweden aus dem Konzil zum Ziel hat. In dem englischen Blatt der schwedischen Synode, dem *Lutheran Companion*, wurden die Vorzüge, die eine Trennung von dem Gesamtkörper für die Schweden haben würde, wie folgt, ausgeführt: "After considering the matter in all its bearings for several years, and after securing such information, *pro* and *con*, as has been available on the periphery, the present writer has arrived at the conclusion that the Augustana Synod ought to sever its present relation with the General Council. We know that the change would not be entirely agreeable to all our brethren in the General Council, for various reasons; but for some of the same reasons and for others equally good a number of the brethren in the Augustana Synod wish to readjust an anomalous situation." Der Schreiber des Artikels, E. J. Södergren, richtet sich dann an solche Glieder der Augustana-Synode, die ihm in dieser Sache beipflichten, und fordert sie auf, "to agree, if we can, at some early meeting of the Synod on such action as shall bring about a satisfactory solution of, what amounts to an actual problem". In bezug auf das gegenwärtige Verhältnis der Augustana-Synode zum Konzil heißt es dann weiter: "The 'anomaly' of it consists in the awkward circumstance of a general body in a general body, together with local synods. It makes us feel as though we were 'neither fish nor fowl,' and we cut a rather ridiculous figure whether we try to stand up or sit down,—which, by the way, may account in part for some of the more or less amusing (?) things in word or silence, deed or inaction, which we have to our credit. It seems to be a case of a Jonah swallowed up by a great fish, and, no doubt, the combination is a little distressing to both. . . . This will, of course, not prevent us, as a general body, from maintaining equal and cordial relations with the General Council. On the contrary, it will enable us to establish such a natural and happy relation as is not possible under present conditions, as also to form close and satisfactory alliances with all the other general bodies of our Church. But all the while we have our own special mission to perform and our own distinct interests to conserve. And this can be done best by directing our own affairs, employing our own men and women, and making proper disposition of our own means. The time seems to have arrived for the Augustana Synod to do 'intensive' spiritual work in a smaller section of her own on the India field, and by methods and means approved by her own experiences." Was für Motive dieser Bewegung innerhalb der Augustana-Synode zugrunde liegen, entzieht sich vorerst noch der Beobachtung. Daß es unter den schwedischen Lutheranern gärt, dafür haben gerade die Spalten des *Lutheran Companion* in den letzten fünf Jahren manchen Beweis geliefert.

G.

**Unionismus der Generalsynode.** Im *Lutheran Church Work*, dem offiziellen Blatt der Generalsynode, stand kürzlich folgendes über die Praxis dieses Körpers in der Aufnahme Andersgläubiger zu lesen: „In den meisten unserer Generalsynode-Kirchen, wenn nicht in allen [1], wird ein Entlassungsschreiben von irgendeiner Kirche einer andern evangelischen Denomination angenommen und behandelt gerade wie ein ähnliches Schreiben

von einer andern lutherischen Kirche.“ Also auch im konservativen Blatt der Generalsynode immer noch die Position, die einst im *Lutheran Evangelist* so zum Ausdruck kam: “As to pulpit and altar fellowship, the General Synod through all its history opens its pulpits to all ministers of all evangelical denominations, and emphasizes the communion table as the Lord’s table, to which all Christian believers are cordially invited. General Synod Lutheranism is broad as the Gospel of God’s love, seeking to win and not to repel. Faith in Christ is the one condition of salvation. We were not present at the Richmond convention, but we do understand the letter and spirit of General Synod Lutheranism. It takes no backward steps, and faces courageously to the front. We rejoice in the most cordial fellowship with all who accept the Christ.” So schrankenlos ist die Freiheit, die in der Generalsynode geübt wird, wenn es sich um Aufnahme von Leuten handelt, die „Christum annehmen“, daß auch eine solche Kleinigkeit wie die Zugehörigkeit zu geheimen Gesellschaften dem Prinzip der “cordial fellowship” nicht im Wege stehen darf. In demselben Artikel des *Evangelist* hieß es: “Every reader of the *Evangelist* knows that our General Synod regards the matter of ‘lodge membership’ as a matter of Christian liberty. Some divisions of the Lutheran Church forbid membership in secret societies to members of their churches, but the General Synod finds no warrant in God’s Word for such restriction. The synodical bodies that do place such restriction find trouble with the pastors and members who will not submit to this infringement of individual liberty.” Daß eigentliche “infringement of individual liberty”, gegen das man in der Generalsynode ankämpft, ist — daß lutherische Bekennntnis.

G.

Ein Streiflicht auf die Methoden, die von der Majoritätspartei der Norwegischen Synode angewandt werden, wirft ein “pledge”, der nach einem Bericht in „Kirkebudet“ denen, die als ärztliche Gehilfen in der Chinamission dienen wollen, abverlangt wird. Die Verpflichtung solcher, die sich für diesen Dienst melden, erheischt eine Beantwortung folgender Fragen: “In case the three Norwegian Lutheran bodies, which now are considering the matter of union, should agree to unite as one body, and thereby also consolidate their foreign missions, would your conscience permit you to continue as a worker in the new body? In case organic union should not be consummated, would it be possible for you to work together with other Lutheran church-bodies or mission societies in such activities as our synod might decide upon? We instance the following: Union seminary for the education of native pastors and other mission workers, union school for native teachers, the joint publication of school-books, missionary matter, papers, etc.” Hierzu bemerkt P. Gulltign in dem genannten Blatt: „Ein solcher Arzt muß also seinen (eventuellen) Eintritt in einen Synodalverband versprechen, dessen Gestaltung er noch nicht kennt, und der noch gar nicht existiert. Falls die Synode bestehen bleibt, muß er versprechen, daß er mit andern Gemeinschaften und Missionsgesellschaften, die den lutherischen Namen tragen, nach Bestimmungen, die die Synode später fassen mag, gemeinschaftlich arbeiten will, und sich also an menschliche Beschlüsse unbedingt binden, die er noch gar nicht kennt, und die er also noch nicht nach Gottes Wort hat prüfen können.“ Die Gemeinschaften, die man im Auge hat, sind ohne Zweifel die norwegischen

Körperschaften, deren Arbeitsgebiete an das neue Missionsfeld der Norwegischen Synode in China grenzen, und die jetzt schon ein gemeinschaftliches Predigerseminar in China im Betriebe haben, nämlich die Forenede Kirke, die Haugesynode, die finnische Missionsgesellschaft und die Mission der Landeskirche Norwegens. G.

Die Vereinigungsbewegung unter den Reformierten ist in letzter Zeit, trotz des sich immer breiter machenden Indifferentismus in der Lehre, merklich ins Stoden geraten. Auf der Jahresversammlung der United Presbyterians im Mai 1914 hat man die Basis of Union, die mit den südllichen Presbyterianern vereinbart worden war, und über die in den Gemeinden der südllichen Presbyterianer schon abgestimmt wird, wieder fallen lassen "in view of the apparent lack of enthusiasm which should accompany any such union as has been proposed, and the seeming certainty that, if overtured, the measure would be defeated, and mindful of the fact that harmony and Christian fellowship are more important than organic union, and believing that under existing conditions it is the duty of our Church to give undivided energy and attention to the great, growing work which our Lord has already given her to do". Statt dessen will man die Gemeinden noch einmal fragen, ob sie wirklich willens seien, daß die United Presbyterian Church ihre "separate and independent existence on the basis of its accepted faith and usages" aufgeben solle, um mit andern reformierten Kirchen eine Vereinigung eingugehen. Ein Berichterstatter schreibt über die Diskussion der Vereinigungsfrage: "The discussion as a whole, while characterized by earnestness, was lacking in the old-time fire and enthusiasm, when men were contending for their convictions." Hauptsächlich auch, weil man in der liturgischen Frage hoffnungslos als geteilter Ansicht dasteht, hat man von der Vereinigung mit den südllichen Presbyterianern abgesehen. Man fürchtet Spaltung im eigenen Lager. Schon bestehen zwei Richtungen. Die konservative Partei hält fest an dem echt calvinistischen Satz: "Whatsoever is not commanded in the Scriptures is forbidden" — und da kein Gebot in der Schrift vorliege, andere Gesänge als die im Psalter enthaltenen zu singen, seien allein diese im öffentlichen Gottesdienst gestattet. Das Presbyterium von Monongahela hatte um eine Auslegung des Bekenntnisparagrafen, der vom gottesdienstlichen Singen handelt, angefragt. "The memorial was based on a desire for greater freedom in some of our churches in the use of anthems and other special music. There is some complaint that the field of special psalm music is too restricted." Das zuständige Komitee brachte darauf folgenden Bericht ein: "This memorial presents the question, 'Does the Eighteenth Article of our Testimony prohibit the singing in our churches of Scripture words other than the Psalms?' The following answer is submitted: The Eighteenth Article of the Testimony is the witness of the Church to that which should be the matter of praise in the formal worship of God. It testifies solely as to formal worship. It enjoins the use of the songs contained in the Book of Psalms. It disallows the use of the devotional compositions of uninspired men. It refrains from any expression as to the use of Scripture words other than the Psalms." Damit war eine vermittelnde Stellung genommen, die aber von Vertretern beider Richtungen scharf angegriffen wurde. Die Sache wurde an das Komitee zurückverwiesen, das nun folgenden Beschluß in

Vorschlag brachte: "1. That we hereby declare that the Eighteenth Article of the *Testimony* does not prohibit the singing of other inspired Scriptures than those of the Psalms in the public worship of God. 2. That the exercise of such freedom in the use of inspired Scriptures for the purpose of impulse and instruction in the way of life and for the comfort of believers shall be at the discretion and under the control of sessions." Dieser Komiteebericht wurde mit geringer Majorität zum Beschluß erhoben. Es dürfen demgemäß also Gemeinden der United Presbyterians jetzt andere in Musik gesetzte Abschnitte Heiliger Schrift (nicht also Choräle oder überhaupt Gefänge, die nicht durchweg aus Schriftworten bestehen) öffentlich gemeinsam singen! Welch ein Verzehten von Rinze, Dill und Rummel! G.

Auch das zwischen den Vereinigten Brüdern und den Protestantischen Methodistischen hangende Unionsprojekt ist dem Scheitern nahe. Die Vereinigten Brüder haben bekanntlich eine Episkopalregierung, und die Protestantischen Methodistischen sind von der M. E. Church hauptsächlich aus dem Grunde ausgetreten, um sich dem Druck des Bischofsregiments zu entziehen; doch sind beide Gemeinschaften in der Lehre wesleyanisch. Schon vor mehreren Jahren, als man sich die organische Verschmelzung von Kirchenkörpern noch sehr leicht vorstellte, wenn man nur in einem prayerful spirit an die Sache herantrete, war es eine Vereinigung zwischen den Vereinigten Brüdern einerseits und den Protestantischen Methodistischen und den Kongregationalisten andererseits, die angestrebt wurde, die aber an der Eigentumsfrage scheiterte. Später wurden wieder Verhandlungen zwischen den Vereinigten Brüdern und den Protestantischen Methodistischen angestüpft, und diese schienen auch zu einem Ziele führen zu wollen, bis sie in neuester Zeit auf ein großes Hindernis gestoßen sind, an welchem wieder alles zu zerfallen droht. Die Generalkonferenzen beider Kirchen hatten eine Basis für die Vereinigung gefunden und ihren Kirchen zur Annahme empfohlen. Nun aber die Sache an die Jahreskonferenzen und an die Gemeinden zur Abstimmung gelangt, mehren sich die Anzeichen, daß man nur auf Kosten einer Spaltung in beiden Kirchenkörpern auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren kann! Das *Religious Telescope*, Organ der Vereinigten Brüder, bringt in seiner Ausgabe vom 14. Oktober die Mitteilungen zweier ihrer Bischöfe betreffs der Abstimmung über die Vereinigungsfrage. Bischof Weesly, der älteste unter den aktiven Bischöfen dieser Kirche, der seinerzeit auch zündende Reden zugunsten der Vereinigung hielt, bläht Salt! und empfiehlt, daß die Sache an ihre Generalkonferenz zu weiterer Beratung zurückverwiesen werde. Er befürchtet, daß durch die Vereinigung, falls sie durchgeführt werden sollte, eine große Spaltung in beiden Kirchen verursacht wird. „Jeder vernünftige Unionist“, schreibt Bischof Weesly, „wünscht ein Zusammenkommen, das organische Einheit von Kopf bis zu Fuß bedeutet. Eine Vereinigung, die einen großen Prozentsatz beider Gemeinschaften ausschließen würde, wäre gar keine Vereinigung, sondern würde nur bittere Trennung verursachen, gefolgt von jahrelangen kostspieligen gerichtlichen Verhandlungen.“ Bischof Weesly erklärt auf Grund jüngst eingeholter Erkundigungen, daß die Vereinigten Brüder noch nicht bereit seien, die Vereinigung zu vollziehen. Er unterbreitete die Frage, ob die bischöfliche Behörde dem Volk die Vereinigungsfrage zur Abstimmung vorlegen, oder ob die Frage zur weiteren Verhand-

lung an die Generalkonferenz zurückverwiesen werden solle, sämtlichen Distriktsuperintendenten seiner Kirche. Dreiunddreißig antworteten, und von diesen waren sechs für Gemeindeabstimmung, während sechsundzwanzig dafür waren, daß die Sache an die Generalkonferenz verwiesen werde. Die ersteren repräsentierten 52,924, die letzteren 239,094 Glieder. Nach Bischof Beekly sieht es in der Methodistengemeinschaft, mit der man sich vereinigen wollte, betreffs der beantragten Union noch schlimmer aus als bei ihnen. Die große Maryland-Konferenz werde sich der Union nicht anschließen, wenn sie auch durch eine Abstimmung beschloffen würde. Die North Carolina-Konferenz werde in keinem Fall die gegenwärtige Basis anerkennen. Die Maryland-Konferenz hat 28,837, die North Carolina-Konferenz 21,805 Glieder, und diese beiden Konferenzen besitzen ein Drittel des sämtlichen Eigentums der protestantischen Methodisten. Auch andere südliche Konferenzen würden sich nicht eher anschließen, bis bedeutende Modifikationen gemacht würden, welche ihren eigentümlichen Lehraufsichten entsprächen. Der Bischof sagt: „Persönlich bin ich für die Vereinigung, wie ich das immer gewesen bin. Aber ich bin einer der letzten Männer in der Kirche, der eine Sache erzwingen würde, die uns Unannehmlichkeiten bringt. Ich habe von Anfang an gesagt und wiederhole es jetzt, daß, wenn wir eine Vereinigung haben wollen, sie von unserm Volke nahezu einstimmig angenommen werden müsse.“ Bischof Chrus J. Kephart schreibt ähnlich wie sein älterer Kollege. Auch er hat einen solchen Zustand der Ungevißheit und der Unzufriedenheit bei vielen Gemeinden der Vereinigten Brüder wahrgenommen, daß es schwer halten würde, die nötige Dreiviertel-Stimmenmehrheit für die Vereinigung zu sichern. Zudem hat sich eine der stärksten Konferenzen seiner Kirche dahin erklärt, daß sie in der Sache gar nicht handeln werde. „In Anbetracht dieser Dinge“, sagt Bischof Kephart, „scheint es mir, so gern ich die Vereinigung sehen möchte, daß die Weisheit diktiert, daß die ganze Angelegenheit an die Generalkonferenz zurückverwiesen werden sollte, damit die Trennung und Zersplitterung verhütet werde, die gewiß stattfände, wenn Abstimmung in den Gemeinden verordnet würde.“ Auf den weiteren Verlauf der Sache ist man gespannt. Jedenfalls bietet das Neueste aus den reformierten Unionsbestrebungen gewisse Anhaltspunkte, die von führenden Persönlichkeiten innerhalb der nordwestlich-lutherischen Kirche unsers Landes mit Nutzen studiert werden könnten.

**Der Weltkrieg und das Christentum.** Während sich für die politischen Grundlagen des großen Krieges in der reformierten Presse so wenig Verständnis zeigt wie vor einem Vierteljahre, kommen hier und da Ansichten zur Geltung, die auf eine gesündere Auffassung der religiösen Momente in der Beurteilung des Krieges schließen lassen. Der *Presbyterian* kommt zu der Erkenntnis, daß man allgemein eine falsche Auffassung vom Frieden gehabt habe, die auch eine verfehlte Weltfriedenspropaganda zur Folge haben mußte. Neben mancher Unklarheit kommt dann der korrekte Gedanke zum Ausdruck, daß „general greed, love of power, boasts of mechanical achievements, materialistic affection, and self-sufficiency“, vor allem „the damnable pride and unbelief of our age“ die Schuld an dem Krieg trage. Auch auf die Äußerung des Unglaubens in der modernen Bibelkritik wird in dieser Verbindung hingewiesen. — Ein anderer Artikel im *Presbyterian*, aus der Feder Dr. Daniel Williams,

weiß darauf hin, daß die Lehre von der tiefen Verderbtheit der menschlichen Natur durch diesen Krieg neue Bestätigung erhalte. Ein Abschnitt lautet: "This European war shows to me how firm, substantial, and true the doctrines of the old theology are; how false, absurd, and erroneous the New Theology, the Modern Theology, and every other heretical theology are; how it brings out in bold relief the old doctrine of Original Sin, or, as sometimes called, The Entire Corruption of Human Nature, or Total Depravity, as it is often termed. Our liberal and loose friends ought to learn a lesson now, and some of them are getting it. I quote the following from one of our weeklies: 'Another thing which we think every American of the fifty who got this first sight of war has come to feel is that our religion has broken down in its psychology, that our gospel has been addressed to a man who does not exist, that our sermons have been preached to an imaginary man. We have been preaching to men as highly respectable, on the whole, good, some of them saintly, while, as a matter of fact, this has been only seeming. They have seemed this because great temptations have not aroused them from their sleep. No one who came across Europe within the last month can ever hold this easy faith again. Men are beasts, cruel, lustful, revengeful, ravening, just as the Gospel represents them.'" — Auch die „christlichen Nationen“ werden in vereinzeltten Kundgebungen als das, was sie sind, nämlich als Fiktion, erkannt. Im *Christian Workers' Magazine* wird die Frage: "But has not the Gospel been preached among, and the Christ accepted by, these warring nations?" ganz richtig von einem Einsender beantwortet: "That Christ has been preached among these peoples there can be no question; indeed, they are among the foremost missionary agencies; they have sent missionaries to preach Christ to the heathen nations of the world, — those very nations that to-day, because of this war, laugh and ridicule the Christianity which they are asked to accept as a balm for all their troubles, but which does not save these missionary nations themselves from their own present awful trouble. Yes, Christ has been preached to these nations, but they have not as nations accepted Him as Savior and Ruler. Individuals among them have done so. But national salvation is not the plan of God for this age. It is the divine purpose for this dispensation that there should be gathered out from among mankind those who, by a living faith, unite themselves, or are united by His Spirit to Christ, as Savior and Lord." Falsch ist allerdings, wenn in demselben Artikel dann behauptet wird, wenn die Frage des Kriegsführens von den einzelnen Christen entschieden werden könnte, so müßten alle Kriege "immediately and forever" aufhören. Man will dem Gedanken, daß es auch gerechte Kriege gibt, und daß auch Christen dem Kriegerstande angehören dürfen, nicht Raum geben. — In der *Sunday-School Times* hat Prof. Griffith Thomas in einem Artikel über den Weltkrieg folgende Korrektur an der Auffassung der Kirche als eines Institutes, das in erster Linie der sozialen Reform zu dienen habe, angebracht: "Perhaps the supreme lesson to be learned at the present time is that the kingdom of God is something vastly different from what is taught in many quarters to-day. Some people seem to identify the divine kingdom with the introduction of a new social order; others regard it as associated with the coming of civilization and international peace. But neither of

these is the New Testament conception of the kingdom, and this war will do some good if it reminds many, even among preachers, that all the transformation of the social order and all The Hague conventions in the world will not usher in the kingdom of God. The circumstances of the present war will open the eyes of many who have been 'sidetracked' in their preaching of a social gospel and of an evangel of international concord. After twenty years of The Hague convention, when civilization may almost be thought to have reached its consummation, and when Europe has apparently been leavened with the principles of peace, this war suddenly takes place. It shows that, in spite of everything, civilization and the kingdom of God are not synonymous terms." G.

## II. Ausland.

Hat die Wortverkündigung versagt? Das behauptete kürzlich eine „Mitteilung“ des „Evangelischen Verbandes für kirchliche Gemeindepflege in Elsaß-Lothringen“ im Hinblick auf die kirchliche Lage. Die Wortverkündigung, so wie sie bis jetzt stattgefunden hat, sei ohne „entscheidende Wirkung“ geblieben. Als Heilmittel für die religiöse Notlage wird dann, ganz wie in den amerikanisch-reformierten Gemeinschaften, der social service, die „werkthätige Liebe“, empfohlen. Was hierzu zu sagen ist, führen die Straßburger „Theologischen Zeitblätter“ in mustergültiger Weise aus. Es wird da gefragt: „Ist denn in unserm Lande in den letzten hundert Jahren und noch länger das unverfälschte Wort Gottes, wie Paulus schreibt, auch wirklich verkündigt worden, also daß die Gemeinden dadurch erneuert werden konnten? Herrschte nicht der Nationalismus, und herrscht nicht jetzt der Liberalismus, Richtungen, welche die rechte ‚Wortverkündigung‘ nicht haben? . . . In den ‚Mitteilungen‘ heißt es: ‚Die Wirklichkeit predigt erschreckend deutlich: Die Wortgemeinde hat versagt. Daraus folgt die Notwendigkeit, daß zu Wort und Sakrament als den konstitutiven Elementen als konsekutives Moment die werthätige Liebe treten muß.‘ Was will das bedeuten? Haben denn die jungen, man möchte sagen, unerfahrenen Herren in ihrer Weisheit erst herausgefunden, was Paulus und Luther schon vor langer Zeit gesagt haben von dem Glauben, der durch die Liebe tätig ist? Sie haben sich auch nicht auf die bloße ‚Wortverkündigung‘ beschränkt, sondern haben ihre werthätige Liebe an den Tag gelegt. . . . Nicht die ‚Wortgemeinde‘ hat versagt, wie man behauptet, sondern Pfarrer und Gemeinden, indem sie sich unter Umständen zu wenig oder gar nicht an das wahre Wort Gottes gehalten haben. Ist es jetzt anders geworden? Soll irgend ein ‚Ev. Verband‘ an die Stelle der Kirche mit ihrer Wortverkündigung treten, auf daß die rechte Bewegung in die Christen hineinkomme? Sehen wir, was der ‚Ev. Verband‘ bezweckt. Man will ‚Taten tun‘ (Mittl., S. 11). Was sind dies für Taten? Verschiedene Redner haben sich angetragen, Vorträge zu halten in den Gemeinden, welche es begehren, z. B. über ‚Die Geschichte einer fledensteinischen Pfarrei im Dreißigjährigen Krieg‘ oder ‚über das Leben in unsern Burgen im Mittelalter‘. Dann soll es auch ‚Märchenabende‘ (!) geben für groß und klein (Lichtbilder) usw. Oder: ‚Was ist Aberglaube?‘ Auch die alten Nationalisten haben schon gegen den Aberglauben gepredigt. Wir fragen: Was ist da das Neue, das wert wäre, an die Stelle der ‚Wortverkündigung‘ gesetzt zu werden, also daß die ‚werthätige Liebe‘, welche bis jetzt zurückgesetzt wurde,

nun endlich durch den ‚Ev. Verband‘ auf den ihr gebührenden Thron gehoben würde?! Auch wurde dafür gesorgt, daß das Spiel- und Sportgeschäft ‚Puppenfee‘ (1) in Straßburg einige der bekanntesten und beliebtesten Geräte für Jugend- und Turnspiele auf dem ersten Gemeindegtag, der am 19. Juli 1914 stattfand, ausgeteilt hat. Da sind wir weit von Luther und Paulus weggekommen!“ G.

In welcher Weise liberale Theologen die Welle religiöser Ernüchterung, die gegenwärtig das deutsche Volk durchdringt, für sich zu werten suchen, zeigt ein Aufsatz des P. Graue (Berlin) über „Die Umgestaltung der religiösen Lage durch den Krieg“ im „Protestantenblatt“. Besonders bezeichnend ist folgender Abschnitt: „Und nun wird auch den Christen deutscher Zunge der Mut wachsen, aus dem Morgenlande aufzutreten und ihren Glauben an Gott als Deutsche zu haben. Viel weniger in dem Gegensatz von moderner Weltanschauung und veralteten Dogmen lag die religiöse Krisis mit ihren innerkirchlichen Kämpfen und der Gleichgültigkeit der Nichtkirchlichen begründet als darin, daß wir Jesus und seinen Aposteln schuldig zu sein glaubten, in unsern religiösen Vorstellungen und Gefühlen semitisch zu sein. Deutsche Ehrfurcht wird uns gewiß dauernd an Jesus innerlich binden, doch so, daß aus dieser Ehrfurcht uns die innere Zurechtweisung geschenkt wird, Gott in unserer eigenen Art zu erfahren und anzubeten. Nicht als sinkendes Volk, das den Untergang der Welt erwartet wie die ersten Christen, sondern als eine Nation, die sich zur Weltherrschaft ansieht und auch durch Niederlagen nicht mehr um ihren Glauben an sich selbst gebracht werden könnte. Auch nicht als zerknirschte Seelen, die zwischen Sünde und Gnade hangen und bangen, sondern als Menschen, die ihre Pflicht zu tun bereit sind, ihre Schwächen eingestehen und bekämpfen, aber sich mit Reue nicht allzulange beschwören, weil das jedenfalls in diesem weltgeschichtlichen Augenblick Zeitverschwendung wäre. Als das Volk der Ordnung, und das bedeutet für unsere Anbetung Gottes, daß wir auch den gütigen Allgeist nicht außerhalb der Welt in Dunst und himmelhoher Ferne suchen, sondern in Gesetz und Notwendigkeit, in Gewissen und Gemüt, in den Schicksalen des Vaterlandes wie des persönlichen Lebens, kurz, innerhalb der wirklichen Welt. Als Heilige haben andere Völker die verehrt, die wunderbar der Gottheit besonders nahe zu stehen schienen; der Germane hat sie als Hexen und Zauberer verbrannt, weil sie ihm unheimlich waren und seinen Glauben an die Treue Gottes störten. Nur wenn Gott immer und überall zuverlässig ist, ein ordentlicher Gott, mögen wir ihm vertrauen, und können wir arbeiten.“ Offenbar glaubt P. Graue auch nach den Ereignissen, durch welche das deutsche Volk so mächtig erschüttert worden ist, für derlei hitzloses und gottloses Gemwäsch eine dankbare Leserschaft zu haben. Wir hoffen, daß er sich täuscht. Zu dieser Zeit das ewige Gotteswort dem christlichen Volk noch als undeutsch, „semitisch“, zu verdächtigen und gegen allzutiefe Buße zu warnen, ist ein abscheuliches Attentat auf die neuwachsende Erkenntnis, daß im Herrn allein Trost und Hilfe ist, und der letzte Satz geradezu eine Herausforderung göttlicher Strafen. Trefsend sagt die „N. A. Z. R.“ zu dieser neuesten Probe liberaler Herzensfrömmigkeit: „Man möchte den Verfasser nur eine Woche in den Schützengräben in Frankreich wünschen, ob er unter den Schreidissen des umgebenden Todes und mitten unter den betenden Soldaten noch Raum für



seine frevelhaften Worte fände. Und wenn er sie ausspräche, würde man ihn schnell zu den Schützengräben hinausbefördern.“ G.

Die gottesläugnerischen Monisten in Hamburg hatten den Mut, aus Anlaß des entbrannten Krieges eine öffentliche Versammlung nach Art der Kriegsbetstunden in dem größten Saale einzuberufen und ihren Gesinnungsgegnern, P. Heydorn, als Hauptredner anzukündigen. Sie hofften wohl, daß ihr Ruf eben solche Scharen herbeiziehen werde wie der der Gloden der christlichen Kirchen, die nicht selten schon vor Beginn des eigentlichen Gottesdienstes abgeschlossen werden müssen, weil selbst kein Stehplatz mehr zu finden ist. Die Polizei hat die Genehmigung versagt, offenbar im Einverständnis mit dem Senat, bzw. dem Generallommando, in der richtigen Erkenntnis, daß jetzt die Zeit zu ernst ist für die Phrasen der Monisten, die unser Volk von dem lebendigen Gott abzubringen suchen, bei dem allein sein Heil steht, und der ihm in der gegenwärtigen Kriegsnot allein helfen kann. (A. E. L. R.)

Ob die Geistlichen aktiven Soldatendienst übernehmen, also mit den Truppen ins Feld ziehen und an den Kämpfen teilnehmen sollten, ist eine Frage, die gegenwärtig viel besprochen wird. In einer längeren Abhandlung über den „jetzigen Krieg und Luther“ sagt hierzu der bekannte Lutherforscher Prof. D. Walthers: „Nach Luther macht nicht einmal der Mönchsstand unmöglich, dem Rufe der Obrigkeit zu den Fahnen zu folgen, also auch nicht der Predigerstand. Andererseits aber hat Luther es verurteilt, daß Bischöfe und Geistliche ihren von Gott erhaltenen Beruf preisgaben und ins Feld zogen. Und es kann in der That auch eine sündhafte Geringschätzung des Berufes, in dem man steht, zugrundeliegen, wenn man ihn so ohne alle Bedenken aufgibt, um zu den Waffen zu greifen, ohne hierzu gefordert zu sein. Aber wenn nun die Gefahr, die unserm Vaterlande droht, so erschreckend groß ist wie in der Gegenwart, wenn die Masse der zu Deutschlands Vernichtung von allen Seiten heranstürmenden Feinde so viel größer sein wird als das Heer, das wir ihnen entgegenstellen können? Müssen da nicht auch die Geistlichen stolze Freude fühlen, wenn auch sie ihr Leben zur Rettung ihres Vaterlandes wagen dürfen? Gewiß; aber sie sollen auch nicht vergessen, wie notwendig die Arbeit ihres Berufes gerade auch für die Erklämpfung des Sieges sein kann. Denn wieviel kommt darauf an, daß in den Gemeinden der Heimat der rechte Geist lebendig bleibe, der Geist des Gebetes, des demütigen, bußfertigen glaubensvollen Gebetes, der Geist der Opferfreudigkeit, da man selbst das Feuerzeu zu verlieren bereit ist, wenn nur der Sieg erstritten wird, der Geist tatkräftiger Hilfsbereitschaft zur Stärkung und Labung der im Felde kämpfenden, zur Tröstung und Aufrichtung der Verzagten, zur teilnahmbollen Pflege der Verwundeten. — Sollte es aber kirchliche Behörden geben, die dazu neigen, auch solche Geistliche für unabhkömmlich zu erklären, die es nicht wirklich sind, so kann dazu auch das Gefühl bestimmen, daß „Hauen, Stechen und Würgen“ einen Flecken auf die Hand eines Mannes zu bringen scheint, der das Evangelium des Friedens verkündigt und das Wasser der Taufe und das Brot und den Wein des heiligen Abendmahls spenden soll. Und dieser Empfindung wird man nicht jede Berechtigung absprechen dürfen. Vermutlich wird ein Geistlicher, der alle Greuel der Schlacht miterlebt hat, in seiner Gemeinde nicht von dem erzählen mögen, was er selbst dabei zu tun genötigt gewesen ist. Er weiß, es war seine Pflicht, und doch ist ihm, als

Könnte es ihm in dem Urtheil seiner Gemeindeglieder schaden, wenn sie sich das von ihm vorstellten. Wir haben nun einmal das Gefühl, es sollte auch alles Außerliche bei einem Menschen seinem Innersten, seinem Wesensgehalt, völlig entsprechen. Nicht alles, was an sich erlaubt ist, ja Pflicht sein kann, können wir bei jedermann ertragen, etwa weil es mit seinem besonderen Beruf nicht zu harmonieren scheint. . . . Und solange dies gilt, so lange muß auch hier Luthers so oft betonte Mahnung gelten, „die Schwachen zu schonen“, also um der nun einmal bei vielen herrschenden Empfindungen willen die Diener der Kirche so weit als möglich vor der Theilnahme am Blutvergießen zu bewahren. Aber erstens können noch manche Geistliche sich im Felde dem Tode aussetzen, ohne selbst die Waffen zu führen. Wenn man bedenkt, daß nach Luther gerade „in der Gefahr und Todesnot des Krieges am meisten an Gott und die Seele zu denken ist“, und dann hört, wie viele unserer im Felde stehenden Brüder noch keinen einzigen Feldprediger zu sehen bekommen haben, dann ist nicht daran zu zweifeln, daß noch mancher Pastor in seiner Gemeinde eher zu entbehren ist als auf dem Schlachtfelde und im Lazarett. Zweitens kann die Lage eines Volkes so arg werden, daß kein waffenfähiger Sohn unsers Volkes im Kampfe zu entbehren ist. Dann wird auch jene Rücksicht auf die gegen den Kriegsdienst des Geistlichen noch bestehende Abneigung keine Verächtlichmachung mehr haben. Dann wird der Ausspruch Luthers zu gelten haben: „Der Papst hat festgesetzt, daß die Geistlichen nicht kämpfen dürfen. Aber Gotte muß jeder gehorchen. Wenn er von Gott gerufen wird, so darf er nicht einmal fragen, ob er auch unrecht handle. Magst du also Papst oder Mönch oder Laie sein, wenn Gott dir gebietet, mit dem Schwerte zu kämpfen, so gehorche!“ So mögen denn, falls es nach Gottes Willen sein muß, die kirchlichen Behörden auch ihre Geistlichen dazu anleiten, mit dem Bewußtsein, daß ihnen nun dieser Gottesdienst von dem Herrn verordnet ist, zum Schwerte zu greifen.“ — Es hat nicht an Geistlichen gefehlt, die sich an den Kaiser gewandt haben mit dem Gesuch, unter die in der Schlacht stehenden Truppen eingereiht zu werden. Es lief z. B. folgendes Schriftstück im Hauptquartier ein: „Eure Kaiserliche und königliche Majestät bitten untertänigst 26 Superintendenten der Rheinprovinz und der von Hohenzollern zugleich im Namen vieler Amtsbrüder, den evangelischen Geistlichen des Beurlaubtenstandes, die von ihren Presbyterien für abkömmlich erklärt werden und in der Militärseelsorge oder der Krankenpflege keine Verwendung finden, gestattet zu wollen, dem Vaterland in gegenwärtiger außergewöhnlich ernster Kriegszeit auch mit der Waffe dienen zu dürfen.“ Darauf lief am 22. September aus dem Hauptquartier folgende telegraphische Antwort ein: „Se. Majestät der Kaiser und König lassen für die patriotische Kundgebung der Superintendenten der Rheinprovinz und von Hohenzollern danken. Angesichts der großen Arbeit in der Militärseelsorge und der bedeutungsvollen Aufgaben auf dem Gebiete der Seelsorge für die Verwundeten und die Familien der im Felde gefallenen und noch kämpfenden Helden vermögen Se. Majestät jedoch die erbetene Erlaubnis zum Kampfdienst der Geistlichen nicht zu erteilen. Auf allerhöchsten Befehl: Der Geh. Sabinettsrat von Valentini.“ Die „A. G. N.“ bemerkt dazu: „Jedenfalls ein seltsames Bild: die Vertreter des kirchlichen Amtes drängen sich zu den Waffen, weil ihnen der Ernst der Kriegszeit das zu erfordern scheint, und der oberste Kriegsherr vertreibt sie um derselben Ursache willen auf die

Aufgaben ihres kirchlichen Amtes! Wer hat wohl am besten Christi Sinn und den Willen Gottes erkannt?"

**Der Buddhismus in Deutschland.** Vor mehr als zwanzig Jahren sprach ich einmal mit einem ausländischen Pyrenologen über Religion. Dieser Herr erklärte den Buddhismus für die beste aller Religionen. Ich lächelte damals. Aber das war zu früh. Heute steht die Sache ganz anders in Deutschland. Vor einiger Zeit lasen wir folgende Notiz: über den Bassern der Saale steht der neue Stern. Aus Halle soll das neue Heil über Deutschland und Europa kommen. Dort soll Buddha neu geboren oder vielmehr neu gegründet werden. Es hat sich dort unlängst ein „Bund für buddhistisches Leben“ zusammengetan, der sich nicht damit begnügen will, die Verbreitung kulturgeschichtlicher und sprachwissenschaftlicher Kenntnisse des buddhistischen Ostens zu verbreiten, sondern nichts weniger beabsichtigt, als die Wahrheiten und Lehren Buddhas in das persönliche und religiöse Leben der Deutschen einzuführen. Der Bund macht sehr lebhaftige Anstrengungen. Er gründet Ortsgruppen in Berlin, Hamburg und München. Er gibt auch eine „Zeitschrift für Buddhismus“ heraus, die das „Evangelium“ Buddhas mit Eifer verkündet. Gleich das erste Heft, das vor mir liegt, predigt große Worte: „Nur ein Ziel darf vor uns stehen: die Aufhebung des Leidens. Und das soll unser Lebens und Sinnes Richtschnur sein: Nirwana zu finden. Den Weg dazu hat der Buddha klar und deutlich gezeichnet.“ So liest man in dem einleitenden Aufsatz von Dr. Wolfgang Vohn, dem Präsidenten des nirwanasuchenden Bundes, und auch die übrigen Artikel: „Buddhistischer Gottesdienst“, „Auf dem Wege zum Buddhismus“ usw., zeigen, wie eng sich der neue Bund an die Gewandzipfel Buddhas hängen will. Er proklamiert die fünf „Silas“; das sind die fünf Moralstücke Buddhas, in denen das Töten, Stehlen, Lügen, der Ehebruch und der Alkoholgenuß verboten werden, die aber durchaus nichts eigentlich Buddhistisches haben, sondern einfach ethische und hygienische Ratschläge für ein gutes Leben sind.

(Evangel. Bausteine.)

**Deutschland und die Türkei.** Seitdem die Türkei als Bundesgenossin auf die Seite Deutschlands getreten ist, herrscht in kirchlichen Kreisen Deutschlands vielfach Unsicherheit, ob und wiefern deutsche Christen den Mittkämpfer unter dem Zeichen des Halbmondes in ihre Fürbitten einschließen sollen. Im „Bremer Kirchenblatt“ wird geschrieben: „Man erinnert sich daran, daß der Türke durch Jahrhunderte hin der ‚Erbfeind‘ des Christentums gewesen ist, daß Luther die Deutschen ein tägliches Gebet wider ‚der Türken Nord‘ gelehrt hat. Unsere Gegner werden mit dem Finger auf die ‚Armeniergreuel‘ zeigen, die vor bald zwei Jahrzehnten die christliche Welt und auch uns entsetzten, sowenig wir für die völlige Unschuld der Armenier Beweise hatten. Und wie oft, wie eindringlich hat die nun durch Englands Sünde traurig unterbrochene Weltmissionsbewegung als ihren gegenwärtigen Hauptfeind den Islam und sein Vordringen bezeichnet! Mit besonderem Nachdruck ist das ja auf der Edinburger Weltmissionskonferenz geschehen. Wir alle glaubten, es müsse gegenwärtig Gottes Wille sein, daß wir im Zusammenwirken vor allem mit der Weltgroßmacht der englischen Mission jenen ‚Hauptfeind‘ bekämpften. Nun hat Gott alle diese Menschengedanken zer schlagen und uns die Scherben vor die Füße geworfen, so daß heute niemand sagen kann, ob da späterhin überhaupt noch etwas zusammengekittet werden kann.“ Es wird dann eine Parallele gezogen zwischen der

Hilfe, die jetzt Deutschland von der Türkei erfährt, und der Rettung Israels durch König Cyrus. Obwohl es uns scheint, als ob der Vergleich etwas stark hintt, so ist die Ausführung über diesen Punkt doch interessant genug, um hier Platz zu finden. Es heißt da: „Nach dem Zukünftigen fragt mich, und in betreff meiner Söhne und des Werks meiner Hände laßt mich sorgen“, so spricht Gott bei Jesaias im 45. Kapitel, daß die Rettung des Gottesvolles Israel durch den Heiden Cyrus ankündigt. Hier haben wir eine überaus lehrreiche Parallele zu unserer Waffenbrüderschaft mit der Türkei. Cyrus ist ‚Gottes Hirt‘, der Ausrichter seiner Pläne, ‚dessen rechte Hand Gott ergriffen hat‘. Vor ihm her ‚will ich eiserne Türen zertrümmern und eiserne Riegel zerhauen und will dir im Dunkel ruhende Schätze geben und tiefversteckte Reichthümer dir aufstun‘. Betrost dürfen wir das grundsätzlich auf die Hilfe anwenden, die uns erstanden ist, und darum dürfen, ja sollen und wollen wir auch für den neuen Bundesgenossen beten, wie Israel für Cyrus gebetet hat, daß alles diene zu Gottes Ehre und zur Verherrlichung des Namens unsers Herrn. Wir haben ja diese Mächtegruppierung nicht geschaffen. Wir haben den neuen Bundesgenossen nicht künstlich, nicht raffiniert und nicht gewaltsam an unsere Seite gezerrt, wie die Feinde es mit den Japanesen, den Hindus, Senegalnegern, Marokkanern usw. getan haben. Eine Nötigung von weltgeschichtlicher Kraft, der gottgewollte nationale Selbsterhaltungstrieb“ (was heißt das?) „gegenüber der Politik großer Raubtiere hat die Türkei auf unsere Seite getrieben. Diese Raubtiere mache man verantwortlich, wenn man Verantwortliche suchen will! Die Türkei hat mit ihrem Kriege eine gerechte Sache.“

G.

Von den Protestanten in außerdeutschen Ländern erfährt Deutschland wenig Sympathie in dem Kampf, den es führt. Auf die Haltung der Waldenser ist in unserer Zeitschrift schon Bezug genommen worden. Zur „Neutralität“ der evangelischen Christen in der Schweiz gab der „Christliche Volksbote aus Basel“ kürzlich einen neuen Beitrag. Er enthielt folgende Artikel zum Krieg: 1. „Die Geschichte eines deutschen Leutnants“ aus dem Jahre 1866. Der „deutsche“ Leutnant ist ein gotteslästerlicher Mensch, der erst durch die Schrecken des Schlachtfeldes aus einem „verirrten Menschenkind“ zum Vernünftigen wird. 2. „Brief eines französischen Soldaten an seine Schwester“ aus dem gegenwärtigen Kriege. Der „französische“ Soldat ist fromm, lebt in der Bibel und schreibt tief erbaulich. 3. Im „Briefkasten“ des „Volksboten“ erscheint ein Protest gegen einen früheren Artikel des Blattes, der das deutsche Vorgehen in Belgien mit der Handlungsweise Israels gegen die Amoriter zu bedeuern versucht hatte. Die Redaktion antwortet darauf, daß man über die Sache jetzt noch kein gerechtes Urteil fällen könne, zitiert aber gleichwohl aus der Zuschrift eines „verehrten Waadtländer Freundes“, „wie heilig gerade das alte Israel seine Eide, sogar erschlichene Eide, wie den Bündnisseid mit den Gibeoniten, gehalten habe“. 4. Eine längere Korrespondenz aus der evangelischen Kirche in Belgien sagt am Schluß: „Ich glaube, daß unsere Sache eine gerechte gewesen ist, und so halten wir uns fest an den großen Herrn der Gerechtigkeit.“ Das (französische) *Conseil de la Fédération Protestante* hat sich auf einer Versammlung vom 28. September geäußert, wie folgt: „Die Versammlung tabelt den Mißbrauch der frommen Redensarten, in dem die Kaiser von Deutschland und Oesterreich

seit Beginn des Krieges das skandalöse [1] Beispiel geben, und konstatiert mit Betrübniß, wie sehr diese Ausbeutung Gottes der Religion in dem modernen Bewußtsein zu Schaden droht.“ Derselbe *Conseil* (Vorwort) drückt im Namen des ganzen französischen Protestantismus seinen tiefen Schmerz darüber aus, daß er sehen muß, wie nach so vielen Jahrhunderten des Christentums zwei große Kaiserreiche „systematisch die besten Evidenzen des Völkerrechtes verletzen“. Er ist „mit der ganzen zivilisierten Menschheit empört“ über die Zerstörung Rüttichs und die Beschädigung der Kathedrale von Reims. Er weist endlich vor der ganzen Christenheit auf den Schaden hin, der durch Maßnahmen verursacht wird, die „unter dem Deckmantel evangelischer Worte zu einer Verwirrung der Religion der Propheten und Jesu Christi führen“! In der Erklärung von 42 Vertretern der verschiedenen Kirchengemeinschaften Englands heißt es: „Es darf kein Mißverständnis über unsere Lage obwalten. Von dem eifrigen Wunsche nach Frieden beseelt, als solche, die in der ersten Reihe für ihn gekämpft haben, insbesondere darauf bedacht, die enge Gemeinschaft von Deutschland und England zu fördern, fühlen wir uns dennoch veranlaßt zu erklären, daß, wie teuer uns auch der Friede sein werde, die Grundsätze der Wahrhaftigkeit und der Ehre uns noch teurer sind. Wätten wir anders gehandelt, als wir tun, hätten wir wesentlich eine Verpflichtung umgangen, an die wir uns feierlich gebunden haben, so wären wir unsern Verantwortungen und Aufgaben im Hinblick auf die Erhaltung des öffentlichen Rechts in Europa ausgewichen. Wir haben Stellung genommen für den guten Glauben im internationalen Leben, für die Erhaltung der kleinen Nationalitäten und für die Wahrung der wesentlichen Lebensbedingungen für die Brüderschaft unter den Völkern.“ Daß man im ungläubigen Lager der Feinde Deutschlands noch in ganz anderer Weise über die Verurteilungen Kaiser Wilhelms auf Gott und sein Bekenntnis zum Christenglauben herzieht, läßt sich denken. Nur ein Beispiel. Die *Revue Pratique d'Apologétique* gab aus der *Guerre Sociale* von Gustave Hervé in ihrer Septemhernummer zwei Schmähbilder wieder. Auf dem ersten sieht man den deutschen Kaiser auf den Knien mit nebengebrudtem Zitat seines herrlichen Glaubensbekenntnisses in der denkwürdigen Reichstags-sitzung; vor ihm aber steht der Heiland mit abweisender Handbewegung, und als Unterschrift liest man: „Je préfère le baiser de Judas“! Das zweite Bild zeigt den angeblich erschossenen Pfarrer von Roineville an der französischen Grenze und trägt als Überschrift: „Leur première victoire.“

G.

D. theol. von Hindenburg. „Schwulst“ nannten wir leztlich die Begründung, die nach deutschländischen Nachrichten die Verleihung der Doktorwürde an Feldmarschall von Hindenburg begleitete. Es stellt sich jetzt heraus, daß diese Begründung (s. L. u. W. 1914, S. 573) auf einem Scherz beruht, der allerdings in diese schwere Zeit wenig paßt. Nach einer späteren Notiz in der „Evangelischen Zeitschrift“ (Berlin), der wir den Wortlaut jener Fiktion entnommen hatten, lautete das Elogium für alle vier Fakultäten, also einschließlich der theologischen, gleich und hatte (aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzt) folgenden Wortlaut: „Dem Führer der achten deutschen Armee, der die Truppen der Russen geschlagen, zerstreut und vernichtet und dadurch den väterlichen Boden Ostpreußens und der deutschen Kultur gegen die feindliche Barbarei verteidigt und beschützt hat.“

G.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

Februar 1915.

Nr. 2.

## Das antike Weltbild und die moderne Apologetik.<sup>1)</sup>

Es ist ein seit Ciceros Tagen oft bewährtes Verfahren, sich als Unterlage für ein Streitverfahren oder für eine Untersuchung ein sogenanntes Tatsachenmaterial zu schaffen, mit dem man seine Beweise dann mühelos führen kann. Ich sage „schaffen“, weil die Wirklichkeit mit der Darstellung gewöhnlich gar wenig zu tun hat. Oft genug wird diese Methode in der modernen Theologie, besonders in der modernen Apologetik, angewandt. Ein solcher eklatanter Fall von „konstruiertem“ Tatsachenmaterial ist das „antike Weltbild“. Im „Geisteskampf der Gegenwart“ veröffentlicht Herr Pfarrer Hein einen Aufsatz über Kants Theorie des Himmels und den christlichen Gottesglauben, wo er sich zur Rechtfertigung für seinen Artikel mit folgenden Worten ein Tatsachenmaterial schafft:

„Es bleibt eine Tatsache, mit der man sich abzufinden lernen muß, daß der christliche Gottesglaube in seiner geschichtlichen Entstehung, wie er uns in den heiligen Urkunden unserer Religion, vor allem in den Urkunden des Lebens Jesu, übermittelt ist, mit dem naturwissenschaftlichen Weltbild der Antike eng verknüpft ist. Für Jesus, für Paulus und für alle andern Gestalten der heiligen Geschichte baut sich, wie für das gesamte Altertum, die Welt in drei Stockwerken auf: in der Tiefe das Totenreich, darüber als Mittelpunkt der Welt die Erde, das heißt, die damals bekannte Erde, das römische Weltreich, in Gestalt einer

1) Unter dieser Überschrift hat Professor Dr. Edmund Hoppe von Hamburg im vergangenen Jahre in der „Hannoverschen Pastoralkorrespondenz“ (S. 125 ff.) den folgenden Artikel veröffentlicht. Wir bringen denselben hier zum Abdruck nicht etwa, weil wir, was nicht der Fall ist, uns mit dem kopernikanischen Weltbild, welches Hoppe für das richtige hält, identifizierten, sondern vornehmlich weil er die modernen „Apologeten“, die durch den Schwindel, den sie mit dem „antiken Weltbild“ treiben, das Ansehen der Schrift untergraben und dem Christentum vielfach mehr schaden als seine offenen Feinde, ad absurdum führt. Die Angaben der zahlreichen Stellen aus den antiken Klassikern usw., auf die Hoppe seine Darstellung gründet, lassen wir wegfallen. F. B.

flachen Scheibe, und endlich droben das Himmelsgewölbe wie eine große Kugel, an der die Sterne befestigt sind. Diese ganze dreistöckige Welt sieht die Bibel und die ganze Antike beseelt von einem Heer guter und böser Geister: der Herr der Tiefe, Satanas, mit den Geistern der Finsternis; in den Himmelsgewölben thronend Gott mit den Legionen der Engel des Lichtes; die Erde der Kampfplatz zwischen diesen beiden Gewalten, da der Messias durch sein Wirken das Reich der Dämonen zu vernichten und Gottes Reich heraufzuführen gekommen ist. So ist in seiner Entstehung der christliche Glaube eng verbunden mit dem naturwissenschaftlichen Weltbild der Antike."

Auch bei andern Apologeten spielt dies antike Weltbild eine hervorragende Rolle, besonders auch bei der Schöpfungsgeschichte der Bibel. So verlangt Bachmann sogar von dem Religionslehrer, daß er bei der Erklärung von Genesis 1 ein solches dreistöckiges Weltgebäude, die auf dem Ozeanos wie ein Schinkenteller schwimmende Erde mit einem als feste Kugelschale dargestellten Himmel darüber, an die Tafel zeichnen und seinen Schülern sagen soll, das sei die Anschauung des Schöpfungsberichtes wie auch der gesamten Bibel. Freilich wird der unbefangene Leser der Bibel sich erstaunt fragen, wo denn in Genesis 1 etwas Derartiges stehe; er wird daran denken, daß die Bibel niemals Gott nur in den Himmel bannt; er wird an Ps. 139, 8 denken, daß Gott auch in der Hölle sei, oder an Ps. 135, 6 oder 148, 7 usw. Er wird sich erinnern, daß Paulus Eph. 6, 12 von den bösen Geistern unter dem Himmel redet, daß Jesus das Reich der Finsternis Matth. 6, 23 nicht unter der Erde sucht, sondern auf der Erde, und zwar in den Herzen der Menschen. Er wird sich fragen: Woher haben denn jene Herren ihr Weltbild genommen? In der Bibel wird es doch nirgends gelehrt. Sollte es vielleicht auf der bildlichen Darstellung Michelangelos entdeckt sein? Vielleicht berufen sich die Herren Apologeten aber auf populär-wissenschaftliche Bücher, worin auch von solchem antiken Weltbild bisweilen geredet wird. Da wird dann eine gänglich verzeichnete Karte Homers, die meines Wissens von Niebuhr stammt, reproduziert, aber ein „halbdäisches“ Weltbild dargestellt, wie es sich in der Phantasie eines mittelalterlichen Talmudjuden ausgebildet hat. Aber die wirkliche Antike ist doch nicht für solche Dinge verantwortlich zu machen. Wenn jedoch die Bibel in der Tat mit solchem Weltbild „eng verknüpft“ wäre, so würde meines Erachtens die Meinung eine gewisse Berechtigung haben, daß ein mit solchen Aberglauben verknüpftes Buch dem modernen Menschen nicht allzuviel zu sagen habe, und die Bestrebungen gewisser Kreise, das „Wesen des Christentums“ unabhängig von der Bibel zu erfassen, wären vollauf gerechtfertigt.

Demgegenüber muß nun aber festgestellt werden, daß weder die Bibel noch auch die Antike ein solches dreistöckiges Weltbild gehabt hat. Wir brauchen uns bei der Herstellung des antiken Weltbildes gar nicht an mittelalterliche Quellen zu halten, sondern können die Anschauungen

der Alten über das gesamte Weltbild zu den verschiedenen Zeiten sehr wohl verfolgen, wenn wir uns nicht bei den Dichtern, sondern bei wissenschaftlichen Schriftstellern Rat suchen. Freilich sind wir bei dem Verlust der wichtigsten Schriften der klassisch-griechischen Naturforschung darauf angewiesen, aus Fragmenten und späten Zitaten die Anschauung der alten Schriftsteller zu rekonstruieren. Immerhin genügen diese, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß zu keiner Zeit der griechischen Kultur ein solches Weltbild, wie es oben von Herrn Hein gezeichnet ist, bestanden hat.

Schon der älteste griechische Philosoph, von dem wir wissen, daß er schriftstellerisch tätig war, Thales von Milet (620 a. Chr.) hat die Kugelgestalt der Erde gelehrt. Freilich stellt er die Erde in den Mittelpunkt der Welt, um welche Sonne, Mond und Sterne kreisen, aber er lehrt doch von diesen Himmelskörpern, daß sie wie die Erde runde Körper seien, die feurig, das heißt, selbstleuchtend, seien. Von Thales rührt auch schon die Einteilung der Kugeloberfläche der Erde in fünf Zonen her, und die Sterne ordnete er je nach ihrer Sichtbarkeit in diesen fünf Zonen ein. Die gleichen Anschauungen werden uns auch von Parmenides, der darum als ein Schüler des Thales bezeichnet wird, berichtet; aber er geht noch weiter, indem er ausdrücklich sagt, die Sterne seien feurige Dunstmassen, und den Himmel sieht er nicht als ein festes Gewölbe an, sondern als das am weitesten von der Erde Entfernte. Die gleiche Anschauung finden wir auch bei Anaximenes und Empedokles, die ebenfalls als Schüler des Thales bezeichnet werden. Anaximenes förderte diese Erkenntnis des Weltbildes aber noch wesentlich durch die Entdeckung, daß der Mond kein selbstleuchtender Körper sei, sondern sein Licht von der Sonne empfangt. Diese Entdeckung setzte ihn in den Stand, die Mondfinsternis richtig zu erklären, eine Entdeckung, die von Stobaios bereits Thales zugeschrieben wird. Beide haben auch schon den Durchmesser der Sonne gleich  $\frac{1}{700}$  der Sonnenbahn gemessen und haben die Schiefe der Ekliptik gekannt.

Es ist nun interessant, daß diese Jonier auf Grund ihrer Erkenntnis sich auch die Frage nach der Entstehung der Welt zu beantworten suchten. Von Anaximenes ist uns eine solche Kosmogonie überliefert. Im Anfang war der ganze Weltraum mit Luft gefüllt, aber durch Verdichtung dieser Materie entstand zunächst Nebel. Durch weitere Abkühlung wurde der Nebel flüssig und endlich fest; so bildete sich die Erde. Diese aber verdampfte, und dieser Dampf war leichter als Luft, er stieg über die Atmosphäre, und so bildeten sich die feurigen Himmelskörper. Wir haben hier also eine ganz ähnliche Vorstellung, wie wir sie bei Kant's Theorie der Entstehung der Saturnringe wiederfinden. Die Himmelskörper sind also von der gleichen Substanz wie die Erde, aber da das Leichtere eben Feuer ist, so sind sie selbstleuchtend. Jedoch würde man einwenden können: Wenn die Sterne solche feurige Massen sind, warum ertwärmen sie denn nicht die Erde in gleicher Weise wie



die Sonne? Anaximenes weiß die richtige Antwort zu geben: „Wegen der großen Entfernung der Sterne.“ Er hat also nicht nur über Wärmestrahlung Erfahrung gesammelt, sondern er weiß auch, daß die Himmelskörper sehr verschiedene Distanzen von der Erde besitzen, speziell, daß die Sonne sich von den Sternen eben nur durch diese Distanzen unterscheidet.

Mit diesem Befund scheint nun freilich eine Notiz, die sich zweimal bei Aristoteles findet, nicht zu stimmen, daß nämlich Thales sich die Erde als auf dem Wasser schwimmend gedacht habe. Allein Aristoteles hat dabei keine Schrift des Thales vor Augen gehabt; er sagt ausdrücklich, daß er nur nach Überlieferung (*ἢ παρῶν εἰπεῖν*) berichte. Es ist darum sehr leicht möglich, wie man solche Verwechslungen mehrfach bei solchen Zitaten des Aristoteles nachweisen kann, daß Thales hier gar nicht von Schwimmen (*κισθαί*) gesprochen, sondern daß er von einer Entstehung aus dem Wasser geredet hat. Das würde nämlich zu seiner Gesamtanschauung von der Entstehung aller Dinge aus dem Wasser sehr gut passen, während sonst zwischen den oben angeführten Zitaten und diesem Ausspruch des Aristoteles ein unüberbrückbarer Widerspruch klafft. Aber auch mit sich selbst kommt Aristoteles in Konflikt, wenigstens wenn man jenen Ausspruch so verstehen wollte, daß damit gemeint sei, die Erde sei eine flache Scheibe, die auf dem Okeanos schwimme. Denn wenige Seiten nach diesem Zitat gibt er an, daß „die Mathematiker“ den Umfang der Erdkugel zu 400,000 Stadien berechnet hätten. Wen er mit diesen Mathematikern gemeint habe, kann nicht zweifelhaft sein, da wir wissen, daß Anaximander sich mit solchen Problemen beschäftigt hat. Er ist der erste, welcher versuchte, auch die Entfernungen der Sonne und des Mondes von der Erde zu berechnen. Freilich sind seine Worte verkehrt; er gibt an, sie verhielten sich wie 27 zu 19; aber es kommt für uns ja nur auf die Vorstellung an, und sie ist bei Anaximander ganz richtig.

Einen weiteren, erheblichen Fortschritt finden wir bei Anaxagoras. Er lehnt die Verdampfungstheorie des Anaximenes ab und läßt die Himmelskörper aus dem Urstoff durch die Zentrifugalkraft entstehen. Er denkt sich also den Urstoff und die Himmelskörper in Rotation; diese aber sei, sagt er, mit der Rotation irgendeines irdischen Dinges nicht vergleichbar, da sie um viele Male größer sei. Diese Rotation der Körper ist bei ihm auch die Ursache, daß Mond und Sterne nicht auf die Erde fallen. Er setzt also voraus, daß die Schwere auch bei diesen Himmelskörpern wirksam sei. Vermutlich hat Anaxagoras also gemeint, daß die Himmelskörper gleich als fertige Kugeln von dem Urstoff abgeschleudert seien und nicht, wie Laplace meint, als Ringe, die dann zerreißen. Und diese Vorstellung des Anaxagoras ist viel mehr mit dem Resultat des Plateauschen Experiments vereinbar als die des Laplace; denn die Ringabsonderung erfolgt nur, wenn die Rotation plötzlich gemindert wird, während die Abschleuderung von Kugeln nur

Dichtigkeitsunterschiede in der rotierenden Materie verlangt, welche von allen Kosmogonien vorausgesetzt werden. Auch die Phasen des Mondes hat Anaxagoras richtig erklärt, und seine Anschauung über die Milchstraße, daß sie aus einzelnen Sternenhaufen bestehe, ist den modernen Vorstellungen entsprechend.

Aber nicht nur die ionischen Philosophen haben dieses Weltbild gehabt, dem von der modernen Vorstellung eigentlich nur fehlt, daß die Sonne in den Mittelpunkt des Planetensystems gestellt wird, sondern auch die Pythagoreer haben seit der Gründung dieses Bundes durch Pythagoras die Himmelskörper als Kugeln betrachtet. Ein Vertreter dieses Bundes wird uns besonders genannt für die Erklärung der Jahreszeiten aus der Schiefe der Ekliptik. Es ist Dinopides, dessen genaue astronomische Messungen auch die wirkliche Jahreslänge recht gut ergeben, nämlich zu  $365 + \frac{1}{4}$  Tagen. Dabei machte er auf den Unterschied von Sterntag und Sonnentag aufmerksam, so daß man annehmen muß, er habe sehr weitgehende Kenntnisse von dem Kosmos gehabt. Gewöhnlich wird der Pythagoreischen Schule die Ansicht, daß die Erde und die Himmelskörper um das Zentralfeuer rotierten, zugeschrieben; allein diese Ansicht wird nur von Philolaos vertreten, während ein anderer Pythagoreer, Hekatas, diese Verirrung bereits wieder beseitigte und statt dessen die Erde um ihre Achse rotieren ließ, um damit die Entstehung von Tag und Nacht zu erklären. Wir haben also um 400 vor Christo bei den Griechen ein Weltbild, welches sich nur durch die zentrale Stellung der Erde von dem kopernikanischen unterscheidet.

Man könnte einwenden, alles dies sei nur Eigentum einiger weniger Philosophen gewesen, habe aber das Volk gar nicht berührt, und darum könne das Volk sehr wohl jenes „antike Weltbild“ besessen haben. Allein man beachtet dabei nicht, daß jene Philosophen durchaus nicht exklusiv für sich arbeiteten. Von Anaxagoras wissen wir, daß er mehr als dreißig Jahre hindurch einer der gefeiertsten Lehrer Athens war, und seine Schule war durchaus nicht nur von solchen Jünglingen besucht, die sich zu Philosophen, resp. Lehrern, ausbilden, sondern von jungen Männern der wohlhabenderen Kreise, die irgendwie im Staate eine Rolle spielen wollten. So gehörten zu Anaxagoras' Schule Perikles, Thukydides, Euripides und andere. Wenn auch der Schulzwang nicht vorhanden war, so hatten doch weitere Kreise des Bürgertums ein Interesse daran, den Jünglingen eine gute Bildung zu verschaffen. So erklärt sich, daß Platon von allen jenen Dingen als von ganz allgemein bekannten Anschauungen redet. So erwähnt Platon im „Symposion“ die Kugelgestalt der Erde, der Sonne, des Mondes als ganz allbekannte Tatsachen, die zum mindesten alle vornehmen Jünglinge kannten. Aber auch an dem ganzen Volke konnten diese Erkenntnisse nicht spurlos vorübergehen. Ich erwähnte schon die astronomischen Leistungen des Dinopides. Bedenken wir, daß um jene Zeit der Pythagoreerbund in Unteritalien gesprengt wurde, und viele seiner Mitglieder nun ge-

zungen waren, sich als Wanderlehrer ihr täglich Brot zu verdienen, so begreifen wir, daß mit dem Ausgang des 5. Jahrhunderts vor Christo die Pythagoreischen Lehren in ganz Griechenland bekannt wurden. Bedenken wir ferner, daß um dieselbe Zeit der Metonsche Birkel von neunzehn Jahren offiziell in dem griechischen Kalender eingeführt wurde (433), so müssen wir schließen, daß auch der gemeine Mann durch die veränderte Lage der Götterfeste auf die neuen Erkenntnisse aufmerksam wurde. Und wie sehr das Volk an den Lehren der Philosophen Anteil nahm, wissen wir doch aus dem tragischen Geschied des Sokrates.

Von großem Interesse ist es nun, die fortschreitende Erkenntnis bei einem Manne wie Platon zu verfolgen. Zunächst stellt Platon im „Phaidon“ das Problem, wie es philosophisch zu behandeln ist, richtig ein. Er sagt, es genüge nicht, zu sagen, die Erde sei eine Scheibe oder eine Kugel, sondern man müsse nachweisen, warum sie so sei und nicht anders, man müsse zwischen den scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper nach einem Zusammenhang suchen. Im „Staat“ redet er von der kugelförmigen Erde im Mittelpunkt der Welt. Unter Berufung auf Anaxagoras folgt im „Kratylos“ die Bemerkung, daß der Mond kein Eigenlicht habe, sondern sein Licht von der Sonne empfangen und reflektiere. Im „Timaios“ macht Platon dann die wichtige Unterscheidung zwischen den scheinbaren Bewegungen und den wirklichen Verhältnissen und verschiebt die Untersuchung der wirklichen Verhältnisse auf spätere Zeit. Aber die scheinbaren Verhältnisse zwingen schon dazu, den Fixsternhimmel, wo die Körper stets an derselben Stelle bleiben, von den „andern“, die ihre Lage verändern, zu unterscheiden. Darum ist die um feststehende Achse rotierende Bewegung zu unterscheiden von der fortschreitenden; die erstere haben die Fixsterne und die Erde allein, während die zweite auch bei den Planeten gefunden wird. Da die Erde auch die rotierende Bewegung hat, wird sie zur Hüterin von Tag und Nacht. Daß darin die Achsendrehung der Erde, also der Stillstand der Himmelskörper, unzweideutig gelehrt sei, ist von dem gesamten Altertum anerkannt. Über die Planeten sagt Platon hier nicht viel, aber es scheint daraus hervorzugehen, daß er angenommen habe, Merkur und Venus kreisen um die Sonne. Diese später als Euklydisches System bezeichnete Annahme gibt eine nahezu zutreffende Vorstellung der scheinbaren Bewegungen. Daß Platon aber dergleichen gelehrt habe, darf man wohl als zuverlässig ansehen, da bei seinem Schüler Herakleides Pontikus diese Theorie ausführlich zur Erklärung der Rückläufe der unteren Planeten, Merkur und Venus, herangezogen wird.

Platon ist die im „Timaios“ „für später“ versprochene Auseinandersetzung über die wirklichen Verhältnisse nicht schuldig geblieben. Durch das schon zitierte Zeugnis des Plutarch wissen wir, daß Platon „im Alter bereute, der Erde eine so wichtige Stellung im Zentrum der

Welt angewiesen zu haben; diese gebühre vielmehr einem besseren Gestirn". Plutarch sagt nicht, welches Gestirn er gemeint habe. Dafür das Zentralfeuer des Philolaos einzusetzen, wie Zeller will, ist schon um deswillen unmöglich, weil bereits Piletas dies als unhaltbar nachgewiesen hatte; aber es ist auch darum unmöglich, weil das Zentralfeuer in den Werken Platons niemals vorkommt, ebensowenig wie bei einem seiner Schüler. Wir sind vielmehr aus Platons Schriften selbst imstande, das „bessere“ Gestirn nachzuweisen. Sein letztes Werk sind bekanntlich die „Geseze“, welche wahrscheinlich nach seinem Tode veröffentlicht wurden. Da sagt er, er wolle nun etwas ganz Neues sagen, was die Athener wohl kaum gleich verstehen würden. Sie irrten sich nämlich sehr in bezug auf die wandelnden Sterne; sie bewegten sich in festen Kreisbahnen, und es sei der scheinbar langsamste Körper der schnellste, und umgekehrt, das heißt, der Saturn bewege sich schneller als der Mond im Weltraum. Nach einer längeren Zwischenbemerkung kommt er dann nochmals auf dies Thema und sagt: „Die Himmelskörper verdanken ihre Entstehung der Bewegung“ (s. oben bei Anaxagoras); die Ursache der Bewegung aber sei unsichtbar, „darum nennen wir sie Seele. So wird die Welt bewegt durch die Weltseele. Deren Sitz aber ist die Sonne“; und wenn die Seele die Sonne um ihre Achse bewege, so führe sie damit alles (alle Bewegung) aus. Wenn Platon hier von der Seele redet, so meint er damit dasselbe, was Kepler mit seiner Anima in den „*Harmonices mundi*“ meint, nämlich eine unsichtbare Kraft als Ursache der Bewegung. Daß Platon diesen Abschnitt aber mit einem reichen mythischen Flitter umgibt, obwohl er vorher sehr gegen die mythische Götterlehre geeifert hat, ist wohl verständlich, weil ihm das Ende des Sokrates lebhaft vor Augen stand, und er sehr wohl wußte, daß man ihm geradesogut einen Prozeß wegen Irreligiosität anhängen konnte, wie es noch hundert Jahre später möglich war. Im mündlichen Unterricht wird Platon diese Anschauung offener ausgesprochen haben, das dürfen wir annehmen, weil sein Schüler Herakleides das heliozentrische System als eine mögliche Hypothese zur Erklärung der Planetenbahnen offen ausspricht, wenn er sagt, man könne sich die Sache auch so vorstellen, „daß die Sonne stille stehe, und die Erde sich auf eine gewisse Art um dieselbe drehe“. Hier erscheint das heliozentrische System also unverhüllt als Hypothese. Als völlig ausgearbeitete Theorie finden wir dasselbe aber bei Aristarch.

Das Originalwerk Aristarchs ist uns leider verloren; aber Archimedes sagt ausdrücklich, daß Aristarch mit dem heliozentrischen System die scheinbare Bewegung der Gestirne erklärt habe. Da wir von Aristarch ferner wissen, daß er ein messender und rechnender Astronom war nach modernen Begriffen — rührt doch von ihm die noch heute gebrauchte Methode der Bestimmung des Sonnenabstandes nach Mondstrecken her —, so ist sicher, daß diese „Erklärung“, von der Archimedes redet, nicht eine vage Spekulation war, sondern eine auf be-

rechneter Beobachtung ruhende Theorie. Es war natürlich, daß diese Theorie nun auch weitere Anwendung gestattete, und diese finden wir bei Seleucos, der um 200 v. Chr. lebte; er stellte sich nicht nur auf den Boden der Aristarch'schen Theorie, sondern erklärte mit den dadurch gegebenen Stellungen der Sonne und des Mondes zur Erde zum erstenmal die Unregelmäßigkeiten von Ebbe und Flut, speziell die sogenannten Springfluten. Es ist also um 200 v. Chr. ein Weltbild in Griechenland vorhanden, welches dem modernen durchaus entspricht. Die Fixsterne, darunter die Sonne, stehen fest, die Planeten bewegen sich um die Sonne, der Mond um die Erde und begleitet sie auf ihrer Bahn um die Sonne.

Man wird nun einwenden, daß die Entdeckung des heliozentrischen Systems doch wohl selbst in Astronomenkreisen unwirksam geblieben sei, da Hipparch und 300 Jahre nach ihm Ptolemaios doch das geozentrische System mit der Epizyklen-theorie vertreten und zur allgemeinen Annahme gebracht hätten. Allein, dem ist entgegenzuhalten, daß Hipparch durchaus nicht eine Theorie der Wirklichkeit geben wollte, sondern nur nach einer mathematischen Methode suchte, um die scheinbaren Stellungen der Planeten und der Sonne zu berechnen, eingedenk der Worte Platons, daß es nicht Aufgabe des Astronomen sei, die wirklichen Bewegungen festzustellen, sondern vielmehr eine mathematische Theorie zu schaffen, welche die scheinbaren Zustände erkläre. Nach dem Stande der mathematischen Wissenschaft aber war es ihm sehr viel bequemer, diese Rechnung mit Epizyklen durchzuführen als auf Grund der heliozentrischen Koordinaten. So war der Mangel an hinreichender Weiterbildung der Mathematik die wesentliche Ursache, daß man in einer späteren Zeit die mathematische Berechnung Hipparchs und die „große Zusammenfassung“ des Ptolemaios als Grundlage für das Weltbild nahm und die durch die Übereinstimmung mit den scheinbaren Bewegungen so bequeme geozentrische Vorstellung als eine Darstellung der Wirklichkeit ansah. Das hat sich aber erst unter dem kulturfeindlichen Einfluß der Römer vollzogen, während in der griechischen Welt die Vorstellungen des Aristarch und Seleucos noch zur Zeit des Augustus allgemein bekannt waren.

Ich sage allgemein und meine damit weit über den Kreis der Astronomen hinaus alle, die sich über die gewöhnliche Schulbildung erheben wollten. Es wäre eine gänzlich verfehlte Vorstellung von dem Zustand der griechischen Kultur, wenn man sich die Kenntnis dieser Dinge auf einen kleinen Kreis von Gelehrten beschränkt denken wollte. Ich habe schon auf die Schule des Anaxagoras aufmerksam gemacht, ebenso auf die von Platon als selbstverständlich vorausgesetzten Kenntnisse der gebildeten athenischen Jugend. Die Teilnahme aller Gebildeten an den Ergebnissen der Forschung hat aber nach Platon noch erheblich zugenommen. So war die „kleine Geographie“ des Eratosthenes, eines Zeitgenossen des Archimedes, speziell für Schulen ge-

schrieben. Eratosthenes aber war es, dessen Gradmessung durch das ganze Altertum berühmt war, der in seiner Geographie die Orte der Erde nach Länge und Breite darstellte, der also die Kugelgestalt der Erde auch als ganz selbstverständlich ansah. Seine Geographiedarstellung setzt die Kenntnis des Globus immer voraus, was auch ganz begreiflich ist, da nach Diogenes Laertios schon Anaximander einen Globus konstruiert haben soll. Archimedes sagt ausdrücklich, daß allgemein die Erde als Kugel vorgestellt werde, und von ihm stammt die Aufhängung des Globus in dem später cardanisch genannten Gehänge. Eudogus konstruierte ebenso Himmelsgloben und setzte die Erde in den Mittelpunkt dieser Hohlkugel. Die Griechen verfügten also bereits über die Anschauungsmittel, deren wir uns noch heute bedienen.

Im ersten Jahrhundert vor Christo finden wir mehrere populäre Schriftsteller, welche die geographischen Kenntnisse weitesten Kreisen zugänglich machten. Das berühmte Werk des Poseidonios über die Himmelserscheinungen wandte sich an das gebildete Publikum, und Strabo erklärt ganz ausdrücklich, daß sein großes geographisches Werk nicht für Gelehrte geschrieben sei, sondern für alle, welche die gewöhnliche Schulbildung hätten. In diesem Buche wird aber nicht nur die Erde als Kugel betrachtet, sondern auch jener Aristarch'schen Theorie mehrfach Erwähnung getan. Er gibt für die Erde als ganz selbstverständlich an, daß der Atlantische Ozean und der Indische zusammenhängen. Der Grund, daß man auf diesem Wege nicht nach Indien fahre, sei nur der, daß der Weg um die Erde zu weit sei. Es ist ja auch kein Wunder, daß er von der Erdkugel eine ganz richtige Vorstellung hat, da er des Eratosthenes und des Poseidonios Gradmessungen sehr genau kannte. Es ist darum ganz selbstverständlich, daß er die Lage der Städte nach Länge und Breite angibt und ausdrücklich fordert, daß man die Breite durch Stern-, resp. Sonnenbeobachtung festlege. Schon vor ihm war die Methode der Längenbestimmung durch Zeitunterschiedsmessung bekannt gewesen und wurde in der Gewerbeschule des Heron von Alexandrien um 100 v. Chr. gelehrt. Da Geographie ein allgemein in den Schulen besonders eifrig betriebenes Lehrfach war, so darf man annehmen, daß zur Zeit des Augustus kein auch nur annähernd gebildeter Grieche gelebt hat, der die Erde und die Himmelskörper nicht als Kugeln betrachtet hätte.

Ja, man hatte schon lange angefangen, die Beweise für die Kugelgestalt zu sammeln, und schon frühzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß die erste Beobachtung für die Kugelgestalt schon bei Homer vorkomme, daß dem Seefahrer nämlich zunächst die Spitzen der Berge erschienen, ehe die ganze Küste emporsteige. Strabo sagt von dieser Beobachtung, daß durch sie auch dem Nichtgebildeten die Kugelgestalt der Erde begreiflich werde. Aristoteles leitet die Kugelgestalt theoretisch aus der Schwerkraft ab und fügt als Beobachtungsbeweise erstens die kreisförmige Gestalt des Schattens bei Verfinsterungen und zweitens

die Veränderung in der Zahl der sichtbaren Sterne bei einer Ortsveränderung auf dem Meridian an. Ja, die Erdbugel sei nicht einmal sehr groß, denn eine Reise von Athen nach Sypern genüge, um schon eine große Veränderung der sichtbaren Sterne zu bieten. Schon vor Aristoteles hatten einige (er nennt nicht die Namen) behauptet, Indien und Afrika wären nur durch ein Meer getrennt, da in beiden Ländern gleiche Tiere, z. B. Elefanten, lebten. Diese Begründung weist Aristoteles ab, da dann eine Landbrücke bestehen müsse; aber die Tatsache, daß ein Meer die beiden Länder trenne, gibt er zu; nur sei der Wasserweg sehr lang. Diesen Beweis fügt Kleomedes hinzu, daß wir auf verschiedenen Breiten verschiedene Tag- und Nachtlängen haben, und Ptolemaios ergänzt Kleomedes durch den Hinweis auf die Ungleichzeitigkeit der Auf- und Untergänge von Sonne und Sternen auf ein und demselben Breitengrad. Wie sehr die Griechen in diese Weltanschauung eingedrungen waren, zeigt am besten die Behandlung einer sehr seltenen Beobachtung, die geeignet war, eine Probe auf das Exempel zu machen. Man hatte beobachtet, daß der Mond bisweilen verfinstert untergeht, während die Sonne schon aufgegangen ist. Kleomedes erklärt dies Paradoxon ganz richtig unter Berufung auf „die alten Mathematiker“ durch die atmosphärische Strahlenbrechung. Wir wissen glücklicherweise, wer diese alten Mathematiker sind, nämlich Archimedes, der nach einer Notiz des Theon von Alexandria in der uns verlorenen „Katoptrik“ diese Strahlenbrechung zu verschiedenen Erklärungen benutzt hat.

Es ist nun sehr bezeichnend, daß diese Kunde von dem griechischen Weltbild sich bei griechischen Schriftstellern sehr lange erhalten hat, wie aus den eben angeführten Zitaten aus Simplicius (ca. 520 n. Chr.), Eutokios (530 n. Chr.), Theon von Alexandria (370 n. Chr.) usw. hervorgeht, dagegen bei den lateinischen Schriftstellern spurlos verschwindet. Sie begnügen sich mit der Kugelgestalt der Erde, nehmen aber die ptolemäische Rechenmethode als eine Theorie der Wirklichkeit und bilden so das ptolemäische Weltbild aus, welches dem mittelalterlichen Denken zugrunde liegt. Aber doch war in unterrichteten Kreisen die Erinnerung an jene griechische Erkenntnis nicht völlig geschwunden, und es ist doch recht bezeichnend, daß der Papst, als er am 5. März 1616 das kopernikanische System zu lehren verbot, nicht von einem kopernikanischen System spricht, sondern die *falsa doctrina Pythagorica* verdammt. Er wußte besser Bescheid als die modernen Apologeten.

Man wird nun fragen: Hat auch die Bibel von diesem griechischen Weltbild Kenntnis gehabt? Ist speziell Jesus und die Apostel darüber unterrichtet gewesen, oder hat man in Palästina im Anschluß an die chaldäische, resp. babylonische, Kultur ein anderes, eben jenes *antike* Weltbild gehabt? Da ist zunächst festzustellen, daß schon nach den verhältnismäßig geringen Kenntnissen, welche wir aus den bisher ge-

Lesenen und herausgegebenen Kontafeln (der größere Teil der bisher gefundenen harret noch der Bearbeitung) über das Weltbild der Babylonier besitzen, mit Sicherheit feststeht, daß um 2000 v. Chr. (vielleicht gar 4000 v. Chr.) die Erde als eine Kugel, die Himmelskörper als selbständige einzelne Kugeln angesehen wurden, daß man 2000 v. Chr. die Schiefe der Ekliptik kannte, daß man die Sterne nach elliptischen Koordinaten bestimmte, daß man um 700 v. Chr. die Präzision der Tag- und Nachtgleichen kannte usw. Und diese staunenswerten Kenntnisse waren in Babylon, im Gegensatz zu Ägypten, nicht auf eine kleine Priesterkaste beschränkt, sondern wurden in Schulen verbreitet, ja spielten für das ganze Volksleben eine Rolle, da die politische Zeiteinteilung ganz nach astronomischen Grundsätzen geregelt war, hatte man doch den Anfang des Jahres auf das Frühlingsäquinoktium gesetzt. Daß bei solchen Kenntnissen das „antike Weltbild“ der Herren Apologeten nicht bestehen kann, bedarf keiner Begründung.

Die Schriftsteller des Neuen Testaments waren zweifellos mehr von griechischer als altorientalischer Kultur beeinflusst; speziell ein Mann wie Paulus, der Schulbildung besaß, konnte gar nicht unberührt sein von dem, was in griechischen Schulen gelehrt wurde. In Athen, Korinth, Ephesus trat ihm die griechische Weltanschauung von allen Seiten in den Weg; in Rom sah er in jedem Buchladen Globen und Planisphären ausgestellt. Aber man wird sagen, er redet nie davon! Das ist richtig, aber ganz selbstverständlich. Er wollte doch kein Geographiebuch schreiben, sondern schrieb Briefe. Wem fällt es denn heutzutage ein, statt zu sagen: „Die Sonne geht auf“, sich folgender Worte zu bedienen: „Die Erde hat sich so weit um ihre Achse gedreht, daß die durch die Strahlenbrechung abgelenkten Sonnenstrahlen gerade den Beobachtungsort berühren“? Die ganze Bibel bedient sich der Sprache des Verkehrs unter Menschen, und diese nimmt die scheinbare Bewegung heute gerade so wie zur Zeit der Bibel zur Grundlage. Auch heute sprechen wir von einem bleiernen Himmel, von einem Versinken der Sonne im Meer. Wenn der Psalmist die Sonne hervorgehen läßt wie einen Bräutigam aus seiner Kammer, so will er damit doch nicht lehren, daß die Sonne in einer unterirdischen Kammer geschlafen habe, sondern er bedient sich eines herrlichen poetischen Bildes. Das ist dem biblischen Dichter doch wohl ebensogut erlaubt wie dem modernen? Wenn der biblische Sänger singt: „Gott Zebaoth, schaue vom Himmel und siehe deinen Weinstock an“, oder: „Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich, du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen“, so sagt der moderne Theolog: Seht ihr, wie befangen im antiken Weltbild! Wenn aber Goethe von dem Gott der Liebe singt: „Du stehst mit unerforschtem Busen geheimnisvoll offenbar über der erstaunten Welt und schaust aus Wolken auf ihre Reiche und Herrlichkeit“, so sagt er entzückt: „Welche göttlichen Geheimnisse offenbart hier das Genie!“ — Da es natürlich nicht angängig ist, ein „antikes Weltbild“ etwa



aus Vergil herauszukonstruieren — man würde ja mit demselben Recht das moderne Weltbild aus Goethes „Faust“ mit der „tönenden“ Sonne, den auf Besenstielen reitenden Hexen usw. konstruieren können —, so ist jenes antike Weltbild ein Phantasiegebilde der modernen Apologeten, aber keine Wirklichkeit. Ein Bedürfnis, die Bibel darum zu verteidigen, existiert also gar nicht; sie spricht sehr selbstverständlich in der Sprache der scheinbaren Beobachtung, wie wir uns heute noch derselben bedienen, wenn wir nicht ein Lehrbuch über kosmische Physik schreiben wollen, sondern das Verhältnis Gottes zu den Menschen besprechen. Wer aber von dem „antiken Weltbild“ wie jene oben bezeichneten Schriftsteller redet, beweist nur, daß er die Antike nicht kennt.

So weit Dr. Goppe, der jedenfalls so viel bewiesen hat, daß der krasse Lokalismus vom dreistädigen Universum mit Satan und seinen Geistern der Finsternis unten, Gott und den Engeln des Lichts hoch oben in den Himmeln und der Erde samt den Menschen als dazwischenliegendem Kampfgebiet für beide keine Tatsache der antiken allgemeinen Weltanschauung ist, sondern eine moderne Fiktion. Damit bricht denn auch schon die Behauptung, daß der christliche Glaube nach Analogie eines besseren modernen Weltbildes umgemodelt werden müßte, in sich selber zusammen. Wenn irgendwo, so findet der alte biblische Glaube seinen adäquaten Ausdruck in den lutherischen Symbolen. Daß aber die lutherische Theologie von jedem Lokalismus völlig frei ist, davon legen insonderheit die beiden Artikel der Konkordienformel vom Abendmahl und von der Person Christi Zeugnis ab. Wer gelesen hat, was dort gesagt wird von Gottes Allgegenwart, von der rechten Hand Gottes, von der Allgegenwart Christi nach seiner menschlichen Natur und von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl, der muß zugeben, daß die lutherische Theologie nichts zu schaffen hat mit dem krassem „antiken Weltbild“ der „Apologeten“ vom dreistädigen Weltgebäude, geschweige denn, daß sie davon in ihren Glaubenslehren abhängig oder durch dasselbe beeinflusst und entstellt wäre.

Von der Theologie anderer Kirchengemeinschaften, z. B. der reformierten, kann man freilich nicht dasselbe rühmen. Wie überhaupt die Vernunft mit ihren Anschauungen, so spielt in ihr auch der Lokalismus eine bedeutende Rolle. Gleich Zwingli wollte in der Erklärung der christlichen Glaubenslehren „die philosophische Beweisführung durch Vernunftschlüsse“ nicht vernachlässigt haben. Und zum Inhalt dieser Vernunft und Philosophie, nach deren Analogie sich auch die Glaubenslehren zu richten hätten, rechnete Zwingli auch seine eigenen physischen, astronomischen und ähnliche Ansichten. Nach allerlei recht fraglichen Anschauungen über natürliche Dinge, die Zwingli sich selber gebildet oder von andern angenommen hatte, „erklärte“ er die Schrift und ihre Lehren, insonderheit die Lehre vom Abendmahl und von der Person Christi. Und bis zum heutigen Tag haben sich die Reformierten von

diesem Rationalismus nicht zu befreien vermocht. Nach ihrem eigenen Weltbild, nach ihren philosophischen Ansichten vom Raum und vom physischen Universum usw., corrigieren und gestalten sie die Schriftlehren von der Auferstehung Christi, von seinen Erscheinungen nach der Auferstehung, von seiner Himmelfahrt, von der Rechten Gottes, vom Sitzen zur Rechten Gottes, von der Gegenwart Christi auf Erden und im heiligen Abendmahl usw. Im vorigen Jahre veröffentlichte der reformierte Theolog Gäbelein eine Schrift, betitelt: "The Work of Christ", in welcher die Himmelfahrt also beschrieben wird: "He ascended on high. And the Man Christ Jesus passed upward through the territory which is still the domain of Satan. The glorified Man passed on, upward, higher and higher. Through the second heaven He passed, where the wonderful stars describe their orbits around their fiery suns. At last a place was reached where every angel had to halt. Even the archangel had to cover his face and cry, 'Holy! Holy!' Yonder is the third heaven, and there stands the glorious throne of God. The glorified Man advances alone; He ascended on high into the immediate presence of His God and our God, His Father and our Father. The welcoming voice of God Himself bade Him to take His seat on His own right hand until His enemies are made His footstool. There He is now the Man in the Glory. Once more let me state it, the Lord Jesus Christ is corporeally present in the highest heaven." Mit solch einem Lokalismus hat die lutherische Theologie nichts gemein; entnommen ist er auch nicht der Schrift, sondern von reformierter Phantasie aus einer falschen Philosophie in die Schrift hineingetragen. J. B.

## Das Bekenntnis Hiobs: Hiob 19, 25—27.

(Von L. Aug. Heerboth.)

(Schluß.)

W. 26: „Und danach wird man mit meiner Haut umgeben dieses [sc. diesen Leib], und aus meinem Fleische werde ich schauen Gott.“ Wir haben erkannt, daß Hiob in W. 25 seinen auf den lebendigen Erlöser gegründeten Glauben einer endlichen, am jüngsten Tage erfolgenden Erlösung vom Tode, das ist, Auferweckung und Seligmachung, deutlich bekennt. Diesen Gedanken setzt er nun fort und führt ihn weiter aus, indem er die Art und Weise dieser letzten Erlösung oder das, was dann mit ihm geschehen wird, beschreibt, W. 26. 27. Die erste Vershälfte lautet: וְאֶחָדָם יִנְקָה עִוִּי וְאֶחָדָם. Das  $\text{ו}$  nehmen wir in seinem einfach aneinanderreihenden Sinn; denn es widerspricht der Psychologie, daß Hiob im Zustande des freudigen Bekenners erst noch reflexive Begründungen vorbringen sollte. Das Wort  $\text{אֶחָדָם}$  kann an sich die Be-

bedeutung eines Adverbs, einer Präposition oder einer Konjunktion haben; man kann es übersetzen: „Danach“ oder „nach“ oder „nachdem“. Die präpositionale Bedeutung müssen wir schon wegen des folgenden Substantivs hier ausschalten; denn „nach meiner Haut“, wenn es auch gedeutet würde „nach Verlust meiner Haut“, wäre zum wenigsten eine ungeschickte, gesuchte und schwerfällige Weise des Ausdrucks, die in sich selbst den Charakter der Unwahrscheinlichkeit trüge; auch kann sie wohl kaum belegt werden. Wir können daher übersetzen: „Nachdem man mit“ usw. oder: „Danach wird man mit meiner Haut dieses umgeben.“ Diese letztere Fassung ist der Einfachheit der Sprache wie auch den beiden v, mit denen sowohl in V. 25 als in V. 26 die beiden Vershälften beginnen, am angemessensten: Bei der Übersetzung mit „nachdem“ würde das in der ersten Vershälfte Gesagte (das Umgebenwerden mit der Haut) als dem in der zweiten Vershälfte Gesagten vorausgehend dargestellt; bei der adverbialen Fassung „und danach“ wird die Aussage dieser ersten Vershälfte zu den in V. 25 zum Ausdruck gebrachten Wahrheiten in Beziehung gesetzt und als deren nächste Folge bezeichnet. Wir ziehen diese letztere Fassung als die einfachste und den Fortschritt der Gedanken aufs natürlichste darstellend vor.<sup>15)</sup>

Aber וַיִּיּוֹף ist man sich ziemlich einig, daß es als „meine Haut“ zu übersetzen sei. Aber auch wenn man וַיִּיּוֹף als Infinitiv des Verbuns וַיִּיּוֹף (עָרַף) = „erwachen“ fassen wollte, so würde dadurch der Sinn nicht im geringsten verändert. Es würde dann heißen: „Und nach meinem Erwachen wird man umgeben dieses“; nur daß dann der Materie oder des Mittels, womit „dieses umgeben werden soll“, keine Erwähnung geschähe. Sowohl wegen dieses eintretenden Mangels als auch darum, weil in der zweiten Vershälfte וַיִּיּוֹף als Parallele erscheint, müssen wir וַיִּיּוֹף im Sinne von „Haut“ nehmen. Die Verbindung וַיִּיּוֹף, da sie das Mittel anzeigt, übersetzen wir als acc. instr.: „mit meiner Haut“.

Bei der Auslegung dieser Worte Hiobs war es stets die größte *crux*, wie man das וַיִּיּוֹף verstehen solle. Es gibt im Hebräischen (wie ja auch im Arabischen und Äthiopischen; cf. Ges.-Wahls Wörterb.) zwei Wurzeln עָרַף, von denen die eine „erschlagen, herunter schlagen, abhauen“ und die andere „umkreisen, umringen, umgeben“ bedeutet. Fast alle neueren Übersetzer (z. B. Leander v. Es, Dächsel, Rauhsch), die englische Bibel, ja auch ältere und neuere Ausleger der lutherischen Kirche nehmen hier für עָרַף die Bedeutung „ab schlagen, zerstören“. Unter den mannigfachen ungelenten und daher unnatürlichen Übersetzungen, die man in diesem Sinne geliefert hat, wäre die erträglichste diese: „Und nachdem man meine Haut in solcher Weise erschlagen hat, werde ich ohne mein Fleisch Gott schauen.“ Warum aber Hiob eine solche Aussage machen sollte, in der doch, da er von der Erlösung

15) Zu dieser Vershälfte vgl. Ps. 73, 24 b: וַיִּיּוֹף. Da finden wir genau dieselbe Wortstellung und Syntax: „Und hernach mit Ehren nimmst du mich an.“

am Jüngsten Tage redet, eine Auferstehung des Fleisches, die er B. 27 deutlich bekennt, geleugnet würde, und was er überhaupt mit solchen Worten in diesem Zusammenhang sagen wollte, ist schlechterdings unersichtlich. Solche Übersetzungen fallen bei genauer Erwägung des Stopus der ganzen Aussage in sich selbst als unhaltbar zusammen; daher gibt es auch so viele verschiedene Übersetzungen dieser Stelle. Bei der mit dem Unglauben gepaarten modernen Theologie sind solche Übersetzungen weiter nicht verwunderlich; da greift man nach allen möglichen Mitteln — Konjekturen, Textverbesserungen usw. —, um hier nur nicht das „Umgebenwerden mit der Haut“, die Auferstehung des Fleisches, gelehrt zu finden. Da geht man von der aus Not aufgestellten Hypothese aus, daß Hiob unmöglich von einer Auferstehung, von einem Jüngsten Tage, habe reden können — woher sollte er auch so etwas gewußt haben? Wie aber kommt es, daß ältere rechthgläubige Ausleger (Calov, Gerhard u. a.) hier die Sache unentschieden lassen und beiderlei Auffassung („zerstören“ und „umgeben“) für möglich halten? Das läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß man zu ihrer Zeit betreffs  $\text{אָפּ}$  zwei nicht einander gleichlautende Wurzeln annahm:  $\text{אָפּ}$  in der Bedeutung „umkreisen, umgeben“ und  $\text{אָפּ}$  in der Bedeutung „zer schlagen, zerstören“. Wenn sie nun hier  $\text{אָפּ}$  lasen, so konnten sie in dieser Form nicht ein Piel, sondern nur das Niphäl von  $\text{אָפּ}$  finden, mußten also das Wort passiv übersetzen, und das gab natürlich eine unerträgliche Übersetzung: „mit meiner Haut werden umgeben werden dieses“, daher man auch gewöhnlich hier einen andern Numerus (Plural statt Singular oder umgekehrt) im Verbum oder im Pronomen setzte. Da empfahl sich natürlich die Übersetzung mit „zerstören“ ( $\text{אָפּ}$  als Piel von  $\text{אָפּ}$ ): „nachdem man meine Haut zerstört hat“, wobei aber das Pronomen  $\text{אָפּ}$  wieder Schwierigkeiten bereitete. Heute ist es allbekannt, daß die Wurzeln beider Verba gleichlauten, und daß  $\text{אָפּ}$  der Form nach sowohl Niphäl als Piel sein kann. Welches die richtige Übersetzung sei, muß der Kontext entscheiden.

Um nun zu einer exegetischen Gewißheit zu gelangen, in welchem Sinne  $\text{אָפּ}$  hier zu nehmen sei, sind wir genötigt, ausführlicher darauf einzugehen und die Gründe für und gegen beide Fassungen genau, aber vorurteilsfrei zu erwägen. Wie schon gesagt, kommt das Verbum  $\text{אָפּ}$  in der Schrift in zwei verschiedenen Bedeutungen vor und wird daher auch im Lexikon zweimal aufgeführt, einmal als „abschlagen, umhauen“ und das andere Mal als „umringen, umkreisen, umgeben“.  $\text{אָפּ}$  im Sinn von „herunterschlagen, umhauen“ kommt nur an einer einzigen Stelle vor, Jes. 10, 34: „Der Herr wird umhauen das Dickicht des Waldes mit Eisen.“ Hier steht das Piel perf.,  $\text{אָפּ}$ . (Dann fügt Gesenius als zweite Stelle freilich noch Hiob 19, 26 an, wo es die Bedeutung von „abreißen“ haben soll; aber er erklärt selbst, daß hier der Text „dunkel“ sei.) Als Derivat von diesem  $\text{אָפּ}$  findet sich noch das Wort  $\text{אָפּ}$ , das „Abschlagen“ der Oliven bezeichnend, Jes. 17, 6

und 24, 18. Nach diesem biblischen Gebrauch des Wortes sind wir genötigt anzunehmen, daß ףׁׁ (wie im Arabischen) ein „gewaltfames Schlagen“, und zwar mit einem Werkzeug, Axt oder Stange, als Grundbedeutung hat. Da aber diese Bedeutung bei der „Haut“ des Hiob keine rechte Anwendung finden kann, so ist es kein Wunder, wenn Gesenius den Text für dunkel erklärt. Wir notieren hier, daß ףׁׁ in der augenscheinlich richtigen Bedeutung „herunterschlagen, umhauen“ nur bei Jesaias gebraucht wird; aber auch in der Jesaiasstelle wird diese Bedeutung angefochten (Ebeling, „Der Menschheit Zukunft“); jedoch der parallelismus membrorum spricht Jes. 10, 34 dafür.

ףׁׁ im Sinn von „kreisen, umgeben“ (so im Siphil im Neuhebräischen und Jüdisch-Aramäischen; im Syrischen „nahe sein, anhängen“; zu vergleichen die arabische Wurzel und das äthiopische Wort für „Armband“) findet sich a. im Kal Jes. 29, 1 vom Kreislauf der Feste; b. im Siphil Hiob 1, 5: „einen Kreis bilden“; Hiob 19, 6: „umgeben, einschließen mit etwas“ (ähnlich Klagl. 3, 5); Jos. 6, 8, 11; Ps. 48, 13: „um etwas herumwandeln“; 1 Kön. 7, 24; 2 Kön. 11, 8; Jes. 15, 8; Ps. 22, 17; 2 Chron. 4, 3; 23, 7; 6, 14; Ps. 17, 9; 88, 18: „umringen, umgeben“; Lev. 19, 27: „kreisförmig abscheren“. Dies Verbum kann mit *ly* oder mit dem Akkusativ konstruiert werden. Als Derivat von diesem ףׁׁׁ kommt noch ףׁׁׁׁ vor (Jes. 3, 24): „ein Strick, der den Leib umgibt“. — Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß ףׁׁ fast stets in der Bedeutung „umkreisen oder umgeben“ gebraucht wird. Nur eins vermissen wir: das *Piel* in dieser Bedeutung (wenn wir nämlich von unserer Stelle, wo diese Bedeutung erst erwiesen werden muß, absehen); das Wort wurde fast immer im Siphil gebraucht. Da jedoch das *Piel* mitunter im Sinn des Siphils verwandt wird, so fällt dieser Umstand nicht ins Gewicht; vielmehr, wie dies Wort nur einmal im Kal (Jes. 29, 1) gebraucht wird, ebensowohl kann es auch einmal (an unserer Stelle) im *Piel* gebraucht worden sein. Die Entscheidung muß sich auf andere Gründe stützen.

Wir gehen jetzt dazu über, die einzelnen wirklich stichhaltigen Gründe für und wider unsere Übersetzung (ףׁׁ = umgeben) eingehend zu erwägen. Gegen die Bedeutung „umgeben“ kann man eigentlich nur dies geltend machen, daß das *Piel* von ףׁׁ nirgends in diesem Sinne vorkommt; immer (mit der einen Ausnahme Jes. 29, 1, wo aber das Kal gebraucht ist) steht das Siphil. Darauf erwidern wir, daß das *Piel* oftmals im Sinn des Siphil gebraucht wird (s. B. bei לַצַּ, לָרָ, לָחַ, לָשׁ, לָסַר et al.). Wenn nun sogar das Kal (Jes. 29, 1) in ähnlicher Bedeutung wie das Siphil verwandt werden kann, dann gewiß auch das *Piel*, das oft Akkusativbedeutung annimmt. So zeigt also der Gebrauch des *Piel* bei andern Verben, daß es wohl möglich ist, daß es auch hier in der Bedeutung des Siphil gebraucht sei. So dann könnte noch der Einwand erhoben werden, daß alte Übersetzer

הָדָה hier mit „zerstören“ übersetzen. Darauf antworten wir, daß dies Wort nach biblischem Sprachgebrauch (cf. die drei Jesaiastellen) nur ein „Herunterschlagen oder Umhauen“, und zwar mit einem Werkzeug, bezeichnet. Diese Bedeutung ist aber hier unmöglich anwendbar; denn Hiobs Haut wurde nicht auf solche gewaltsame Weise „heruntergeschlagen“ (cf. 7, 5). Wenn daher z. B. die englische Bibel als Subjekt zu dem Verbum „worms“ suppliert, so ist das eine durchaus mißglückte Ergänzung; denn Würmer zerstören nicht durch Stoßen oder Schlagen mit Ägt und Stangen. Oder wenn Delitzsch „die geheimen Mächte der Zerstörung“ vermutet, so spottet selbst Budde in seinem „Handkommentar“ über „die stets dienstbereiten unsichtbaren Mächte“. Man könnte noch sagen, daß das Wort einfach „erschlagen“ bezeichne, und daß dabei das Werkzeug nur Ägidsens sei. Aber der biblische Sprachgebrauch setzt immer notwendig ein Werkzeug voraus; nur die Art des Werkzeugs, es sei Ägt oder Stange, ist dabei das Ägidsens. Was aber andere alte Übersetzungen betrifft, so verweisen wir auf die syrische Peshito, die in unserm Sinn übersetzt, und auf die Vulgata, die circumdare bietet. Dabei ist zu beachten, daß Hieronymus die alte Itala korrigierte und „ad fidem Hebraicam“ circumdare setzte. Diese beiden Zeugen (Peshito und Vulgata) bestätigen aber nicht nur die Möglichkeit, sondern garantieren uns zum mindesten auch die Wahrscheinlichkeit, daß הָדָה an unserer Stelle mit „umgeben“ zu übersetzen sei.<sup>16)</sup>

Wir nennen nun die Gründe für unsere Übersetzung. 1. Die eigentliche Bedeutung von הָדָה nach biblischem Sprachgebrauch ist entweder „umgeben“ oder „herunterschlagen mit einem Werkzeug“. Da die letztere Bedeutung hier, wie wir bereits erwiesen haben, unmöglich statthaben kann, so kann nur die erstere gelten. 2. Der Gebrauch des Wortes bei Hiob. Nicht nur Kap. 1, 5, sondern auch in unserm Textkapitel (19, 6) wird das Wort in der Bedeutung „einschließen, umgeben“ gebraucht. Es heißt B. 6: „Mit seinem Jagdnetz hat er mich umgeben.“ Die Bedeutung „herunterschlagen“ findet sich nur bei Jesaias. (Auf gleichbedeutende arabische und äthiopische Wurzeln ist bereits verwiesen worden.) — Dazu kommen noch die Gründe, welche uns durch die Textumstände, Kontext, Stopus und Parallelen, an die Hand gegeben werden:

1. Die einfache, grammatisch leicht fließende, mit dem Kontext vollständig harmonisierende Aussage: וְיָרֶד עִוְרִי וְאֶרְבָּבִי: „Und danach mit meiner Haut wird man umgeben dieses.“ Wir nehmen אֶרְבָּבִי als Plur. aktiv, wie es auch von Gesenius als solches aufgeführt wird. Die 3. plur. übersetzen wir mit dem im Hebräischen nicht vorkommenden unbestimmten Personalpronomen „man“ (Beispiele: Hiob 9, 6;

16) Cf. auch eine alte jüdische Übersetzung: „umgeben“ bei Gerh. — Die LXX (auch von Clem. Rom. c. 26 zitiert) setzt geradezu ἀναστρέφαι.

15, 28; Jes. 9, 2; 47, 1; 53, 9; Prov. 6, 30 et al.). Wer also bei dem „Umgeben mit der Haut“ die handelnde Person (oder Personen, 3. plur.) sei, wird nicht bestimmt gesagt. Da wir aber aus Hiobs Reden wissen, daß er in Gott mehrere Personen glaubte (16, 21; 33, 23 f.), so bleibt kein Zweifel, von wem er diesen Akt bei seiner Auferweckung erwartet: es ist der dreieinige Gott. Dabei lassen wir auch das *אני* in seiner eigentlichen Bedeutung als Pronomen; es ist hier Objektsbezeichnung, genau wie Jes. 9, 6 und Ps. 44, 22. Wegen seiner Stellung und engen Verbindung mit *עִוֵּן* kann es nicht zu *עִוֵּן* (= „diese meine Haut“) gehören; ebensowenig kann es adverbial („also“) sein, wie Delišsch übersezt: „nach meiner Haut, also zersezt“; das wäre eine gesuchte, allzu gekünstelte, auch wohl schwerlich belegbare Übersetzung dieses Pronomens. Wenn dann noch Budde über *אני עִוֵּן* sagt: „Es gibt dafür keine befriedigende Erklärung“, so ist das bei dem klaren Ausdruck einfach unverständlich. Natürlich, wenn man unter *עִוֵּן* hier „herunterschlagen“ gleichsam mit den Zähnen festhalten will, ja, dann bleibt die ganze Aussage unerklärlich.

2. Bei unserer Übersetzung brauchen wir keine Ergänzungen zu machen; wir brauchen keine „worms“ und keine „geheimen Mächte“. Wir brauchen keine gewagten Textveränderungen. Überhaupt kann der eigene Erfindungsgeist hier vollständig zurüdtreten; denn der Text ist an sich vollständig und klar für jeden Unbefangenen; wir können ihn einfach nehmen, wie er lautet. Auch haben wir nicht nötig, weder im Verbum noch im Pronomen, den Numerus zu ändern (cf. die Weisspiele bei Joh. Gerhard).

3. Der parallelismus membrorum. Bei unserer Fassung sagt das zweite Versglied nicht etwas dem ersten Versglied Gegenfälliges, sondern demselben Entsprechendes aus: 1. Ich werde mit meiner Haut umgeben werden; 2. ich werde aus meinem Fleische Gott schauen. Diesen Parallelismus finden wir auch B. 25 und 27.

4. Der Fortschritt der Gedanken. In B. 25 hat Hiob bekant: 1. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“; das heißt: Mein Erlöser wird sich als Erlöser an mir beweisen und mich seines Lebens teilhaftig machen. 2. „Als der Letzte wird er auf Erden auftreten“; das heißt: „Zulezt, am Jüngsten Tage, wird er auf Erden erscheinen und seine Macht an mir beweisen.“ Der nächste Gedanke sollte nun doch sein, wie der Erlöser seine Macht an ihm beweisen werde, oder was bei der Mitteilungs des Lebens am Jüngsten Tage mit Hiob geschehen werde. Und wir sind in unserer Erwartung nicht getäuscht, wenn wir (B. 26) hören: 1. „Ich werde mit meiner Haut umgeben werden“; 2. „ich werde aus meinem Fleische Gott schauen“. So sezt auch B. 27 gerade diesen Gedankengang fort: „Ich werde ihn mir [zugute] schauen; meine Augen werden [ihre Lust] sehen; es wird nicht ein anderer sein“ (sondern ich selbst). Dieser Gedankenfortschritt liegt auf der Hand und spricht für sich selbst. — Was wäre das für eine Aussage, oder welcher Zusammen-

hang läge darin, wenn Hiob in V. 25 sich tröstet, daß der Erlöser am jüngsten Tage seine Macht an ihm beweisen werde, und dann fortfahren wollte: „Und danach wird meine Haut zerfezt werden also“, oder: „Und nachdem meine Haut in solcher Weise zerfezt worden ist, werde ich, ledig meines Fleisches, Gott schauen“? Es ist luce clarius, daß solche Übersetzungen nur die Aussage Hiobs verworren und unklar machen; daß sie gesucht, gekünstelt, unnatürlich sind und oft nur zu dem Zweck fabriziert, um doch ja nicht hier ein Bekenntnis der Auferstehung am jüngsten Tage aufzustehen zu müssen.

5. Unsere Übersetzung vermeidet einen Widerspruch in Hiobs Rede. Hier kann noch einmal der parallelismus membrorum ins Feld geführt werden. Wenn wir  $\text{וְהָרַגְתִּי}$  mit „herunterschlagen, zerstören“ übersetzen, so nötigt uns gerade der Parallelismus der zweiten Vershälfte, die Verbindung  $\text{וְלֹא בִּישָׁר׃}$  zu übersetzen: „ohne mein Fleisch“ — wie es an sich sehr wohl heißen könnte. Dann würde aber ein Sinn herauskommen, der dem Skopus der ganzen Aussage Hiobs zuwider wäre, ja der auf eine direkte Leugnung der Auferstehung des Fleisches hinausliefe. Denn wir müssen auf Grund der einzelnen Worte in V. 25 erkennen, daß Hiob hier von den „letzten Dingen“ redet, von dem, was sein  $\text{אֵלֶּיךָ}$  zuletzt, „als der Letzte“, an ihm tun wird, wenn derselbe „auf Erden auftritt“ und seine Macht beweist: er wird Hiob seines Lebens teilhaftig machen, ihn auferwecken. Bei der Übersetzung „zererschlagen, zerstören“ — und demgemäß: „ohne mein Fleisch“ — hätte aber Hiob in einem Atem sich selbst widersprochen. Und im nächsten Verse, wenn er bekent, daß „er selbst mit seinen Augen und nicht ein anderer“ als er selbst — nämlich der er jetzt ist — Gott schauen werde, würde er dann wieder das Gegenteil von V. 26 aussagen! Denn daß die Ausdrücke in V. 27 das leibliche Schauen Gottes ausdrücklich besagen und mit Absicht hervorheben sollen, kann unmöglich übersetzen oder mit Grund geleugnet werden.

6. Wie aus dem Gesagten zur Genüge hervorgeht, ist es sowohl der Skopus der ganzen Aussage wie auch der Kontext, wodurch unsere Übersetzung als exegetisch gewiß bestätigt wird. Ja, wir werden dadurch gezwungen, bei dem klaren Wortlaut zu bleiben; es ist die Nötigung des unzweideutigen Textes, die nur durch exegetische Gewaltstreiche umgangen werden kann. Noch einmal wollen wir uns Skopus und Kontext summarisch vergegenwärtigen. — Nachdem Hiob auf Anerkennung seiner Unschuld bei Mit- und Nachwelt verzichtet hat, beruft er sich auf seinen Erlöser; der wird ihm wenigstens vor Gott Recht verschaffen. Dieser Erlöser ist der lebendige Gott, der zuletzt auf Erden auftritt und Hiob rechtfertigen und des Lebens teilhaftig machen wird. Diese Mitteilung des Lebens, da sie am Ende der Tage geschieht, betrifft besonders den bis dahin im Grabe ruhenden Leib. Der jetzt von der Haut entblößte Leib (7, 5; 19, 20) wird wieder mit der Haut umgeben, und aus seinem Fleische wird Hiob Gott schauen. Und es



wird ganz gewiß ein seliges Schauen Gottes sein, das ebenderfelbe jetzt im Elend leidende Hiob genießen wird; nach Leib und Seele wird er dann nicht ein anderer, sondern eben derselbe sein. Hiob redet hier also *ex professo* von seinem Zustand nach seiner Auferstehung, wie schon V. 25 b bewiesen hat. Daß er von einem Schauen Gottes unmittelbar nach seinem leiblichen Tode („ohne mein Fleisch“) rede, ist durch V. 25 gänzlich ausgeschlossen wie auch durch V. 27, wo die Leiblichkeit des Schauenden dreimal hervorgehoben wird. Wir finden hier eine ähnliche Aussage wie 14, 12 ff., wo er auch den seligen Zustand nach der Auferweckung aus dem Tode beschreibt (cf. Jan.-Nr., S. 3), nur daß er hier (19, 25 ff.) seine Leiblichkeit nach der Auferstehung mehr hervorhebt und betont. — Alle diese Gründe und Erwägungen geben und befestigen die Gewißheit, daß der Text nicht anders verstanden werden kann und darf; das ist sogenannte „exegetische Gewißheit“.

Was endlich noch das Perfekt  $\text{וַיִּבֶן}$  betrifft, so läßt sich bekanntlich keine überall durchführbare Regel für den Gebrauch der tempora aufstellen. Wir können es hier als perf. propheticum fassen; am einfachsten und klarsten aber ist es, wenn wir annehmen, daß durch das perf. das „Umgeben“ als ein momentaner, nicht andauernder Akt bezeichnet wird; hingegen das Schauen der zweiten Vershälfte wird durch das imperf. als etwas Dauerndes charakterisiert.

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchung über V. 26 a kurz zusammen: Die Grammatik (wie auch das Lexikon) gewährt uns die Möglichkeit, ältere christliche und jüdische Übersetzer geben uns die Wahrscheinlichkeit, Kontext, Stopus und Parallelen aber nötigen uns, geben uns Gewißheit, die Worte Hiobs als Bekenntnis zu der Auferstehung am Jüngsten Tage zu verstehen und daher nach altkirchlicher Weise zu übersetzen: „Und danach wird man mit meiner Haut dieses umgeben.“ Das Pronomen  $\text{אני}$  steht hier offenbar für  $\text{עֲצָמַי}$  (Knochen, Gebein, Leib); denn sein Leib oder Gebein ist das logische Objekt, von dem Hiob redet; cf. V. 20.

Die zweite Vershälfte lautet:  $\text{וְאֵין בְּעִמִּי בֶּשֶׂר}$ : „Und aus meinem Fleische werde ich schauen Gott.“ Die Verbindung  $\text{וְאֵין בְּעִמִּי}$  wird von den meisten Neueren übersetzt „ohne mein Fleisch“, „lebig meines Fleisches“. Dadurch will man den parallelismus membrorum mit der ersten Vershälfte wahren oder gewinnen, wenn man daselbst „nachdem meine Haut solcherweise heruntergeschlagen ist“ übersetzt. Doch mit Unrecht. Selbst Budde protestiert aus grammatischen Gründen gegen solche Übersetzung und will daher hier den Text „verbessern“. Auch Gesenius-Buhl erklärt es für zweifelhaft. Wie wir gesehen haben, ist eine derartige Übersetzung des ersten Versgliedes unmöglich; da aber der Parallelismus der beiden Glieder doch beachtet und gewahrt werden muß, so daß derselbe Gedanke, der im ersten Gliede ausgesprochen wird, im zweiten weiter ausgeführt und erklärt wird, so fordert schon

dieser Umstand, daß das  $\text{בשר}$  in  $\text{בשרי}$  nicht separativ, sondern lokal verstanden werde: nicht „ohne mein Fleisch“, sondern „aus meinem Fleische“. Das  $\text{בשר}$  gibt hier den Ausgangsort der Handlung an, von wo aus das Schauen geschieht. Darin gibt uns nicht nur das Legikon recht, sondern auch ältere Übersetzungen, z. B. die englische Bibel und die Vulgata („in carne mea“). Und der Kontext fordert gebieterisch gerade diese Übersetzung. Denn wir haben gesehen, daß Hiob (B. 25) von der letzten Zeit redet, wenn sein  $\text{בשר}$  auf Erden erscheinen, wenn er die Verheißung erfüllen wird: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ (Joh. 11, 25); „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“ (Joh. 14, 19). Dann wird auch der Leib vom Tode (von der  $\text{חַיָּה}$ , Hof. 13, 14) erlöst und des Lebens teilhaftig. Dazu kommt die Erklärung der B. 27 folgenden Worte: „Ich werde ihn schauen; meine Augen werden [ihre Lust] sehen; und nicht ein anderer“ (sondern ich selbst). Die „Augen“ sind ein Teil des Leibes; „nicht ein anderer“ bezeichnet, daß er, Hiob, eben derselbe nach seinem Wesen (Leib und Seele) sein werde, der er jetzt ist, da er solches redet. So läßt uns der Kontext weder über den Skopus der Rede noch über das Verständnis des  $\text{בשר}$  den geringsten Zweifel. Wir haben hier für Textverbesserer keinen Gebrauch.

Eine Parallele zu diesen Worten haben wir nicht nur bei Hiob (14, 12 ff.), sondern auch Ps. 17, 15: „Ich will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit; ich will satt werden, wenn ich erwache nach deinem Hilbe.“ Da redet auch David von seinem Erwachen, Erwachtwerden am Ende der Tage; und mit diesen Worten Davids vergleiche man genau, was Hiob bereits Kap. 14 von dem Zustand nach der Auferstehung bekannt hat und nun auch hier bekennt. Überhaupt findet man bei exakter Vergleichung der Worte und Gedanken des Buches Hiob, daß seine Sprache echt biblisch ist, und daß er mit genau denselben terminis technicis operiert wie die übrige Schrift. Das zeigen nicht nur  $\text{לֵב}$ ,  $\text{פֶּה}$ , sondern unter andern auch  $\text{חָוָה}$ :  $\text{חִוְּוָה}$ . „ich werde Gott schauen“. Das Verbum  $\text{חָוָה}$  ist Synonym von  $\text{רָאָה}$  (sehen), scheint aber mehr im höheren, übernatürlichen Sinne gebraucht zu werden als dieses, da es mit Vorliebe zur Bezeichnung übernatürlicher, nicht sinnlicher Visionen verwandt wird. So wird es vom Schauen Gottes gebraucht Ex. 24, 11: „Die Vornehmsten der Kinder Israel schauten Gott und aßen und tranken“, das heißt, sie waren fröhlich und beglückt von diesem Schauen. Auch in der bereits angeführten Stelle Ps. 17, 15 sowie Ps. 11, 7; 63, 3 wird es vom Schauen Gottes gebraucht. Wo auch immer dies Schauen Gottes genannt wird, hört man die Befriedigung, Befeligung heraus, die dieses Schauen bewirkt. Von diesem Schauen Gottes redet auch der Apostel 1 Joh. 3, 2: „Geliebte, jetzt sind wir [schon] Gottes Kinder; aber es ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden. Wir wissen aber, daß, wenn es offenbar geworden ist, wir ihm gleich [ähnlich] sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.“ Cf. auch Joh. 17, 24.

Die Gedanken dieses Verses sind herrlich wiedergegeben in dem Liede: „Dann wird eben diese Haut Mich umgeben, wie ich gläube. Gott wird werden angeschaut Dann von mir in diesem Leibe; Und in diesem Fleisch werd' ich Jesum sehen ewiglich.“

B. 27. Dieser Vers zerfällt in drei (oder vier) Sätze: 1. „Welchen ich mir schauen werde“; 2. „und meine Augen werden [ihre Lust] sehen“, (3.) „und nicht ein anderer“ (wird es sein); 3. (4.) „es verzehren sich meine Nieren in meinem Schoße“. — אֲשֶׁר אֲנִי אֲחַוְהוּהוּ: „Welchen ich schauen werde mir [zugute].“ Wir nehmen אֲשֶׁר als Relativum und als dessen antecedens מִיָּמִי. Man könnte es vielleicht als kausale Konjunktion fassen; doch dann müßte man das Objekt des Schauens (ihn) ergänzen. Auch ist es dem Sinn der Rede viel angemessener, hier das Relativ zu verstehen; denn Hiob hat soeben seine selige Hoffnung des Schauens Gottes zum erstenmal geäußert, und bei diesem Gedanken verweilt er; er kann sich noch nicht davon losreißen. In solchem Falle ist das Relativ, das noch einmal den Gegenstand vor Augen stellt, höchst natürlich und verständlich. An dem soeben ausgesprochenen Gedanken, seiner Hoffnung, ergötzt er sich ja auch hier durch dreifache Wiederholung desselben. Mit dem Pronomen אֲנִי drückt Hiob nicht nur die Gewißheit seiner Hoffnung (wie 25 a) aus, sondern vornehmlich weist er damit auch auf seine Person: „Ich, ich, den ihr für einen Ausschloßen haltet, ich selbst nach Leib und Seele!“ wie uns der Kontext ja gerade diese beiden Gedanken des Gegensatzes zu אֲנִי an die Hand gibt; denn im folgenden führt er ja noch weiter aus, daß er mit seinen Augen sehen, und daß er dann nicht ein anderer sein werde. „Ich werde ihn mir schauen“; הִי ist der sogenannte dat. ethicus (ähnlich dem dat. commodi) und besagt: „mir zugute, mir zur Freude und Seligkeit“. Eben dasselbe drückt er in den Worten aus: אֲנִי אֲחַוְהוּהוּ, „meine Augen werden [ihre Lust] sehen“. Mit אֲנִי weist er hin auf die Augen seines Leibes. Das beweist eine Vergleichung mit Kap. 42, 5; — 7, 7. 8; 10, 18; — Deut. 7, 19; 34, 4; 1 Kön. 10, 7; — Jes. 6, 5; 1 Joh. 1, 1 u. a. „Dieser meiner Augen Licht wird ihn, meinen Heiland, kennen“ — ist Meinung seiner Worte. „Meine Augen werden ihre Lust sehen.“ אֲנִי ohne Objekt wird häufig gebraucht, um das mit Freude und Wohlgefallen verbundene Sehen zu bezeichnen (wie auch חִוְהוּהוּ; cf. Ps. 91, 8); so Ps. 22, 18: „Sie aber schauen und sehen ihre Lust an mir.“ Auch cf. Ps. 37, 34; 35, 21; 54, 9 et al. Das Perfekt ist hier perf. consequ. — „Und nicht ein anderer“, אֲחֵרִי, bezeichnet, wie bereits gesagt, daß er ebenderselbe sein wird, der er jetzt ist. Ebenderselbe Seele, die wir jetzt haben, und auch ebenderselbe Leib, in dem sich jetzt unsere Seele befindet, werden nach der Auferstehung ebendenselben Menschen, dasselbe אֲנִי, konstituieren, das wir jetzt sind. — Diese Worte, אֲחֵרִי, als Apposition zu מִיָּמִי zu verstehen, also als Objekt des Sehens: „Ich werde Gott schauen nicht

als Fremden, nicht als einen andern“, ist wegen des ׀ vor ׀ ausge-  
schlossen; sie können nur eine Erweiterung oder Erklärung des ׀  
sein, zu welchem sie ja auch als Negation deutlich im Gegensatz stehen:  
„Ich selbst, ׀, werde es sein, nicht ein anderer.“

Man kann in diesen Saptteilen eine Steigerung wahrnehmen:  
1. Ich werde ihn mir schauen; 2. meine Augen werden (ihre Lust)  
sehen; 3. kein anderer wird es sein. Dreifache Wiederholung des-  
selben Gedankens! Mit hoher Emphase bezeugt Hiob die Gewißheit  
seiner Hoffnung, daß er selbst in oder aus seinem Fleische seinen Gott  
schauen und selig sein werde. Mit Liebe und Lust verweilt er bei  
dieser entzündenden, tröstenden und beseligenden Aussicht; das ist ja  
sein einziger Trost jetzt im Angesicht des leiblichen Todes: dort, im  
ewigen Leben, wird sich das Blatt gewendet haben. Wenn mein ׀  
erst auf Erden erschienen ist und mich seines Lebens teilhaftig gemacht  
hat, werde ich von allem Elend erlöst und im Schauen meines Gottes  
selig, selig, selig sein! Was Wunder, wenn er voll Sehnsucht nach  
dieser Seligkeit ausbricht in die Worte: „Meine Nieren sind verzehrt  
[vor Sehnsucht und Verlangen] in meinem Schoße!“ ׀ ׀ ׀.  
Daß dieser Ausruf ein Ausdruck seines sehnlichen Verlangens, nicht  
aber eine Klage über gegenwärtiges Leiden sei, ergibt sich leicht aus  
einem Vergleich mit Ps. 119, 123: ׀ ׀ ׀, „meine Augen  
sind verzehrt nach deinem Heil“, das heißt, voller Sehnsucht warte ich  
auf dein Heil. ׀, Nieren, bezeichnen bildlich das Innerste, den  
„Sitz der Empfindungen“ (Gef.). „Meine Nieren“ usw. ist noch un-  
gleich stärker als „meine Augen verzehren sich“ (Ps. 119), da „die  
Nieren im Semitischen als Sitz der zartesten, tiefsten Affekte, besonders  
der Liebe, des Verlangens, der Sehnsucht“, gelten.

Auch die Worte dieses Verses finden eine überaus herrliche Wieder-  
gabe in den Versen: „Dieser meiner Augen Licht Wird ihn, meinen  
Heiland, kennen. Ich, ich selbst, kein Fremder nicht, Wird' in seiner  
Liebe brennen. Nur die Schwachheit um und an Wird von mir sein  
abgetan.“ — Als Fazit ziehen wir aus dieser Abhandlung: 1. Auch  
Hiob hat bereits die Auferstehung des Fleisches bekannt. 2. Gerade in  
der Übersetzung dieser Stelle hat sich Luther als Meister erwiesen.

---

### Bermischtes.

William Sunday. Die Stadt Philadelphia liegt augenblicklich  
im Zauberbann des William Sunday, des früheren großen baseball-  
Spielers und jetzigen großen Erweckungspredigers oder Evangelisten.  
Dieser Mann ist eine merkwürdige Erscheinung in der Kirche. Man  
muß sich mit ihm auseinandersetzen. In Philadelphia hatte sich schon  
vergangenen Sommer ein Komitee, aus Pastoren (leider waren auch

einige zur Generalsynode gehörende Pastoren dabei) und Laien bestehend, gebildet, um alles für den Empfang des Mannes vorzubereiten. Schon monatelang vor seiner Ankunft brachten die täglichen Zeitungen spaltenlange Artikel über die Tätigkeit dieses Komitees und Sundaes großartige Wirksamkeit in andern Städten. Da kein Saal in der Stadt groß genug war, die erwarteten Volksmassen zu fassen, so baute man ein riesiges Holzgebäude (tabernacle), das 20,000 Menschen Sitzplätze bietet. Als Sunday mit seinem Stab von Gehilfen anlangte, war eine nach vieltausend Köpfen zählende Menschenmenge am Bahnhof versammelt, und die Polizei hatte Mühe, die enthusiastische Menge in Ordnung zu halten. Sunday selbst sagte, man habe ihn empfangen, wie man den Präsidenten der Vereinigten Staaten empfängt. Am Tage nach seiner Ankunft begann er seine Tätigkeit. Er predigt zweimal täglich in seinem tabernacle. Schreiber dieses möchte etwas über die Art und Weise seines Vortrags berichten. Sunday steht ein gewaltiges Stimmaterial zur Verfügung, und es werden wenig Leute in dem riesigen Saal sein, die ihn nicht verstehen. Seine Sprache ist leichtverständlich, oft geradezu schön in ihrer Einfachheit, dann aber auch wieder vulgär und pöbelhaft, die Sprache der Gasse. Die Worte und Sätze rasen dahin wie die Stromschnellen des Niagara, sich überstürzend in ihrer Hast. Es ist auf die Nerven gehendes Leben, Bewegung und Regung in dem Manne. Er steht hinter dem Lesepult, vor dem Lesepult, auf dem Lesepult, er umkreist es, er hüpfte auf einem Bein, dann auf dem andern, er springt auf den Stuhl, er legt sich flach auf den Boden, er wirbelt im Kreise herum wie ein Dertwisch, er fuchtelte mit den Armen, er zeigt, wie man einen Stein oder Ball aus voller Macht wirft — und fortwährend strömt die Rede, ob er nun liegt oder steht, hüpfte oder geht, fuchtelte oder springt. Redet er vom Schlaf, so legt er sich hin; redet er vom Kampf, so holt er aus zum gewaltigen Schläge, und das Pult muß leiden; spricht er vom Wettlauf, so strampeln die Beine. — Was den Inhalt seiner Predigten anlangt, so muß man ihm das Zeugnis ausstellen, daß er den Mut der Überzeugung besitzt. Er bezeugt die Eingebung der Heiligen Schrift, er bekennet die Gottheit Christi und greift die Unitarier und die modernen Bibelfritiker an. Er geißelt mit äsendem Spott die groben Zeitünden; er donnert gegen die Feigheit der Pastoren, die sich fürchten, die groben Zeitünden zu strafen; er höhnt über die bloße Sonntags- oder Gottesdienstfrömmigkeit der Kirchenleute. Um den Eigentümern von Brennereien, Brauereien und Gasthäusern, den Rauchern und Trinkern, auch den mäßigen, ihre gänzliche Wertworfenheit zu zeigen, sind ihm keine Worte zu stark. Dennoch gibt diese Posaune, so laut sie auch ist, keinen klaren Ton von sich. Sunday predigt weder Gesetz noch Evangelium recht. Wie er selbst auf der Bühne herumwirbelt, so wirbelt er auch Gesetz und Evangelium, Rechtfertigung und Heiligung, Staat und Kirche ineinander und durcheinander. Von dem tiefen

Verderben der menschlichen Natur, von der Erbsünde, scheint er nichts zu wissen; wenigstens tritt das in seinen Predigten nicht zutage. Die Sünde in den Winkeln und Falten des Herzens deckt er nicht auf, wie es Christus in der Bergpredigt tut. Er geißelt nur die groben Sünden und meint, wenn er das getan habe, dann habe er den Teufel aus Philadelphia hinausgetrieben, oder, wie er sich selbstgefällig ausdrückt: "I have the devil on the run." Er scheint nicht zu ahnen, daß der ehrbare Weltmensch oder der Gewohnheitschrist, der sich vor groben Sünden gehütet und es zu etwas in der Welt gebracht hat, sonst aber ein getünchtes Grab ist, ganz ruhig das tabernacle verlassen und mit dem ebenso frommen Pharisäer beten kann: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andern Leute!“ Nur grobe Sünder und Lasterknechte kann Sunday vielleicht erschütterern, auf ehrbare, selbstgerechte, aber unbußfertige Sünder wird sein donnernder Redeschall wirken wie das Donnern der brandenden Wogen auf den Wanderer, der sich am Meeresufer zur Ruhe niedergelassen hat. — Wie Sunday die Sünde nicht recht erkannt hat, so auch nicht die Gnade. In seinen Predigten tritt nicht hervor, daß die Gnade die Huld Gottes ist, die dem Sünder die Sünde um des Leidens und Sterbens Christi willen vergibt. Die Gnade, die er anpreist, ist etwas, was der Mensch durchs Gebet sich erringt. Dieses menschliche Ringen schafft den Heiligen Geist, den Glauben und Christum in das Herz, und so wird der Dieb, der Räuber, der Ehebrecher, der Trunkenbold, der falsche Zeuge, der Glücksspieler, der Mörder den Sündenstrick zerreißen, vor dem Gefängnis bewahrt werden und eine ehrenhafte Stellung in diesem Leben einnehmen können. Sunday rühmt sich, er habe "the devil on the run", es sei ihm schon gelungen, "to make the devil sick"; er bedenkt aber nicht, daß der Teufel sich dann am meisten freut, wenn der Prediger dem Menschen nur zuruft: „Du mußt heilig leben!“ aber dabei dem Menschen die wahre Buße erläßt, das gänzliche Verzagen an sich selbst und das Vertrauen allein auf die Huld Gottes, die Christus erworben hat. — Sunday hat eine großartige Zugkraft. Das riesige tabernacle kann die Mengen nicht fassen. Tausende müssen fast jeden Nachmittag und Abend umkehren, weil kein Stehplatz mehr da ist. Das Gedränge war einmal so groß, daß Männer und Frauen in Ohnmacht fielen, manche verletzt wurden, in die umliegenden Hospitäler geschafft werden mußten, und die zur Verfügung stehende Polizei nicht mehr die Ordnung aufrechterhalten konnte. Große Delegationen von Predigern, Studenten und Geschäftsleuten kommen aus umliegenden Städten, Baltimore, Washington, Wilmington u. a., um den Mann zu hören. Prediger nennen ihn einen zweiten Johannes den Täufer. Die Zeitungen loben ihn, drucken seine Predigten und bringen täglich Spalten von "Sundayisms". Woher diese Zugkraft? Sunday hat manches an sich, was auch den natürlichen Menschen abstößt. Er schauspielert recht erkennbar. Er prahlt auch gern. Der viele Weihrauch, der ihm gestreut worden

ist, die großartigen Empfänge, die ihm zuteil geworden sind, die großen Volksmassen, die hinströmen, ihn zu hören, haben Sunday den Kopf verdreht, so daß er sich rühmt, er werde den Teufel während der acht Wochen seines Hierseins aus Philadelphia hinausstreiben. Woher nun doch diese Zugkraft? Es mögen auch einzelne heilsbegierige Seelen kommen. Aber den Heilshunger können Sunday's Predigten nicht stillen. Die Antwort muß dahin lauten: Er bietet dem großen Publikum so manches, was es gerne hat: Aufregung, Unterhaltung, Befriedigung der Neugierde, auch religiöse Aufregung, die der natürliche Mensch gerne hat, solange es nicht ernst wird, das heißt, solange er sich nicht wahrhaft zu demütigen und an den gekreuzigten Christus zu glauben braucht. Oft durchrauscht brausendes Gelächter den Saal. Die große Menge wiehert vor Vergnügen, wenn Sunday irgendeine grobe Sünde recht geißelt oder etwa einen Satz wie diesen bringt: "Some men are so low down that they will have to use an airship when they go to hell." Der Saal wird von donnerndem Applaus erschüttert, wenn er in vulgärer, oft gotteslästerlicher Sprache sich also vernehmen läßt: "You will find God to be Johnny on the spot when it comes to keeping a promise." Im tabernacle hört man mehr Lachen und Händeklatschen als im Birkus. Es freut auch das große Publikum ungemein, wenn Sunday sich zu den Pastoren wendet, für die besondere Sitze reserviert sind, und ihnen so manche bittere Wahrheiten sagt und über die toten Kirchgänger schimpft. Das ist für so viele eine Rechtfertigung dafür, daß sie sich bisher nicht zur Kirche gehalten haben, und viele können es in der Zukunft als Entschuldigung gebrauchen, wenn sie von der Kirche fernbleiben. Tausende gehen auch aus bloßer Neugierde hin, weil sie so viel von dem Manne gehört und gelesen haben. Es werden auch viele „erdeckt“ werden. An einem Sonntag waren es 1387, "who hit the sawdust trail"; aber die Erweckung ist in den meisten Fällen ein Strohfeuer und das Resultat, wenn's gut geht, ein Ablegen einiger groben Sünden, und wenn Sunday mit der letzten und größten Kollekte, die sich in Pittsburg, wenn ich nicht irre, auf \$50,000 belief, auf und davon ist, so wird der Teufel in Philadelphia noch gerade so festsetzen wie zuvor. E. T o s t e.

„Ich kenne keine Parteien mehr.“ Dies Wort des deutschen Kaisers zu Anfang des Krieges wird jetzt vielfach gemißbraucht im Interesse eines kirchlichen Allerweltsfriedens. In der „Posit. Union“ macht P. Dietrich auf zwei Erscheinungen aufmerksam, die Aufmerksamkeit und Wachsamkeit erheischen. Die eine ist die im Laufe des Krieges hervortretende Forderung einer „nationalen Religion“ ohne biblisches Evangelium; sie wird vor allem durch D. Traub in seinen „Eisernen Blättern“ vertreten; „Gott ist heute unser Schicksal“, sagt Traub. Die andere ist die mißbräuchliche Ausnutzung des Kaisersworts, daß der Kaiser keine Parteien mehr kenne, sondern nur noch Deutsche. Dies lediglich politische Programm wird auf das kirchliche Gebiet aus-

zudehnen versucht und einer Gleichberechtigung aller Richtungen das Wort geredet. Es soll ein „Allerweltsfrieden“ für die Kirche werden, „der doch kein Frieden sein kann, weil uns dabei das Kostlichste genommen wird, was unsere Kirche besitzt, die Lauterkeit und Reinheit unsers evangelischen Glaubens- und Heilschazes“. Auch das Dortmunder Presbyterium hatte den Ev. Oberkirchenrat gebeten, dem abgesetzten D. Traub die Rechte des geistlichen Standes wieder beizulegen. Die Eingabe, welche abschlägig beschieden wurde, berief sich dabei auf das Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr.“ — Bei dieser Argumentation liegt eine Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, Staatlichem und Kirchlichem zugrunde. Das Wort des deutschen Kaisers nimmt offenbar nur Bezug auf die inneren politischen Streitigkeiten und Parteiungen, die im Interesse des allen gemeinsamen Patriotismus und im Interesse des gefährdeten Vaterlandes mit Recht so lange ruhen und in den Hintergrund treten, bis der Friede wiederhergestellt ist. Folgert man aber daraus, wie das allerdings vielfach in Deutschland der Fall ist, daß in Kriegszeiten auch die Kirche den Kampf um die Wahrheit einzustellen habe, so ist das eine metabasis eis allo genos. Was auf politischem Gebiete berechtigt ist, ist deshalb noch längst nicht auf kirchlichem und geistlichem Gebiete erlaubt. F. B.

„Der Krieg ist eine heilige göttliche Institution.“ Ist das richtig? Die „Ref.“ schreibt: „Wissen wir einerseits, daß der Krieg nicht in jedem Sinne ein göttliches Werk genannt werden kann, sofern es immer widergöttliche Motive sind, die ihn heraufbringen, so ist er gleichwohl innerhalb dieser von der Sünde nun einmal beherrschten Welt ein integrierender Bestandteil des göttlichen Weltplanes. So erscheint uns Gott von Zeit zu Zeit wieder als der Schlachtengott, wie das Alte Testament ihn kennt. Also doch: der Krieg ein göttliches Werk. Das hat Moltke in überzeugtem Ton ausgesprochen: ‚Der Krieg ist eine heilige göttliche Institution, ist eins der heilsamsten Gesetze der Welt, unterhält in den Menschen alle großen und edlen Gefühle.‘ Auch angesichts der Tatsache, daß Krieg Verrohungen mit sich und nach sich führe, ist dieses Wort wahr vor allem in dem Sinne, daß der Krieg ein Erziehungsmittel ist, welches Gott der sündigen Menschheit zuwendet. Und es vermag nicht. Die Getroffene greift in ihr Herz, sie beugt sich in Demut unter das Erziehungsgericht des Herrn der Heerscharen. Ihr Troß vergeht wie ihr Leichtsinn, und sie blickt auf zu den Bergen, von denen Hilfe und Heil kommt.“ — Hierzu bemerken wir: 1. Man kann weder schlechtthin sagen, alles Blutvergießen sei gerecht und gottgewollt, noch, alles Blutvergießen sei verwerflich und von Gott verboten. Wenn der Mörder Blut vergießt, so ist das wider Gottes Willen; wenn aber die Obrigkeit oder ein von Mördern überfallener Blut vergießt, so geschieht das nach Gottes Willen. Dasselbe gilt vom Krieg, der als solcher Blutvergießen ist. Vom Standpunkt des schuldigen Teils ist dies Blutvergießen, das er verurteilt, ein ver-



werfliches, von Gott verbotenes Morden. Vom Standpunkt des angegriffenen unschuldigen Theils ist es dagegen gottgewollte Verteidigung und gerechte Strafe über die Übeltäter. 2. Daß Gott im Interesse seines Weltregiments zur Strafe über die Gottlosen und zur Bückigung der Seinen consequenter den Krieg will, und man insofern dann auch schlechtthin vom gottgewollten Kriege reden kann, ändert nichts an dem obigen Urtheil, daß der schuldige Theil im Kriege dem Willen Gottes zuwiderhandelt und vor Gott als Mörder dasteht. 3. Dasselbe gilt mit Bezug auf die Tatsache, daß Gott den Krieg für viele zur Segensquelle machen kann und will. Die Handlungen der am Kriege Beteiligten werden dadurch, was ihre Sittlichkeit oder Un-sittlichkeit betrifft, nicht affigiert. Daß Gott den Verkauf Josephs nach Ägypten zum Segen für alle ausschlagen ließ, verminderte die sittliche Verwerflichkeit der Handlung der Brüder Josephs um nichts. Das gilt auch von einem Krieg, der durch Gottes Fügung den Völkern zum Segen gereicht: der schuldige Theil handelt verwerflich und dem Willen Gottes zuwider. Der Satz an unserer Spitze ist somit als solcher nicht haltbar, weil er nicht distinguiert. F. B.

„Ich habe mich betrogen und euch. Auf dem Nationalfriedhof kann man kein Atheist sein.“ So bekennt jetzt der bisherige Gottes-leugner Labredan. Die „A. E. L. R.“ schreibt: Zu denen, die in Frankreich jetzt der Religionslosigkeit satt geworden sind, gehört auch der französische Schriftsteller Labredan. Sein Zeugnis, das sich zu einem öffentlichen Bußbekenntnis gestaltet, wurde auch in radikalen Blättern abgedruckt: „Wie furchtbar und brennend sind die Wunden eines Volkes, in die nicht ein Tropfen vom Blut jenes Wunderbaren fließt als heilender Balsam, jenes Wunderbaren — ach, ich darf ihn nicht nennen, er war so gut; und ich? Was würde aus Frankreich, wenn seine Kinder nicht glaubten, seine Frauen nicht beteten! Die Artillerie des Gottvertrauens wird siegen in diesem Kriege. Frankreichs Vergangenheit ist groß. Ein Frankreich war es, das glaubte. Frankreichs Gegenwart ist Drangsal. Ein Frankreich fühlt es, das nicht mehr glauben konnte. Wird seine Zukunft besser werden? An Gottes Hand, nur an Gottes Hand! O ein Volk von Toten deckt das Feld! Wie schwer ist's, auf diesem Nationalfriedhof noch Atheist zu sein! Ich kann es nicht, ich kann es nicht. Ich habe mich betrogen und euch, die ihr meine Bücher laset und meine Lieder sanget. Es war ein Irrwahn, ein Laumel, ein wüster Traum. Ich sehe den Tod und rufe dem Leben. Die Hände mit den Waffen schaffen den Tod. Die gefalteten Hände wirken das Leben.“ — Wahre Belehrung zu Gott scheint uns kaum aus diesen Worten zu sprechen, wohl aber das Gefühl, daß der Atheismus ein künstliches Gebilde, ein Hirngespinnst ist, dem das Herz und Gewissen des Menschen niemals zustimmt, und das angesichts des Todes in sich selber zusammenbricht. Die Toren sprechen zwar in ihrem Herzen: „Es ist kein Gott“; im Grunde genommen glauben sie aber selber nicht, was sie sich und andern einzureden suchen. F. B.

**Von der Frömmigkeit Hindenburgs** schreibt die „A. E. Z. R.“: „Es ist in diesen Blättern schon einmal auf den tiefreligiösen Sinn unsers großen Heerführers im Osten, des Generalfeldmarschalls Hindenburg, hingewiesen, wie er im Kreise seiner Familie daheim selbst täglich eine kurze Morgen- und Abendandacht hielt. Auch während des Krieges nimmt er sich täglich Zeit, einen kurzen Abschnitt in der Heiligen Schrift zu lesen. Eine neue Bestätigung dieser Gesinnung findet sich in einem Briefe aus Beuthen in Oberschlesien, in dem eine Frau einen Kriegsgottesdienst in Beuthen, dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg mit seinem Stabe beizwohnte, schildert. „Wir erlebten bei dieser Feier etwas Tiefergreifendes; denn zum Schluß des Gottesdienstes trat Herr v. Hindenburg mit den Offizieren seines Stabes vor den Altar und betete laut um Kraft und Beistand für die vor ihm liegende neue, große Aufgabe und ersuchte von Gott den Sieg über Deutschlands Feinde.“ Immer wieder gibt der siegreiche Feldherr nach seinen großen Erfolgen Gott die Ehre, so auch kürzlich wieder, als er nach der entscheidenden Schlacht bei Lodz in Posen auf die Guldigung der dortigen Schuljugend und die Ansprache des Stadtschulrats antwortete: „Ich danke Ihnen für die freundlichen Worte des Dankes und der Hoffnung, die Sie an mich gerichtet haben, und danke der Jugend, die sich hier so zahlreich und begeistert versammelt hat. Mir gebührt aber nicht der Dank für die Erfolge, die wir gegenüber den russischen Feinden errungen haben. Ich habe nur den Namen dazu hergegeben. Der Dank gebührt Gott dem Herrn, der uns immer gnädiglich behütet hat, und der uns auch fernerhin behüten wird; denn er kann uns nicht plötzlich von seiner Vaterhand loslassen. . . . Ich sehe getrost in die Zukunft; Gott der Herr wird uns einen ehrenvollen Frieden schenken.“ — Zwar ist der fromme Mann nicht immer zugleich auch von allen andern der natürlich begabteste und fähigste; caeteris paribus ist aber in allen Stellungen, Verhältnissen und Lebenslagen allerdings der wahre Christ immer der tüchtigste, zuverlässigste und erfolgreichste Mann. Die Gottseligkeit ist eben zu allen Dingen nütze, auch zum Kriegen und Siegen. Sie gibt auch Helden wie Hindenburg rechten Halt und unerschütterlichen Mut.

F. B.

**Religionsmengerei im Kriege.** Wie groß unter den Soldaten im Kriege die Gefahr ist, die göttliche Wahrheit zu verleugnen und dem religiösen Indifferentismus anheimzufallen, dafür bringt die „E. Z. F.“ etliche Beispiele. Sie schreibt: „Ein italienischer Berichterstatter spricht mit Begeisterung über die Frömmigkeit der deutschen Soldaten, von der er einen besonderen Eindruck bekommen haben will bei einem Feldgottesdienst, welchen der Bruder des Königs von Sachsen, der katholische Priester Prinz Max, den Angehörigen eines sächsischen Reserve-Jägerbataillons gehalten hat, und an dessen Schluß von der dichtgedrängten Versammlung ein Choral gesungen worden ist, in dem sich die Herzensreinheit, die religiöse Inbrunst und die gläubige Über-

zeugungstreue der Sieger mit erschütternder Eindrucksmacht aussprach. Es wird nicht gesagt, welcher Choral das gewesen ist, vielleicht „Großer Gott, wir loben dich“, von welchem Liede wir schon anderwärts gelesen haben, daß Protestanten und Katholiken sich im Gesange desselben zusammenfinden. Aber das wissen wir, daß es kein katholisches Jägerbataillon unter dem sächsischen Heere gibt, daß vielmehr nach Maßgabe der Bevölkerungsmischung in einem Jägerbataillon nur verhältnismäßig wenige Katholiken sein werden. Also sind die Protestanten durch den katholischen Feldgeistlichen belehrt und erbaut worden. Und daß das gerade ein sächsischer Prinz war, wird zwar manchem Soldaten das Zuhören leichter gemacht haben, aber in der Folge wohl auch die Wirkung haben, daß man den Unterschied der Konfessionen geringer anschlägt.“

**Evangelische und Katholiken vereinigt im Gebet.** Aus dem „Reichsboten“ teilt die „E. L. F.“ folgende Aussprache mit: „In diesem Gebet werden sich auch evangelische und katholische Christen zusammenfinden. Es gehört dies auch zu den Zeichen der Zeit, daß die konfessionellen Unterschiede zurücktreten. Sogar in dem Lande der Friedhofsstandale, in Lothringen, ist jetzt nicht mehr die Rede davon, daß es noch auf dem Gottesacker zwischen evangelischen und katholischen Christen keine Gemeinschaft geben dürfe. Nein, bei den großen Kriegerbegräbnissen haben katholische und evangelische Pfarrer gemeinsam die Feierlichkeit vollzogen. Zwischen den Feldpredigern ist es, wenn nicht überall ausdrücklich ausgemacht, so doch eine selbstverständliche Sache, daß der eine den andern vertritt; denn es können nur selten beide zugleich demselben Truppenteil dienen. Die Soldaten hören der Verkündigung des Gotteswortes zu, gleichviel ob ein katholischer oder evangelischer Feldprediger sie ihnen bietet. Sie bedürfen der Stärkung in ihrer Todesgefahr und nehmen sie gern auf und sind dankbar für alles. Wir dürfen darin keine Verleugnung des konfessionellen Standpunktes erblicken, sondern nur eine Empfindung für das, was beiden Kirchen gemeinsam ist. Man hat vor dem Kriege oftmals sowohl von überkatholischer als von erzprotestantischer Seite darüber gespottet, wenn von gemeinsamer Weltanschauung oder gemeinsamem Glaubensbesitz die Rede war, aber der Spott ist verstummt vor der Kraft der Tatsache; denn die Seele hungert und sättigt sich überall da, wo ihr Brot gereicht wird. Sie selbst weiß am besten aus Erfahrung, was sie nährt. Die theoretischen Ausführungen sind demgegenüber wie Seifenblasen, die bei jedem Luftzug zerplatzen. Das gemeinsame Eintreten für das Vaterland bewirkt zwar keinen Ausgleich der Überzeugung — das kann nicht sein —, aber wohl eine höhere Wertschätzung, die den künftigen Kampf der beiden Kirchen auf geistlichem Gebiete verebeln wird. Hoffentlich ist das so. In der jesuitischen Zeitschrift „Stimmen der Zeit“ — früher „Stimmen aus Maria Laach“ — gibt ein Anhänger des Ordens dieser Hoffnung Ausdruck; und wenn dies auf katholischer

Seite der Fall ist, so wollen auch wir auf evangelischer Seite gewiß nicht zurückbleiben. Der Kampf der Geister soll nicht mit den vergifteten Waffen des Hasses, sondern mit den reinen Waffen der Wahrheit und der Liebe geführt werden.“

„Ein besonders krasses Beispiel dafür“ — fährt die „E. L. Z.“ fort —, „wie weit im Felde die Religionsmengerei schon gediehen ist, bringt ein Feldpostbrief des zurzeit als Divisionspfarrer der sächsischen Truppen diensttuenden Pfarrers O. Niedner, in welchem es heißt: ‚Wie sind auch die konfessionellen Gegensätze hier vor dem Feind in der gemeinsamen Not verbannt! Der jüdische Prediger erzählt mir, wie er einem evangelischen Truppenteil einen Feldgottesdienst gehalten habe, hat das alte Lutherlied singen lassen, hat dann gepredigt von dem Gott, der uns allen helfen muß, und auf den wir alle vertrauen dürfen, die wir treu und rein unsere Pflicht tun, hat gebetet für Volk und Vaterland, für die Lieben daheim, für die Fechtenden in den Schützengräben und die Verwundeten in den Lazaretten; zum Schluß haben sie gesungen: ‚Wir treten mit Beten vor Gott, den Gerechten.‘ Ich habe ihm die Hand gedrückt: ‚Herr Kamerad, anders mache ich es auch nicht!‘ Vielleicht bekommt mancher alte Hader unsers Volkes hier unter dem Donner der Kanonen den Gnadenstoß.‘ Man weiß in der Tat nicht, worüber man sich hierbei mehr wundern soll, ob darüber, daß der jüdische Rabbiner das Lied singen läßt, in dessen zweitem Verse das Bekenntnis zur wahren Gottheit Jesu Christi so unmißverständlich zum Ausdruck kommt, oder darüber, daß der ‚lutherische‘ Pfarrer dem ‚Kameraden‘ versichert, anders mache er es auch nicht. Aber vielleicht liegt gerade hierin die Lösung des Rätsels: Der Jude und der Lutheraner sind einig darin, daß Jesus nicht Gottes eingebornen Sohn ist, gelobet in Ewigkeit, sondern nur Mensch gewesen sei, und daß die wahre Religion nichts weiter ist, als daß wir auf Gott vertrauen, treu und rein unsere Pflicht tun und in der Not füreinander beten. Und dabei rechnen beide darauf, daß die Soldaten, die das Lutherlied singen, es mit den Worten desselben nicht so genau nehmen.“ — So ist der Teufel geschäftig, um den geistlichen Segen des Krieges durch Indifferentismus und Unionismus zu verderben und das neuertwachte Glaubensleben durch Lehrgleichgültigkeit gleich im Keime zu ersticken. F. B.

**Liberale Religion in den Schützengräben.** Die „A. E. L. N.“ schreibt: Das Blatt „Auf der Warte“ vom 20. Dezember v. J. veröffentlicht folgenden Feldpostbrief an P. Graue (Berlin): „Lieber Herr Pastor Graue! Gerade lese ich hier am Argonnenwalde Ihr ‚Germanisches Christentum als Herrbild des Christentums der Bibel‘ (Ausfaß aus ‚Protestantenblatt‘). Bitte, kommen Sie hier in die Schützengräben, leiden Sie mit, streiten Sie mit, wochentweise, monatweise, werden Sie überschüttet mit dem Hagel der Geschosse, und machen Sie Sturmangriffe. Dann werden Sie Gott danken, daß es einen Weg zu ihm gibt durch den Herrn Jesum und dadurch Frieden im Herzen und

volles Genüge; und dieser Weg heißt Buße, Vergebung der Sünden, ewiges Leben. Die Schrift nennt es Belehrung. Wenn wir nicht Hunderte und aber Hunderte solcher Männer vom Offizier bis zum Gemeinen hier und im Osten in den vordersten Reihen hätten, die, zu Jesu bekehrt, jeden Morgen durch das kostbare Wort Gottes neue Kraft schöpfen und dadurch die stillen Vorbilder sind für die Kompagnien und Kolonnen, Leute, denen der Tod als Übergang zum Leben in der Tat wenig bedeutet, die nicht nur heldenhafte Draufgänger sind, sondern, was fast noch höher wertet, in dem grauen monatelangen Einerlei durchzuhalten wissen und ihre Kameraden anfeuern, während drüben beim Feinde fortgesetzt ganze Infanteriezüge, die marode und müde sind, sich ergeben, es stände nicht so gut um Deutschlands Wacht. Mir blutet das Herz über das, was Sie aussäen. Es klingt ja großartig, aber in den furchtbaren Stürmen des Lebens versagt diese Theologie. Gott möge uns allen ein weises, wahrhaft für ihn offenes Herz schenken! Ein nicht mehr junger Offizier. v. Hippel.“ — Von der Kraft des alten Glaubens und insonderheit von dem Nutzen des Auswendiglernens von Chorälen in der Schule zeugt folgender Passus aus dem letzten Brief eines jungen Lehrers, den er kurz vor seinem Tode schrieb: „Bei den englischen Soldaten lagen viele Neue Testamente, Psalmenbücher, Choralbücher u. dgl. Unsere Soldaten führen nur das ganz kleine Armeegefangbuch mit sich und viele nicht einmal mehr das. Sie haben aber auch mehr nicht notwendig. Dank unserer vielgeschmähten deutschen Lernschule tragen sie die Sprüche und Lieder, die jetzt zu wunderbarem Leben erblühen, im Herzen. Man staunt oft, was der einfache Mann von seiner Schulzeit her noch weiß in dieser Beziehung, und jetzt wird ihm das zum Trost und zur Kraftquelle. Wißt ihr noch, wie ich zu Pfingsten gemeinsam mit Herrn R. für unsere alte Lernschule eintrat? Graben, Hacken, Sägen, Kochen, alle Handfertigkeiten lernt man im Handumdrehen, wenn's nötig ist; aber das höhere Geistige?!“

F. W.

**Gefangennahme deutscher Missionare.** Die Rheinische Mission in Barmen hat die Nachricht erhalten, daß ihre Missionare Feige aus Sarepta (Kapland) und Laas aus Lüderitzbuch sowie der dortige deutsche Pastor Körper mit Frau und zwei Kindern von den Engländern in das Gefangenenlager nach Pieter-Marißburg gebracht worden sind, außerdem noch drei deutsche Missionare. Von der Berliner Mission sind die Missionare Zimmermann, Manzke, Zurkat und Jädel als Gefangene nach Prätoria abgeführt, wo auch die Pastoren Wagner (Kapstadt) und D. Vietor (Prätoria) gefangengehalten werden. Die südafrikanische Regierung, die anfangs den Missionaren gegenüber milde verfuhr, ist also nach dem Burenaufstand rücksichtslos vorgegangen.

**Die Kirchen in England** nehmen in hervorragender Weise an der geistigen Kriegsrüstung teil. Die christliche Kanzel steht im Bunde mit den Rekrutierungsbureaus. Viele sehr angesehene Prediger verkün-

digen den „heiligen Krieg“ und stellen es der Jugend als Pflicht vor, sich unter die Fahnen zu begeben. Pfarrer gehen mit dem guten Beispiel voran. Der Hauptpfarrer der St. Georgskirche in Edinburgh ist als gemeiner Soldat eingetreten, um die Jugend seiner reichen Pfarrei nach sich zu ziehen. Bezeichnend ist, daß das Rekrutierungsgeschäft für die Armee Pitcheners zum Wettstreit zwischen den einzelnen Kirchengenominationen wird. Es entwickelt sich eine Geschäftskonkurrenz. Die Baptisten haben 13,265, die Kongregationalisten 14,007 Freiwillige gestellt. Die Kirchen rühmen sich, daß sie Freiwillige hergeben; ihre Namen werden von der Kanzel herab verkündigt. In City Temple fand eine Versammlung englischer Freikirchen statt, die Kriegsfragen behandelte. Morgens kam man zum Gebet zusammen; nachmittags wurden einige Reden gehalten, und abends trat der Schatzsekretär Lloyd George auf, um über den Krieg zu sprechen. „Weder England noch Frankreich noch Rußland noch Serbien noch Belgien tragen die Verantwortung dieses furchtbaren Krieges, sondern Deutschland.“ Er zitierte das Wort eines französischen Generals, daß der Mann, der die Verantwortung dieses Krieges übernommen habe, die Seele eines Dämonen besäßen müsse. Der Urheber dieses Krieges habe ein Verbrechen gegen die Menschheit begangen, und seine Grausamkeit verdoppele sich durch Verrat! Der Erzbischof von Canterbury, der aufgefordert worden war, sich über den Wunsch einiger Pfarrer, sich freiwillig zu stellen, zu äußern, erwiderte: „Die Lage eines Kämpfers ist unvereinbar mit der eines Mannes, der die kirchliche Weihe erhalten hat. Wir haben eine spezielle und besondere Berufung. Diejenigen, welche zum Dienst am Wort und der Sakramente geweiht sind, haben dieses Amt in Krieg und Frieden als ihren besonderen Beruf anzusehen.“  
(A. E. L. R.)

Die von Asquith am 22. Oktober gehaltene Rede lautet der „A. E. L. R.“ zufolge also: „Die Nachwelt soll wissen, wie in diesem Kriege England, Frankreich, Belgien, Rußland und Deutschland vorgegangen sind. Wir könnten wegen des deutschen Vandalismus Nachsehen nehmen, aber dazu müßten wir auf eine zu tiefe Stufe heruntersteigen. (1) Überlassen wir das Urteil lieber der Geschichte. Nicht alle Deutschen billigen die Mittel des Schreckens, die dem Kaiser gefallen. Viele haben die Beurteilung ausgesprochen; denn jeder zivilisierte Mensch muß sich dagegen aufbäumen. In der Tat hat ein großer Teil Deutschlands den Weg menschlichen Fortschrittes betreten; aber nur äußerlich, denn in Wirklichkeit ist das teutonische Volk eine Gesellschaft, die mehr als ein Jahrhundert hinter unserm Zeitalter zurückgeblieben ist. Außerlich mögen die Deutschen Universitätslehrer und Professoren der Philosophie sein; moralisch sind sie aber weniger wert als der letzte Pariser Apache. Nicht alle Deutschen sind mit diesen Brutalitäten einverstanden; das beweist der Rücktritt von Moltkes, der, angefeindet durch

so viel Bestialität, auf sein Amt verzichtete, um nicht teilzuhaben an den wahnsinnigen Verrücktheiten des Kaisers und des Hofes von verächtlichen Fanatikern, der diesen umgibt. Wenn man die deutschen Soldaten Hunnen nennt, so beschmußt man sogar das Andenken Attilas; denn wer kaltblütig einem Geschöpf die Hände abschneidet und schamlos eine wehrlose Frau verstümmelt, kann nicht unser Nächster sein. Die Deutschen gehen mit den Gefangenen in ihrer Gewalt ebenso um wie seinerzeit mit den unglücklichen Afrikanern, so daß sie also schon eine lange Erfahrung darin haben. Darum muß Deutschland von der Weltkarte verschwinden, niemals darf sich ähnliches in der Geschichte wiederholen; denn das ist eine Schande, die nicht allein auf die Teutonen fällt, sondern auf alle andern, die da dulden, daß ein Volk von Barbaren mitten unter den zivilisierten Völkern bestehen darf.“ — Ein Kommentar ist überflüssig, wo also die Leidenschaft alles andere überschreit. F. B.

Die Aussichten des Protestantismus in Frankreich nach dem Krieg bespricht Louis Lafon in der *Evangile et Liberté* also: „Das Frankreich von morgen wird nicht dem Frankreich von gestern gleichen. Es vollzieht sich eine Wiedergeburt in Frankreich. Aber der Protestantismus, der vorn in der Front so viel Opfer bringt, begreift hinter der Front die neue Zeit nicht. Er hätte sich seit zehn Jahren auf einen Réveil rüsten sollen; er hat es nicht getan. Der Protestantismus ist in sich gespalten. Die vorgefaßten Meinungen bleiben bestehen. Törichte Streitereien haben ihn geschwächt. Er hat sich selbst die Kraft entzogen, ein Werkmeister am Bau des nationalen Glaubens zu sein. Er erntet jetzt seine eigene Unfähigkeit, die er reichlich gesät hat. Die Wiedergeburt des Glaubens wird katholisch sein. Was wir tun können, ist nur dies, daran zu arbeiten, daß der gute Katholizismus das Übergewicht bekomme über den schlechten. Wir werden das nur zustande bringen durch wirksame und unablässige Sympathie, durch Erweiterung unsers eigenen Horizonts, durch die den Katholiken dargebotene Hand.“ Hierzu bemerkt die „A. E. L. R.“: „Das sind seltsame Worte eines Protestanten, Worte, die den Verzicht auf Sieg der eigenen Sache bringen. Solcher Protestantismus ist geschlagen, ehe er zu kämpfen beginnt.“

„Freimaurerloge von Regern wird Abzeichen und Regalien ausliefern müssen.“ Unter dieser Überschrift berichtet die „W. B.“: „In Freimaurerkreisen von St. Louis rief die Nachricht große Befriedigung hervor, daß ein Richter in Atlanta, Ga., in einem Prozeß wegen Benützung des Freimaurertitels und der Freimaurerabzeichen durch Regern gegen diesen Mißbrauch eingetreten ist. Den Mitgliedern der Ancient Egyptian-Arabic Order, Nobles of the Mystic Shrine, wird nun nichts übrigbleiben, als ihren schönen langen Titel und all die schönen Vorstednadeln und Ringe, die sie erst vor kurzem angeschafft hatten, wieder

abzuschaffen. Der betreffende Richter hat entschieden, daß die Erlaubnis, Freimaurerlogen zu gründen, nur von der Großloge dieses Ordens erteilt werden kann, und daß selbständige Logen sich nicht Freimaurerlogen nennen können, ohne solche Erlaubnis erhalten zu haben.“ — Wie der Richter dies Urteil mit der amerikanischen persönlichen Freiheit reimt, wird nicht berichtet. F. B.

---

## Literatur.

---

**Briefe von C. F. W. Walther an seine Freunde, Synodalgenossen und Familienglieder, herausgegeben von L. Fürbringer.** Erster Band. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.00 portofrei.

Es ist dies ein Buch, auf welches viele schon seit Jahren mit Schmerzen gewartet haben. Und das lange Warten hat das Verlangen auch nicht vermindert, sondern nur gesteigert. Wir haben darum auch keine Sorge, daß das Buch Absatz finden wird, damit auch die folgenden Bände erscheinen können. Welch einen Genuß bieten Luthers Briefe! Sie bringen uns in die unmittelbare Nähe seiner Person, in seine Familie, in sein Kämmerlein, in seine eigenste Atmosphäre, und öffnen sein großes, warmes Herz ohne Hülle unsern Blicken. Dasselbe gilt von Walthers Briefen; sie geben ihn besser und getreuer als die beste Biographie. Der vorliegende erste Band von 240 + X Seiten bietet 112 Briefe aus den Jahren 1841—65. Mit welcher Liebe und rücksichtsvollen Sorgfalt Prof. Fürbringer sich seiner Arbeit entledigt hat, davon zeugt nicht bloß das Vorwort, sondern der Text selber mit seinen Fußnoten. Auch äußerlich ist das Buch dem Inhalt entsprechend nobel ausgestattet. Größe: 5½ × 7½, watered silk cloth-Einband, mit Goldprägung auf Rücken und Vorderdeckel und hübschem Farbenschnitt. Als Beigabe bringt es die Reproduktion einer Photographie Walthers aus dem Jahre 1857 mit seinem Namenszug. F. B.

**Beichtreden über alt- und neutestamentliche Texte.** Gesammelt von G. Homan. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 75 Cts.

Die vorliegende Sammlung von Beichtreden enthält auf 164 Seiten 31 Predigten von Pastoren unserer Synode, deren Namen im Inhaltsverzeichnis gegeben werden. Vertreten sind u. a. folgende Namen: F. Drögemüller, R. Kretschmar, F. Verwiebe, C. Kühn, H. Schulz, W. Bröder, H. Succop, E. Japs, F. P. Wilhelm. Im Vorwort sagt Prof. Pardie: „Anfängern im Predigtamt können sie als Muster dienen, und auch erfahrenere Seelsorger, die in der Beichtrede immer dasselbe und doch nicht dasselbe sagen wollen, werden auch wohl etwas mit dieser Sammlung anzufangen wissen; und selbstverständlich können diese Reden neben den in der Kirche gehaltenen Beichtreden den einzelnen Christen zur Vorbereitung dienen auf ihren Abendmahlsgang.“ Findet dies Unternehmers Anklang, so sollen weitere Sammlungen von Kasualreden folgen. F. B.

„**Gnade um Gnade.**“ Ein Jahrgang Evangelienpredigten von D. Georg Stöckhardt, weiland Pastor der ev.-luth. Gemeinde Zum Heiligen Kreuz und späterem theologischen Professor am Concordia-Seminar zu St. Louis. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. \$2.25. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

D. Stöckhardt war nicht bloß ein tiefer, gründlicher Theolog, sondern auch ein in seiner Art beredter, lehrhafter, erbaulicher und wahrhaft evangelischer



**Prediger.** Seit Jahren sind seine herrlichen Advents- und Passionspredigten, die zu den Besten ihrer Art und auch zum Besten, was D. Stöckhardt geschrieben hat, gehören, in den Händen unserer Pastoren. Der vorliegende Band bietet 63 Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres, die Stöckhardt in den Jahren 1879 bis 1886 gehalten hat. Wie aber die übrigen gedruckten Predigten Stöckhardts, so wird man auch die vorliegenden nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes populär finden. Was ihnen aber in dieser Hinsicht abgehen sollte, ersetzen sie durch Tiefe der Auffassung und Empfindung sowie durch gründliche Behandlung und Verwertung des Textes. Sie sind sämtlich reich an Lehre, Strafe, Warnung, Mahnung und Trost, dazu auch leicht verständlich und zeitgemäß. Unsern Lesern seien sie hiermit bestens empfohlen! F. B.

**Internationale Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik.**  
Heft 5. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. 30 Pf.

Dieses Heft bringt folgende Artikel: 1. „Der Krieg und der islamische Orient“, von E. Littmann. 2. „Der Krieg und die Slawen“, von A. Brückner. 3. „Unser Schutz der Kunstdenkmäler“, von P. Clemen. 4. „Strauß und Renan“, von M. Meinerk. 5. „Das deutsche Heerwesen in alter und neuer Zeit“, von G. v. Below. 6. „Nation, Kultur, Religion“, von P. Feine. 7. „Rotwehr“, von W. His. 8. „Das Auslandsdeutschtum und die christlichen Missionen im gegenwärtigen Weltkrieg“, von E. Mirbt. 9. „Der Krieg“, von E. Sellin. 10. „Die deutsche Mathematik“, von G. Zimberding. 11. „Entwicklung der deutschen Artillerie in den letzten Jahrzehnten“, von R. Vahn. F. B.

**A. Deichert's Verlag, Leipzig, hat uns zugehen lassen:**

1. „25 Jahre Neue Kirchliche Zeitschrift“, Registerheft: 1. Mitarbeiter und ihre Beiträge, 2. Systematischer Teil, 3. Namens- und Sachregister, 4. Bibelstellen. (M. 3; für Abnehmer der Zeitschrift: M. 2.)

2. „Neue Kirchliche Zeitschrift“, XXV. Jahrgang, 12. Heft mit Artikeln von D. Wohlenberg: „Das Neue Testament und der Krieg“, von D. Lütgert: „Wie soll in der christlichen Kirche die Buße gepredigt werden?“, von D. von Bezzel: „In piam memoriam“ (Buchruder, Burger, Rahl), von D. Grünmacher: „In piam memoriam“ (Frant). (M. 2.50 pro Quartal.)

3. „Die Theologie der Gegenwart“, VIII. Jahrgang, 6. Heft: „Neues Testament“ von Prof. D. G. Wohlenberg. (M. 3.50 pro Jahr; für Abonnenten der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“: M. 2.80.) F. B.

**JESUS; HIS WORDS AND HIS WORKS.** According to the Four Gospels. With explanations, illustrations, applications, twenty art plates in colors by *Dudley*, numerous half-tones, and maps. By *W. Dallmann*. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. \$3.00. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Uns ist in den verflochtenen Jahren angesichts der endlosen Bücher und Zeitschriften über die Schrift, welche jahrein, jahraus hüben wie drüben in Deutschland erscheinen, der Gedanke gekommen, ob nicht bei dieser Bücher- und Zeitschriftenflut die Quelle der göttlichen Wahrheit, die Schrift selber, vernachlässigt und an die Seite geschoben wird. Zurück zum Quell der Heiligen Schrift selber! das sollte darum bei Predigern und Vätern immer stärker wieder die Losung werden. Die Schrift selber sollte gelesen, immer wieder gelesen werden, damit sie uns ebenso geläufig und verständlich wird wie unsere Tageszeitung. Doch P. Dallmanns Buch gehört zu denen, die nicht von der Schrift weg-, sondern in dieselbe hineinführen wollen. P. Dallmanns anregende Weise ist unter uns bekannt. Auch in der vorliegenden Schrift ist sein Stil populär, zuweilen stark populär und insofern mancher durch Assoziation wacherufenen Ideen nicht immer erbaulich. Auch was die adäquate Richtigkeit des Gedankens betrifft, haben wir uns zuweilen ein Fragezeichen zu setzen veranlaßt gesehen. Die Bilder sind gut und machen das Buch für jung und alt anziehend und geeignet als Geschenk. F. B.

**THE BIBLE: A GENERAL INTRODUCTION.** By *H. C. Alleman, D. D.*  
The Lutheran Publication Society, Philadelphia. 50 cts.

Dies Buch bildet den ersten Band der "Lutheran Teacher-Training Series for the Sunday School." Im ganzen erfüllt es seinen Zweck vorzüglich. Es bietet eine populäre allgemeine Einleitung in die Bibel und wird auch Lehrern in Gemeindefchulen gute Dienste leisten. Daß es aber mit kritischen Augen gebraucht sein will, dafür mögen hier nur zwei Belege folgen. Seite 25: "Applied to the whole Bible, it [inspiration] is the special influence of God, which so guided all who took part in producing it that they made it the book God designed it to be, unique in its religious value, authoritative and final in its religious teaching." Die Intention ist hier wohl die, mit D. Jacobs, D. Haas u. a. die Untrüglichkeit der Schrift auf ihre religiösen Lehren zu beschränken. Seite 143: "... the apostles adopted the first day of the week as the Christian Sabbath." Das suggeriert die falsche Lehre der Ketten vom Sabbat.

S. B.

**THE DECIDING VOICE OF THE MONUMENTS IN BIBLICAL CRITICISM.** By  
*M. G. Kyle.* Bibliotheca Sacra Co., Oberlin, O. 320 Seiten  
5½×8½, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: \$1.50;  
Porto: 15 Cts.

Der Verfasser dieses Werkes, Prof. Dr. Kyle, war "Lecturer on Biblical Archaeology" im Xenia Theological Seminary und lehrt jetzt, wenn wir nicht irren, in Philadelphie. Er gehört zu den Archäologen, die die kritischen Aufstellungen Wellhausens und seiner Schule auf dem Gebiete des Alten Testaments energisch bekämpfen, obwohl sie zum Teil früher seiner Fahne folgten, wie Hommel in Deutschland, Sayce in England, Naville und Halévy in Frankreich. Das ganze Werk ist eine Apologie des Alten Testaments auf Grund der neueren Funde an Denkmälern und Inschriften. Und zwar geht Kyle dabei ganz systematisch zu Werke. Im ersten Teile behandelt er "The Function of Archaeology in Criticism", im zweiten "The History of the Testing of Critical Theories by Archaeological Facts", im dritten "The Progress of Archaeological Research in Testing the Biblical Narrative and Settling Questions Raised by Criticism". Die wichtigsten Funde der neueren Zeit werden vorgeführt und als Bestätigung der oft hart angegriffenen biblischen Berichte gewertet. Die geläufigsten kritischen Theorien über die Erzählungen namentlich der Genesis werden besehen und auf Grund des Zeugnisses der Monumente zurückgewiesen. Die Zuverlässigkeit und Irrtumlosigkeit der Heiligen Schrift auch in geographischen, ethnographischen, chronologischen, historischen Angaben wird aufgezeigt. Wir können hier auf den Inhalt im einzelnen nicht weiter eingehen, aber wir können sagen, daß das glatt und geschickt geschriebene Buch, das wir fast in einem Zuge durchgelesen haben, gut über alle die Fragen orientiert, die in diesen Sachen aufgeworfen werden. Man wird, wie auch der vor einiger Zeit verstorbene schottische Theolog und Apologet Dr. James Orr in der Vorrede sagt, nicht jedem Urteile und jeder Ausführung Dr. Kyles bestimmen können. Das Gebiet ist ein großes, die Fragen sind öfters recht schwierige. Aber man wird immer mit Interesse und Augen dem Dargelegten folgen und immer wieder hören, wie „die Steine schreien“, Luk. 19, 40. Das Buch sei der Beachtung der Leser empfohlen.

S. B.

**SCIENTIFIC CONFIRMATIONS OF OLD TESTAMENT HISTORY.** By *G. Frederick Wright.* Oberlin, O. Bibliotheca Sacra Co. 434 Seiten  
5×7½, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis:  
\$2.00; Porto: 16 Cts.

Dies ist in vielfacher Hinsicht ein Seitenstück zu dem im vorstehenden genannten Werk, und Prof. Kyle hat auch sein Werk Dr. Wright "in gratitude and affection" gewidmet. Auch dieses Werk ist eine Apologie des Alten Testaments, aber von einem andern Gesichtspunkte aus. Dr. Wright, Professor emeritus des Oberlin Theological Seminary und Hauptredakteur der bekannten Zeitschrift *Bibliotheca Sacra*, ist kein Theolog, auch kein Archäolog, sondern ein Geolog, der sich aber nicht schämt, seinen Bibelglauben zu bekennen und gerade Strebungstheorien der Jetztzeit wie dem Preisgeben der mosaïschen Abfassung des Pentateuchs und der Geschichtlichkeit des Danielbuches entschieden entgegenzu-

treten. Den Ausführungen hierüber, ebenso über den Aufenthalt Israels in Ägypten und den Auszug von dort, kann man fast durchweg nur beipflichten. Den Hauptteil des Buches macht der Nachweis der Geschichtlichkeit und Allgemeinheit der Sintflut aus. Da befindet sich Dr. Wright auf seinem eigensten Gebiet und weiß sehr interessant von seinen ausgedehnten Forschungsreisen und geologischen Untersuchungen in verschiedenen Weltteilen zu erzählen. Freilich spricht er da auch geologische Ansichten und Meinungen aus (Gletscherperiode), denen wir nicht zustimmen können, und versteht unter den Tagen des Schöpfungsberichts lange Perioden, was gegen den klaren Wortlaut von 1 Mos. 1 ist. Aber auch hier bringt er viel apologetisches Material bei, und eine Anzahl Illustrationen veranschaulichen seine Ausführungen. In dem Kapitel über "The Deluge in North America" geht er auch den Spuren im Staate Missouri nach; und gewiß hat jeder, der mit offenen Augen in diesem Staate gereist ist, solche Spuren wahrgenommen, auch wenn er, wie der Rezensent, auf geologischem Gebiet ein Laie ist. Während also das Buch prüfende Leser verlangt, so bietet es doch solchen viel des Interessanten und Wissenswürdigen. S. 8.

#### WHY THE GERMAN NATION HAS GONE TO WAR. An American to Americans. By George Stuart Fullerton.

Fullerton ist Professor der Philosophie an der Columbia University, New York, und Ehrenprofessor der Universität in Wien. Als erster amerikanischer Austauschprofessor für Oesterreich hat er Vorlesungen gehalten in Wien, Graz, Znaußbrud, Kraslau und Lemberg. Sein Pamphlet beginnt er mit der Erklärung: "I am an American without a drop of German blood in my veins", und dann zeigt er, daß der Krieg den Deutschen und Oesterreichern aufgezwungen worden ist, und daß unter denselben Umständen die Amerikaner genau dasselbe getan hätten, mozu sich jetzt die Deutschen gezwungen sehen. "And I maintain without hesitation that we Americans, under the same circumstances, would have done just what the Germans have done." S. 8.

### Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

#### I. Amerika.

D. Matthias Loh, Professor emeritus des Seminars der Ohio-synode (Capital University) in Columbus, O., ist am 26. Januar im Alter von 86 Jahren gestorben. Prof. Loh war lange Jahre Präses der Ohio-synode und seit 1865 Professor der Theologie an der Anstalt zu Columbus. Er gründete 1881, nach Ausbruch des Gnadenwahllehrstretzes, das *Columbus Theological Magazine* und redigierte mehr als fünfundsanzig Jahre lang den *Lutheran Standard*. D. Loh war Präses der Capital University seit 1880 und wurde vor etwa zwölf Jahren wegen eines Herzleidens emeritiert. G.

Prof. D. Hebere F. Weidner, Präsident des theologischen Seminars des General-Konzils zu Mahwood, Ill., starb im Alter von 64 Jahren am 6. Februar in Tangerine, Fla. Prof. Weidner hatte vor der Gründung des Chicago Lutheran Theological Seminary, dessen erster Präsident er war, Professuren in Muehlenberg College (General-synode) und Augustana College zu Rock Island (Augustana-synode) bekleidet. G.

Liberalismus in den reformierten Gemeinschaften unsers Landes. In der *Biblical World* vom Februar letzten Jahres behandelte Prof. Lucius Miller das Thema: "Life of Jesus in the Light of Modern Criticism." Der Artikel ist vom liberalen Standpunkt aus geschrieben, wie aus fol-

genden Auszügen erhellt: „Die veräußerlichten Züge der Taufberichte in Matthäus und Lukas müssen deshalb als unhistorisch betrachtet werden. . . Die Szene und Länge von Jesu Wirksamkeit kann nicht genau bestimmt werden. Die Unzuverlässigkeit des vierten Evangeliums und die mageren Berichte der Synoptiker lassen die Sache im Dämmerlicht. Ob sein Wirken ein Jahr oder drei dauerte, können wir nicht sagen. . . Wenn die Bekräftigungsgeschichte nicht ganz eine Mythe ist, so mag hinter den augenscheinlichen legendenhaften Verschönerungen eine wahre Erfahrung höherer Art liegen. . . Es ist nicht ganz klar, wann oder wo oder unter welchen Umständen er [Christus] geboren wurde. Es ist gewiß, daß sich dieses bedeutungsvolle Ereignis in der Geschichte der Menschheit gegen Ende der Regierung Herodis des Großen irgendwo in dem heute genannten Palästina zutrug. Würde man mich wegen weiterer Einzelheiten nach meiner eigenen Meinung fragen, so würde ich sagen, daß er wahrscheinlich der Sohn von Joseph und Maria und zu Nazareth in Galiläa geboren war. . . Wir müssen uns jetzt bestreben, die wahrscheinlichen Tatsachen, welche den Auferstehungsgeschichten zugrunde liegen, vorzulegen, und ihre Bedeutung abschätzen. Die Zeichen und Vorbedeutungen, das leere Grab, die bestimmte Periode von drei Tagen, die physischen Erscheinungen, die vierzig-tägige Periode und die Himmelfahrt — all dieses mag am besten auf die Seite gelegt werden. Wir haben zwischen einer objektiv wirklichen, aber nicht-physischen Offenbarung des Geistes und einer Art von Visionstheorie zu wählen.“ Lucius Miller ist Professor der Bibelkunde in der Princeton-Universität, und der Redakteur der *Biblical World* ist Chailer Matthews, Präsident der Federation of American Churches. — Über die Forderung der „Lehrfreiheit“, auf die sich auch abgefallene Princeton Professoren in letzter Zeit berufen haben, wenn man sie darauf aufmerksam machte, daß die Anstalt, an der sie stehen, konfessionellen Charakter trägt, stand im *Presbyterian* kürzlich folgende treffende Bemerkung zu lesen: “What is meant is what has always been meant, freedom to use sacred funds to pervert sons from the faith of their fathers, the givers of the endowments. If these gentlemen want more freedom, why do they not go out and hire a hall? Simply because it is easier to use funds contributed for other purposes.” Gerade auf die Positionen jenes Artikels des Princeton Miller in der *Biblical World* geht ein Pamphlet Dr. Ford C. Ottmans ein, das den Titel *The Devil in Cap and Gown* trägt, und aus dem wir folgende Aussprüche mitteilen: “How much longer shall executive authority license and allow such a decoy-duck to lure our boys into the muculent ooze of a free-thinking, Bible-dishonoring, anti-Christian rationalism? ‘If the transfiguration story is not entirely a myth!’ If not — then ‘back of the evident legendary embellishments!’ Look at the cold type! Did you send your boy to college with the understanding that he was to be inoculated with such virus? Were chairs of Biblical Instruction endowed with Christian money to support such perversion? Is there to be found for these boys no escape from such spiritual assassination? So long as a tolerant clergy are content to seal up their eyes and sleep like a dormouse, regardless, indifferent, and unconcerned, there will be forthcoming no remedial decrees to silence and suppress such pernicious and detestable teaching. It passes the subtlest power of the imagination to understand how it happens that a man that has lost his

faith in the Bible is ordinarily the man that is chosen as best qualified to fill the chair of Biblical Instruction. Let the Tartufes that, with gum shoes and dark lanterns, have crept into our institutions of learning, there to be vested in cap and gown to make culls and gulls of our boys, be stripped of their masks and shipped to limbo, where they belong. Is there no vitriolic vocabulary caustic enough to make the satire sufficiently pungent? No voice to awaken the conscience, and arouse a Christian sentiment that shall express itself in peremptory challenge of such teaching? So long as there is no positive and emphatic protest, these 'learned' sappers and miners will continue their underground work of wrecking the faith. The 'Assistant Professor,' under the spell of his exhilarating hallucination, seems to believe that he possesses a mental dynamite that will blow out the foundations. . . . What remedy is there for such bane? One way to shrink their sinews is to withhold and to withdraw all financial help, and by gift and legacy to strengthen the institutions that remain faithful to God's Word. . . . We are painfully aware that the teaching under reprobation is not confined to any particular university, but is becoming alarmingly common and offensively loud-voiced in many of our institutions of learning." Prof. Miller ist ein Produkt des Union Seminary. — Wie der Abfall vom Schriftprinzip von einzelnen Lehrern in reformierten Anstalten eingeleitet wurde, erzählt im *Presbyterian* ein früherer Schüler Dr. Bascoms, der am Williams-College unterrichtete: "Dr. Bascom met a large company of young people on Sabbath afternoons, and lectured to us upon the Fundamentals of the Christian Faith. Inspiration was that of Genius, the Bible writers had simply climbed the hill of knowledge a little farther up than had other men, and their vision was wider and clearer than others'. This was fine to a youthful mind. It could be understood, and was acceptable to reason. Father, Son, and Holy Ghost were different names for the same Person. This made the Trinity easy. Any one could understand that. Thus we followed him with deep delight as he went on, clarifying all difficulties, and making all things easy of belief and acceptance, until he came to the atonement. He summed this up by saying: 'The death of Jesus Christ was nothing more nor less than a piece of Jewish butchery.' There was something shocking in this. We could not take it. And while we thought, there came upon the wing a text which we had learned while standing at the knee of our sainted mother. It was this: 'Therefore doth My Father love Me, because I lay down My life, that I may take it again. No man taketh it from Me, but I lay it down of Myself. I have power to lay it down, and I have power to take it again. This commandment I have received of My Father.'" G.

Die reformjüdischen Rabbiner Amerikas gründeten 1889 eine Konferenz, die letzten Sommer ihre 25. Jahresversammlung in Detroit, Mich., hielt. Auch auf dieser Versammlung trat die Geteiltheit der amerikanischen Reformjuden in eine strengere und eine weniger strenge Richtung hervor. Die letztere ist in ihrem Indifferentismus gegen das spezifisch Jüdische so weit gegangen, daß sie fortwährend Annäherungen mit dem Christentum, allerdings nur mit dem Christentum, wie es sich in der Y. M. C. A. und ähnlichen Erscheinungen sowie in der Union College-Theologie kundgibt, anstrebt. Man will jetzt wieder zurück — nicht etwa zum orthodox-

dogem Judentum, sondern zu der Gestalt des Reformjudentums, die noch eine besondere „Weltmission“ für den Judaismus geltend macht und noch von „jüdischen Idealen“, vom „jüdischen Gedanken“ redet, während die radikale Partei eben die letzte Konsequenz gezogen hat und die Grenze zwischen Reformjudentum und liberalem Christentum nicht mehr erkennen will. Rabbi Samuel Price schrieb nach der Detroitter Versammlung vorigen Jahres: „Some of the rabbis are realizing that they have gone too far in disregarding the traditions of the fathers, and in overthrowing the fundamental principles of Judaism, they have found that, in their efforts to reconcile Judaism with Christianity; they are gradually pushing the mother religion into the background, and actually paving the road for the eventual arrival of the daughter religion. To avert the calamity of a gross conversion into Christianity, they launched the slogan, 'Back to Judaism,' and a committee was then appointed to revise the union prayer-book into a more 'Jewish' prayer-book, and to prepare a ministers' handbook based on conservative principles. The prayer-book is not revised as yet, while the handbook was presented last summer to the conference by its compiler, Rabbi William Rosenau, of Baltimore, and, to the great surprise of many, it was not accepted. This was a bad blunder, as it served to prove again the extremely radical views of the majority of the rabbis affiliated with the conference.“ Das ist gewiß bezeichnend für die Gestalt des heutigen Christentums, wie sie sich dem jüdischen Beschauer bieten muß, daß man diejenigen Juden als „radikal“ bezeichnet, die eine „bedenkliche Annäherung ans Christentum“ gezeigt haben, die also in ihrer Entwicklung vom Rationalismus aus ungefähr an der Stellung der neueren Theologie, im Naturalismus, sagen wir einmal kurz, im Heidentum, angekommen sind. G.

Daß Jesus sich auch der griechischen Sprache bedient habe, als er noch im Heiligen Lande wallte, will ein Artikel Dr. Thomsons im *Interpretor* nachweisen. Es wird ausgeführt, daß Jesus nur durch das Medium der griechischen Sprache mit römischen Regierungspersonen habe verkehren können, da doch wohl ein römischer Statthalter in Syrien sich nicht bequemt haben würde, das Aramäische zu lernen. Ferner, wo die Evangelisten alttestamentliche Worte aus dem Munde des Heilandes anführen, sind diese fast immer Wiedergaben der griechischen Version und nicht des hebräischen Textes. Matthäus zitiert direkt aus dem Hebräischen, wenn er Stellen aus dem Alten Testament im Laufe seines Berichtes anführt; sind es aber Zitate Jesu aus dem Alten Testament, so gibt er die Septuaginta wieder. Sodann weist Thomson hin auf die Begegnung mit der Syrophönizierin, die von Markus ausdrücklich eine Hellenis genannt wird. Hellenis bedeute nicht eine Heidin überhaupt, sondern hier, wie auch Apost. 17, 12 (die einzige andere neutestamentliche Stelle, in der das Wort vorkommt), ein griechisches Weib. In seinem Gespräch mit ihr gebraucht Jesus zudem ein Wort — τὰ κυνάρια, „Hündchen“ —, das sonst im Neuen Testament und auch in der Septuaginta nicht wiederkehrt, für das sich auch in der Peshito, überhaupt im Aramäischen, kein Äquivalent findet. Da sowohl Matthäus wie auch Markus in ihrem Bericht über die Begegnung mit der Syrophönizierin dieses Wort in der Antwort des Herrn anführen, so liegt die Vermutung nahe, daß sich der Herr in diesem Gespräch der griechischen Sprache bedient hat. G.

## Ausland.

Als ob die zwischen den Völkern Europas entbrannten Feindseligkeiten noch künstlich angefacht werden müßten, schrieb in einem kirchlichen Blatt ein Einsender unlängst folgendes über den „heiligen Haß“: „Das Volk muß lernen, was dem Deutschen am schwersten fällt, zu hassen. In aller Würde. Der Deutsche oder die Deutsche, die mit ihnen [Franzosen oder Engländern] eine Familie gründet, sei verflucht und verstoßen, da sie haben Hochverrat begangen. Wir aber wollen uns zusammenschließen, an uns und unserm Fleiße Freude haben und das Leben uns glücklich machen. Alle andern sind Barbaren, die Haß und Hohn, Spott und Elend ernen. Der Gott der Liebe ist bei uns.“ Mit Recht nennt das „Ev. Kirchenblatt für Württemberg“ solche Auslassungen „Drachensaat“ und warnt vor dieser, allerdings naheliegenden, Verirrung in folgenden besonnenen Sätzen: „Sehr viele Christenleute sind von den ersten Tagen des Krieges an in schwerer Sorge und machen einen besonderen Gegenstand ihrer Gebete daraus, daß doch ja durch die Schändlichkeiten der Feinde in Uniform und Zivill unsere Soldaten nicht in der großen Gefahr der grausamen Nachgier zu Fall geraten und nicht bloß schwere Schuld auf sich und das Heer und Vaterland bringen, sondern auch einmal mit ganz verrohtem Sinn heimkehren. Und wir erachten es für höchnötig, eben diese Bitte unserm gerechten und heiligen Gott anhaltend und mit Inbrunst vorzutragen. Der jetzige Fortgang des Krieges und nachher unsere inneren Zustände werden wesentlich davon abhängen. An diese Zukunft mit ernstem Sinn jetzt schon zu denken, ist heilige Pflicht für vaterlandsliebende Christen. Und trotz dieser schweren Gefahr kommt man und reizt öffentlich auf zu ‚heiligem Haß‘. Was man unter ‚heilig‘ verstehen mag? Wie man sich den ‚Gott der Liebe‘ vorstellt, der bei uns sein soll, wenn wir zum Hassen und Höhnen und Spotten und Verfluchen noch eigens aufreizen?!“ Im allgemeinen hat die weltliche Presse Deutschlands in dieser Zeit höchster nationaler Erregung eine würdige Haltung bewahrt. Besonders die sachliche Art der Darstellung von den in Ostpreußen geschehenen Greueln mußte seinerzeit imponieren. Neulich ist gegen gewisse Darstellungen der Kriegslage auf deutschen Postkarten, sogenannten Kriegspostkarten, in einer Anzahl von Tageszeitungen Protest erhoben worden. Aus der „Kölnischen Zeitung“ führt der „Alte Glaube“ einen Artikel an, der gegen widerwärtige Kriegspostkarten in dieser Weise zu Felde zieht: „Was soll man z. B. zu solchen Karten sagen, wo der deutsche Michel als blutiger Schlächter mit einem Hackmesser auf dem Holzbloß seine Feinde zerfleischt? Glaubt man, hiermit einen ‚Witz‘ gemacht zu haben? Abgesehen davon, daß solche Nachwerke jedem anständigen Menschen in der Seele zuwider sind und ihn mit Abscheu erfüllen, sind sie gar zu sehr geeignet, das Ansehen unsers Volkes im Auslande zu mindern. Bei den Verbrechen, das Verlogenheitskünsten unserer Feinde wird es nicht schwerfallen, diese Scheußlichkeiten in andern Ländern als allgemeine Ansicht des deutschen Volkes über Kriegführung zu verbreiten. Sie werden darzulegen wissen, daß diese Karten ein getreues Abbild unserer Anschauung über die Vernichtung unserer Gegner geben. Es würde mich auch nicht wundern, wenn die verlogene Presse unserer Feinde nunmehr im Auslande verbreiten würde, daß dergleichen Karten nach Skizzen bekannter deutscher Maler hergestellt seien, um zu entsprechender Kriegführung aufzufordern. Daher fort mit solchen abscheulichen Darstellungen einer wahn-

wichtigen Phantasio! Man sorge dafür, daß solche Ulfarten aus dem Verkehr verschwinden. Vielleicht versteht sich die oberste Heeresleitung in einem für das Reich allgemein gültigen Erlaß dazu, den Verkauf dieser Karten zu verbieten, wie das schon ein weitsehender kommandirender General für seinen Bezirk getan hat. Sonst nehme das Publikum Selbsthilfe und meide beim Kaufe jene Geschäfte, die sich mit dem Vertrieb befassen.“ Allerdings ist nicht zu leugnen, daß in puncto Ansichtspostkarten Deutschland jetzt erntet, was es in Friedenszeiten gesät hat. G.

Die lutherischen Finnen werden nicht zum Kriegsdienst herangezogen. Vor einigen Jahren schaffte Rußland das stehende Heer Finnlands ab, da man sich auf seine Loyalität nicht verlassen zu können glaubte. Die gewaltsame Russifizierung Finnlands hatte einen starken Gärstoff im Volke hinterlassen. Die großen Truppenmengen, die in Finnland einquartiert waren, bestanden durchaus aus Russen, und das sogenannte finnische Korps, das in den masurenischen Kämpfen aufgerieben wurde, war aus diesen Truppen zusammengesetzt. G.

Rom und die europäischen Großmächte. Papst Benedikt XV., der jetzt den Petrussthrone in Rom innehat, hat seit seiner Thronbesteigung seinen Einfluß bei den kriegsführenden Mächten geltend zu machen gesucht, neufstens durch sein Gesuch an die streitenden Herrscher, über Weihnachten einen Waffenstillstand einzutreten zu lassen — ein frommer Wunsch, der sich leider nicht verwirklichte. Aber das wird ihn nicht hindern, weitere Anstrengungen zu machen, um bei den Großmächten Gehör zu finden. Er scheint von dem Bewußtsein getragen zu sein, daß man seiner bedarf. Allem Anschein nach haben auch die am Kriege beteiligten Mächte ihr Auge nach Rom gerichtet in der Erwartung, daß der Papst am Ende noch eine bedeutende Rolle spielen werde im Rate der Völker, und zwar zum zweiseitigen Zweck: den Frieden herbeizuführen, und dann, einen möglichst großen Vorteil für die römische Hierarchie herauszuschlagen. Eine neuartige Handlung Englands hat den Papst in den Vordergrund des Interesses gerückt. Die englische Regierung hat nämlich Sir Henry Howard als außerordentlichen Gesandten Englands nach Rom abgeordnet, um am Vatikan die Interessen Englands zu vertreten. Seit 400 Jahren hatte England keinen Vertreter am päpstlichen Hofe, und die Abordnung eines außerordentlichen Gesandten zu dieser Zeit hat daher nicht wenig Bestürzung hervorgerufen. Zur Zeit der Reformation wurde die Politik Englands Rom gegenüber entschieden, und das Land war beim Vatikan in den verflochtenen vier Jahrhunderten nicht mehr vertreten. Trotzdem das englische Preßbureau eine Besprechung der Mission des Sir Henry Howard mißbilligt, haben sich doch mehrere der englischen Blätter darüber ausgesprochen. Besonders der Londoner *Globe* legt dagegen Protest ein, daß der Presse über eine so wichtige Angelegenheit der Mund gestopft werden sollte. „Die Politik von 400 Jahren“, sagt genanntes Blatt, „läßt sich nicht so leichterkhand umkehren, selbst nicht unter dem Druck eines großen Krieges, und wenn ein so verhängnisvoller und weitreichender Entschluß gefaßt wird, sollten nur die schwerwiegendsten Gründe eine Besprechung seitens der Presse verbieten.“ Offenbar fürchtet man englischerseits den Einfluß Deutschlands und Oesterreichs am Vatikan, ganz besonders in Anbetracht der Tatsache, daß der Vatikan ganz sicher antirussisch sei, und daher müsse dieser Macht der Deutschen und Oesterreicher in Rom entschieden



Widerstand geleistet werden. Die englische protestantische Allianz scheint diese Ansicht nicht zu teilen und hat dementsprechend bereits einen Protest gegen diese Umkehrung englischer Politik bei der Regierung eingelegt. Aber wie stellt sich nun Frankreich zu dieser Bewegung? Frankreich hat ebenfalls keine Vertretung am Vatikan, aber dieser Krieg mag die abtrünnige Tochter in den Schoß der Kirche zurückführen. Eine hervorragende Persönlichkeit, M. Ganotaug, bespricht diese Angelegenheit im Pariser *Figaro* und erteilt seiner Regierung den Rat, wieder mit der römischen Hierarchie anzuknüpfen, da ihr nur Vorteil daraus erwachsen könne. Die französische Regierung hat auch der römischen Kirche seit Ausbruch des Krieges Vergünstigungen zulassen, an welche man vor einem halben Jahre kaum gedacht hat. So schreibt der *Courier de Gendve* unter der Überschrift „Renaissance en France“, daß sich jetzt die Pforten Frankreichs für die aus religiösen Gründen Verbannten öffnen. Nach dem Bericht des Bischofs von Neaug sind bereits 60,000 Mönche und Nonnen zurückgeführt. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß der Erzbischof von Mecheln, Kardinal Mercier, auf seiner Durchreise nach Frankreich offiziell durch einen Vertreter des Ministers des Äußern und in Havre durch den Präfecten und den Admiral begrüßt worden ist. Präsident Poincaré ließ sich bei der Beisehung des Papstes Pius durch einen Offizier seiner Leibgarde vertreten, und Benedikt XV. hat seine Thronbesteigung ebenso offiziell dem Präsidenten der Republik angezeigt. Im Vatikan erwartet man denn auch die baldige Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen dem päpstlichen Stuhl und der Republik. (Evangelische Zeitschrift.)

**Katholizismus, Protestantismus und Unglaube in Belgien.** Wie in Frankreich, so ist auch in Belgien der eine Teil des Volkes einem bigotten, fanatischen Katholizismus ergeben; die andere Hälfte ist versunken im krassesten Materialismus und Atheismus. Die derzeitige Mehrheit steht im Lager des Materialismus, dessen Reihen, genau wie in Frankreich, verstärkt werden durch zahlreiche, persönlich ganz religions- und glaublose Angehörige der gebildeten und besitzenden Stände, denen vor der Revolution bangt, und die darum „dem Volke die Religion erhalten“ wissen wollen, die sie selbst nicht mehr teilen. So ist denn z. B. die Schule in Belgien so ziemlich in kirchlichen Händen; ja man hat dort das höchst einfache System, daß die von Orden geleiteten Privatschulen ganz einfach aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden müssen, ohne daß die Unterrichtsverwaltung auch nur das Mindeste in diese Schulen dreingureden hätte. Wirklich das päpstliche Schulideal! Nicht minder leidet Belgien unter einer von Jahr zu Jahr zunehmenden Verklosterung. Ihr hat im vergangenen Jahre Louis Vessart ein eigenes Werk gewidmet: „L'industrie et le Commerce des Congregations en Belgique“ („Die Industrie und der Handel der belgischen Klöster“). Er zählt darin folgende Geschäftszweige auf, die von belgischen Klöstern betrieben werden: Korsett-, Teppich- und Mattenfabriken, Werkstätten für Handschuh-, Wäsche- und Spitzenherstellung, Schuhmachereien und Waschanstalten, Brauereien, Brennereien, Molkereien, Schokoladefabriken, Wirtshäuser, Fremdenherbergen, Druckereien und Tischlereien. Mancher von diesen Geschäftszweigen könnte ja zur Not als Missionsanstalt gemeint und betrieben sein; aber Vessart weist nach, daß in diesen Betrieben Kinder vom zartesten Alter an aufgenommen und als billige und gefügige Arbeitskräfte benutzt werden; insolge dessen schlagen

diese Klöster jeden bürgerlichen Wettbewerb aus dem Felde und machen glänzende Geschäfte. Genau dieselben Klagen wurden vor etlichen Jahren in Frankreich angestimmt, natürlich vor der Austreibung der Orden, die nicht zuletzt dadurch mit veranlaßt war. Von dem in Belgien gepflegten Fanatismus gibt die „Chronik der Christlichen Welt“ (1914, 34) als Probe einige Stücke aus einem Gebet, das in verschiedenen Klosterchulen von den Kindern hergesagt wird: „Herr, erlöse uns von den Antiklerikalen! Jesus Christus, erlöse uns von den Geusen [Protestanten]! Herr, erlöse uns von den Liberalen! Jesus Christus, erlöse uns von den Sozialisten! Herr, erlöse uns von den Menschen, die leben wie das unvernünftige Vieh und sterben wie die Tiere! Herr, erlöse uns von den Aufrührern und Umstürzern, von Mördern und Brandstiftern!“ Auf der andern Seite entspricht diesem katholischen Fanatismus ein nicht minder gehässiges Treiben der Fanatiker des Unglaubens. Daß Belgien ein Schlupfwinkel des Anarchismus ist und seit jeher gewesen ist, ist bekannt. Nicht minder bekannt ist die sittliche Verlotterung, die in den belgischen Großstädten herrscht. Das unerfreuliche Bild wird vervollständigt durch die, zumal in den gewaltigen Industriebezirken einheimische, alle Begriffe übersteigende Trunksucht, der von katholisch-kirchlicher Seite erst seit kurzer Zeit, und mit sehr geringem Erfolg, entgegengetreten wird. — Die protestantische Bevölkerung des Landes darf auf etwas über 35,000 angeschlagen werden. Unter ihnen entfaltet die „Société Evangelique“, die als Freikirche sich völlig unabhängig vom Staate organisierte und meist aus Konvertiten und ihren Kindern besteht, eine rege Tätigkeit. Ihre Verfassung kennt als oberste Behörde die jährlich einmal zusammentretende Synode, zu welcher jede Kirchengemeinde einen Geistlichen und einen Laien abordnet. Diese Kirche ist dank ihrer aggressiven Tätigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit auf rund 10,000 Mitglieder gestiegen. Sie besitzt zwei Tageschulen und eine Anzahl gutgeleiteter Sonntagschulen. Sodann besteht seit dem Jahre 1839 die „Union des Eglises Evangeliques Protestantes de la Belgique“, deren Mitglieder sich aus französischen, holländischen und deutschen Gemeinden zusammensetzen. Die Union besitzt große Gemeinden in Lüttich, Verviers, Seraing, Brüssel, Antwerpen, Gent, La Bouverie, Dour, Paturages, Jolimont und Tournay. Jede Gemeinde wählt ihr eigenes „Konfistorium“. Die Union unterhält Predigtplätze und Tageschulen und sorgt für die religiöse Unterweisung der Kinder. Ihre Gesamtmitgliederzahl wird auf 20,000 bis 25,000 eingeschätzt. Eine dritte Gruppe bilden einige evangelische Gemeinden in den größeren Städten, wie die niederländisch-reformierte Gemeinde in Brüssel und die lutherisch-schwedische Gemeinde in Antwerpen. Außerdem gibt es auch anglikanische Gemeinden in Brüssel, Antwerpen, Brügge und Ostende, auch eine presbyterianische Gemeinde in Antwerpen. Die protestantischen Gemeinden Belgiens sind zum Teil vom Kriege hart mitgenommen worden. In Zemappes und Quaregnon in der Borinage, wo die Gegner aufeinanderstießen, sind zahlreiche Häuser durch Feuer zerstört worden, u. a. auch das Haus des Pfarrers Gautier. In Charleroi sind von einem ganzen Quartier nur die protestantische Kirche und das Pfarrhaus übriggeblieben; in Hornu dagegen ist das protestantische Gotteshaus durch eine Granate vollständig zerstört worden. Als eine besonders freundliche Führung Gottes darf es angesehen werden, daß kein Pfarrer oder Bibelfolporteur sein Leben verloren hat. In der Provinz

Lüttich hat keine Kirche Schaden genommen, so daß die Gottesdienste regelmäßig abgehalten werden konnten. Die Provinz Namur und besonders die Stadt wurden stark mitgenommen. Die evangelische Kirche blieb jedoch intakt, und Pfarrer Andry, der wie durch ein Wunder dem Tode entgangen ist, konnte die Gottesdienste regelmäßig halten. Seit Anfang des Krieges haben die evangelischen Blätter „Der Belgische Protestant“ und „Der Belgische Vote“, ihr Erscheinen eingestellt. G.

„Was hat die Mohammedanermiffion zu erwarten?“ fragt das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“. „Ist für sie der Weltkrieg nicht ein tödlicher Streich?“ Das „Schulblatt“ würde diese Frage mit „Nein“ beantworten. „Daß Deutschland in der Stunde der Entscheidung dem Bundesgenossen die Treue hielt und ohne Furcht den meuchlerischen Königsmord verdammt, das wird auf die moslemische Welt einen tiefen Eindruck machen, gerade weil die islamische Geschichte mit schnödem Verrat so arg befleckt ist, der meuchlerische Dolch seine verächtliche Rolle gespielt hat. Diese schon in den ersten Tagen des Krieges hervorgetretenen Sympathien könnte man geradezu einen missionarischen Erfolg nennen. Denn alle Missionen im Orient waren seit dem Krieg voll von bitteren Klagen darüber, daß der Krieg mit seinen unerhörten Greueln ihnen die Sympathien der moslemischen Welt entzogen habe. Wir Mohammedanermiffionare freuen uns von ganzem Herzen darüber, wenn dieser Krieg eine wirkliche Annäherung der islamischen Welt an unser Vaterland bringen sollte; denn wir waren von jeher die treuesten Freunde der islamischen Welt. Denn wenn ich das Evangelium bringe, dem tue ich den größten Freundschaftsdienst, den überhaupt ein Mensch dem andern tun kann.“ Dasselbe Thema wird auch in andern kirchlichen Blättern Deutschlands, und nicht immer unter ähnlicher optimistischer Beurteilung, behandelt. In der „Evangelischen Wahrheit“ kamen kürzlich bange Besorgnisse um die Zukunft der Arbeit unter den Anhängern des Islam zum Ausdruck. „Was würde geschehen“, wurde da gefragt, „wenn der Kampf des Islam gegen England politische Formen annähme? Dann wären wir durch die eigentümliche Konstellation des Weltkrieges und den Aufmarsch seiner Parteien mit dem Islam auf derselben Seite. An diese Seite hätte uns dann England gedrängt. Dann hätte es uns in einen schweren inneren Konflikt gebracht, den wir evangelischen Christen nicht leicht nehmen dürften. Denn politisch kann uns in diesem Kriege natürlich eine Hilfe wie die des Mohammedanismus nur willkommen sein. Wenn England die weite Welt gegen uns mobil macht, dann begrüßen wir in diesem Kriege alles, was zur Schwächung des Gegners führt. Wir müssen es ja und können es nicht anders; England hat es so gewollt. Aber religiös macht uns diese Sachlage Pein. Denn nun stehen wir unter Umständen mit dem Islam gegen die größte europäische Miffionsmacht. Wir müssen es als Christen mit bängster Sorge ansehen, wenn nun durch diesen Krieg dem Mohammedanismus in Asien und Afrika neue Wege gebahnt werden. Nur eins kann uns in dieser Sachlage das Herz erleichtern: wir sind es nicht, die diesen Stand der Dinge geschaffen haben; wir sind in ihn hineingezwängt worden. Der aber uns hineingzwangte, der trägt auch dafür die Verantwortung. Der wird auch die Verantwortung tragen für alle Trümmer auf dem Miffionsfelde nach dem Kriege.“ Vor allem befürchten die Miffionare, auch englische Miffionare, das Hineingehen der Eingebornen in den Kriegsstrudel. „Schont wenigstens Afrika!“ ruft

E. D. Morel in der *African Mail*, einem südafrikanischen Blatte, aus. „In würdigster Weise hat Europa seinen Veruf zur ‚Zivilisation‘ Afrikas dargetan, indem es das mühsam all dort durch Kämpfe und Arbeit des letzten Vierteljahrhunderts errichtete Gebäude in ein weites Chaos von Ruinosigkeit verwandelte. Wir bringen unser sogenanntes Christentum den afrikanischen Heiden, wir versuchen die Ausbreitung des Islams einzudämmen, und wir zeigen uns selbst barbarischer, blinder, harteziger als die zurückgebliebensten Völker Afrikas, die zu regieren wir auszogen. Aber die Regenten Europas können in noch niedrigere Tiefen fallen, wenn sie einmal am Werke sind. Sie können ihre afrikanischen Truppen auf dem Boden des tropischen Afrika gegeneinander loslassen und in Afrika die Greuel verdoppeln, die sie für ihre Untertanen in Europa vorbereiten. Wollen sie wirklich bis zu diesem äußersten Grade der Entartung fortschreiten oder noch vor ihr haltmachen?“ Zur Verteidigung Deutschlands bemerkt hierzu die „Wartburg“ (zwar nicht in bester Stimmung): „Nicht wir haben die Kongoakte gebrochen und den Krieg auf die Kolonien übertragen; nicht wir haben Jnder, Turkos, Senegalesen gegen Europäer auf den Schlachtfeldern Frankreichs losgelassen. Möge also Herr Morel seine Mahnungen an England und Frankreich richten! Und wenn er für die Schwarzen so zärtlich besorgt ist, so wäre noch mehr ein Wort der Entrüstung gegen die Verschleppung afrikanischer Greuel nach Europa angebracht gewesen. Aber daran scheint er gar nicht gedacht zu haben.“ G.

Alle Gebiete der Leipziger Mission in Afrika und Asien sind den Kriegsgefahren ausgesetzt. Das älteste von diesen liegt im südlichen Hindostan. Nach dem eben veröffentlichten Bericht der Leipziger Missionsgesellschaft zählen die Gemeinden dort 22,033 Seelen. Den letzten Nachrichten zufolge hat der Leiter der Arbeit in Indien, Propst Meyner, vom englischen Gouverneur das Versprechen aller Hilfe erhalten, soweit sie die strengen Militär-gesetze erlauben. So ist auch der militärpflichtige Missionar Wagner, der als Kriegsgefangener nach dem Inneren Tehlons gebracht worden war, seit Ende August v. J. wieder freigelassen. Um so dankbarer wird dieses begrüßt, als diese Missionare nur in eingeschränkter Weise aus der Heimat unterstützt werden können. Durch die Auswanderlust der Tamulenchristen sind in Hinterindien Gemeinden in Rangun und Penang mit 1224 Seelen entstanden. Unter ihnen ist ein Missionar in Tätigkeit. So ruht die Arbeit in Indien nicht gänzlich. — Seit Ausbruch des Krieges fehlt jede Nachricht über die ostafrikanischen Felder. In Britisch-Ostafrika erstrebt man eine United Native Church; ihr gegenüber wird sich das Häuflein lutherischer Balamba nicht halten können. Ganz anders ist es in Deutsch-Ostafrika. Dort dringen in Scharen die Heiden herbei, so daß sie zu fortwährenden baulichen Erweiterungen der Versammlungshäuser veranlassen. 9500 Eingeborne, vielfach noch Heiden, besuchen durchschnittlich jeden Sonntag die Gottesdienste, die auf 13 Hauptstationen und in 70 Schulapellen der Außenorte gehalten werden. In den Schulen finden sich 8643 Knaben und Mädchen ein, in der Mehrzahl Heiden. Was mögen nun diese jungen Christen denken und reden, wenn sie Zeugen sein sollten, wie die christlichen Engländer die christlichen Deutschen mit blutigem Kriege überziehen wie einst die raubgierigen Masai sie? Und wenn nun gar die Boten des Christentums sich gegen die Feinde ihres Vaterlandes wehren müssen? Wie aber werden sich zu beiden die Bekenner des Islams stellen, der seither ein ge-

fährliches Hemmnis der Mission war? Der Aufruf zum „heiligen Kriege“ könnte eine kaum zu entwirrende Verwirrung anrichten. G.

Über den Fortschritt der buddhistischen Propaganda in Deutschland verbreiteten sich kürzlich die „Theologischen Zeitblätter“ (Straßburg). „Zeitung“, lesen wir da, „findet bei uns in Deutschland buddhistische Propaganda statt durch buddhistische Vereine. In Dörlau bei Halle befindet sich eine Villa, vor der ein kleines Bauwerk steht, ähnlich den Heiligenhäuschen, die man in katholischen Gegenden an Straßen bei Wegkreuzungen usw. sieht. In diesem Heiligenhäuschen thront oben in einer Nische nicht etwa ein katholisches Heiligenbild, sondern eine Buddhafigur. Der Besitzer dieser Villa ist Dr. Wolfg. Bohn, Vorsitzender des Bundes für buddhistisches Leben und Bibliothekar der Deutschen Pali-Gesellschaft. Diese zwei eng miteinander verbundenen Vereinigungen betreiben gegentwärtig eine lebhaftere Propaganda für buddhistische Ideen in Deutschland. Sie haben die Arbeit so untereinander geteilt, daß die deutsche Pali-Gesellschaft, 1909 in Breslau gegründet, mehr theoretisch die Kenntnis der Pali-Literatur (das heißt, der in Pali, einem Sanskritdialekt, geschriebenen Quellen des südlichen Buddhismus) und das Verständnis für das System des Pali-Buddhismus zu fördern und zu verbreiten sucht, der Bund für buddhistisches Leben diejenigen sammelt, die ihr Leben nach buddhistischen Ideen zu führen getwillt sind. Diese Leute wollen die religiöse Regeneration oder Erneuerung des Abendlandes zustande bringen. Sie versichern, daß nicht „auch nur im entferntesten beabsichtigt sei, irgendeine Religionsgesellschaft anzugreifen oder zu bekämpfen“. Mit diesem Grundsatz will es freilich schlecht stimmen, wenn in einer deutschen Broschüre die Christen als die im tiefsten Abgrund religiöser Unwissenheit versunkenen Barbaren und Heiden des Westens bezeichnet wurden, oder dem Christentum, das ja vorwiegend mit Höllnern und Sündnern zu tun haben wolle, seine Heidenmission als „internationale Lumpensammlerarbeit“ gern überlassen wird!“ Aus einem Buche Paul Gennrichs über die Tätigkeit der buddhistischen Vereine in Deutschland wird dann folgende an die christliche Theologie gestellte Forderung einer Revision der Lehre zugunsten des buddhistischen Lehrsatzes von der *Seelenwanderung* angeführt: „Mir ist es unzweifelhaft, daß die evangelische Theologie den eschatologischen Teil der christlichen Glaubenslehre sorgfältiger wird ausgestalten und ihm ein Lehrstück wird einfügen müssen, das der katholischen Lehre vom Fegfeuer entspricht, gereinigt von allen abergläubischen, sinnlichen und gesellschaftlich-verdienstlichen Gedanken!“ G.

Der Tod Dr. August Weismanns, des berühmten Biologen, wird aus Freiburg gemeldet. Weismann hat besonders auf dem Gebiete der Erbllichkeit geforscht und ist am besten bekannt als der Urheber des Satzes, daß angeeignete Charakteristika nicht vererbt werden können (*acquired traits are not inherited*). Durch Weismanns Theorie, daß das Keimplasma unverändert von einer Generation auf die nächste vererbt wird, ist der darwinistische Entwicklungslehre, die gerade auf der Vererblichkeit von Zügen, die sich das Lebewesen angeeignet hat, basiert, das Fundament entzogen worden. Die biologische Wissenschaft hat sich, wenigstens in Europa, rückhaltlos zu dem Satze Weismanns bekant. Dem allgemeinen Publikum sind die Forschungen Weismanns zugänglich gemacht worden in einer Reihe von Aufsätzen, die auch in englischer Sprache von der Clarendon Press, Oxford (*Essays upon Heredity and Kindred Biological Problems*; zwei Bände, \$2.00 und \$1.30), herausgegeben worden sind. G.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

März 1915.

Nr. 3.

## Lehrstellung der Forenebe Kirche und der Haugesynode.

Man hat sich in bezug auf die Vereinigungsthesen vom Jahre 1912 (Madisoner Sätze, „Opgjör“) des Ausdrucks bedient, daß in diesen Sätzen die drei am Unionswerk beteiligten norwegischen Synoden eine Vereinigungs**bas**is gefunden hätten. Das ist insofern richtig, als man damit nur sagen will, daß auf Grund dieser Thesen die Forenebe Kirche, die Norwegische Synode und die Haugesynode<sup>1)</sup> durch Synodalbeschluß, zum Teil auch durch Abstimmung in den Gemeinden erklärt haben, daß die Differenz im Artikel von der Gnadenwahl und Befehrung aus dem Wege geräumt sei. Daß diese Sätze jedoch tatsächlich, das

1) Es bestehen zurzeit in den Vereinigten Staaten fünf norwegisch-lutherische Körperschaften. Unter diesen ist die größte die Forenebe Kirche (Vereinigte Kirche) mit etwa 600 Pastoren, 1600 Gemeinden und 170,000 kommunizierenden Gliedern. Gegründet wurde die Forenebe Kirche im Jahre 1890 aus Elementen, die im Gnadenwahlstreit von der Norwegischen Synode ausgegangen waren, der sogenannten antimissourischen Brüderschaft, die sich mit mehreren kleineren Körperschaften zu einer Synode (daher „Forenebe Kirche“) verband. Die Norwegische Synode besteht aus etwa 1000 Gemeinden mit etwa 400 Pastoren und 96,000 kommunizierenden Gliedern. Die Haugesynode (169 Pastoren, 364 Gemeinden, 40,000 kommunizierende Glieder) trägt den Namen des Hans Nielsen Hauge, der in einer Erweckungszeit in Norwegen vor etwa hundert Jahren als Laienprediger eine bedeutende Rolle spielte. Seine Nachfolger gründeten die sogenannte antimissourische Synode in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Aus der Forenebe Kirche traten im Jahre 1897 eine Anzahl Pastoren und Gemeinden aus, die sich die „Freie Kirche“ (Fritkirke) nennen. Die Fritkirke besteht zurzeit aus 172 Pastoren, 371 Gemeinden und 23,000 konfirmierten Gliedern. Außerdem besteht eine kleine Körperschaft, Eielssenssynode oder die Ellingianer, die etwa 1100 konfirmierte Personen zählt, und die sich rühmt, den Geist der Hauge'schen Frömmigkeit in Reinkultur bewahrt zu haben. In einem offiziellen Schreiben an die Forenebe Kirche vom Jahre 1913 wird mit allem Ernst darauf hingewiesen, daß sie wohl meistens Ellingianer genannt würden, daß aber ihr offizieller Name sei: Die Ev.-Luth. Kirche in Amerika!

heißt, nach ihrem Inhalt, eine Lehre von der Wahl und der Bekehrung darstellen, auf die man sich geeinigt hätte, steht, ganz abgesehen auch von der Differenz, die innerhalb der Norwegischen Synode in der Beurteilung dieser Sätze zutage getreten ist, in Widerspruch mit dem Wortlaut des Dokuments. Nicht eine Lehre, sondern zwei Lehren von der Gnadenwahl und Bekehrung haben in diesen Thesen Ausdruck gefunden, und zwar in drei Reihen von Aussagen. Die erste Reihe, an die wir denken, ist Satz 5 und 6, die Ablehnung des Synergismus und des Calvinismus, auf biblischer Grundlage. Mit Rücksicht auf These 5 und 6 kann wohl die Norwegische Synode, nicht aber die Gegenpartei sagen: Wir haben unsere Stellung nicht geändert. Die zweite Gedankenreihe findet Ausdruck in den Worten: „erkennen ohne Vorbehalt an“ (in bezug auf die zweite Lehrform) und: „des Menschen Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Annahme oder Verwerfung der Gnade“. Mit diesen Sätzen können wohl die Forenede Kirke und die Haugekynde nach ihrer sonstigen Lehrstellung, nicht aber die Norwegische Synode zufrieden sein. Eine dritte Reihe von Aussagen findet sich in Satz 1, 2 und 3 und wieder am Schluß des „Vorschlags“, unter denen beide Parteien ihre Lehre finden können, indem man sich nämlich mit der Aussage zufrieden gibt, daß die Lehre der Konkordienformel beiderseits als adäquate Darstellung der Schriftlehre anerkannt werde. Man hat also ein Dokument geschaffen, in dem beide Parteien gewisse Sätze herausheben können und sagen: So lehren wir, so haben wir immer gelehrt.

Man fragt sich da: Wie war das möglich? Wie konnte man hoffen, durch eine solche Thesenreihe alle beteiligten Interessen, auch Leute, denen es um die Wahrheit zu tun ist, zu befriedigen? Man hätte etwa erwarten dürfen eine Darstellung der Wahllehre, die in allen Stücken sich mit der Lehre der Schrift deckt und jede Irrung (auch die Lehre vom Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens vermöge natürlicher oder geschenkter Kräfte vor der Bekehrung) abweist, oder, falls die Norwegische Synode ihre frühere Stellung aufgegeben hätte, ein Dokument, das den Gegensatz zu der Lehre der Schrift unumwunden vertritt, oder auch eine Formel, die mit Umgehung der Differenzen eine allgemein gehaltene Darstellung der strittigen Lehrstücke enthielte, unter der sich jede Partei das Ihrige denken kann. Das letztere wäre eine unionistische Lösung der Differenz nach altem Muster gewesen. Statt des allen ist hier etwas Neues geschehen. Man hat zwei Reihen von Aussagen über die Wahl und Bekehrung nebeneinandergestellt und dann durch die Bezugnahme auf die Konkordienformel eine Brücke zwischen beiden geliefert, auf der man sich tiefgerührt die Bruderhand reicht.

Indem wir uns die Lehrstellung der Forenede Kirke und diejenige der Haugekynde im nachfolgenden etwas näher ansehen, soll auf die Entstehung dieses merkwürdigen Dokuments wie auch auf andere

Schwierigkeiten, die einer Union auf dem Grunde der Wahrheit entgegenstehen, etwas Licht geworfen werden. Es geschieht das nicht nur zu dem Zwecke, diesen Handel durch Verwendung weniger zugänglichen Quellen in das rechte historische Licht zu rücken, sondern auch um den Nachweis zu liefern, daß man durchaus nicht, wie man sich in ohioischen und iowaschen Blättern das in letzter Zeit angewöhnt hat, für die Spaltung innerhalb der Norwegischen Synode missourische Hintertreibung des Vereinigungswerts geltend zu machen braucht, sondern daß man in dem Wachstum der Minoritätspartei etwas ganz anderes, nämlich ein Wachstum im Verständnis der historischen Grundlage des Madisoner Dokuments und der gegnerischen Stellung überhaupt, erkennen sollte. Jedenfalls wird die Ablehnung einer Union auf der Basis dieser Thesen von seiten solcher, die mit dem Irrtum keinen Kompromiß machen wollen, um so verständlicher sein, wenn einmal erkannt wird, daß nicht nur schon vor Jahren eine Vereinigungsbasis, wie sie uns jetzt in dem bereits skizzierten Charakter des „Dpgjör“ vorliegt, im indifferentistischen Lager zur Förderung geworden war, daß nicht nur die ganze Anlage des Dokuments, zum Teil bis in einzelne Nebenwendungen hinein, unter fortgesetzter Betonung des Gegensatzes gegen Missouri, einem zukünftigen Vereinigungskomitee in den Synodalorganen der Forenebe Kirche als Vorlage unterbreitet war, sondern daß man auch im voraus schon seine Auslegung dieser später im „Dpgjör“ inorporierten Sätze, auch seine Auffassung der Bezugnahme auf die Lehre der Konkordienformel, wie sie in diesen Thesen vorliegt, ganz unzweideutig kundgegeben hatte.

Die Lehrstellung der Forenebe Kirche ist im Artikel von der Gnadenwahl und Bekehrung synergistisch. Der Synergismus lag der Trennung vom Jahre 1887 zugrunde, die zur Gründung der Forenebe Kirche führte. Es ist hier nicht nötig, auf den Verlauf des Gnadenwahllehrestreites in seinen früheren Stadien näher einzugehen. Daß aber die Forenebe Kirche auch nach 1900 und auch kurz vor Annahme der Madisoner Thesen im Jahre 1912 noch synergistisch von der Bekehrungslehre, gehört zu den Erscheinungen, die mit Rücksicht auf den Ursprung der Thesen von Interesse sind und zum Verständnis derselben beitragen.

In dem Synodalorgan „Lutheraneren“ stand im Jahre 1911 auf Seite 516 f. folgende Ausführung über die Lehre von der Wahl: „Damit die Möglichkeit der Seligwerdung zur Wirklichkeit werde, daß also der einzelne Mensch bekehrt und selig werde, wird von seiten des Menschen die Bedingung gefordert, daß er dem Heiligen Geist nicht widerstrebt, sondern die in Christo angebotene Gnade annimmt und sich mit Gott versöhnen läßt. Diese Annahme geschieht durch den Glauben. . . . Gott hat aus Gnaden beschlossen, denen, die diese Bedingung erfüllen, die Seligkeit aus Gnaden mitzuteilen. . . . Mit



der Gnadenwahl ist also der ewige, bedingungsweise Ratsschluß Gottes gemeint, allen denen das ewige Leben zu geben, die mit einem wahren, lebendigen Glauben die Gnade in Christo annehmen und darin bis ans Ende verharren. Da aber die genannte Bedingung nicht von allen Menschen erfüllt wird, das heißt, da nicht alle die allen erwerbene und angebotene Gnade annehmen, so werden ihrer auch nicht alle teilhaftig. . . . Die Verwerfung (reprobatio) ist Gottes ewiger bestimmter Beschluß, alle die in ewiger Unseligkeit zu lassen, die sich nicht in einem wahren, lebendigen Glauben die Gnade in Christo zueignen, sondern mit verhärtendem Unglauben dieselbe verwerfen.“ Damit ist klar gelehrt, daß die Wahl Rücksicht genommen hat auf den Glauben als auf eine Bedingung, die der Mensch geleistet hat, um Leben und Seligkeit zu erlangen. Daß Gott ihm „aus Gnaden“ das Heil anbietet und „aus Gnaden“ diejenigen annimmt, die diese Bedingung erfüllt haben, ist keine Abschwächung des Synergismus, denn es ist ja klar, daß der Ausdruck „aus Gnaden“ durch die eingeschobene „Bedingung“ seines Inhalts entleert worden ist.

In demselben Jahrgang von „Lutheraneren“ stand Seite 1105 in einem Aufsatz Prof. L. A. Bigneß<sup>2)</sup> folgendes zu lesen: „Die Berufung hat für jeden, den sie angeht, eine unausbleibliche Wirkung. Ziel der vorbereitenden Gnade ist nämlich, den Willen des Sünders freizumachen von der Notwendigkeit des Widerstrebens. . . . Gottes Geist ist alleinwirkend, wenn er den Keim des Glaubens in die Substanz der Seele hineinlegt. Nun sucht der Geist Gottes Erkenntnis, Annahme und Eingang für das neue Leben zu gewinnen bei und in dem bewußten Seelenleben des Menschen. . . . Jetzt steht die Seele auf dem Standpunkt der Wahl. Diese Wahl besteht darin, daß die Seele mit ihrem bewußten Willen bestimmen soll, ob sie in dem bewußten Gedanken-, Gefühls- und Handlungsleben das Leben, das Gottes Geist schon in der unbewußten Substanz der Seele geschaffen hat, behalten und entwickeln will oder es verwerfen. Nun ist es dem eigenen freien Selbstbestimmen des Menschen überlassen, zu entscheiden, ob er auf dem Wege des Lebens oder des Todes wandeln will. . . . Wenn sich der Mensch jetzt für die Gnade bestimmt, so folgt daraus die fortgesetzte Entwicklung des neuen Lebens durch den täglichen Fortschritt in der Heiligung.“ Prof. Bigneß führt noch aus, daß durch diese Lehre die Antimissourier dem Gedanken Ausdruck gegeben haben, daß der Mensch doch „eine persönliche Verantwortung gegenüber seiner eigenen Seligkeitsache habe“. „Deswegen (!!) haben sie für eine Lehrform gekämpft, die auch dem Menschen seinen Anteil zuschreibt an dem Werk, sich die ewige Seligkeit zu sichern.“ Hieraus erklärt sich schon zum Teil, wie die Foreneke Kirche den Madisoner Thesen trotz der in ihnen enthaltenen „Verurteilung des Synergismus in jeder

2) Seit 1914 Präsident des St. Olaf-College.

Form" zustimmen konnte. Der Ausdruck „Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Annahme und Verwerfung der Gnade“ in Theses 4 wird hier von Prof. Vignès als eine Formel anerkannt, unter der die Antimissourier ihre Lehre vorzutragen gewohnt seien. Daher auch der Kampf für die zweite Lehrform, von dem das Zitat redet. Diese zweite Lehrform ist im „Dpgjör“ „unumschränkt anerkannt“. In bezug auf diese Wendungen kann also die Forenebe Kirche ihrerseits mit Recht behaupten, daß sie mit Annahme des „Dpgjör“ ihre Lehrstellung nicht verändert habe.

Am 22. März 1911, also knapp ein Jahr vor Annahme der Madisoner Sätze durch das Komitee der drei Synoden, veröffentlichte das alte Vereinigungskomitee der Forenebe Kirche (das im Sommer desselben Jahres durch das neue, sogenannte „Dpgjör“-Komitee abgelöst wurde) folgende Sätze in „Lutheraneren“: „Der Glaube ist durchaus Gottes Werk und Gabe, doch ist er eine Gabe, die er allein denen gibt, die er dahin bringt, daß sie dieselbe annehmen, und ein Werk, das er allein an solchen tut, die nicht gegen seine Gnade kämpfen. . . . Wenn davon geredet wird, daß Gott von Ewigkeit her einzelne Personen zum ewigen Leben erwählt habe, so erklärt sich diese Wahl einzelner vor andern aus dem Umstand, daß er bei einzelnen von Ewigkeit her den Glauben vorausgesehen hat; mit andern Worten, Gott hat sich auf dieselbe Weise durch den Glauben bestimmen lassen, einzelne Leute vor andern zu erwählen, wie er sich in der Zeit durch den Glauben bestimmen läßt, einzelne Leute zu rechtfertigen und selig zu machen vor andern.“ „Der Glaube ist also in Gottes Augen eine Bedingung des Heils.“ „Gott hat sich von Ewigkeit durch den vorausgesehenen Glauben bestimmen lassen in der Entscheidung der Frage, welche einzelnen Personen zum ewigen Leben erwählt werden sollen.“ Gegen die Stellung, daß sich Gott durch nichts, was er bei dem Menschen voraus sah, bestimmen ließ, sie vor andern zu erwählen, wird geltend gemacht: „Danach würde uns die Schrift keine Erklärung geben, weshalb Gott die einen vor andern erwählt hat.“ Aus den acht Punkten in der Konfordinformel wird geschlossen, es sei lutherische Lehre, daß Gottes „ewiger Ratsschluß auf jeder Stufe durch das bedingt sei, was er bei den einzelnen vorausgesehen habe“.<sup>3)</sup> Diese Sätze sind unterzeichnet von dem Komitee, das aus dem Präses der Forenebe Kirche und den Gliedern der Fakultät in St. Paul bestand.

Ganz deutlich kommt die Lehre von dem neutralen Zustand an einem Punkt vor der Bekehrung zum Ausdruck in einigen Sätzen Prof. Vignès' in „Lutheraneren“ 1911, Seite 1385: „Der Sünder selbst hat sich an einer Stelle im Übergang freiwillig bestimmt, dem Teufel zu entsagen und an den dreieinigen Gott zu glauben.“ Wir

3) Also in diesem Sinne versteht man die Zustimmung der Forenebe Kirche zur Konfordinformel im dritten Paragraphen des „Dpgjör“!

sagen allerdings auch, darin besteht die Bekehrung, daß der Sünder sich umkehrt, dem Teufel und seinen Werken entsagt und sich zu Gott bekehrt. Das ist aber ein Vorgang, der sich in nichts unterscheidet, sondern schlechtthin identisch ist mit dem Werk, darin Gott den Sünder bekehrt. Der Wille des Menschen ist es allerdings, der eine neue Richtung empfängt; das ist aber nichts anderes, als daß Gott den Willen des Menschen aus einem bösen in einen guten umwandelt. Falsch ist es, Synergismus ist es, wenn man das so trennt wie in diesen Zitaten und davon redet, daß Gott erst den Keim des Glaubens in die Seele hineinlegt, und der Mensch sodann entscheidet, ob er den Willen nun zum Guten oder zum Bösen gebrauchen will. Wo der Wille die Fähigkeit hat, sich für das Gute zu entscheiden, da ist der Mensch schon bekehrt. Dagegen lehrt Prof. Bigneg: Bis zum Punkt der Selbstbestimmung ist Gott der einzig Wirkende; aber „nun muß der Sünder eingreifen und zusammenwirken, nun muß er selbst bestimmen, ob er sein bewußtes Leben verändern und es unter die Forderung des Heiligen Geistes einordnen will“. „In diesem Punkt hat Gott die Verantwortung auf den Sünder gelegt.“ „Gott wartet nun darauf, daß der Sünder zu einer bestimmten Handlung schreitet.“ Man sieht wieder, wie man einem Dokument, das von „Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber Annahme . . . der Gnade“ redet, ohne den Irrtum aufzugeben, zustimmen konnte.

Noch im Januar 1912, knapp einen Monat vor Verabfassung des Madisoner „Opgjør“, schrieb Prof. Kildahl in „Skandinaven“: „Auch wenn ein Missourier die zweite Lehrform gebraucht, meint er damit nicht, daß der vorausgesehene Glaube erklärt, weshalb Gott Gewisse vor andern erwählt hat; er meint damit nur, daß Gott die, welche er zum beständigen Glauben erwählt hat, auch zur ewigen Seligkeit vorherbestimmt hat.“ Das ist eine bedeutsame Aussage. Aus ihr erhellt, daß man in der Forenede Kirke die zweite Lehrform eben nicht im Sinne Gerhard's und der älteren Dogmatiker überhaupt gebraucht, sondern in der Rücksicht auf den vorhergesehenen Glauben als bestimmendes Element in der Wahl den Grund erkennen will, weshalb die einen vor den andern selig werden. Wir haben hier also tatsächlich die synergistische Lösung des Geheimnisses. Es ist im Menschen etwas, was Gott bestimmt, die einen vor den andern zu bekehren und selig zu machen. Der Glaube kommt nicht nach seinem Inhalt, dem Verdienst Christi, sondern tatsächlich als eine Leistung von seiten des Menschen in Betracht. Und diese Lehre findet Kildahl im „Opgjør“ trotz der antisynergistischen Sätze. Wo findet er sie? Wo anders als in der Gleichstellung der zweiten Lehrform mit der ersten, in der uneingeschränkten Anerkennung des intuitu fidei im ersten Paragraphen des „Opgjør“ sowie in dem „Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber der Annahme und Verwerfung der Gnade“. Ausdrücklich erklärte Prof. Kildahl in „Lutheraneren“ vom 30. April 1913: „Stub findet

D. Balthers Lehre im „Dpgjör“; ich finde sie nicht darin. Die Lehre, gegen die D. Schmidt und andere alle diese Jahre gekämpft haben, ist nicht die Lehre, die wir im „Dpgjör“ finden.“ Der *United Lutheran*, das englische Organ der Forenebe Kirche, erklärte am 23. Juni 1913 nach der Synodalsitzung, die das „Dpgjör“ bestätigte: „Any attempt to relegate *intuitu fidei* to the discard or to the rear will prove abortive, or futile.“ Ein Glied des „Dpgjör“-Komitees, P. E. Gundersen, erklärte in einer Zuschrift an „Standinaven“ im Oktober 1912, daß die Vereinigungsthesen die Frage, ob im Menschen eine Ursache sei, um derentwillen die einen erwählt würden, wie überhaupt auf die „Kategorie der Ursachen“ gar nicht eingehe. Als D. Stub auf der Versammlung des Pacific-Distrikts der Norwegischen Synode im Jahre 1912 in bezug auf das „Dpgjör“ sagte: „Wir haben unsere Stellung nicht geändert“, lieferte P. E. .t. Solberg von der Forenebe Kirche den Kommentar: „Mit demselben Recht können wir sagen: Auch wir haben unsere Stellung nicht verändert.“ Dieselbe Aussage machte P. Gundersen vor der Chicago-Madison-Spezialkonferenz 1913.

Wer das Madisoner Dokument kennt, weiß, daß dem nicht so ist. Die Antithesen gegen den Synergismus sind so bestimmt, daß kein Forenebe-Kirche-Mann, der sie unterschreibt, noch behaupten kann, er habe seine Stellung als Glied der Forenebe Kirche nicht geändert. Ganz offenbar will das „Dpgjör“ in seinem dritten Paragraphen gerade die Auslegung des *intuitu fidei* ausschalten, die in den angezogenen Zitaten ausgesprochen ist. Ganz unzweideutig verwerfen die Sätze wider den Synergismus jede Ursache des Heils im Menschen. Es können also die zuletzt angezogenen Aussprüche nur so viel besagen: Wir halten fest an unserer Auffassung trotz der missourisch eingestimmten Sätze im „Dpgjör“. So erklärt sich auch die Stellung D. J. A. Schmidts. Gegen Annahme des „Dpgjör“ von seiten der Forenebe Kirche im Jahre 1912 erhob er feierlichen Protest. (Siehe L. u. W. 1914, S. 325 ff.) In seinem seither erschienenen Buch trägt er in ungebrochener Schärfe die Lehre vor, daß es bei der Bekehrung ohne eine „gewisse, freie, passive Mittätigkeit“ des zu Bekehrenden nicht abgehe, und daß die Ursache, weshalb die einen vor den andern bekehrt und selig werden, in ihrem besseren Verhalten gegen das Evangelium zu suchen sei.

Da fragt es sich, wie ist es möglich, daß eine Synode, deren Führer synergistisch von der Wahl und der Bekehrung lehren, ein Dokument, wie die Madisoner Thesen annahm? Das bringt uns auf ein anderes Charakteristikum der Forenebe Kirche, nämlich auf den indifferentistischen Geist, der in ihr zur Herrschaft gekommen ist.

Der Indifferentismus der Forenebe Kirche liegt den Vereinigungsbestrebungen zugrunde, die von dieser Gemeinschaft ausgegangen sind, und die in den Madisoner Thesen ihren vorläufigen Abschluß gefunden haben. Dieser Indifferentismus gibt sich zu erkennen vor allem in der Auffassung von Lehrdifferenzen überhaupt, die sich in

den Organen ber Forenebe Kirke, im „Lutheraneren“ und im *United Lutheran*, kundgegeben hat. Wir laffen einige Auszüge nachfolgen, um zu illuftrieren, wie die Differenzen, die zwifchen der Norwegifchen Synode und der Forenebe Kirke von Anfang an beftanden, beurteilt worden find.

Das Programm für die Wiederaufnahme der Verhandlungen feitens der verſchiedenen Kirchenkörper wurde anfangs 1911 im *United Lutheran* in einem Redaktionsartikel, wie folgt, aufgeftellt: „Great numbers of our church-people are becoming weary of diſunion and diſharmony. They ſee the waſte, financial and otherwiſe, in the unneceſſary rivalry between the church-bodies. They have ſuffered the loſs of frienſhip broken through the controversies; of congregations diſrupted; of neighborhoods rent into factions; of party ſpirit embellished with euphemistic terms; of ſpiritual wounds and bruises received by thoſe who ſhould be brothers in the Lord. . . . This paper has ſmall ſympathy for ſtand-patters on either ſide“ (man beachte das „on either ſide“), „who either in a diſgusting ſpirit of cockſureneſs inſiſt upon the unconditional acceptance of their diagrammatic and metaphyſical exegesis by the oppoſing church-body, or ſtand aloof from union efforts in a ſpirit of ſpiritual pride and Phariſeeiſm, wrapping themſelves in the imaginary robe of their own ſpiritual ſuperiority, the holier-than-thou toga, which, like the inviſible garments of the old-time king of Spain, deceives no one but themſelves, or who demand that their oppoſing controversialiſts come in meekneſs and on bended knee kow-tow and confeſs, We have ſinned; pleaſe forgive us, and be good to us. Rather let bygones be bygones, and turn over a new leaf. Let the dead paſt bury its dead.“ Bald danach hieß es, ebenfalls in einem Redaktionsartikel: „The new generation ſhows no diſpoſition to immerſe itſelf in the doctrinal differences which for decades have agitated the minds of the fathers.“ Schärfer kann die Stimmung, die in den letzten Jahren innerhalb der Forenebe Kirke zur Herrſchaft gekommen war, nicht gekennzeichnet werden.

Und zwar ſind das nicht etwa nur Kundgebungen eines radikal-indifferentiſtiſchen Flügels der Forenebe Kirke, es iſt nicht etwa eine Union-at-any-price-Partei, die hier zu Worte kommt, ſondern darin kommt die Stellung der Forenebe Kirke in ihrer Geſamtheit zum Ausdruck. Alle Ausſprachen, die in „Lutheraneren“ und im *United Lutheran* über die Unionsſache in den drei Jahren vor Annahme des „Opgjör“ gefallen ſind, ſind in dieſem Ton gehalten. P. Weenaas ſchrieb im Jahre 1910 in „Lutheraneren“: „Der Grundfehler der miſſouriſchen Richtung iſt ja von jeher dieſer geweſen, daß für die Einigkeit der Kirche vonnöten ſei eine Einigkeit in jedem einzigen Lehrpunkt, klein oder groß, weſentlich oder weniger weſentlich, eine Forderung, die ſich darauf reduziert, daß man alle miſſouriſchen

Sätze und die missourische Theologie und Geistesrichtung anzunehmen habe. . . . Was für ein Interesse hat das Gemeindevolk an den Spekulationen und theologischen Sätzen über Bekehrung, Gnadenwahl usw.?" Der Verfasser des Artikels weist auch darauf hin, daß die Gemeinden der verschiedenen Synoden durch gemeinschaftliche Veranstaltungen der Vereinigung um ein beträchtliches Stück näher gekommen seien. „Lutheraneren“ betonte am 11. August 1909 redaktionell, daß eine Einigkeit in allen Punkten von seiten aller Beteiligten niemals erreicht werden könne. Sei das das Ziel, so seien die Vereinigungsversuche reine Zeitvergeudung. Ein andermal heißt es: „Die Demut ist die Hauptsache“; die Verhandlungen zwischen den Synoden hätten schon bewiesen, daß „kein Lehrunterschied zwischen den Synoden besteht, der die Verschmelzung derselben verhindern sollte“. Im Jahre 1911 führte ein Artikel in „Lutheraneren“ aus (S. 1320 ff.), der Streit sei um Fragen geführt worden, „zu denen ein lutherischer Christ gar keine bestimmte Stellung einzunehmen brauche“. Es wird der Spruch angeführt, der von jeher im Interesse des Indifferentismus mißbraucht worden ist, daß nämlich selbst der große Apostel sage, „unser Erkenntnis sei Stückwerk“. Je nach dem Charakter und der Anlage des einzelnen erscheine eben das Licht der göttlichen Wahrheit in verschiedenen Farben und in verschiedener Stärke. Unwissende Kleinkerkträger plapperten nach, was sie von ihren Lehrern hörten; doch müsse man eben solche Leute tragen, sie seien in allen beteiligten Synoden zu finden. „Die verschiedenen Auffassungen, die sich im Rahmen der Katechismuskatholie finden, ergänzen, erklären und verschönern einander; alle diese Differenzen aber vereinigen sich zu einem harmonischen Ganzen in Jesu Christo.“ Man solle nur, so heißt es da, sich beiderseitig lossagen vom Synergismus und vom Kryptocalvinismus. So komme man „dem Ehrgefühl beider Parteien entgegen; die eine könne sich es zur Ehre anrechnen, daß sie sich gegen die Lehrweise der Missourier verwahrt, die andere Partei, daß sie niemals kryptocalvinistischen Anschauungen am Schluß des 19. Jahrhunderts gehuldigt habe. . . . Keiner würde da gesiegt haben, keiner unterlegen sein, keiner erhöht, keiner erniedrigt, keiner brauchte den andern für vergangene Fehler um Verzeihung zu bitten. Der ganze Lehrstreit würde mehr oder weniger als ein Mißverständnis angesehen werden; denn beide hätten blaue Brillen auf gehabt, und jeder habe daher dem andern blau ausgesehen“. Dieselbe Forderung kam im *United Lutheran* (1911, S. 72) in einem Redaktionsartikel zum Ausdruck. Es heißt da: „An unequivocal rejection of synergism on the one hand, and of Calvinism on the other; an unequivocal ascription of glory and honor to God alone for grace in Christ that turns to righteousness, and gives him life and salvation . . ., — these and other plain truths connected with the doctrines of predestination, conversion, and the Word of God should clear away much misunderstanding,

and help us to agree. . . . Let us confess our sins one to another, forgiving one another.”<sup>4)</sup>

Genau dieser Gedanke nun ist in den Madisoner Thesen zur Ausführung gekommen. Da wird ja bestätigt, daß die Synoden in der Lehre einig seien, und daß es daher besonderer Sätze über die umstrittenen Lehrpunkte nicht bedürfe; man brauche sich bloß vom Synergismus und Calvinismus loszusagen. Auch gerade die Formulierung der ersten zwei Thesen war schon zwei Jahre vor der Versammlung des Komitees in Madison in einem „Lutheraner“-Artikel in Vorschlag gebracht worden. Es heißt da (1910, S. 881): „Wenn die Forenede Kirke die erste Lehrform in der Gnadenwahl anerkennt, und die Norwegische Synode die zweite Lehrform anerkennt, und beide Parteien zugestehen, daß es sich hier um einen der schwierigsten Glaubensartikel handelt, warum könnte man da nicht ohne Vorbehalt erklären, daß keine neuen Sätze über die Gnadenwahl vonnöten seien?“

In dem zuletzt angeführten Artikel, wie sonst öfters in „Lutheraneren“, wird der Satz aus Joh. 17: „daß sie eins seien“ als Beweis dafür angezogen, daß eine äußere Vereinigung der Synoden Gewissenssache sei. Wer der Vereinigung, auch auf der eben genannten Basis, entgegenstehe, handle gegen den Willen des Herrn der Kirche. Daß die Synoden getrennt dastünden, habe seinen Grund in „Unwissenheit, Tyrannei, Unbeugsamkeit und fleischlichem Troß“ (Luth. 1911, S. 1283). Es sei eine Sünde, daß man die Kirchen so auseinanderhalte. „Wohl gibt es einen sündlichen Unionismus, aber unschuldig ist auch nicht, wer sich steift zu einem bornierten Exklusivismus.“ Wiederum wird das „wir verstehen stückweise, wir verkündigen stückweise“ angeführt. Die Unionsbewegung habe schon ein gutes Resultat gezeitigt: „Das Kirchenvolk weiß, daß wir in allen wesentlichen (!) Stücken einig sind.“ Man solle nun „die Erledigung der Sache erzwingen“, indem man sie in den Gemeinden zur Verhandlung bringt. „Unser Volk ist des Streitens müde.“ Als einen „Geist der Selbstgefälligkeit“ bezeichnet „Lutheraneren“ die Stellung der missourischen Richtung, daß man „keine Zugeständnisse zu machen habe; der Gegner habe einzulinken“. Etwas später heißt es in einem Artikel (Lutheraneren 1911, S. 1222): Eine „Woge der Vereinigung hat sich angestaut und ergießt sich über unsere Gemeinden. . . . Gottes Volk, Pastoren, Lehrer und Gemeindeglieder, spürt eine geistliche und kirchliche Erweckung, will los sein von diesem kleinlichen Gezänke und dieser geistaufreibenden Rechthaberei“. „Wir müssen für Vereinigung arbeiten, weil es eine Sünde ist, getrennt dazustehen.“ Der Zusammenschluß der Synoden zu einer Körperschaft „ist eine Ge-

4) Das Veltgenannte ist in den Vereinigungsartikeln vom Jahre 1914 (siehe L. u. W. 1914, 231) ausgeführt worden.

wissensfrage“. Der Artikel schließt mit einem Hinweis auf Joh. 17. In einem andern Eingefandt wird der Gedanke ausgesprochen: „Ich glaube, es wäre das beste, wir überliehen Gott die Gnadenwahl und kämen in brüderlicher Liebe zusammen.“ Ein anderes Eingefandt, vom 17. Mai 1911, betont, daß zur Einigkeit nur notwendig sei „die Zustimmung zu dem Bekenntnis unserer norwegischen Kirche“, der Augsburgerischen Konfession, „und dem ‚Barnelårdom‘“, also der Katechismusauslegung. Mehr als dieses zu fordern und Zustimmung zu den „Auslegungen, die unter dem Namen von Thesenreihen, Bekenntnissen usw. gehen“, zu verlangen, heißt zu viel fordern und den Frieden der Kirche beständigen Gefahren aussetzen. . . . Dieselbe Einigkeit besteht jetzt zwischen unsern Kirchenkörpern, wie sie in der Kirche Norwegens von unsern Vätern als genügend anerkannt wurde. Was ihnen genügte, sollte uns genügen. Vollständige Einigkeit in der Lehre von der Gnadenwahl ist zwar nicht erreicht worden, ist aber unsers Erachtens auch nicht nötig“. Diese Zuschrift wurde von einer Pastoral-Konferenz der Forenede Kirke unterzeichnet, darunter auch von einem Glied des späteren „Opgjör“-Komitees.

Auch redaktionell führte „Lutheraneren“ aus, daß Leute nicht getrennt zu stehen brauchten, bis sie in allen Stücken der Lehre stimmten. „Gottes Wort sagt zu solchen nicht: Gehet aus voneinander, sondern: Ein jeglicher sei in seiner Meinung gewiß“, Röm. 14, 5.“ (Mit diesem Bescheid an Christen, die über die Mittel Dinge noch nicht zur rechten Erkenntnis gekommen waren, operierte man, um die Kluft zwischen einer Lehre, die Gott allein die Ehre gibt, und einer Lehre, die dem Menschen eine Mitwirkung in seiner Bekehrung zugesteht, zu überbrücken und die Differenz als nicht kirchentrennend hinzustellen.) Natürlich fehlt auch hier der Satz nicht, daß wir ja alle „nur stückweise erkennen“. So wird schon 1910 die Differenz in einem eingefandten Artikel in „Lutheraneren“ ganz richtig dahin bestimmt, daß die Forenede Kirke lehre, der Mensch, und zwar jeder Mensch, habe die Kraft zu wählen, wenn er Gottes Wort höre. Aber dann heißt es weiter: „Laßt uns alles Kleinliche Gezänk einstellen und einander die Hand reichen zu brüderlicher Verbindung in der lutherischen Kirche und im lutherischen Bekenntnis.“ Auch hier folgt eine Bezugnahme auf Joh. 17: „daß sie eins seien“ mit der Deutung, daß dieses Gebet durch Vereinigung der Synoden zu einer Körperschaft erfüllt werde. Als das „Opgjör“ schließlich angenommen war, hieß es in „Lutheraneren“ vom 12. Dezember 1912 in einem Leitartikel: „Eine neue Generation ist in beiden Synoden aufgewachsen, die keinen definitiven oder bewußten Standpunkt hat, für den sie kämpfen sollte, und die im ‚Opgjör‘ genügenden Beweis findet, daß in den Punkten, über die gestritten worden ist, Einigkeit besteht.“ Diesem jüngeren Element wird in dem betreffenden Artikel das Lob dafür erteilt, daß man auf dem Wege der Vereinigung so weit fortgeschritten sei.



Doch wird festgehalten, daß die Forenede Kirche gar wohl ihre traditionelle Stellung in den Madisoner Thesen finden könne. Die Worte lauten: „Es gibt Leute in unserer Mitte, die den Streit von Anfang an mitgemacht haben, und die der festen Überzeugung sind, daß sie ihren Standpunkt nicht geändert haben. Beide Parteien sind der Überzeugung, daß sie auf dem ‚Egjør‘ gemeinschaftlich stehen können als auf einem Vereinigungsdokument, das alle strittigen Punkte deckt.“ Wir haben Einigkeit erreicht. Dafür danken wir Gott, und damit sind wir zufrieden.“ (Schluß folgt.) G.

---

### Pius X.

(Schluß statt Fortsetzung.)

Wenn in Deutschland ein betrunkenener Student einen zur Ruhe mahnenden Nachtwächter anrempelt oder die Glascheiben einer Straßenlaterne einwirft, und ein Polizist kommt dazu, so mag es geschehen, wenn er sich durch seine Legitimationskarte als Student ausweisen kann, daß er nicht auf die Polizeiwache geführt, sondern dem Univerfitätsgericht angezeigt und von diesem mit dem Karzer bestraft wird; kaum milder, als das Polizeigericht ihn bedenken würde. Diese „Ungleichheit vor dem Gesetz“ ist herkömmlich; das „Recht“ nimmt daran keinen Anstoß, daß der Student nach den *leges academicae* in solchen Bagatellsachen gerichtet wird, so wenig als daran, daß der Soldat nach dem Militärstrafgesetz abgeurteilt wird. Auch daran nicht, daß gewisse Korporationen, etwa Ärzte, unter sich bestimmte *leges* haben, nach denen Handlungen, die der Staat nicht vor sein Forum zieht, vereinbarte Strafen und Bußen nach sich ziehen. Alles dies sanktioniert und legalisiert vielmehr die Obrigkeit, indem sie diese Organisationen und ihre speziellen *leges* doch trotz des Rechtsgrundsatzes „Gleiches Recht für alle“ in *statu quo* fortbestehen läßt. Würde es aber je einem Univerfitätsgericht einfallen, den Studenten, der im Trunk einen Nachtwächter erschlagen hat, oder einen, der sich frechen Einbruch und Diebstahls schuldig machte, mit nur dreimonatiger Karzerstrafe zu belegen und dann zu relegieren, so würde es bald ausfinden, daß noch sonst jemand da ist, der den Delinquenten an der Kartertüre in Empfang nimmt, um weiter mit ihm zu reden. Und wenn wegen einer groben Missetat der Soldat aus dem Soldatenstand, der Arzt aus dem Kollegium der Ärzte gestoßen wurde, so ist damit die Sache nicht zu Ende. Das „Gleiche Recht für alle“ greift nach ihnen und vollzieht an ihnen die gesetzlich zuständige Strafe. Und das findet jedermann nur recht und billig.

Wie steht es aber in dieser Beziehung mit dem römischen Klerus? O ja, der hat auch seine speziellen Strafen und kirchlichen Straf-

5) Sollte heißen: „nebeneinander stehen läßt“!

anstalten, seine Pönitenzhäuser; der Weltklerus hat sie und die Klöster auch. Aber dabei lebt der römische Kleriker des Glaubens, damit solle es nun auch genug sein. Der „Geistliche“ wolle „geistlich gerichtet sein“, und außer seinen „geistlichen Vorgesetzten“ bis zum Papst hinauf habe kein Mensch das Recht, ihn vor sein Forum zu ziehen, kein Weltlicher, keine weltliche Obrigkeit. Es geschehe das ja zwar — leider! — hier und da; und solange man es nicht ändern könne, „tolerari posse“; man lebe eben in *ecclesia pressa*; aber recht sei es eigentlich nicht. Es sei ein Übergriff der weltlichen Gewalt in die geistliche, wenn sich vor der bürgerlichen Obrigkeit ein „Geistlicher“ verhören und aburteilen lassen müsse wegen einer Paternitätsklage oder wegen Veruntreuung von Legaten ad pios usus oder ähnlicher Klagepunkte.

Diese mittelalterliche Anschauung des *jus canonicum* klingt auch noch in etwas heraus aus dem Dekret, welches zwar nicht Pius X. selbst, wohl aber auf seinen Befehl und mit seiner Gutheißung die Konfistorialkongregation am 20. August 1910 erlassen hat „über die Entfernung der Pfarrer von Amt und Pfründe auf dem Verwaltungsweg“. („*MAXIME CURA SEMPER.*“)

Es heißt in diesem Dekret, daß das darin angegebene Verfahren sich nicht erstreckt auf in bürgerlich-strafrichterlichem Verfahren befindliche Pfarrer. Da hat in § 1 des Kanon XXXI der lateinische Text des Dekrets die Worte: „*Si parochus in jus rapiatur, ut reus criminis*“ etc., was der deutsche Text gewiß absichtlich mildernd wiedergibt mit den Worten: „Wenn ein Pfarrer in Anklagezustand versetzt wird unter der Beschuldigung eines Verbrechens, so kann, solange das strafrichterliche Verfahren gegen ihn schwebt“, nicht auf dem Verwaltungswege seine Entfernung von der Pfründe stattfinden. Es müsse erst der Ausgang des Gerichtsverfahrens abgewartet werden. Dies „*rapiatur*“ ist zu bezeichnend. Wem wird der Mann denn getaucht? Wem gehört er an? Offenbar der geistlichen Gerichtsbarkeit.

Doch das erwähnte Dekret verdient in mehr als einer Beziehung Beachtung.

Also auf dem Verwaltungswege sollen gewisse Pfarrer von Amt und Pfründe entfernt werden können. Diese *administrativa amotio ab officio et beneficio curato* muß unterschieden werden von der *amotio*, welche geschieht *vi juris canonici*, wenn das *crimen* vorliegt, daß ein *seolestus parochus* die ihm anvertraute Herde verwüftet, so daß eine strafweise Absetzung, *poenalis destitutio*, eintreten muß. So soll die *administrativa amotio* nicht angesehen werden. Die hat nicht den Charakter einer Bestrafung des Pfarrers, sondern einer Maßregel zum Nutzen der Gläubigen. Und für diese *amotio* waren bisher die kanonischen Gesetze *haud plane certae perspicuaeque*. Diesem Übelstand will nun der Heilige Vater abhelfen. Es muß jetzt deutlich werden, wer alles auf diesem Wege als absetzbar und entfernbar

gelten soll. Und „ohne Zeitverlust soll die Kirche der Wohltat dieser Maßregeln teilhaftig werden“; sie soll *nulla interjecta mora novae hujus disciplinae beneficio frui*.

Welches sind nun die Gründe, die zu einer *amotio administrativa* vorliegen müssen?

Damit beschäftigt sich Kanon I. Sie lassen sich zum Teil gut hören: „Geisteskrankheit, von welcher nach dem Urtheil der Sachverständigen eine vollständige Heilung frei von Gefahr des Rückfalls nicht möglich scheint“; oder „wenn ihretwegen die Achtung und das Ansehen des Pfarrers beim Volk, auch wenn er wieder gesund wurde, solche Einbuße erlitten hat, daß man es für schädlich halten muß, ihn im Amt zu lassen“. Ein weiterer Grund: „Taubheit, Blindheit und alle andern seelischen und leiblichen Gebrechen, welche den Pfarrer dauernd oder eine lange Zeit (*per diuturnum tempus*) unfähig machen, die notwendigen Pflichten der Seelsorge zu erfüllen, sofern bei diesem Zustand nicht durch Bestellung eines Koadjutors oder Vikars geeignete Abhilfe geleistet werden kann.“ Ganz einverstanden mit diesen beiden Gründen. Irre, Blinde, Taube können nicht amtierend, müssen einen Vikar haben. Aber Rom hat schon oft einem ihm mißliebigen Bischof oder Erzbischof, ein Bischof schon oft einem Pfarrer, der bei ihm nur nicht *persona grata* war, einen Koadjutor gegeben, weil „seelische“ oder „leibliche Gebrechen“ da seien, so daß ohne solchen Vikar das Amt nicht mehr gebührend verwaltet werden könne. Wie viele ganz vollsinnige Kleriker haben schon die sichere Bitterung gehabt, daß ihnen dergleichen unerbetene Hilfe bevorstehe, und sie es als Gnade zu betrachten hätten, nicht jetzt schon an die Wand gedrückt zu werden. Sie brauchten sich nur faumselig zu erweisen gegenüber den geistlichen Lieblingsunternehmungen des Bischofs. Das war doch ein seelisches Gebrechen? — Indessen die angeführten Gründe klingen gut, und wir können es auch annehmen, daß in solchen Fällen eine *amotio*, heiße man sie nun *administrativa* oder sonstwie, zum Nutzen der Gemeinde dienlich ist.

Ganz anders mutet es schon an, als zweiten Grund zwischen den besprochenen (1 und 3) zu lesen: „Unerfahrenheit und Unwissenheit, welche den Leiter der Pfarrei unfähig macht, das heilige Amt auszuüben.“ Denn da sagt sich doch sogleich jeder: Wie hat überhaupt der Bischof einen solchen Menschen ins Amt lassen und ihm eine Seelsorge und Pfründe geben können? Die *imperitia* haben zwar noch alle Neulinge im Amt, aber die *ignorantia* kann man doch fernhalten und braucht solche nicht anzustellen. Gottes Wort will, daß ein Bischof oder Pastor lehrhaftig, daß er mächtig sei, zu ermahnen durch die heilsame Lehre und zu strafen die Widersprecher. Unwissende Tölpel gehören nicht ins Pfarramt. Sind sie aber doch, durch wessen Schuld immer, hineingekommen und keiner Besserung zugänglich, dann ist allerdings ein hinreichender Grund zur *amotio* da.

Ein weiterer Grund: „Haß beim Volke, auch wenn er ungerecht und leinenswegs allgemein ist, sofern er nur eine nützliche Wirksamkeit des Pfarrers verhindert, und es sich mit klugem Blick voraussehen läßt, daß jener Haß nicht bald sich legen werde.“ Das klingt nicht unverständlich: im Gegenteil, wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Aber bei St. Nepomut ist eben immer alles ganz anders. Wenn da durch Gottes große Barmherzigkeit ein Pfarrer eine evangelische Ader in sich hat, dann erhebt sich auch da „Haß beim Volk“; und wenn er sich nicht erhebt, dann wissen die benachbarten Jesuiten das odium plebis schon in Gang zu bringen; und ihr „kluger Blick“ und nachher auch der des von ihnen inspirierten Bischofs sieht ohne Mühe voraus, „daß jener Haß nicht bald sich legen werde“. Und dann ist's Zeit, den Pfarrer von da wegzuschaffen; denn „seine nützliche Wirksamkeit ist verhindert“.

Ferner: „Der Verlust des guten Rufes bei rechtschaffenen und ernstern Männern, mag dazu eine unehrenhafte oder verdächtige Lebensweise des Pfarrers geführt haben oder sonst ein Vergehen oder auch eine frühere schwere Verschuldung, die erst nachträglich entdeckt worden ist und wegen Verjährung nicht mehr bestraft werden kann; oder mag ein Vorkommnis und Verschulden der Hausgenossen und Verwandten, mit denen der Pfarrer lebt, ihn bewirkt haben, wenn nicht die Trennung von denselben den guten Ruf des Pfarrers genügend schützt.“ Dazu ein gleich folgender Grund: „Ein Verbrechen, von welchem der Ordinarius bei kluger Überlegung voraussieht, daß es, obwohl im Augenblick verborgen, doch bald zum großen Ärgernis des Volkes bekannt werden kann.“ Das hört sich gut an. Gottes Wort will, daß der Pfarrer ein gut Gerücht habe in der Gemeinde Gottes und bei denen, die draußen sind, und daß er auch seinen Haushalt recht regiere. Also an eine amotio deret zu denken, welchen es hieran durchaus mangelt, ist gewiß in der Ordnung. Nur ist dann wieder nicht begreiflich, warum man da von einer administrativen Entfernung im Gegensatz zur Straferntfernung redet, und vollends nicht, warum nachher in Kanon XXVI dem Ordinarius, das heißt, dem Bischof, vorgegeschrieben wird, für den auf dem Verwaltungswege Entfernten „nach Kräften zu sorgen, sei es durch Versetzung auf eine andere Pfarrei oder durch Übertragung irgendeines kirchlichen Amtes oder durch Zuweisung einer Pension, je nach Lage des Falles und der Umstände“. Was zeigt uns die Praxis in der römischen Kirche? Da lebt auf diesem Dorfe ein Pfarrer, der recht sehr oft im Wirtshaus verkehrt und gerne zecht, dabei auch wohl in Streit gerät, wenn es auch nicht zu Tätlichkeiten kommt. Das ist eine inhonesta vivendi ratio. Dort lebt in einem Marktfleden ein Pfarrer, dessen Hauserin durchaus das große Wort führt und kommandieren kann wie ein Feldwebel. Der Pfarrer steckt alles von ihr ein. Das ist der Gemeinde verdächtig. Sie wird argwöhnisch. Ob nicht der Pfarrer Ursache hat, das Mundstück des Frauenzimmers zu fürchten? Sonst ist er doch nicht auf den Mund gefallen. Nun braucht

nur noch in der Gemeinde die Wahrnehmung gemacht zu werden, daß die Weichten der Frauen dem Pfarrer mehr Zeit wegnehmen als die der Männer; und die *suspecta vivendi ratio parochi* ist vorhanden. Die „rechtschaffenen und ernstern Männer“ des Orts haben vergebens deutlich und deutlicher dem Pfarrer nahegelegt, seine Hausbedienung anders einzurichten; es bleibt beim alten. Beweis ist vielleicht nicht oder schwer zu erbringen. Da soll nun „administrativ eingegriffen werden“. Oder in einem andern Fall hat der Bischof gar ziemlich sichere Kunde, daß einem seiner Pfarrer eine VaterchaftsKlage droht. Der Ordinarius sieht „*prudenti iudicio*“ voraus, daß dieses „*crimen, quamvis actu occultum, mox publicum fieri posse*“, und zwar „*cum magna populi offensione*“. Was tun? Warten, bis das geschehen ist? Lieber schickt er den Mann doch nach Canada und sorgt durch einen befreundeten dortigen Ordinarius dafür, daß er einstweilen nicht aufzufinden ist. Wenn dann die Geschichte versurrt und über andern Tagesneuigkeiten verzessen ist, steht nichts im Weg, ihn anderweit wieder als Pfarrer zu verwenden. Die Welt ist groß und besteht aus mehreren Erdteilen. Wenn sich dabei der Bischof nur hält an den ihm in dem Dekret vorgeschriebenen *modus procedendi*, wird die Sache schon „zum Nutzen der Gläubigen“ auslaufen.

Ein weiterer Grund zur administrativen Entfernung von Amt und Pfründe: „Eine schadenbringende Verwaltung der zeitlichen Güter, welche mit großem Nachteil für die Kirche oder die Pfründe verbunden ist; sooft diesem übel nicht durch Enthebung von der Güterverwaltung oder anderswie gesteuert werden kann, während der Pfarrer sonst sein geistliches Amt segensreich verwaltet.“ Es gibt glücklicherweise auch römische Pfarrer, denen nicht der durch das Ordinariat oder den lokalen Gebrauch festgesetzte Geldwert jeder Amtshandlung unvertücht und unaustilgbar vor der Seele steht, sondern die von ganz armen Gemeindegliedern nicht leicht etwas nehmen und in armen Gebirgsgegenden auf Stolgebühren praktisch fast ganz verzichten. Daneben andere, die keine praktischen *oeconomi* sind und aus der Verpachtung von Pfarräckern und =wiesen nicht das herauschlagen, was ihr Vorgänger. Den Brauch nun, der ihm Geld spart, läßt allerorts der Bauer gar gern zum Recht werden; und so kann es wohl kommen, daß heute ein Pfarrer nur 2000 Mark Einkommen hat, wo sein Vorgänger 2400 einnahm. Was will da der Ordinarius machen? Ja, wenn die Pfarrei viel, viel größer wäre, dann möchte sich's lohnen, neben dem Pastor einen eigenen *oeconomus*, einen praktischen Vikar, anzustellen, der es fertigbringt, aus der Pfarre herauszuschlagen, was sie hergeben kann. Bei kleinen Parochien geht das nicht. Also fort mit dem *parochus loci* auf administrativem Wege! Sein Nachfolger wird schon sorgen, wenn der Bischof den rechten Mann trifft, daß die Gebühren für Taufe, Proklamation, Ausstellen der Dimissorien, Kopulation, Beerdigung, Seelmessen und andere Privatmessen, öffentliche

fürbitten, Ausstellung der Tauf-, Trau- und Totenscheine wieder eingehen und sich die Fassion wieder hebt. [Für Reichung der Eucharistie, Spendung der letzten Ölung und meist auch bei der Beichte sind Gebühren nicht zu entrichten. Die Abgaben für Begräbnisplätze, Kirchenstühle usw. gehören nicht zu den Stolzgebühren.]

Endlich nennt das Decretum noch zwei Ursachen, um welcher willen eine *amotio administrativa* stattfinden soll, nämlich „Vernachlässigung der pfarramtlichen Pflichten trotz einer oder der andern Ermahnung und in wichtigen Dingen, z. B. in der Verwaltung der Sacramente, im notwendigen Beistand bei den Kranken, in der Erklärung des Katechismus und des Evangeliums, in der Beobachtung der Residenzpflicht“; und: „Ungehorsam gegen die Vorschriften des Bischofs trotz einer und der andern Verwarnung und in wichtigen Dingen, mögen sie der Vorsicht gegen vertrauten Umgang mit Personen und Familien gelten oder der Sorge für die geziemende Bewachung und Reinerhaltung des Gotteshauses oder der Maßhaltung im Eintreiben von pfarramtlichen Gebühren und ähnlichem.“ Gewiß denkt da ein Christ, der etwas von Gottes Wort und dem Zweck des Pfarramts weiß: Ei, warum nur eine *amotio administrativa*, nicht eine *poenalis*, wo man doch eine solche hat, auch bei Vernachlässigung der allerhauptächlichsten pfarramtlichen Pflichten trotz wiederholter Ermahnung des Bischofs? Zumal da die Verwarnung und Verwarnung des Ordinarius nicht nur ein freundlicher Rippenstoß sein soll, sondern es im Dekret ausdrücklich heißt: sie soll „vom Bischof nicht in väterlicher Art nur mündlich und verborgen erteilt werden, sondern sie muß zu diesem Zweck so geschehen, daß in den Akten der bischöflichen Kanzlei die gesetlichen Belege sie beweisen“, und daß der betreffende oder betroffene Pfarrer merkt, die „Warnung sei peremptorisch und Vorbote für die kommende Entfernung“ (*monitio, ut peremptoria sit et proximae amotionis praenuntia, fieri ab ordinario debet, non paterno dumtaxat more, verbotenus et clam omnibus; sed ita, ut de eadem in actis Curiae legitime constet*). Für wie gering achtet man in Rom auch noch heute die wohl auch monatelange Unterlassung „der Erklärung des Evangeliums“ oder dessen, was man dort so nennt! Die Nichtbeachtung der Residenzpflicht wird damit auf gleiche Stufe gestellt. Der römische Pfarrer soll nachts im Pfarrhaus zu finden sein, wenn etwa ein Sterbender nach ihm schickt, damit er „versehen“ werde. Nur seine Oberen und allerhöchst dringende Ursachen gestatten eine Ausnahme von dieser Regel. Die hat ja, recht verstanden, ihr Gutes und Berechtigtes, steht aber nicht auf gleicher Linie mit den damit zusammengestellten Delikten. — Endlich bei der letzten Reihe der *causae*, was geht nicht alles in diesen Satz „Ungehorsam gegen die Vorschriften des Ordinariats“ (*inobedientia praeceptis ordinarii*), in denen es sich doch nur um Menschengebote handelt, „Vorsicht gegen vertrauten Umgang mit Personen oder Familien“ (*cavendi a familiaritate cum aliqua persona*

vel familia); dabei ist sicherlich nicht in erster Linie an Gemeindeglieder und Katholiken oder Katholikinnen gedacht, sondern an Umgang mit Kirchlosen und Keßern, Protestanten. Zur Zeit als Ketteler sein Erzbistum Mainz überkam, pflegten in Hessen katholische und protestantische Pfarrer sich zu besuchen und recht fortdial und vertraulich miteinander zu verkehren. Sie waren beiderseits indifferent und vom Nationalismus der Zeit stark angegriffen. *Seine m* Klerus hat Ketteler augenblicklich in dieser Beziehung einen eisernen Riegel vorgeschoben, so daß man keinen „Hochwürden“ mehr einem protestantischen Pfarrhaus zugilgern sah; und den befreundeten „protestantischen“ Pfarrern blies fortan aus den katholischen Pfarrhäusern ein so feindseligter kalter Wind entgegen, daß sie das Wiederkommen gern vergaßen. Es mag heutzutage ein römisch-katholischer Pfarrer den Besuch eines protestantischen empfangen, einmal, vielleicht auch wiederholt, aber dann weiß er, warum er's tut: er hat propagandistische Absichten; sonst wird er schnell dem Bischof verdächtig. — Schließlich soll der katholische Pfarrer „Maß halten im Eintreiben von pfarramtlichen Gebühren“, *modum adhibere in taxarum parochialium exactione*. Denn wenn auch die *amotio administrativa* dem droht, der die Pfründekünfte herunterkommen läßt, so hängt doch dasselbe Damoklesschwert auch über dem Haupte dessen, der durch sein Gebaren das Volk allzudeutlich an den alten Spruch erinnert: „Gottes Barmherzigkeit und der Pfaffen Begehrlichkeit wahren in alle Ewigkeit.“

Dies also sind die Gründe, welche zur administrativen Entfernung eines Pfarrers von seinem Amt und seiner Pfründe vorliegen müssen.

Das Dekret enthält nun aber auch den *modus procedendi*, die Regelung des Vorgehens in solchen Fällen im allgemeinen wie im besondern. Sehr ausführlich. Mit anscheinend äußerster Gewissenhaftigkeit soll vorgegangen werden; und doch verbirgt sich dahinter auch äußerste Niederträchtigkeit und Verweigerung jeder natürlichen Billigkeit. Einige Punkte seien hervorgehoben.

Im allgemeinen ist der Gang bei der administrativen Entfernung dieser: „Vor allem ist der Pfarrer [durch den Bischof] einzuladen [wie zart!], zu verzichten. Weigert er sich, dann schreite man zum Beschluß der Entfernung. Wird gegen den Beschluß auf Entfernung Rekurs ergriffen, dann schreite man zur Revision der Belege und zur Bestätigung des gefaßten Beschlusses.“ (*Ante omnia parochus invitetur ad renunciandum; si renuat, gradus fiat ad amotionis decretum; si recursum contra amotionis decretum interponat, procedatur ad revisionem actorum et ad praecedentis decreti confirmationem.*) Zwar wird nun gesagt zum Trost derer, denen dies etwas unheimlich und allzu summarisch vorkommen möchte: wenn bei irgendeinem gradus im Verfahren die nun folgenden Regeln in Wesenspunkten übertreten würden, mache das die Entfernung selbst gänzlich nichtig, *ut amotio ipsa nulla et irrita evadat*. Aber diese Regeln selbst sind danach, daß das nur „ein sehr schwacher Trost“ genannt werden kann.

Der Bischof kann nicht allein die Einladung an den Pfarrer ergehen lassen zu resignieren, sondern ist dabei an die Zustimmung zweier aus dem ihm unterstehenden Klerus zu wählenden Examinatoren gebunden. (Diese dienen fünf Jahre, sind aber auch wieder wählbar; davon handelt in fünf Paragraphen der vierte Kanon.) Sind sie einig, die formelle Einladung an den Pfarrer zum Verzicht sei am Platz, dann erfolgt die invitatio, in der Regel schriftlich. „Bisweilen kann sie jedoch, wenn es sicherer und zweckmäßiger scheint, vom Bischof selbst oder seinem Delegaten mündlich geschehen“; nur muß dann ein Priester dabei sein, der „die Rolle eines Aktuars begleitet und über die Einladung ein Protokoll aufnimmt“, das in der bischöflichen Kanzlei zu verwahren ist. Jedenfalls, erfolge die Einladung nun schriftlich oder mündlich, ist der Grund oder sind die Gründe anzugeben, warum man seine Resignation erwartet. Ja, auch die Beweismittel, auf welche der Grund sich stützt, „argumenta, quibus ratio ipsa innititur“. „Wenn es sich um einen verborgenen Fehltritt handelt, und die Einladung zum Verzicht schriftlich ergeht, so ist nur irgendein Grund im allgemeinen anzugeben (causa aliqua dumtaxat generalis nuncianda est). Die Nennung des speziellen Grundes mit den Beweisen für die Tatsächlichkeit des begangenen Fehltritts ist vom Ordinarius nur mündlich auseinanderzusetzen in Gegenwart eines Examinators, welcher dabei die Aufgabe des Aktuars übernimmt.“ Der Pfarrer ist, mag die Einladung schriftlich oder mündlich geschehen, „darauf aufmerksam zu machen, daß man mit dem Beschluß der Entfernung vorgehen wird (ad amotionis decretum esse deveniendum), wenn er nicht innerhalb zehn Tagen nach Empfang der Einladung entweder seinen Verzicht anbietet oder mit durchschlagenden Gründen beweist, daß die für die Entfernung angerufenen Gründe falsch sind“.

Wenn nun der Pfarrer, dem so die administrative Resignationspistole auf die Brust gesetzt ist, sich entweder schuldig fühlt oder glaubt, seine Gegengründe schlagen bei dem Bischof doch nicht durch, und er tue darum am besten nachzugeben, so steht ihm nach Kanon XIII, § 2, „das Recht zu, an Stelle der vom Ordinarius geltend gemachten Ursache eine andere, für ihn weniger belastende oder harte, zum Verzicht anzuführen, wofern dieselbe nur wahr und ehrenhaft ist, z. B. um dem Wunsch des Ordinarius zu willfahren“; ja noch mehr: er hat, was dann seine weitere leibliche Versorgung durch den Bischof anlangt, leibliche Ausfichten; denn nach Kanon XXVIII, § 3, soll „in gleicher Lage derjenige, der Verzicht geleistet hat, bei der Versorgung günstiger gestellt werden, als wer es bis zur Entfernung kommen ließ“. Gibt nun aber der Pfarrer nicht gleich Klein bei, weiß er sich unschuldig, oder glaubt er doch, der vom Bischof im Invitationschreiben angegebene Grund könne von diesem nicht wahr gemacht und bewiesen werden, und fragt er demnach demütigst bei Seiner Bischöflichen Gnaden an, welche Leute seine Ankläger seien, und wem derselbe seine Information verdanke, dann be-



lehrt Kanon XI den Bischof, daß er zur Angabe seiner Gewährsleute nicht nur nicht verpflichtet, sondern sogar nicht einmal berechtigt sei. Denn nicht nur verordnet (wofür man sich unter Umständen gute Gründe denken kann) § 2 dieses Kanons: „Es sollen Berichte und Dokumente, welche ohne Gefahr eines großen Anstoßes beim Volk und [ohne Gefahr] von Streit und Händeln nicht bekannt werden können, nicht schriftlich bekannt werden“ („ja“, wird beigelegt, „nicht einmal mündlich, wenn nicht volle Sicherheit besteht, daß die erwähnten Nachteile nicht eintreten“), sondern in § 1 dieses Kanons heißt es ausdrücklich: „Bei Mitteilung der Beweise für die Wahrheit des Grundes, wegen dessen auf Verzicht gedrungen wird, soll Vorsorge getroffen werden, daß die Namen der Beschwerdeführer oder der Zeugen nicht bekannt werden, wenn sie um Stillschweigen gebeten haben, oder auch ohne ihre Bitten, sofern die Umstände erkennen lassen, daß dieselben sich sonst leicht Unannehmlichkeiten aussetzen würden.“ Etwas Schändlicheres als dies läßt sich bei einem Gerichtsverfahren schlechterdings nicht denken. Dadurch wird die elendeste Angeberei geradezu in Reinkulturen gezüchtet und großgezogen. Da lehrt die ganze gottlose Niederträchtigkeit des Inquisitionsprozesses wieder ein. Und ein Pfarrer, der sich seiner Unschuld bewußt ist, hat vor Gott und Menschen das vollste Recht, seinem Bischof, den er falscher Anklage glauben und den Namen des Klägers zu nennen sich weigern sieht, zuzurufen, er solle sich nicht fremder Sünden gegen das achte Gebot teilhaftig machen und — mit Luther zu reden — „sein Maul, welches er in's Teufels Namen aufgetan, fortan in Gottes Namen zuhalten“.

Ebenso blödsinnig und wider alles natürliche Recht ist es, daß dasselbe Dekret, wenn der Pfarrer nicht resigniert, sondern Rekurs gegen „den Beschluß der Entfernung“ ergreift, ihn dann wieder vor dasselbe Forum verweist. Denn wenn dann auch der Bischof zur „Revision eines Entfernungsdekrets“ zwei Konsultoren hinzuzuziehen hat — ältere Kleriker, gegen welche, wenn er sie für parteiisch hält, der Pfarrer Einspruch „beantragen“ mag —, so bleiben doch auch diese des Bischofs direkte Untergebene und sind ganz von ihm abhängig, „und es besteht (was nicht ihren Beschluß, sondern ihren dabei gegebenen Rat anlangt) für ihn keine Pflicht, ihrem Votum beizutreten, auch wenn es ein übereinstimmendes ist“ (Kanon XI, § 2: *Satis est, ut eos audiat, nec ulla obligatione tenetur ad eorum votum, quamvis concors, accedendi*). Wen wird es wundern bei solchem Verfahren, wenn er in Kanon VII liest: „Die Examinatoren und Konsultoren sind unter schwerer Sünde verpflichtet und haben sich eidlich dafür zu verbinden, das Amtsgeheimnis bezüglich aller Dinge zu bewahren, welche ihnen von Amts wegen bekannt geworden sind, am allermeisten bezüglich geheimer Dokumente, [aber auch] bezüglich der Erörterungen in der Beratung, der Zahl der Stimmen und bezüglich der Gründe!“ Verfehlen sie sich dagegen, so sind sie vom Amt

eines Konsultors und Examinators zu entfernen, können auch sonst noch nach Maßgabe ihrer Schuld vom Bischof mit angemessener Strafe belegt werden und sind verpflichtet, für allen Schaden, der etwa dadurch entstanden, aufzukommen. Das ist nun zwar auch in andern Untersuchungssachen in der römischen Kirche so Brauch, aber doppelt nötig, wo es eine so aller Billigkeit, Gerechtigkeit und Vernunft höhnsprechende und so grobe Sünden gegen das achte Gebot mit in den Kauf nehmende, ja gebietende Weise vorzugehen mit dem Schleier undurchdringlichen Geheimnisses zu bedecken gilt. Überall trieft das Dekret von erbaulichen Phrasen, wie es alles tue, „was zum gerechten Schutz des Pfarrers dient“, und überall stinkt die frechste Willkür durch. Ist auch bei der „Revision“ vom Bischof und von den Konsultoren gegen den Pfarrer „nach Stimmenmehrheit“ für die *amotio administrativa* entschieden worden, dann gibt es nach § 2 des Kanon XXV „gegen diese Entschliekung keine Möglichkeit weiterer Beschwerde“ (*adversus hujus consilii resolutionem non datur locus ulteriori expostulationi*). Bei der *amotio poenalis* kann einer ja schließlich noch den Bischof beim Papst verklagen; aber bei der „administrativen“, die ja nur „zum Nutzen der Gläubigen“ geschieht, ist auch beim Heiligen Vater keine Hilfe; sie hat ja „nicht den Charakter einer Bestrafung“. Hatte ja doch schon bei der Revision des Verfahrens (nach Kanon XXIV, § 2) „der Pfarrer kein Recht zu verlangen, daß neue Zeugen vorgeladen und verhört werden, noch auch, daß ihm weitere Fristen zur Geltendmachung seiner Rechte verwilligt werden“ (*parochus jus non habet exigendi, ut novi testes inducantur et examinentur; nec ut sibi dilationes posteriores ad deducenda sua jura concedantur*).

Der (alt-)katholische Kirchenrechtslehrer Schulte hat es einst aus seiner überreichen Erfahrung heraus ausgesprochen, daß ein Bischof oft auf solche Verdachtsgründe hin einen Priester entfernen, wo kein weltliches Gericht den Schuldbeweis für erbracht hielte.

Man liest wohl hier und da einmal in der Zeitung, wie ein katholischer Pfarrer seine Rechte zu wahren und seine Gemeinde oder große Teile derselben auf seine Seite zu ziehen und sich dadurch auch wohl gegen den Willen des Bischofs auf seiner Pfarre zu halten sucht. Eitles Bemühen! Seine Bischöflichen Gnaden können nach dem Erscheinen des Dekrets noch ruhiger schlafen als schon bis dahin; denn nach Kanon XVIII „ist es dem Pfarrer nicht erlaubt, zur Hintertreibung des Verzichts oder der Entfernung die Massen in Bewegung zu setzen, die Sammlung von Unterschriften zu seinen Gunsten zu betreiben, das Volk in Predigten oder durch Schriften aufzurufen (*populum sermonibus aut scriptis excitare*) oder sonstige Schritte zu unternehmen, welche den gesetzlichen Gang der kirchlichen Gerichtsbarkeit hemmen können; andernfalls soll er nach wohlüberlegtem Urteil des Ordinarius gemäß der Schwere seiner Verschuldung zur Strafe gezogen werden“. Und Kanon XXIX, § 1, verordnet: „Der Priester, welcher Verzicht ge-

leistet hat oder von seiner Pfründe oder seinem Amte entfernt worden ist, muß so bald als möglich das Pfarrhaus räumen und alles, was die Pfarrei angeht, dem Verwalter derselben ordnungsgemäß übergeben. Und wenn er „illegitime“ Verzögerungen hervorruft, kann er mit kirchlicher Strafe dazu gezwungen werden“ (potest ecclesiasticis sanctionibus ad id cogi).

Das ist das saubere Decretum „Maxima cura semper“ Pius' X., welches das „Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Österreichs“ (1910, Nr. 18) ganz mit Recht die „Pfarrersquillotine“ nannte, und von dem „aus streng katholischen Kreisen“ die „Münchener Neuesten Nachrichten“ (1910, Nr. 428) urteilten: „Die unabhängige [weil vom Staat einigermaßen garantierte] Stellung der Pfarrer war den Bischöfen lange ein Dorn im Auge. Das Dekret bildet das Glied einer langen Kette planmäßiger Bemühungen, die bischöfliche Gewalt auf Kosten der priesterlichen zu erhöhen und auszudehnen. . . . Darüber, daß die jüngste päpstliche Verfügung [das Decretum] eine in der Kirchengeschichte geradezu unerhörte und beispiellose Entrechtung einer ungemein zahlreichen, . . . wichtigen und einflußreichen Gruppe von Geistlichen darstellt, kann nicht der geringste Zweifel obwalten.“ Und auch die stark papistische „Augsburger Postzeitung“ (1910, Nr. 202) schrieb: „Es steht außer Zweifel, daß Pius X. durch das neue Dokument seine feste Absicht kundtat, die Hierarchie immer mehr zu kräftigen durch die Befestigung der Autorität der Bischöfe über den ihnen unterstellten Klerus.“

Es ist so: Die Konfistorialkongregation hat hier ein Basiliskenei gelegt, das die Sonne Seiner Heiligkeit Pius' X. vollends ausgebrütet und gezeitigt hat. Es ist nicht gut möglich, eine absolutere Gewalt in die Hände des Bischofs zu legen und den Pfarrer in eine größere Rechtlosigkeit gegenüber dem Bischof zu bringen. Jede persona ingrata kann so auf administrativem Weg beseitigt und unschädlich gemacht werden; und sie hat nirgends Hilfe zu erwarten.

Über andere Kundgebungen Pius' X., seinen „Syllabus“, sein Rundschreiben über die Lehren der Modernisten und sein Motuproprio über Gesetze zur Abwehr der Modernistengefahr, über seine Bortomäus-Engelika und sonstigen Dekrete, ist in unsern Zeitschriften, auch besonders in „Lehre und Behre“, so hinreichend bereits die Rede gewesen, daß wir Umgang davon nehmen, Inhalt und Bedeutung derselben jetzt schon wieder zu erörtern.

Als Pius X. um 6 Uhr morgens am 20. August 1914 starb, da sollen, so melden die „Stimmen der Zeit“ (Dezember 1914), gerade die Arbeiter der Stadt Rom tiefe Trauer empfunden haben. Ihnen hat er in ihren Vierteln Kirchen gebaut. Der Jesuit Fr. Ehrle schreibt von dem Arbeiterquartier bei der Porta Trionfale: „Als sich vor ungefähr zwanzig Jahren dieses Quartier zu entwickeln begann, gingen die Städter nicht leicht ohne Revolver, zumal gegen Abend, in diese

Gegend, und der Geistliche, den sein Weg dahin führte, konnte auf eine reiche Ernte rohester Beschimpfungen und gelegentliche Steinwürfe rechnen. Als ich aber vor einigen Monaten mit einem Pfarergeistlichen der hier erbauten St. Josephskirche jenes früher so schlecht beleumundete Viertel durchwanderte, war ich sehr freudig überrascht von der Herzlichkeit, mit der der Geistliche von alt und jung, ja auch von in ihrem äußern wenig Vertrauen erweckenden Arbeitern begrüßt wurde. Man sah, hier war der Geistliche in jeder Familie zu Haus. Er galt als einer der Ihrigen. Dazu stimmten freilich auch vortrefflich die Risse und Schäden seines Talars von recht ehrwürdigem Alter. Ähnliche Umwandlungen bewirkten, nach dem sicher sachverständigen Urtheil der Polizeibehörde, die neuerbauten Kirchen in der Arbeiterbevölkerung der Porta Tiburtina, des Monte Testaccio u. a.“ Santos arme Familienangehörige seien durch ihn nicht bereichert worden. „Die Schwestern, der Bruder des Papstes zu sein, galt ihnen mehr als jeder mögliche Adelstitel. Wie fern ihnen der Gedanke lag, ihre Armut könne ihren päpstlichen Bruder genießen, zeigte mir eine Antwort des Bruders Seiner Heiligkeit. Als ich denselben einmal durch die herrlichen Räume der Bibliothek führte und ihm bemerkte, er werde nun doch wohl zuweilen Seine Heiligkeit besuchen, antwortete er: ‚O ja, recht gern werde ich es tun, wenn es eben geht.‘ Und mit einem Anflug wohlbegründeter Selbstgefälligkeit fügte er bei: ‚Jetzt ging‘ es, denn nun gab es eine Preisermäßigung wegen des Garibaldditages.“ Wozu der Jesuit bemerkt: „Wirklich, der Einfall war gut. Wozu da ein Garibaldifest dienen mußte!“

In der Krypta unter dem Fußboden der Petersbasilika ist Pius X. begraben. „Hier in dem engen Gang der nur etwa zwei Meter hohen Krypta war selbst beim besten Willen kein reiches Grabmal anzubringen. . . . Die Trauer war sichtbar im römischen Volk am Morgen des 20. August. . . . Sie betrauernten ihren lieben Toten; sie kannten ihre Kindespflicht; sie beteten und beten für ihn. Doch lag in ihrer Trauer kein Gefühl der Verlassenheit, keine Besorgnis um die Zukunft. Die Päpste sterben, aber der Papst stirbt nicht.“

So ist es: „die Päpste sterben, aber der Papst stirbt nicht“. Erst durch die Erscheinung seiner Zukunft zum Jüngsten Gericht wird Christus der Herr dem Antichristen, der sich für seinen Statthalter auf Erden ausgegeben und sich gebärdet hat, als sei er Gott, definitiv ein Ende machen.

Bis zum Jüngsten Tag wird es immer Päpste geben. Pius X. war keiner von den großen. „Groß“, „den Großen“, nennen sie in Rom und seiner „Kirche“ nur den Papst, der mit großer Schlaueit und Energie auch große Erfolge, sei es in der Wiederherstellung oder Erweiterung der Papstherrslichkeit, aufzuweisen hat. Wie es zwischen der wahren Kirche dessen ergeht, dessen Reich „nicht von dieser Welt“ ist — was kümmert sie das!

K.

### Vermischtes.

„Am deutschen Wesen muß die Welt genesen.“ Dies Wort ist in den verfloßenen Monaten viel zitiert und theils lebhaft indossiert, theils entschieden verdammt worden. Aus einem bestimmten Zusammenhang herausgenommen, kann man gar verschiedene Gedanken mit demselben verbinden. Wenn Freigeister und Liberale das Wort gebrauchen, so geschieht das in der Regel im Gegensatz zum Christentum. Deutsches Wesen, i. e., deutsche Wahrhaftigkeit, Treue und Opferwilligkeit, soll das Evangelium von Christo ersetzen und allen Bedürfnissen des Menschen, auch den geistlichen, genügen. Dieser gottlosen Ansicht gegenüber betont man mit Recht, daß auch das deutsche Wesen vor Gott eitel Sünde ist, und daß der Mensch, auch der beste Deutsche, wenn er nicht verloren gehen soll, von diesem Wesen gerettet werden muß, was allein durch das Evangelium von Christo, dem Sünderheiland, geschehen kann. Wenn man mit dem obigen Worte aber nur sagen will, daß irdisches, staatliches, bürgerliches Wohlergehen in der Welt die bürgerlichen Tugenden voraussetzt, die man bisher an Deutschen mehr als an andern Völkern beobachtet hat, nämlich bürgerliche Wahrhaftigkeit, Treue, Opferinn, Gehorsam usw., so kann man den Satz gelten lassen. Er bringt dann die Wahrheit zum Ausdruck, die man auch in den Worten des vierten Gebots gefunden hat: „auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden“. Bürgerliche Tugenden will Gott auch damit belohnen, daß er das Staatswesen eines Volkes gedeihen läßt. Kann doch ohne Wahrhaftigkeit, Treue, Gehorsam und Opferinn nirgends in der Welt ein Staatswesen auf die Länge bestehen. Man vergleiche, was Luther über die Verheißung des vierten Gebotes sagt und sonst über irdische Belohnung der Ehrbarkeit und der bürgerlichen Tugenden.

F. B.

„Der deutsche Gott.“ In der „Köln. Zeitung“ wurde folgendes ebenso gottlose wie barocke Gedicht von Will Vesper veröffentlicht: „Deutschlands Feinde fragen voll Spott: Ihr Deutschen ruft und betet zu Gott Um Hilfe im Streite. Ihr habt wohl einen besondern Gott, Den wir nicht kennen, Auf eurer Seite?“ „Ja!“ ruft ganz Deutschland, und kennt ihr ihn nicht, So wollen wir ihn euch nennen: Der Gott, der aus unsern Kanonen spricht, Der Gott, der eure Festen zerbricht, Der auf unsern Schiffen das Meer durchbraust, Mit unsern Fliegern am Himmel faust, Der Gott unsrer Schwerter, vor dem euch graust, Es ist der gleiche, allmächtige Geist, Der schon jahrtausendlang über Deutschland kreist, Durch all unser Leben webt und braut, Auf dem wir alle auferhaut! — Wotan, der alte Wolkenwandler Unserer Väter, war Er und kein anderer. Er war es, in dem Herr Walter sang, Er war es, in dem Martin Luther stritt, Der Gott, der mit uns Elend litt Und doch im Finstern blieb hell und wach In Paul Gerhardt und Johann

Sebastian Bach, Der Gott, der mit Friedrich zu Felde lag Und uns brachte am Ende den neuen Tag, Der uns schickte ins Land Die Morgenröte: Lessing und Kant, Bis die Sonne am Himmel stand: Johann Wolfgang Goethe Und alle die Geister, Unsterbliche Meister Um ihn her! — Das alles war Er! Der Gott, zu dem wir heute flehn, Der uns mit himmlischem Feuer speist, Deutschlands heiliger Geist, Den Müht ihr bestehn!“ — In ebenso heidnischer und allen Verstandes barer Weise redet D. Traub in dieser ernstesten Zeit von Gott und vom Gebet. Er spricht von „betenden Eisenbahnzügen“ und „betenden Märschen“ und fährt dann also fort: „Ja, was heißt beten? Es heißt: eins werden mit seinem Schicksal. Unsere Volkseinheit erträgt es nicht, zu glauben, daß Gott nicht ebenso der Gott der Monisten und Katholiken, der Pietisten und der Atheisten sei. Gott ist heute unser Schicksal. Wir sind eins mit dem heiligen Muß. Weil dieses Muß unabänderlich vor uns dasteht, beten wir: ‚Dein Wille geschehe!‘“ — An solchen Geistern ist offenbar Hopfen und Malz verloren. Auch die Zuchtruten des Krieges verstopfen nur ihr Herz.

J. B.

**Das Christentum der Zukunft.** D. Seeberg von Berlin führte in einem Referat aus, daß der Krieg besonders drei Dinge in den Mittelpunkt des Interesses gerückt habe: 1. die kolossale Stärkung der nationalen Empfindung, 2. das Verständnis für das Wort Sünde, das man in guter Gesellschaft sich schon nicht mehr zu nennen getraute, und 3. die Erkenntnis, daß das arme Leben nur (?) ein Mittel sei, das Größere, das Vaterland, zu erhalten. Dann fuhr er also fort: „Wir werden in kommender Zeit vielleicht weniger Verständnis haben für die Streitigkeiten der Theologen. Das Christentum der Zukunft wird praktisches, soziales Christentum sein. Die Massengräber derer, die für das Vaterland gestorben sind, werden helfen, die sozialen Gegensätze zu überbrücken. Alles aber würde gekrönt sein, wenn wir eine deutsche Volkskirche hätten. Was sollen wir tun? Wir sollen vergessen lernen, empfinden lernen das große Neue, das uns umgibt. Wir sollen hoffen lernen darauf, daß es wirklich besser werde. Den Optimismus, der nicht verzagt, sondern das Gute von der Zukunft erwartet, sollen wir in die Herzen und Häuser pflanzen. Wer an den Herrn der Weltgeschichte glaubt, glaubt, daß er die Sache zum gesegneten Ende führen wird.“ — Es ist klar, daß der Krieg Seeberg nicht zur Besinnung und Umkehr zum alten Glauben gebracht hat. Sein Zukunftschristentum ist das praktische, dogmenlose „Christentum“ der Liberalen.

J. B.

**Protest der englischen Kirchen.** Unmittelbar nach Ernennung Sir Henry Howards zum englischen Gesandten am Heiligen Stuhl entsandte der Hohe Rat der vereinigten evangelischen Kirchen Englands seinen Generalsekretär W. A. Limorick zu Grey mit der Erklärung, daß der Hohe Rat der evangelischen Landeskirchen gegen diese Ernennung Einspruch erhebe. Grey versprach, den Fall in Erwägung zu ziehen. Mit diesem ausweichenden Bescheide gab sich der Hohe Rat aber nicht zu-

frieden. Er berief eine Versammlung des Vorstandes ein, und diese beschloß die Abfendung folgenden brieflichen Protestes: „Die Entsendung eines Vertreters des Königs und der englischen Regierung an den Vatikan bedeutet, soviel bekannt, seit den Tagen der Reformation einen Vorfall sondergleichen. Der Fall hat unter den protestantischen Untertanen Seiner Majestät große Bestürzung hervorgerufen. Die Eröffnung diplomatischer Beziehungen zum Vatikan bedeutet offenbar eine Anerkennung der weltlichen Macht des Papstes und widerspricht deshalb dem Geist unserer Verfassung, die eine Jurisdiktion des Papstes in England nicht zuläßt und die Aufrechterhaltung amtlicher Beziehungen zwischen unserm König und dem Papste verbietet. Diese Grundsätze wurden infolge der Ansprüche des Vatikans aufgestellt, außer der religiösen auch eine Art bürgerlicher Jurisdiktion ausüben zu wollen. Zudem der Hohe Rat diese Einwände vorbringt, beabsichtigt er nicht, der Lösung der Frage vorzugreifen. Er gibt sich aber der Erwartung hin, daß sein Schritt dazu dienen wird, die Notwendigkeit einer Erklärung über diese Mission in kürzester Frist herbeizuführen.“ Die kürzlich in London veröffentlichten Verhaltensmaßregeln, die dem Sir Henry Howard auf seinem Posten als Vertreter Englands beim Vatikan mitgegeben wurden, enthalten folgende Stellen: „Sie werden Sr. Heiligkeit auch die herzlichsten Glückwünsche des Königs überbringen und andeuten, daß des Königs Regierung Gewicht darauf legt, direkt die Beweggründe auseinanderzusetzen, die vom ersten Augenblick der Trübnis des Einverständnisses zwischen den europäischen Mächten das Leitmotiv der englischen Regierung waren, sowie die Tatsache betonen, daß die Regierung Sr. Majestät alles Menschenmögliche getan hat, um den Frieden zu sichern, der dem Vorgänger des Heiligen Vaters so sehr am Herzen lag.“

(E. R. 3.)

**Englands Behandlung deutscher Missionare.** über die kriegerischen Ereignisse in Duala und die schmählige Behandlung der gefangenen Deutschen berichtet ein Kameruner Baptistenmissionar: Sofort nach Erklärung des Kriegszustandes in Duala flohen die Eingebornen. Alle Missionen mußten ihre Schulen schließen, das Leben schien wie erstorben. Duala wurde am 26. September früh von einem englischen Panzerkreuzer bombardiert und am 27. übergeben, nachdem sich der Gouverneur mit der Schutztruppe ins Innere zurückgezogen hatte. Die Engländer machten nicht nur die Militärpflichtigen zu Gefangenen, sondern alle in Duala wohnenden Deutschen, auch die Missionare, selbst Frauen und Kinder. Die Gefangenen mußten alles zurücklassen und wurden so schnell auf ein Schiff gebracht, daß sie nichts weiter bei sich hatten, als was sie auf dem Leibe trugen. Auf der Baptistenmission in Duala blieben zwei Missionschwestern von englischer, bzw. schweizerischer Staatsangehörigkeit zurück, die ihren Mitarbeitern noch einige Sachen nachschicken konnten. Die Stadt bot ein Bild des Schreckens. Nicht nur alle Geschäfte, darunter auch die Basler Missionsfaktorei, wurden

geplündert, sondern auch die Europäerhäuser am Strande. Am 30. September fuhr das Schiff mit den Gefangenen nach Lagos ab. Von hier wurden am 8. Oktober alle Verheirateten und die ledigen Damen auf die Goldküste nach Akra gebracht, darunter von den Baptisten die Familien Märtenz, Niechert und Fräulein Schüler. Die andern 600 Gefangenen fuhrn am 18. Oktober nach England ab. Außer ihrem Tropenanzuge besaßen sie nichts. Sogar das Geld war ihnen abgenommen worden, so daß sie sich keine warme Unterkleidung kaufen konnten. Das Essen war unzulänglich und am empörendsten die niedrige Behandlung durch schwarzes Militär. Der Brief schließt: „So machen es die missionsfreundlichen Engländer! Ich habe schon oft gewünscht, lieber mit den Kameraden im Schützengraben gefallen zu sein, als diese Zeit durchmachen zu müssen.“ (E. N. 3.)

**Proteste gegen den Krieg in England.** Eine Lehrerin aus Wien, die der Krieg in England überraschte, schreibt an D. Schneller: „Tief interessierte mich der Protest, den der Krieg in den wahrhaft christlichen Kreisen Englands fand, besonders bei denen, die man in Deutschland Sekten nennt. In einer Kirche Londons hörte ich einen Prediger vor etwa 2000 Zuhörern mit flammenden Worten die Sünden der Regierung bezüglich des Krieges strafen. Ich meinte den Propheten Nathan oder Jeremia zu hören. Es waren auch Mitglieder des Parlaments anwesend. An die wandte er sich, sie beschwörend, alles zu tun, um den Krieg hintanzuhalten. Mit dem denkbarsten Ernste betonte er, daß nicht der politische Vortheil oder Neid mitreden dürfe, wenn erwogen werde, wie England zu handeln habe, sondern nur was Offenheit, Rechtsschaffenheit, was die Bibel gebiete. Er bezeichnete diesen Krieg als einen teuflischen, und als er in den Ruf ausbrach: ‚Wir wollen diesen Krieg nicht!‘ da tönte es ihm von allen Seiten entgegen: ‚Amen, Amen; wir wollen den Krieg nicht!‘ Und lautes Schluchzen tönte von den Galerien der Kirche. Es war tief ergreifend. In den Gebetsstunden einer andern Kirche hörte ich sagen: ‚Wären Grey, Churchill und Asquith in unsern Gebetsstunden gewesen, der Krieg wäre nicht beschlossen worden!‘ Man wollte an einem Tage 156 Protestversammlungen in L. halten; sie wurden verboten. Die christlichgesinnten Volkskreise hielten Umzüge, wobei sie Tafeln mit Bibelsprüchen gegen diesen Krieg trugen; alles umsonst. Fing ich etwa auf einer Bank im Park ein Gespräch über den Krieg an, so hörte ich in allen Variationen, wie verhaßt er ihnen sei.“ — Der Prediger, dessen Name nicht genannt wird, war wohl Campbell Morgan.

**Gebetstag in Indien.** Der „G. d. G.“ schreibt: „Unverständlich bleibt die Tatsache, daß die englische Regierung in Indien ‚einen Gebetstag in Indien‘ angeordnet und die heidnischen Hindus aufgefordert hat, zu ihren Göttern um den Sieg der Waffen Englands zu beten! Welcher Schaden dadurch der Mission zugefügt wurde, scheint England nicht zu merken. Nachdem den Heiden gepredigt wurde: ‚Eure Götter sind



hilflose Götzen', werden dieselben jetzt offiziell als Helfer Englands anerkannt! Es ist nicht nötig, weitere Bemerkungen dazu zu machen, da diese Handlungsweise sich von selbst richtet. Ob die christlichen Kreise Englands auch dazu schweigen werden?"

**Ein anderer religiöser Wind in Frankreich?** Wie der *Courier de Genève* unter der Überschrift: „Renaissance en France“ mitteilt, öffnen sich jetzt die Pforten Frankreichs für die aus religiösen Gründen Verbannten. Nach dem Bericht des Bischofs von Meaux sind bereits 60,000 Mönche und Nonnen zurückgekehrt. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß der Erzbischof von Mecheln, Kardinal Mercier, auf seiner Durchreise nach Frankreich offiziell durch einen Vertreter des Ministers des Äußern und in Havre durch den Präfekten und den Admiral begrüßt worden ist. Poincaré ließ sich bei der Weisung des Papstes Pius durch einen Offizier seiner Leibgarde vertreten, und Benedikt XV. hat seine Thronbesteigung ebenso offiziell dem Präsidenten der Republik angezeigt. Im Vatikan erwartet man denn auch die baldige Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen dem päpstlichen Stuhl und der Republik. (Ref.)

**Der apostolische Delegierte an die Türkei,** Bischof Dolci, ist vom Sultan empfangen worden auf Grund eines direkten Akkreditivschreibens des Papstes an den Sultan. Die Protektoratsstellung über die katholischen Christen des Orients, die Frankreich seit mehreren Jahrhunderten einnahm, ist hiermit endgültig aufgehoben. Alle diplomatischen Schritte zwischen der hiesigen päpstlichen Kanzlei und der Pforte bedurften der jedesmaligen Mitwirkung der französischen Botschaft. Äußerlich gelangte die französische Protektoratsstellung dadurch zum Ausdruck, daß in den katholischen Kirchen des Orients der französische diplomatische Vertreter einen abgeforderten erhöhten Sitz erhielt. Für die Gestaltung des französischen Einflusses war diese Ausnahmestellung von hervorragender Bedeutung. Deshalb darf man in der Aufhebung des französischen Protektorats einen der härtesten Schläge gegen Frankreich erblicken. Mit dem Kapitulationsrecht und dem Protektorat errang Frankreich im Laufe der Jahrhunderte seine beherrschende Stellung in Syrien, Palästina und der Levante. Auch das, wogegen Frankreich sich stets wirksam zu sträuben verstand, die Errichtung einer türkischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhle, wird als Folge der direkten Einführung des Bischofs Dolci beim Sultan demnächst praktisch verwirklicht werden. (A. E. L. R.)

**Ein jüdischer Nomadenstamm.** Ein Arabisch sprechender Jude namens Jussuf Ben Jakob Achwan kam kürzlich nach Jerusalem und behauptete, daß er zu einem jüdischen Volksstamme gehöre, der nomadisierend in der Wüste wohne und sich augenblicklich fünf Tagereisen von Koweit, also in der Nähe des Persischen Meerbusens, befinde. Wie er angab, gehören zu seinem Stamm etwa 25,000 jüdische Familien, die in Zelten wohnen und Viehzucht treiben. Die unter ihnen Lebende

Tradition besagt, daß sie „zur Zeit des ersten Tempels“ in die Wüste verpflanzt worden sind. Auch ist ihnen der Talmud bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben. Sie glauben, Nachkommen Jonadabs, des Sohnes Rechabs, zu sein, der im Propheten Jeremia erwähnt wird. Achwan versichert, daß in Wäldern wohl viele seiner Stammesbrüder nach Palästina einwandern würden. Neben dem Arabischen spricht er ein gutes Hebräisch. — Wie weiterhin bekannt wird, sollen östlich von Bagdad in tiefer Abgeschlossenheit noch mehr Niederlassungen jüdischer Volksstämme vorhanden sein, von denen etliche geradezu festen Städten gleichen. Die Verbindungswege zu ihnen sind äußerst schwierig und gefährlich und kaum bekannt. Ihre Sprache ist ein stark verdorbenes Hebräisch.

**Baptisten in Rußland.** Vor einigen Monaten hat der russische Minister des Innern eine Mitteilung erlassen, wonach der Bapismus, das heißt, die Baptisten, in Rußland zwar nicht den Anschein einer ungesetzlichen und gefährlichen Sekte hätte, trotzdem aber von der Regierung scharf bewacht werden müßte, besonders im Hinblick auf seine Propaganda unter dem Volke. Der baptistische Pfarrer Felter von Petersburg wurde kürzlich zu vier Monaten Festungshaft verurteilt. Später hat man ihm auf Vermittlung des Präsidenten der Vereinigten Staaten erlaubt, eine Kapelle in Petersburg einzuweißen. Felter hat gegen das Urteil protestiert, und England scheint intervenieren zu wollen.

**Japaner in Kiautschou.** Ein schwedischer Missionar in Kiautschou schreibt an das „Evenska Morgenbladet“ (vor der Eroberung Tsingtaus): „Von der ersten Stunde, seit die Japaner hier landeten, führten sie sich sehr schlecht auf. Sie zogen auf Raubzüge in Stadt und Land und nahmen rücksichtslos alles, was ihnen in den Weg kam und ihrem Geschmack zusagte: Hühner, Eier, alle erdenklichen Waren, Geld, Kleider, Heu und Hafer für ihre Pferde, Früchte usw.; sogar der Haarschmud der Frauen und deren Ringe blieben nicht verschont. Das Schlimmste jedoch war die schamlose Jagd auf Frauen und Mädchen, um sie zu vergewaltigen. Es ehrt wahrhaftig die christliche Nation auf keine Weise, die es gewagt hat, ein solches Volk hierher zu senden!“

**Rom und die Bibel.** Am 8. Oktober v. J. hat Benedikt XV. einen ermutigenden Brief an den Kardinal Cassetta, den Bischof von Frescati und Präsidenten der Gesellschaft des heiligen Hieronymus zur Verbreitung der heiligen Schriften des Evangeliums, gerichtet. Darin weist er auf den Wert des Bibellebens hin. „Die Erfahrung lehrt uns mehr als alle andern Demonstrationen, daß die Irrtümer der Gesellschaft von heute daher kommen, daß das Leben, die Lehre und die Werke Jesu Christi in tiefste Vergessenheit geraten sind, und daß die Menschen sich nicht mehr darum kümmern, dort die Richtlinien ihres täglichen Lebens zu schöpfen. Zweifellos tun diejenigen, die sich wie Sie tätig an der Verbreitung der heiligen Schriften beteiligen, ein hervorragend nützlich Werk, um die Seele zur christlichen Vollkommenheit

zu führen.“ Der Papst wünscht dann dem Kardinal reichen Erfolg und fährt fort: „Wir möchten die heiligen Schriften im Schoße der christlichen Familie sehen, und daß sie dort wie der Großkern des Evangeliums seien, nach dem alle suchen, und den alle eifersüchtig bewahren, so daß die Gläubigen die heiligen Schriften jeden Tag lesen würden.“ Die Gesellschaft des heiligen Hieronymus verbreitet in italienischer Sprache nur einen Band der Heiligen Schrift, in dem folgende Bücher vorkommen: die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, versehen mit sehr katholischen Anmerkungen, und dazu ein kleines Handbuch von 108 Gebeten, in denen die Jungfrau Maria und die Heiligen in durchaus nicht schriftgemäßen Ausdrücken angerufen werden. (E. R. 3.)

Für die Kraft des Bibelworts legt das freisinnige „Berliner Tageblatt“ folgendes Zeugnis ab: „Das übergroße, namenlose Schicksal dieser Zeit muß jeden Morgen wieder frisch empfunden werden. Nicht stumpf werden, sondern durchleben! Für Laue wird kein Platz sein in den Zeiten nachher. Es gibt Mittel, Behelfe, die es ermöglichen, die Zeit zu ertragen; Bildungsmöglichkeiten. Welche sind es jetzt? Die Kunst — die Musik —. Aber — es gibt ein Buch, das keins ist, und es gibt Musik, die keine ist, und wer die Welt ertragen und die Menschheit ertragen will in diesen Tagen, muß das Buch aus seinem Versteck hervorholen und seine Musik an stillem Ort nah an sein Ohr halten, damit keine Schwingung verloren gehe. Dies ist das Buch und die Musik der Bibel. Welche Erquickung und Hilfe, eine reine und warme Hand, die sich einem auf die Stirn legt, Hoffnung und Zuberficht, die warm durch die Poren dringen! Viele Menschen kehren heute zu dem Buch zurück und werden es nicht mehr missen können, nicht jetzt und nicht später. Denn in ihm ist das einzige Mittel enthalten, nicht nur diese Tage auszuhalten, sondern auch dem Leben gewachsen zu sein, das uns nach diesen Tagen benötigen wird.“

**Untertauchung im Des Peres-Fluß.** Die „W. P.“ berichtet: „Siebzehn Neger, die kürzlich ‚bekehrt‘ wurden, ließen sich gestern durch den Geistlichen der Webster Groves African Methodist Church durch Untertauchen im Des Peres-Flusse taufen. Unter ihnen befanden sich auch vier Frauen. Einer der ‚Bekehrten‘ war ein Junge von sechzehn Jahren, der, als er untergetaucht wurde, fürchterlich schrie und, als er wieder festen Boden unter sich hatte, auf und davon lief. Der Geistliche hatte zwei Gehilfen, die ihn beim Untertauchen der ‚Bekehrten‘ unterstützten. Während der Dauer der Zeremonien stand er mit seinen Assistenten bis zur Hüfte in dem eiskalten Wasser. Der Geistliche trug allerdings einen Gummianzug, aber die andern hatten ihr gewöhnliches Zeug an. Nach der Taufe wurden alle in ein in der Nähe gelegenes Haus gebracht, wo sie erwärmt und mit trockenen Kleidungsstücken versehen wurden.“

**Krieg und Vordell.** Die „Ref.“ berichtet: „In einer norddeutschen Großstadt haben nach einer vor einigen Wochen vorgenommenen

Zählung in einer einzigen Nacht in den geschlossenen Bordellstraßen 3000 Männer verkehrt. Unsere Brüder stehen draußen in heißem Kampf, sie sehen Blut und Leben ein, um unser deutsches Vaterland zu retten, und in der Heimat sind in einer Stadt noch 3000 Männer, die ihre Nächte in Lusthäusern zubringen. In Berlin hat sich bei Ausbruch des Krieges das Volksempfinden gegen die leichtfertigen Mädchen aufgelehnt, man hat sie von der Straße vertrieben und ihnen zugerufen, sie sollten sich nützlich beschäftigen. Überall regen sich eifrige Hände, um die durch den Krieg entstandenen Notstände zu lindern. Frauen und Kinder, die des Ernährers beraubt sind, leiden Not und sehen mit Bangen dem Winter entgegen, und noch 3000 Männer in einer Nacht tragen ihr Geld in öffentliche Häuser und helfen jene männlichen und weiblichen Vampyre reich machen, die dann in eleganten Willen den Sündenlohn verzehren.“ „In einigen Städten sind die Bordellstraßen für das Militär unbedingt verboten, und das Verbot wird scharf durchgeführt; in andern Städten sind den Soldaten nur bestimmte Stunden für den Besuch der Bordelle freigelassen; in wieder andern herrschen noch bedauerlichere Zustände. Einige Städte vergrößern zurzeit die Bordellanlagen, andere schließen sie, andere sind auf Grund immer mehr sich herausstellender schlechter Erfahrungen im Begriff, die Straßen aufzuheben.“ In einem Brief aus Kiel heißt es: „Vor einigen Sonntagen fuhr ich mit der elektrischen Bahn den Kieler Hafen entlang. Da sah man an den Eingängen zu den Hurenstraßen unsere Marineangehörigen stehen, Kopf an Kopf, Hunderte und jedenfalls auch Tausende. Mitteilungen von jungen christlichgesinnten Unteroffizieren und Soldaten haben mir bestätigt, daß ich nicht falsch gesehen habe. Immer wieder bin ich bei den Geschlechtskranken im Lazarett, sobald ich in ihnen das Gefühl für das begangene Unrecht zu wecken suchte, auf die empörende Entgegnung gestoßen, daß sie ja die vorgeschriebene ‚Prophylaxe‘ ordnungsmäßig benutzt hätten. Es ist geradezu grauenhaft, was für eine Verwüstung in den Herzen aller dieser Jünglinge und jungen Männer angerichtet wird.“ — Den letzten Nachrichten zufolge scheinen obige Angaben übertrieben zu sein. F. B.

**Ein bisher unbekanntes Lutherwort.** Im Besitze des P. emer. von Köhren, Heinrich Zentsch, inmitten alten, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Familiengutes hat Karl August Friedrich einen bisher unbekanntes Lutherspruch gefunden. Der Lutherforscher, Prof. D. Kawerau (Berlin), hat ihn für echt und ungebrucht erklärt und verlegt ihn nach Handschrift und Inhalt in Luthers letzte Lebenszeit. Die Worte, die die „Christliche Welt“ in Faksimile wiedergibt, sind als Widmung oder Andenken auf das Vorsatzblatt eines Büchleins in Seideformat geschrieben. Ein Klang aus der eisernen Zeit unsers Glaubens, ein ritterlicher Spruch aus der Heldenzzeit der Kirche: Der beste Panzer ist unser Gott! Luther schreibt da: „Wer sich fürcht, der ziehe ein Panzer an. Helfsts, so helfsts. Aber wir wissen, das es helfen mus.“

Denn er lebt und bleibt leben, der Scheblimini. Sede a dextris meis, da steds. M. Luther. G. p.“ (Gratia pax.) Der „Scheblimini“ ist das hebräische Wort für „Setz dich zu meiner Rechten“, was Luther dann lateinisch wiederholt. Luther gebrauchte die Bezeichnung Scheblimini für Christus, die dessen himmlische Krönung ausdrückt, vor allem in den vierziger Jahren, also in seiner letzten Lebenszeit, sehr häufig. Hamann hat in seiner letzten Schrift Golgatha und Scheblimini behandelt.

## Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. "What the Evangelical Lutheran Church Stands For. A Statement of Lutheran Principles." By Th. Graebner. (Duzend 10 Cts., Hundert 50 Cts.)

2. Osterkatalog und Verzeichnis der Konfirmationscheine. 1915.

F. B.

**Ausgewählte Psalmen**, ausgelegt von † D. G. Stöckhardt. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 70 Cts.

Unser Verlag schreibt: „In dem Nachlaß des in weiten Kreisen rühmlichst bekannten lutherischen Exegeten, D. Georg Stöckhardt, befand sich unter anderem auch ein fragmentarischer Kommentar über ausgewählte Psalmen. Schreiber dieses weiß aus persönlichem Gespräch mit dem seligen D. Stöckhardt, daß dieser Kommentar seine Lieblingsarbeit gewesen ist. Noch einige Wochen vor seinem unerwarteten Tode redete er davon, wie große Freude diese Arbeit ihm bereite. Man hatte ihn gebeten, seinen Jesaiaskommentar zu vollenden; aber er sagte ganz bestimmt, er wolle erst seine Arbeit über die Psalmen zu Ende bringen.“ „Das Buch ist kein umfangreiches, aber wir glaubten, Besitzern der andern Kommentare Stöckhardts einen Dienst zu erweisen, wenn wir es in demselben Format und in derselben Ausstattung auf den Markt brächten wie seine andern Bücher. Es umfaßt 82 Seiten (Größe: 6×9) und stellt sich, nobel in Halbfranz-einband ausgestattet, den andern Büchern Stöckhardts würdig zur Seite.“ Ausgelegt werden die Psalmen 1, 19, 2, 8, 40, 22, 16. Eine Empfehlung dieses Werkes erscheint uns überflüssig. Stöckhardts Name spricht für sich selber.

F. B.

„Kommt, wir wollen wieder zum Herrn!“ Dreißig Andachten für die Kriegszeit. Von Martin Willkomm. Verlag des Schriftenvereins, Zwidau i. S. 49 Seiten. 40 Pf.; 10 Gg. M. 3.50; 100 Gg. M. 30.

„Jeder dieser dreißig kurzen Andachten liegt ein Wort der heiligen Schrift zugrunde, das in rechter Weise ausgelegt und auf die Gegenwart angewandt wird. Die wahren Ursachen des Krieges werden klar nachgewiesen, die Sünden unsers Volkes offen besprochen, und das einige Heil in Christo vor Augen gestellt. Vor allem wird aber auch der Weg zum Heil gewiesen und gezeigt, wie die Christen, welche auf diesem Weg zum Herrn kommen, durch Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksjagung in dieser Kriegsnot unserm Volke zum Segen werden können und sollen.“ So urteilt der Verlag mit Recht über diese Andachten, die auch in amerikanischen Kreisen verbreitet werden sollten.

F. B.

**Sängerbote.** Christliches Quartalheft. Lyrical Quarterly. Success Printing Co., St. Louis, Mo. 15 Cts.

Auf den „Sängerboten“, der von der „Sängerbote-Gesellschaft“ herausgegeben wird und in dieser Zeitschrift schon wiederholt charakterisiert worden ist, möchten wir abermals unsere Leser hinweisen als auf ein edles Unternehmen, das der Unterstützung wohl wert ist.

F. B.

**Neue Kirchliche Zeitschrift.** Jahrg. 1915, Heft 2. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Pro Quartal M. 2.50.

Der Inhalt dieses 2. Heftes ist folgender: „Welche Aufgaben erwachsen der Theologie infolge des Krieges?“ Von Prof. D. Duntmann in Greifswald. „Der Wert der gegenwärtigen preußischen Hauptgottesdienstordnung und die Notwendigkeit ihrer Weiterbildung.“ Von Walter Pollitt, z. Z. Garnisonpfarrer in Königsberg i. Pr. „Die Nachrichten über Heimat und Hausstand des Propheten Hosea und ihre Verfasser.“ Von Gymnasialprofessor D. Dr. Wilhelm Caspari in Erlangen. J. B.

**Aus der Kirche, ihrem Lehren und Leben.** Von Prof. D. Ludwig Ihmels. A. Deichert's Verlag, Leipzig. M. 4; geb. M. 4.80.

D. Ihmels bietet in diesem Sammelband eine Anzahl Aufsätze, in denen folgende Thematata behandelt werden: 1. Wie bewahren wir das Erbe der Reformation und machen es für die Gegenwart fruchtbar? 2. Das Christentum und die Religionsgeschichte. 3. Das Evangelium von Jesus Christus und die Sünde. 4. Bibel und Bekenntnis. 5. Aufgabe und Bedeutung der Dogmatik. 6. Das Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche. 7. Mehr priesterlicher Laiendienst in der Kirche. — Wie überall, so ist Ihmels auch in diesen Aufsätzen bemüht, seine Theologie zur Geltung zu bringen, die vornehmlich beherrscht ist von den beiden Gedanken: 1. Die Schrift ist nur autoritativ, insofern sie Christum treibt. 2. In die christliche Glaubenslehre gehören nur solche Lehren, von denen man nachweisen kann, daß sie irgendwie Aussage der schlichten Frömmigkeit sind. Die Dogmatik ist nicht einfache Darstellung der Schriftlehren, sondern eine Wissenschaft, deren Ziel der Aufbau eines einheitlichen Systems aller christlichen Lehren auf Grund der Gottesgemeinschaft in Christo ist. „Sie [die Dogmatik] darf sich nicht damit begnügen, lediglich die biblischen Lehraussagen zusammenzustellen“ (121). „Die Dogmatik ist wissenschaftliche Aussage der christlichen Wahrheit“ (115). „Nichts gehört demnach in die Dogmatik hinein, was nicht irgendwie zur erkenntnismäßigen Entfaltung jener Gottesgemeinschaft dient“ (117). Über die Bedeutung der Heiligen Schrift sagt Ihmels S. 97 f.: „Was uns erretten kann und in die Gemeinschaft mit Gott hinüberzieht, ist allein Gottes Tat, und wir leben nur dadurch, daß Gott tatsächlich uns Menschen nahe gekommen ist, daß er eine Geschichte eingegangen ist mit der Menschheit und in ihr in steigendem Maße den Menschen sich geöffnet hat, bis daß er in seinem eingebornen Sohne zuletzt ganz in die Geschichte eingegangen ist und sich ganz den Menschen hingegeben hat. Aber was müßten wir und verstehen wir von dieser wunderbaren Offenbarung Gottes, wenn er nicht zugleich Offenbarungsträger berufen und sie zum Zeugnis von dieser Offenbarung befähigt hätte? Wir Gegenwärtige besitzen aber wiederum dieses Offenbarungszeugnis allein in der Heiligen Schrift in authentischer Gestalt, so daß wir ohne diese schriftliche Fixierung des ursprünglichen Zeugnisses jedenfalls einer zuverlässigen Kenntnis der Offenbarung entbehren müßten. Das ist die Bedeutung, welche der Schrift zukommt, daß es hier in eben dem Geiste, welcher die Offenbarungsgeschichte durchwaltet, zu einem schriftlich fixierten Zeugnis von dieser Offenbarung gekommen ist. Geistgewirktes Zeugnis der Heilsoffenbarung Gottes — das ist die Schrift, darauf beruht ihre Herrlichkeit und Einzigartigkeit, darauf ihre Autorität und Unentbehrlichkeit.“ Nach Ihmels soll hiermit aber nicht gelehrt sein, daß die Schrift wörtlich eingegeben und somit frei von allem Irrtum ist. S. 102: „Nirgends sonst begegnet die Erkenntnis, daß Gott von sich aus die Menschen sich versöhnt hat und so durch sein Tun die Gemeinschaft mit sich begründet hat. Daß die Schrift davon Zeugnis gibt und mit einer die Gewissen anfassenden Gewalt Zeugnis gibt, das macht die Einzigartigkeit der Schrift aus. Und auf dieser Einzigartigkeit des Offenbarungscharacters der Schrift ruht auch ihre Autorität. Die Autorität der Schrift, das ist, kurz gesagt, die Autorität der Offenbarung. Es ist also nicht der tote Buchstabe in sich selbst, vor dem wir uns beugen; die Offenbarung des lebendigen Gottes, die uns hier ergreift, sie ist es vielmehr, welche uns zwingt und trägt.“ S. 103: „Nur das sollen wir von Luther lernen, daß die Schrift uns insofern Autorität sein muß, als sie ‚Christum treibt‘; Gottes Offenbarung, die sich in Christo

vollendet, sie ist es, worüber wir in der Heiligen Schrift Vergewisserung finden sollen.“ Ihmels verwechselt die Frage, wie es bei uns zur göttlichen Gewißheit um die Autorität der Heiligen Schrift kommt, mit der andern: wie weit sich diese Autorität erstreckt. Aus der Tatsache, daß der göttlich gewisse Glaube um die Autorität der Schrift gesetzt ist mit dem Glauben an die Vergebung der Sünden um Christi willen, folgert Ihmels fälschlich, daß die Autorität der Schrift beschränkt ist auf die Heilswahrheiten. Auf diesen falschen Schluß wäre er nicht gekommen, wenn er sich der „Wissenschaft“ entschlagene und sich immer nur an die klaren Aussagen der Schrift selber gehalten hätte. F. P.

**A GRAMMAR OF THE GREEK NEW TESTAMENT IN THE LIGHT OF HISTORICAL RESEARCH.** By A. T. Robertson, M. A., D. D., LL. D. Hodder & Stoughton, New York. George H. Doran Co. 1360 Seiten 7×10, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: \$5.00 netto.

Kein Amerikaner kann dieses umfassende Werk ohne einen gewissen Stolz zur Hand nehmen. Daß ein amerikanischer Gelehrter die größte, umfassendste und in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit stehende Grammatik der neutestamentlichen Sprache schreiben würde, hätte man wohl kaum für möglich gehalten, wenn man bedenkt, wie fleißig gerade auf diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnten von deutschländischen und englischen Gelehrten gearbeitet worden ist. Den Plan eines solchen Werkes faßte vor mehr als fünfundsiebzig Jahren schon der bekannte baptistische Gelehrte Dr. John A. Broadus, der Vorgänger Dr. Robertson's auf dem neutestamentlichen Lehrstuhl am Southern Baptist Theological Seminary in Louisville, Ky. In Gemeinschaft mit diesem jüngeren Kollegen beabsichtigte Broadus, eine revidierte englische Ausgabe der alten, bewährten Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms von Winer herauszugeben. Bald überzeugten sich beide, daß es mit einer Revision dieses Werkes nicht getan sei, und der alternde Broadus legte die Arbeit eines neuen Werkes auf die Schultern seines jüngeren Kollegen. Seit dieser Zeit hat Robertson an diesem Werke gearbeitet. Schon im Jahre 1908 ließ er als vorläufige Frucht seiner Studien *A Short Grammar of the Greek New Testament* erscheinen (New York, A. C. Armstrong & Son), das nicht nur schon die dritte Auflage erlebt hat, sondern auch ins Deutsche, Französische, Holländische und Italienische übersetzt worden ist; die deutsche Ausgabe hat der frühere Kropfer Seminardirektor H. Stöck besorgt und das Original zugleich erweitert und verbessert. Und nun erscheint endlich dieses große Werk, eigentlich mehr schon eine Enzyklopädie der neutestamentlichen Sprache, und Robertson wird recht haben, wenn er in der Vorrede (VII) sagt, daß keiner, der nicht etwas Ähnliches unternommen habe, „can understand the amount of research, the mass of detail and the reflection required in a book of this nature“. Die Worte in dem Titel „in the light of historical research“ geben den Gesichtspunkt der Bearbeitung an. Robertson teilt den Standpunkt der Gelehrten, daß die griechische Sprache des Neuen Testaments keine isolierte Erscheinung ist, auch kein schlechtes „Jüden Griechisch“, sondern die allgemein gebrauchte griechische Sprache zur Zeit Christi und der Apostel, eben die *κοινή*, und er verarbeitet nun, was Forscher auf diesem Gebiete, Theologen wie Philologen — man braucht nur die Namen Deißmann, Thurn, Wilden, Moulton, Milligan zu nennen — erschlossen haben. Dabei hat er natürlich nicht die allgemeinen sprachwissenschaftlichen und sprachvergleichenden Arbeiten außer acht gelassen und lehnt sich auf diesem Gebiete besonders an Brugmann und Delbrück an. Überhaupt erkennt er rückhaltlos an, was er andern verdankt, und gerade in diesen Kriegsjahren, wo so manches absprechende Urteil in englisch-amerikanischen Blättern gefällt wird, mag dieser Satz aus der Vorrede (IX) zitiert werden: „I wish to record my conviction that my own work, such as it is, would have been impossible but for the painstaking and scientific investigation of the Germans at every turn.“ Das Werk zerfällt in drei Teile. Der erste Teil, den Robertson selbst als „Introduction“ bezeichnet, behandelt auf Seite 1—140 in vier Kapiteln das zugänglich gemachte neue Material, die historische Methode, die *κοινή* und die Stellung des Neuen Testaments in der *κοινή*; der zweite Teil,

S. 141—376, ebenfalls in vier Kapiteln, behandelt unter der Überschrift "Accidence" die Formenlehre; der dritte, ausführlichste Teil, S. 377—1208, in vierzehn Kapiteln die Syntax. In allen drei Teilen werden unter dem Text die ausführlichsten Literaturnachweise gegeben, wie sich überhaupt das ganze Werk durch eine riesige Belesenheit auszeichnet. Einige Nachträge, S. 1209—1221, und ein ausführliches dreifaches Register, das dem Gebrauche sehr zustaten kommt, S. 1222—1360, beschließen das Werk (index of subjects, of Greek words, of quotations, und zwar nicht nur des Neuen Testaments, sondern auch des Alten Testaments, der Apokryphen, der Inschriften, der Papyri und Ostraka, und der zitierten griechischen Schriftsteller von Homer bis zum 5. Jahrhundert nach Christo). Geschrieben ist dieses Werk, wie Robertson in der Vorrede (XI) sagt, "for advanced students in theological schools, for the use of teachers, for scholarly pastors who wish a comprehensive grammar of the Greek New Testament on the desk for constant use, for all who make a thorough study of the New Testament, or who are interested in the study of language, and for libraries". Möchten viele der Genannten das Werk sich auch wirklich anschaffen! Dabei wollen wir noch besonders hervorheben, daß Robertson auch geschickt zu schreiben und grammatische Fragen interessant zu machen weiß, gerade wie dies von dem Rektor der amerikanischen Philologen, Prof. Silberseebe, gerühmt wird, den der Verfasser auch hier besonders nennt als denjenigen, "whose wit and wisdom have helped me over many a hard place". Natürlich kann erst nach einem längeren, eingehenden Gebrauch ein abschließendes, das ganze Werk recht würdigendes Urteil gefällt werden; auch ist es unausbleiblich, daß bei einem solchen Werke noch manches sich wird bessern lassen. Aber sagen wollen wir doch gleich, daß schon nach kurzem Gebrauche das Werk sich uns als ein überaus wertvolles Hilfsmittel zum Studium des griechischen Neuen Testaments bewährt hat. Freilich — um nur einen Punkt zu nennen — daß der Heiland neben dem Aramäischen auch regelmäßig, je nach den Umständen, der griechischen Sprache sich bedient habe, hat uns auch Robertson (S. 26—29) nicht wahrscheinlich gemacht. Wir schließen die Besprechung, die wir gern um der Sache willen noch ausführlicher gestaltet hätten, mit zwei Bemerkungen. Der Preis ist, wenn man Umfang und Ausstattung bedenkt, nicht nur nicht hoch, sondern sogar wirklich billig, wäre jedenfalls unmöglich gewesen, wenn nicht wohlhabende Gönner besondere Gaben für die Druckplatten gemacht hätten. Und über den Lohn seiner Arbeit sagt Robertson das schöne Wort, das sich an jedem, der sich fleißig mit dem griechischen Neuen Testamente beschäftigt, bewahrheiten wird: "I make no complaint of the labor of the long years, for I have had my reward in a more intimate knowledge of the words of Jesus and of His reporters and interpreters. *Τὰ ὄψματα ἃ ἐγὼ λελάληκα ὑμῖν πνεῦμά ἐστιν καὶ ζωὴ ἐστιν*, John 6, 63." (XIII.)

U. F.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

D. Lauritz Larsen, langjähriger Präsident des Luther-College der Norwegischen Synode, starb am 1. März 1915 in Decorah, Iowa. Larsen wurde 1833 in Norwegen geboren, absolvierte 1855 die Universität Christiania, wurde Sprachlehrer und wanderte 1857 als Missionar nach Nordamerika aus. Er bediente Gemeinden in Pierce Co., Wis. Von 1859 bis 1861 war er Professor der Theologie an der norwegischen Abteilung des Concordia-Seminars in St. Louis. Er war 1862 bis 1902 Präsident des Luther-College in Decorah. G.

Dr. Edward T. Horn, Professor der Ethik und Missionswissenschaft am theologischen Seminar des Generalkonzils zu Philadelphia, starb am 4. März



im Alter von fünfundsiechzig Jahren. Dr. Horn war einer der Gründer der Vereinigten Synode des Südens und erster Präsident dieser Körperschaft.  
G.

In den vor einem Jahre verabschiedeten norwegischen Vereinigungsartikeln (wohl von den Vereinigungsäthesen vom Jahre 1912, „Oppljör“, zu unterscheiden) besagt der dritte Paragraph, daß sich die drei Kirchenkörper — Joreneke Kirke, Norwegische Synode und Haugesynode — verpflichten, „in allem Ernste die Regel beachten zu wollen, daß sie nicht gemeinschaftliche kirchliche Arbeit betreiben wollen mit den Reformierten und mit andern, die nicht denselben Glauben und dasselbe Bekenntnis haben“. Das ist ein Beschluß, der auch für die Synodalkonferenz nicht ohne Bedeutung ist. Durch diese Fassung nämlich: „die nicht denselben Glauben und dasselbe Bekenntnis haben“ wird eine Gemeinde, die diesen Artikeln zustimmt, erklärt haben, daß sie mit keiner Gemeinde der Synodalkonferenz weiter kirchliche Arbeit tun kann und will. Gehört eine solche Gemeinde also zur Norwegischen Synode, so hätte sie mit solcher Zustimmung zu § 3 ihren Austritt aus dem brüderlichen Verhältnis zu uns erklärt; denn wir gehören allerdings zu den Kirchen, die nicht auf dem Grunde des „Oppljör“ stehen, also zu denen, „who do not share the same faith and confession“.  
G.

„Lebenslauf und Bedeutung D. Walthers“ stand am 31. Januar auf dem Programm der Luther League, eines Vereins junger Leute, der in den Gemeinden verschiedener lutherischer Körperschaften Vertreter hat. Die kirchlichen Blätter der betreffenden Synoden nehmen auf diese Ver- eine Rücksicht, indem sie Vorlagen für die Versammlungen, soweit sie sich religiös beschäftigen, darbieten. So fand sich in vielen unserer Wechselblätter anfangs Januar auch eine Notiz über D. Walther zur Vorbereitung auf die Luther League-Versammlungen am 31. Januar. Merk- würdigerweise waren die Besprechungen in general-synodistischen Blättern am verfühnllichsten gehalten. Im *Lutheran Church Work* schrieb P. W. G. Feldmann: „His scholarship is beyond dispute; his sincerity, unquestionable; his devotion to the Lutheran Church and her confessions of the sixteenth century, absolute; his belief in the Gospel, implicit, as he saw it. When one considers the humble start, the stormy voyage and shipwreck, the toilsome days on the Mississippi, the uninviting settlement town of St. Louis with 16,000 population, and thinks of all that he left behind for the conviction that was born of God, one is forced to admire the iron will, the boundless faith, the unconquerable patience that must have controlled this man and his friends. When one recalls that the Missouri Synod is the largest synodical organization in the United States among the Lutherans, that it has a peerless school system, that it alone has done any work worth speaking of among the negroes, that a strong missionary spirit prevails in its ranks, that it has fostered a distinct type of congregational life, one must be blind not to see the hand of God and the impress of this most remarkable man.“ In den „Luther League Notes“ des *Lutheran Observer* finden wir folgende Aussprache Rev. C. R. Trombrides: „The principles of pure Lutheranism were from the first insisted upon by Walther and his conferees, and to this day the Missouri Synod stands for the most con-

servative type of Lutheranism to be found in the United States. Its constitution conditions membership on the acceptance of all the symbols of the Lutheran Church, without exception or reserve. The chief purpose of the synod is declared to be the propagation of the kingdom of God, the maintenance and furtherance of unity in the pure doctrine, and a united defense against separatistic and sectarian abuses. Dr. Walther, as all pioneers, put all his force and energy into the establishment of the principles for which he stood. His influence was wide-spread, and he was a man of unlimited activity and earnestness. Under the conditions of his strenuous life his physical force was gradually broken down, and after a lingering illness of many months, during which the fiftieth anniversary of his ordination was celebrated by his friends, he passed to his reward, May 7, 1887. He was a great preacher — 'as orthodox as Gerhard, as correct in form as a university preacher, as popular as Luther himself.'" Merkwürdig stehen gegen diese nüchternen Aussagen z. B. die vom Parteigeist diktierten Aussprüche des Gangeschen „Büchlerers“ vom 23. Januar ab. Da heißt es in der (in englischer Sprache gehaltenen) Besprechung D. Walther's: "In his zeal for Lutheran orthodoxy he introduced the baneful conception of the Lutheran confession and Lutheran theology that there were no 'open questions,' every point of doctrine having been settled once for all by the confessions, and all the proofs necessary for their establishment having been presented and correctly interpreted. He, therefore, introduced into American theology a legalistic conception of the Lutheran confessions and the consequent one-sided emphasis of 'pure doctrine,' which has become the shibboleth of a large portion of the Lutheran Church of this country to the detriment of the right conception of 'pure living' and the true relation between pure doctrine and pure living. Another error which American Lutheran theology owes to Dr. Walther's zeal for confession-alism is the reading into the eleventh article of the Formula of Concord of Luther's early predestinarian view, a view which he, in later life, did not deem advisable to press, but which under the development given it by Dr. Walther and his colleagues became a modified form of Calvinism." Unter dem Abschnitt "Lessons of His Life" wird dann gewarnt, man solle allerdings wie Walther auf die reine Lehre halten, aber man solle lernen, "also to avoid his mistake of a too legalistic conception of them, so that they become a fetter instead of a symbol of our faith and a guide to the interpretation of Scripture. We may learn of him to be faithful to our convictions and uncompromising in our stand for truth, but we may also learn to avoid the pitfalls of exclusivism and Pharisaism, which were so characteristic of him, and still are of the great church-body which he founded." Das lautet ja bekannt. Auch im folgenden beweist der Schreiber, daß er in seinem Urteil durch Parteiciden-schaft beeinflusst ist. Es wird da betont, daß andere von Walther lernen sollten, wie leicht es sei, den Fehler zu begehen, als ob eine Kopfreligion genüge, wenn auch das Herz keine Änderung erfahren habe! Zur reinen Lehre gehöre auch, daß, „der sie hält, wirklich bekehrt sei“. Das wird hier als ein Gegen-satz gegen Walther behandelt. Da ist nicht zu verwun- dern, wenn unserer Synode in demselben Abschnitt angehängt wird, sie

sei eine "rigid ecclesiastical machine" (so spiegelt sich die Lehrzucht in einem Haugeschen Kopf), und die Folge sei, daß "the work of the Holy Spirit must conform to man-made forms and formulas instead of the forms and formulas conforming to the operation of the Holy Spirit". Wer die Haugesche Position mit ihrer stark pietistischen Färbung kennt, kann in dieser ziemlich dunklen Anklage etwas Sinn finden. Dem Haugeaner ist die Belehrung durch Bußkampf und Zerknirschung hindurch unerläßliches Zeichen einer wahren Belehrung und die Laienpredigt ein Hauptmerkmal der „freien Tätigkeit“ des Heiligen Geistes. Er übersieht, daß gerade in diesem Haugeschen Drängen auf die Belehrung nach einer ganz bestimmten Schablone und in der Gemeindetätigkeit nach einem gewissen Bilde, das man sich, in der Reaktion vom Rationalismus der norwegischen Staatskirche vor hundert Jahren, von der rechten Gestalt einer christlichen Ortsgemeinde machte, ein Bestehen auf "man-made forms and formulas" zur Geltung kommt. Weil wir unsere Gottesdienste nicht, wie das in Haugeschen Gemeinden Brauch ist, nach dem Muster einer methodistischen camp-meeting durch „freies“ Gebet eines Gemeindegliedes eröffnen, und unsere Synodalsitzungen nicht durch eine Gebetsstunde mit Zeugnisablegung über gehabte „geistliche Erfahrungen“ der Synodalen um 6 Uhr morgens eingeleitet werden, redet der Schreiber von einem "shackling the operations of the Holy Spirit", das bei uns zu beklagen sei. Man ist gespannt, wie unsere Norweger sich bei diesen Leuten zu Hause fühlen werden, wenn die Vereinigung, die man immer noch für möglich zu halten scheint, einmal vollzogen ist. G.

**Chiliasmus in der Generalsynode.** *Lutheran Church Work*. das offizielle Organ der Generalsynode, nahm kürzlich Bezug auf einen unitarischen Ausspruch, der es jedem "gentleman of culture" zur Pflicht machen wollte, den Artikel von dem zweiten Advent Christi aufzugeben. Dagegen verwehrt sich nun *Lutheran Church Work* und sagt redaktionell: "There are still multitudes of good and 'cultured' people who still find comfort, strength, and assurance in a firm belief in the coming again to this earth of our Lord, who at the end of His earthly ministry ascended up on high", fährt dann aber so fort: "That there are two views regarding this great article of the Church's faith is well known. According to one view, Christ's visible coming is put at the beginning of His millennial reign; according to the other, at the close. Those holding the former view should, in the strict use of speech, be called premillenarians, though in popular use they are designated simply millenarians. Their position is that after Antichrist has been overthrown, whatever that may be [!], a first resurrection of the martyr saints takes place; that a reign of a thousand years takes place, during which Satan is bound; that Christ and the saints rule with great splendor and magnificence over the world, and that at the close of this millennial period the rest of the dead will be raised, and then will follow the general judgment." *Lutheran Church Work* kennt also nur zwei Kirchenlehren über die Wiederkunft Christi zum Gericht, und beide sind chiliasmisch. Allerdings wird angefügt, daß besonders seit Augustinus, jedoch mit "notable exceptions all along", sich die Ansicht in der Kirche geltend gemacht habe, daß keine sichtbare Wiederkunft Christi zu erwarten sei vor seiner Ankunft zum Gericht. Doch, heißt es da,

"to many of the most learned and devout this view was never entirely unsatisfactory. In some instances at least the Scriptures have been violently twisted to maintain it". Dementgegen beurteilt unser Bekenntnis (Aug. XVII) als judaica opinio die Lehre, daß vor der Auferstehung der Toten die Frommen auf Erden herrschen sollen, während die Gottlosen vertilgt sein werden. Dieses Urteil allein stimmt mit den Aussagen der Schrift über die Wiederkehr Christi und über die Zustände in Welt und Kirche, die dem Gericht vorausgehen. G.

Über den Erweckungsprediger Billy Sunday gab kürzlich der *Charlotte* (N. C.) *Observer*, ein weltliches Blatt, ein Urteil ab, daß gegen die Belobungen Sundays in der reformiert-kirchlichen Presse merkwürdig absteht. In einer Besprechung der Predigtweise Sundays sagte das Blatt redaktionell: "His sermons are rambling and disjointed, and, on the whole, give the result of the most unique Bible-study that has come to our knowledge. Martha, Sunday says, is his favorite. She is 'a kind of northwest wind woman, kind of snappish, and always on the job.' She is 'a beefsteak, baked potatoes, apple-sauce with lemon and nutmeg, coffee and whipped cream, apple-pie and cheese sort of a woman. Mary, on the other hand, is a loafer on the job—a sort of unceda biscuit, peanut butter, gelatine and pimento sort of woman.' Yet the Lord Jesus said: 'But one thing is needful: and Mary hath chosen that good part, which shall not be taken away from her.' *Mirabile dictu!*" Der *Lutheran Church Visitor* (United Synod South) dekt in einem Artikel die Torheit auf, deren sich Pastoren schuldig machen, die Billy Sunday einladen und ihn in seiner Tätigkeit unterstützen. Es heißt da: "Billy Sunday is denunciatory in the very house of his friends. Ministers of the Gospel are not beyond the limits of his scorn. The churches led by these pastors, struggling year after year at the 'old stand,' meeting the spiritual problems with fortitude and with the Spirit of God, are held up to ridicule. Yet these very ministers and their congregations make a Sunday campaign possible. The local Christian community builds the 'tabernacle' according to Sunday plans. The local Christian following furnishes the 'sinews of war.' That particular portion of the world which is to come under the influence of this twentieth-century dynamic for a season has been prepared by preliminary meetings, exhortations, and prayer, getting ready for the advent of the chief battalion, Rodehaver with his trombone, Sunday and his whole array of invectives. No one has been bold enough to predict what the Philadelphia campaign is to cost in dollars and cents. But the amount will be contributed by the Christian people of that city. When the ten weeks have ended, and the Conquering Hero has departed, taking the cream carefully skimmed with him, these same faithful, left-behind pastors must labor on in the old paths, visiting the sick, distressed, and troubled, burying the dead, baptizing the children, preaching in the same old way for the edification of the saints, directing the schools of the church, struggling on with the same old problems of sin and wickedness and indifference to the Gospel call, raising money for the various benevolent objects in which the Church is interested." Ähnlich rebete in jüngster Zeit das *Presbyterian Banner*. Wenn das revival zu Ende ist, lesen wir da, "when all these exciting scenes have

vanished, when the curtain is down and the lights are out, and the converts go into the churches, some of them find these quiet and orderly and cool, if not cold, and they begin to complain against the Church and lose interest, and presently they relapse into their old life in the world. The trouble is that they have been boosted up by external helps, but have not been regenerated with internal life. They were excited and kindled into superficial emotion and activity, but they have no internal resources. Their religion was all on the outside, and did not spring up from within. They acquired no inner root and depth of earth, and soon withered away". Der *United Presbyterian* beurteilt Sundaß Arbeit günstig, kann sich aber eines stopfjüttelns über die Szenen im Philadelphäer Tabernacle nicht erwehren: "The scenes in the tabernacle were very similar to those enacted in Pittsburg a year ago. An immense choir led the singing. Delegations of various sorts marched up the aisles and took their allotted places. The shouts, the laughter, the clapping of hands, the remarks of the choir-master, all had a familiar sound. The same rollicking, ragtime songs, apparently an inspiration to some, and certainly a burden of weariness to others, were also in evidence. What a relief it was when the multitude sang an old standard hymn like 'Rock of Ages!'" Auch der *Presbyterian* unterläßt es bei aller Bewunderung für Sunday nicht, die Auswüchse seiner Rhetorik zu strafen. Vor allem dürfe man die sin of irreverence nicht zu verkleinern suchen. "It is the most vicious sin of our age and nation. It is at the root of many of our modern moral and social disorders. It offends God; it dishonors parents; it vitiates the relation of man to man; it breeds lawlessness and bitter contention. We would not excuse it. It must be corrected. We never meet it in Mr. Sunday without grief and pain." G.

**Joseph Smith**, der Präsident der Reorganized Church of Latter-Day Saints, ist, 83 Jahre alt, in Independence, Mo., gestorben. Er war der Sohn des Joseph S. Smith, des Gründers der Mormonenkirche. Am 6. November 1832 in Kirklund, Mo., geboren, kam er mit seinen Eltern nach Nauvoo, Ill., wo sich damals das Hauptquartier der Mormonen befand. Im Jahre 1861 trat er zu den Gegnern des Brigham Young, die man Josephiten nannte, über. Diese hatten sich schon 1853 von den Mormonen abgezweigt und ließen sich 1873 in Illinois unter dem Namen Reorganized Church of Latter-Day Saints inkorporieren. Sie verwerfen die Polygamie und die Offenbarungen Brigham Youngs, wollen den dreieinigen Gott bekennen, nehmen aber doch das „Buch Mormon“ und das „Buch der Lehre“ usw. an, in welchen sich Aussprüche finden, die die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit umstoßen, obwohl ja auch die Worte „Vater, Sohn, Heiliger Geist“ vorkommen. Joseph Smith war auch Herausgeber des *Saints' Herald*. Sein Sohn Frederic M. Smith wurde zu seinem Nachfolger erwählt. (Apologete.)

**Ann Lee**, eine „shaking Quaker“ in Manchester, England, kam vor etwa 150 Jahren auf den Gedanken, daß der Erschaffene, Adam, ursprünglich bisexuell gewesen sei, jedoch, da er Unzufriedenheit geäußert habe, umgeschaffen worden sei und eine Gehilfin in Eva empfangen habe; dann sei der Sündenfall gefolgt. Aus dieser Theorie schloß Ann Lee dann weiter, daß der Bölibat, als eine Rückkehr zum Urstand des Menschen, gottwohlgefällig

sein müsse. Mit acht Nachfolgern wanderte sie 1774 nach Amerika aus. Nach einigen Jahren hatten sich Kolonien der Schäter gebildet in Massachusetts, Connecticut, Ohio und Kentucky. Man pflegte den Zölibat, beschäftigte sich mit Arbeit auf dem Felde und in Fabriken, hatte gemeinsame Massen und kam oft zusammen, um die „Tätigkeit des Geistes“ zu spüren. Die Schäter nannten sich auch Millennial Church und lehrten, daß Christus zweimal erschienen sei, einmal in Jesu, das zweite Mal in Ann Lee. Hundert Jahre später gab es achtzehn Shaker-communities in den Vereinigten Staaten, die ein Eigentum im Werte von \$89,000 besaßen. Die Zahl der Mitglieder war 2500. Eine ihrer letzten Kolonien ist Union Village, nahe bei Lebanon, O., gewesen. Die Zahl der dortigen Schäter belief sich vor vierzig Jahren noch auf 200, ist aber nach und nach auf hundert, dann auf vierzig und dreißig gesunken. In diesen Tagen ist das ganze Anwesen der Schäter in Union Village, etwa 4500 Acker Land und eine Anzahl von stattlichen Gebäulichkeiten umfassend, in den Besitz der United Brethren-Kirche übergegangen, die es käuflich erworben hat unter der Verpflichtung, die wenigen überlebenden Schäter bis an ihren Tod zu versorgen. Damit ist die Geschichte des merkwürdigen Schäterirrwahns ihrem Abschluß nahe gekommen. Daß solch barocke, jedes Haltes in Vernunft und Offenbarung entbehrende Anschauungen fast anderthalb Jahrhunderte hindurch einen Anhang finden konnten, ist ein Beleg für die Macht der Lüge. Wer dem Eddyismus und dem Russellismus ein halbziges Ende prophezeit, denke an die Schätergemeinschaft mit ihrem mannweiblichen Adam und ihrem weiblichen Christus Ann Lee. G.

## II. Ausland.

Das Ableben Prof. D. Thomas R. Cheynes wird unter dem 17. Februar aus London gemeldet. Cheyne war Oriel-Professor der Schriftauslegung in Oxford und vertrat die äußerste Linke der bibel-feindlichen Kritik. Besonders auch durch seine sämtlich vom Geiste des Skeptizismus getragenen Beiträge zu verschiedenen großen Nachschlagewerken hat er in weiten Kreisen zerstörend gewirkt und nicht zum geringen Teil dem Liberalismus in Deutschland wie auch in amerikanischen theologischen Seminaren Vorschub geleistet. Ein größerer Geist als Karl Haupt, war er in dem Spinnen wunderlicher Hypothesen zur Wegerklärung des Wunders, besonders der Prophetie, dem Johns Hopkins-Hebraisten ähnlich. Er brachte sein Alter auf 74 Jahre und lebte seit 1909 im Ruhestand. G.

Auf Rundgebungen aus den lutherischen und evangelischen Kirchen außerhalb Deutschlands hat man in landeskirchlichen Kreisen mit begreiflicher Spannung seit Ausbruch des Krieges gewartet. Was man zu hören bekam, hat bitter enttäuscht. Zwar fehlt es nicht ganz an deutschfreundlichen Aussprachen. So schrieb kürzlich das in der Schweiz erscheinende evangelische Volksblatt „Wrosamen“: „Aus tiefem Schmerz heraus verurteilen wir das Vorgehen Englands in diesem Kriege und seiner Vorgeschichte. Uns erfüllt die ungläubliche Verblendung der christlichen Kreise Englands mit Trauer, wo jetzt sonst ernste christliche Zeitschriften geradezu Deutschland als die satanische Macht der Finsternis, den deutschen Kaiser als den Antichristen darstellen, gegen den es unter Gebet und Flehen zu

kämpfen gelte bis aufs Blut. Eine umfangreiche Schrift der bekannten Mrs. Penn Lewis bemüht sich, unter Aufwand von viel Kraft und Schwärmgeist nachzuweisen, daß Wilhelm II. von Dämonie besessen sei. Solche Nachenschaften finden sich weitverbreitet und werden von britischen Christen mit Heißhunger verschlungen. Es geht überhaupt gegenwärtig von England eine unheimliche, schauerliche Lügenmacht aus. Es ist uns Gewissenspflicht, gegen solche Lüge und Verleumdung kräftig Stellung zu nehmen, wo und wie wir können. Wir werden dies um so kräftiger tun, als die verleumdete deutsche Nation erst durch die Entlarbung Englands gerechtfertigt werden kann.“ Doch sind Kundgebungen dieser Art selten geblieben. Die meisten sind in ganz anderm Ton gehalten. So hat die „Kompagnie der Genfer Pfarrer“ an die protestantischen Kirchen Frankreichs und Belgiens folgende Adresse geschickt: „Liebe Brüder in Christo! In schmerzlichen und tragischen Stunden befestigen sich die Bande geistlicher Verwandtschaft und Liebe. Die Kompagnie der Genfer Pfarrer fühlt sich gedrungen, Euch zu sagen, daß sie mit Euch leidet, und daß, mögen wir auch neutral sein in politischer Hinsicht, unsere brennenden Sympathien sich ganz natürlich unsern Schwesterkirchen unter dem Kreuz zuwenden. Die Kompagnie der Pfarrer leidet mit Euch im Gedanken an Eure dezimierten oder verwüsteten Kirchen, an Eure geistlichen Führer, die ihrer Arbeit entrißen sind durch den brutalsten und ungerechtesten Krieg. Wenn, wie es uns die Geschichte sagt, das Blut der Märtyrer der Same der Kirche ist, so glaubt es, Brüder, daß Eure Leiden nicht vergeblich sind, und daß sie dazu beitragen werden, eine neue Gesellschaft zu gebären, in der das Reich Gottes triumphieren wird.“ Man kann sich vorstellen, mit welcher Bitterkeit solche Auslassungen in der protestantischen Presse Deutschlands besprochen werden. Dagegen ist den Wortführern der protestantischen Kirchen Frankreichs die deutschfeindliche Stimmung unter den neutralen Völkern noch lange nicht deutlich genug zu Worte gekommen. Die Schweizer Allianz hatte die Christen der streitenden Länder zur Aufrechterhaltung der Glaubensgemeinschaft unbeschadet der Frage nach Recht oder Unrecht des gegenwärtigen Krieges aufgefordert. Hierauf antwortete der französisch-evangelische Pfarrer Laffon, wie folgt: „Was tut man außerhalb Frankreichs, um der Gerechtigkeit zum Triumph zu verhelfen? Wo bleiben die entrüsteten Proteste der Christen der neutralen Länder, der Schweiz, Schwedens und Amerikas, gegen die blutigen Überflutungen des deutschen Satanismus? Schließt die politische Neutralität die Neutralität des christlichen Gewissens ein? Oder finden diese Jünger Christi, daß noch nicht genug gebrochene Eide und abscheuliche Barbareien vorhanden sind, um ihnen ein Wort der Verurteilung oder wenigstens des Protestes zu entlocken? Ich bemerkte nur einige schwache Echo's einer Gewissensauflehnung, die über die Welt wie der Sturm eines heiligen Hornes gehen sollte. Man bietet uns den schalen Tee einer evangelischen Allianz oder das Kataplasma eines internationalen Schiedsgerichtes an, man bietet diese Mittel einer guten Frau, einer Christenheit, an, die an moralischer und religiöser Blutarmut stirbt. Beten mit denen, die laut verkünden, daß der Krieg die Moral und Ehre unterdrückt, beten mit denen, die Kinder aus militärischem Grundsatz totschießen und Greise und Weiber in die Flammen werfen, um eine niedere Rasse auszurotten und Platz

zu schaffen einem Volke, das sich als ein auserwähltes Volk Gottes ansieht, Bruderhände diesen Banditen zu reichen, bevor sie ihre Verbrechen gesühnt — niemals! . . . Rag mit der Kirche geschehen, was da wolle! Wir aber werden nie aus dem Evangelium der Gerechtigkeit und der Liebe ein Schlummerkissen machen, auf dem eine Kirche in Frieden schläft, die bereit ist, die Lüge, die Schurkerei, die Grausamkeit und blutiges Verbrechen gutzuheißen. Es vergehe die gegenwärtige Christenheit, wenn nur das Evangelium gerettet wird, in dem die Zukunft Leben finden wird!“ Auch die französischen Lutheraner haben von sich hören lassen, und zwar in unzweideutiger Weise. Der „Figaro“, das bekannte Pariser Weltblatt, brachte in seiner Nummer vom 10. Dezember 1914 folgende Mitteilung: „Eine Tagesordnung der Pariser Synode der evangelisch-lutherischen Kirche Frankreichs: Die Pariser Sonder-synode der evangelisch-lutherischen Kirche Frankreichs, welche zum erstenmal seit dem Ausbruch des Krieges zusammentrat, pries, nachdem sie ihre Gebete für den nahe bevorstehenden Erfolg Frankreichs und seiner Verbündeten an Gott gerichtet hatte, den wunderbaren Aufschwung und die vollkommene Einheit der Nation; sie wird unsere Heere mit ihren glühendsten Wünschen bis zur völligen Vollendung des Wertes, welches sie unternommen haben, begleiten; sie begrüßt im voraus mit einem bewegten und fröhlichen Herzen die Rückkehr der Provinzen, welche 44 Jahre lang getrennt waren, zu Frankreich“ (Elsaß-Lothringen ist natürlich gemeint) „und sendet zu Weihnachten einen brüderlichen Gruß an diejenigen ihrer geistlichen oder Laienmitglieder, welche in verschiedenen Eigenschaften die Ehre gehabt haben, zu den Fahnen gerufen zu werden. Sie drückt ihr lebhaftes Weileid allen betrübteten Familien aus und schickt einen Gruß und die herzlichsten Wünsche an die Kinder unserer Gemeinden, welche für ihr Vaterland kämpfen; sie hat Vertrauen zu ihrem Glauben und ihrer Tapferkeit.“ Ein Stück dieser Tagesordnung soll auf Veranlassung der Synode an alle Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche Frankreichs, welche unter den Fahnen stehen, gesandt werden.“ Begreiflich ist, daß die deutschländische religiöse Presse, die im großen und ganzen eine würdevolle Haltung bewahrt hat, bei der Besprechung solcher Kundgebungen etwas außer Fassung gerät. G.

Die Stadt Lodz in Polen, an Einwohnerzahl und Bedeutung unter allen polnischen Städten nur von Warschau übertroffen und jetzt von deutschen Truppen besetzt, zählt nach der neuesten Statistik 201,318 Römisch-Katholische, 110,538 Lutheraner, 9305 Reformierte, 6272 Griechisch-Orthodoxe, 30,085 Mariaviten, 3422 Baptisten, 144,184 Juden und 979 verschiedener anderer Bekenntnisse, zusammen 506,111 Seelen. G.

**Judentum, Zionismus und Weltkrieg.** Immer mehr wird Palästina wieder ein jüdisches Land. Die Juden haben in letzter Zeit viel Grundbesitz, besonders in nächster Umgebung Jerusalems, aufgekauft. Man sagt, mit Hilfe Rothschilds soll eine internationale Universität gegründet, und eine vornehm-jüdische Ansiedlung daran angeschlossen werden. Ungefähr 14,000 Juden betreiben schon in Palästina Landwirtschaft und beweisen sich fast über Erwarten als tüchtige, praktische Ackerbauer. Im ganzen wohnen jetzt 150,000 Juden in Palästina, machen also ein Sechstel der Bevölkerung, die man auf 600,000 bis 700,000 Seelen schätzt, aus, so daß die



Möglichkeit der Gründung eines zionistischen Staates näher gerückt zu sein scheint. Vor allem Jerusalem ist eine vorwiegend jüdische Stadt geworden. Man schätzt gegenwärtig die Bewohner Jerusalems auf 120,000 Seelen und nimmt die Zahl der Juden darunter zu 80,000 an, das heißt, zwei Drittel der Gesamtzahl. Freilich sind die Zahlen durchaus unsicher; eine „Volkszählung“ veranstaltet man in der Türkei nicht. Die Juden Jerusalems sind sämtlich seit dem Mittelalter eingewandert. Zuerst kamen die spanischen Juden (Sephardim), die hauptsächlich in dem alten Judenquartier im Süden der Stadt wohnen und sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen. Allmählich wuchs auch die Zahl der zuwandernden polnischen Juden (Aschkenasim), meist arme Leute, die auf die Unterstützung seitens ihrer europäischen Glaubensgenossen angewiesen waren. Vornehmlich waren es religiöse Motive, die sie nach Jerusalem trieben. Sie wollten gern dort begraben sein, wo gemäß der jüdischen Hoffnung das letzte Gericht, verbunden mit der Auferstehung, stattfinden soll, oder sie betrachteten Jerusalem als den Ort, wo sie, ungehindert durch mancherlei Forderungen des modernen Staates (zum Beispiel Schulzwang und Kriegsdienst), in vollem Maße nach ihrem Geseß leben könnten. Sie begannen im Norden der Stadt sich anzubauen, wo jetzt der größte Teil der Juden wohnt. Später weckten mancherlei Quälereien und Verfolgungen, denen sich die Juden in europäischen Staaten ausgesetzt sahen, die Sehnsucht nach der alten Heimat, und gleichzeitig wurde auch unter den Juden des Ostens die Liebe zu Jerusalem lebendig; die Bucharei, Arabien und Nordafrika nahmen an der Bewegung teil. In den letzten Jahren ist besonders durch die internationale zionistische Bewegung eine große Anzahl von Juden in ihrem Stammlande angesiedelt worden. Diese Bewegung nimmt sich vor allem der russischen Juden an. Öffentliche Schulen, Erziehungsanstalten, Landbureaus, elektrische Eisenbahnen, gute Landstraßen, Hospitäler usw. sind gebaut worden. Die Orangenhaine bei Joppe sind die schönsten und ergiebigsten in der Welt. Ein Drittel des Ertrags von anderthalb Millionen Kisten wurde von jüdischen Kolonisten gezogen. Im ganzen haben die Zionisten 46,000 Juden auf ihren Kolonien angesiedelt, die zum größten Teil bettelarm anfangen, jetzt aber Banken mit \$5,000,000 in Wertpapieren besitzen. Jakob de Haas, das Haupt der Zionistenbewegung, sagte kürzlich im Verlauf einer Rede in Washington: „When the Turks, during their war, took the horses and cattle of the Jewish colonists in Palestine, the banks of the colonists issued the first Jewish money that had been circulated since the year 121. We must send the Jews from the European war to Palestine. There will be a great outpouring of millions of Jews. They must be helped; they must be sent to Jerusalem to make a Jewish flag and a Jewish nation. Never since the beginning was there brighter hope for our race. We were beginning to be wiped out; we had for centuries been kicked about from country to country.“

Nach Ausbruch des Krieges ist das Zentralbureau in Berlin geschlossen worden. Jedoch hat man für die Weiterführung des Werkes ein Komitee gebildet, zu dem auch hervorragende Juden in den Vereinigten Staaten gehören. Dieses Komitee plant zunächst, alle genannten Institutionen in Palästina zu unterstützen und mit Hilfe der amerikanischen Judenschaft die augenblickliche Krisis zu überwinden. Ferner beabsichtigt es

auch, dafür zu sorgen, daß nach Beendigung des Krieges Palästina für die blutarmen Juden, die durch den europäischen Krieg, besonders in Rußland, schwer zu leiden haben, zur Ansiedlung offensteht. Die Juden, welche sich in Palästina niedergelassen haben, um den Verfolgungen in Rußland zu entfliehen, und die den größten Teil der Bevölkerung in Jerusalem bilden, befinden sich nun, da das türkische Reich im Krieg mit Rußland liegt, in einer eigentümlichen Lage. Nominell sind sie immer noch russische Untertanen und müßten demgemäß als Feinde des türkischen Reiches angesehen und behandelt werden, aber da sie bekanntermaßen wegen der in Rußland erlittenen Verfolgungen aus diesem Land geflohen sind und niemals dorthin zurückzugehen gedenken, so betrachtet die türkische Regierung sie als vorläufige Untertanen des türkischen Reiches. Schon jetzt ziehen die palästinenfischen Juden Vorteile aus dem großen Völkerringen. Infolge der drückenden Militärdienstverhältnisse und der Erschwerungen von Handel und Wandel wandern viele Christen und Mohammedaner aus Palästina nach Amerika aus. Dadurch ist z. B. das bei der christlichen Bevölkerung Bethlehems besonders blühende Perlmuttergewerbe zurückgegangen, und die Jerusalemer Juden bemächtigen sich seiner. Tatsächlich scheint die gegenwärtige Kriegsnot die Juden wieder in den Besitz eines großen Teiles des heiligen Landes zu bringen. Wie der „Vote aus Zion“, das Blatt des Ebrischen Waisenhauses in Jerusalem, meldet, hat die türkische Regierung, um Geld zu beschaffen, den zum großen Teil in Palästina liegenden, fast das ganze Jordantal vom See Genezareth bis zum Toten Meere umfassenden Landbesitz des abgesetzten Sultans zum Verkauf ausgeschrieben. Man nimmt an, daß die Juden dieses Angebot, soweit es das Land ihrer Väter betrifft, ergreifen und einen großen Teil desselben erwerben werden. Besonders aus den politischen Folgen des gegenwärtigen Krieges erhoffen aber die Zionisten für ihre Sache weitgehende Vorteile. Es ist ja merkwürdig, wie in diesem Kriege die Juden in den feindseligen Armeen verteilt sind. Man hat berechnet, daß 500,000 bis 600,000 Juden in den einander bekämpfenden Heeresmächten eingereiht sind. Die stärkste Zahl ist im russischen Heer, etwa 350,000. Im österreichischen Heer bekämpfen 150,000 Juden Galiziens ihre Brüder im russischen Heer. Gleichfalls stehen die polnischen Juden in der deutschen Armee im Kampfe gegen ihre polnischen Brüder in der russischen Armee. In der deutschen Armee sollen 50,000 Juden stehen, in der französischen Armee in Nordafrika 15,000 Juden und in der englischen 10,000. Aus dieser merkwürdigen Konstellation erhofft man nun Vorteile für den Judaismus, gleichviel welche Seite den Sieg behält. Der schon genannte Zionist de Haas sagt: „The most significant fact of a thousand years to our race has been the recognition of the Jew in the present war. Russia, Austria, France, Germany, Turkey, — all have recognized the Jew and sought his favor. British newspapers have said that, if their country is successful in the war, Palestine must be given to the Jews. Germany has warned Turkey, its ally, to protect Jews, even though they may be citizens of an antagonistic country, Russia. Russia has promised to care for ‘its beloved people’; Austria has implored the Jews not to believe Russia, but to trust her to care for the Jewish people. We have the greatest hope of ages. We see the time when the Hebrew languages will be living, instead of a dead

or, at most, a holy language, to be used in our churches. Our colonists are printing Hebrew newspapers in Jerusalem." Rabbi Samuel Price sieht voraus, daß die Juden in Anerkennung ihrer Dienste im Krieg von allen beteiligten Regierungen das volle Bürgerrecht erhalten werden. Allerdings, fürs erste sieht es trübe aus für die jüdische Bevölkerung Europas. Gerade Landstriche mit stark israelitischer Einwohnerschaft leiden entsetzlich unter dem Kriege; man denke an Galizien, an Polen. Rabbi Price sagte kürzlich: "The war has caused worse suffering among the Jews than among any other people. There are 6,000,000 Jews in Poland and 2,000,000 in Galicia, where the war has been fiercest. By Russian law the Jews in Poland are not allowed to travel outside of Poland proper, and so, when they have been expelled by the Germans, they have not been able to find a refuge in Russia. It is estimated that 1,000,000 non-combatant Jewish women and children will die of starvation and exposure in Poland." Auch die Beteiligung am Kriege an und für sich empfindet der orthodoxe Jude als ein schweres Unglück. Schon beim Ausbruch des Krieges, am 3. August 1914, rief ein jüdischer Rabbi in Liverpool, England, aus: „Niemals hat es einen so tragischen Tag für die jüdische Nation gegeben wie den heutigen, an welchem nahezu eine halbe Million unserer Brüder in den verschiedenen Armeen Europas im Begriffe stehen, gegeneinander zu kämpfen und einander niederzuschießen. Und warum? Nicht um Palästinas willen, nicht um Jerusalem's willen, nicht um ihre nationale Unabhängigkeit zu bewirken, nicht für das Wohl der Menschen, sondern nur um den europäischen Nationen zu helfen, den Fluch Gottes auf ihre Häupter zu entladen und Europa in einen Aschenhaufen zu verwandeln. 1850 Jahre lang haben wir uns geweigert, das Schwert zu ergreifen. Nun aber sind wir unserm Prinzip untreu geworden.“ Auch in bezug auf die schließlichen politischen Vorteile des Judentums nach Friedensschluß ist man zum Teil, und wohl mit Recht, skeptisch. So schreibt Dr. Gotthard Deutsch im *American Israelite*: „Der Kernpunkt in der Beurteilung dieses Krieges, was die Juden anbelangt, liegt in der Stellung Rußlands. Seit dreiunddreißig Jahren ist die Lage der Juden in diesem Lande eine kritische gewesen. Solange Rußland fortfährt, den Juden die fundamentalsten Menschenrechte zu verweigern, wie z. B. das Recht der freien Wahl ihrer Wohnstätten, der Beschäftigung und der Erziehung, so lange wird dieses Problem ungelöst bleiben. Wir fragen: Ist es wahrscheinlich, daß Rußland seine grausame Gewaltherrschaft mildern wird, falls es aus diesem Kriege siegreich hervorgeht? Alle Analogien der Vergangenheit zwingen uns, diese Frage verneinend zu beantworten. . . . Eine autokratische Regierung fordert eine Anerkennung von Klassenunterschieden im Staate. Wenn das Judentum Rußlands sich behaupten will, dann muß es diese Klassenunterschiede aufrechterhalten — eine korrupte Bureaucratie, den religiösen Fanatismus der griechisch-katholischen Kirche und als ein Teil des ganzen Systems die Entrechtung der Juden. Die einzige Hoffnung der Juden liegt in der Besiegung Rußlands. . . . Sollte Rußland, wie bereits angekündigt worden ist, die polnische Provinz Osterreichs annektieren, so würde das eine weitere Katastrophe bedeuten, denn wir könnten sicherlich nicht erwarten, daß es seinen neuen Untertanen irgendwelche Rechte gewähren würde, die es seinen bisherigen Untertanen

verweigert hat. Wenn aber die Juden Galiziens unter die Herrschaft Rußlands geraten sollten, wenn die Knaben und Mädchen nur unter gewissen Einschränkungen die Schulvorrechte genießen dürften, wenn diesen Juden die Dörfer verschlossen, das Stimmrecht in Stadtwahlen ihnen entzogen, und das Recht, Grundeigentum zu besitzen, ihnen verweigert werden sollte — Welch ein Unglück wäre das! Wieviel Gewicht die öffentliche Meinung Europas in einem solchen Falle haben würde, davon hat uns neulich Rumänien ein Beispiel gegeben. Trotz der Versicherung des rumänischen Ministers in London, daß die jüdischen Untertanen anderer Länder nach ihrer Annectierung an Rumänien dieselben Rechte genießen würden, die sie früher hatten, wurde dieses Versprechen nach Beendigung des Krieges schmählich gebrochen. Wenn ein so kleines Reich wie Rumänien die öffentliche Meinung Europas so völlig ignorieren konnte, wie wenig würde Rußland sich daran lehren!“ Tatsächlich gestattet schon jetzt Rußland verwundeten jüdischen Soldaten, die im russischen Heere standen, nicht, außerhalb der Gebiete, in denen Juden sesshaft sein dürfen, sich zu bewegen — eine politische Borniertheit, die unter den mancherlei Torheiten, die der Weltkrieg gezeitigt hat, wohl einzig dasteht. G.

**Allerlei vom Kriege.** Das niederländische Gebet: „Wir treten zum Veten vor Gott, den Gerechten“, das seit Ausbruch des Krieges in Deutschland viel gesungen wird, verdankt das Volk dem Kaiser, der, als er es kennen lernte, so ergriffen davon war, daß er es dann mit Vorliebe bei feierlichen Gottesdiensten und dergleichen singen ließ. Das Lied stammt aus der Zeit der Freiheitskämpfe der protestantischen Niederländer wider ihre spanischen Bedrücker in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Herzog Alba hat sich damals den berüchtigtesten Namen gemacht. Die katholische Regierung hatte die schärfsten Befehle wider die Ketzer erlassen und damit das Volk zum Aufstande gereizt. Dieser wurde aber aufs blutigste niedergeschlagen. Wilhelm von Oranien, ein Vorfahr des deutschen Kaisers, der eins der Häupter der Protestanten war, konnte noch zu rechter Zeit nach Deutschland fliehen. Dann — es war 1568 — nahm Herzog Alba die schrecklichste Rache. An allen Orten wurden Galgen und Rad errichtet. Scheiterhaufen loderten für die protestantischen Geistlichen und die glaubensfesten Bekenner des Evangeliums. An die Wästen niedergerissener Kapellen knüpfte man sowohl bilderstürmende Neuerer als friedfertige Calvinisten und Lutheraner auf. Alles in den Niederlanden sonst so einheimische fröhliche Leben verschwand, das Entsetzen eines großen allgemeinen Grabes füllte alle Gemüter. In dieser Zeit entstand das Lied. Es findet sich mit seiner Melodie in dem 1626 zu Haarlem erschienenen „Nederlandsch Gedendland“ (Gedendlang). Es sind neunundfiebzig einstimmige Lieder, die mit Lautenbegleitung zu singen sind. Unter ihnen findet sich dieses Lied. Sein erster Vers lautet im Urtext: „Wilt heden nu treden voor God den Heere. Hem boven al loven van herten seer, end maken groot syns lieven naemens eere, di daer nu onsen vhand slaet ter neer.“ Auch die Melodie ist niederländisch, denn die Überschrift lautet: „Stem [= Stimme]: Heg wilder dan wild.“ Das Lied ist also nach einer andern, jedenfalls bekannten Weise gesungen worden. Aus ihm spricht gesunde Kraft, unbezagter Mut, warme Heimatsliebe, starkes Gottvertrauen. — Als ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit verdient fest-

gestellt zu werden, daß die ganze deutsche Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu nachdrücklichsten Protest gegen die Kriegstreiben des Vaters Vaughan (London) einlegt. Mit schmerzlichem Bedauern wird von den darin enthaltenen schwer beleidigenden und verletzenden Angriffen gegen das Oberhaupt des Deutschen Reiches Kenntnis genommen, und die Angriffe werden in der entschiedensten Weise zurückgewiesen. — Das „Leipziger Kirchenblatt“ teilt mit, daß die Kirchenvorstände der Euphorie Leipzig I das Evangelisch-Lutherische Landeskonsistorium gebeten haben, den Geistlichen und Kirchenvorständen zur Pflicht zu machen, daß sie gegenüber den Inhabern von öffentlichen Häusern auch allen Personen, die Wohnungen an Dürnen vermieten, ferner den Dürnen und Zuhältern in ihrer Gemeinde ein feilsorgerliches Mahnverfahren mit dem Ziele der förmlichen Aberkennung der kirchlichen Ehrenrechte durchzuführen und, soweit dem gesetzliche Hindernisse im Wege stehen sollten, die geeigneten Schritte tun, daß diese behoben werden. Ein grelles Licht auf landeskirchliche Zustände wirft ein Abschnitt dieses Gesuchs, in dem das Konsistorium um Klarstellung gebeten wird, ob die Gemeinden nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen genötigt sind, von den genannten Personen Kirchensteuer zu erheben! Falls diese Nötigung vorliege, möge das Konsistorium „in die Wege leiten, daß sie aufgehoben, und damit eine Schmach von der Kirche genommen werde“. — Der „Alte Glaube“ urteilt, daß in mehr als einer Beziehung es dem deutschen Volke doch recht heilsam ist, auch in den nicht direkt vom Kriege beunruhigten Gegenden unter militärischem Oberkommando zu stehen. So hat das Generalkommando des 9. Armeekorps kürzlich nicht nur den Adventisten ihr sektiererisches öffentliches Treiben verboten, sondern auch die Tanzlustbarkeiten einfach aufgehoben. Unter dem 18. November hat das stellvertretende Generalkommando in Altona einfach amtlich bekanntgegeben: „Die polizeiliche Erlaubnis zur Abhaltung von öffentlichen Tanzlustbarkeiten ist fortan zu versagen. Die Abhaltung von Vereinslustbarkeiten ist ebenfalls zu verbieten und nötigenfalls durch polizeiliche Zwangsmittel zu verhindern. Diese Anordnung ist zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.“ — Das Vaterunser des Zaren. Hierüber fand sich kürzlich in der „Wartburg“ folgende Notiz: „Unter unsern Soldaten läuft eine abscheuliche Parodie des Vaterunsers um unter dem obigen Titel: Väterchen Nikolaus, der du bist in Petersburg, vertilget werde dein Name, dein Reich verschwinde“ usw. Nachdem ich es selbst schon wiederholt von Verwundeten gehört hatte, sendet es mir nun ein Freund unsers Blattes, auf einem grünen Zettel gedruckt, zu; er hat es ebenfalls von einem Verwundeten erhalten. Daß derartiger Schund bei uns gedruckt werden darf, ist bedauerlich. Die Behörden sollten energisch dagegen vorgehen. Die Verbreitung derartiger Machwerke ist unwürdig. Erfreulich ist nur, daß dieser Schund nach der Bekundung unserer Soldaten nicht im Felde gewachsen ist, sondern ihnen in Form von Flugblättern ins Feld nachgeschickt worden ist, ganz ähnlich, wie es mit den Schundpostkarten der Fall war. Unsere Soldaten wollen davon, Gott sei Dank, nichts wissen.“ G.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

April 1915.

Nr. 4.

## Der Prophet Jonas.

(Konferenzarbeit.)

Jonas mit seinem Buch ist wohl der bestgeschmähte und in seiner Weise bekannteste und meistgenannte unter allen Propheten. Und was ihn so berühmt gemacht und in aller Mund gebracht hat, ist vor allem der Fisch. Delišsch meldet, daß er in der arabischen Literatur auch geradezu „der Mann des Fisches“ genannt werde. Die Geschichte mit dem Fisch ist je und je Gegenstand mehr oder weniger wichtiger Spötereien gewesen. Es gehört ja zu der genügenden Ausrüstung des Durchschnittspösters, daß er fragen kann, wo Kain sein Weib her hatte, und einige Wiße über Jonas' Fisch machen kann; und wenn er besonders formidabel sein will, dann kommen wohl noch die Schweine der Gergesener dazu. Die rationalistische „Theologie“ hat das Buch um keinen Deut besser behandelt. Und wenn man den Grund des Anstoßes kurz angeben will, dann ist es im Grunde wieder — der Fisch, das heißt, das betreffende Wunder. Auch Delišsch sagt: „Die im Koran sich findenden Anachronismen und Entstellungen der Geschichte des Jonas sind in gar keinen Vergleich zu stellen mit den Fragen, welche die moderne Kritik dem Buche Jona aufgedrückt hat.“<sup>1)</sup>

Doch darüber, über die Geschichtlichkeit des Buches, seine Tendenz und typische Bedeutung, wollen wir hernach reden, nachdem wir das Buch selbst seinem Inhalte nach kurz durchgegangen sind.

### I. Kapitel: Jonas' Ungehorsam und Strafe.

Das Buch Jona zerfällt deutlich in die drei Abschnitte: 1. des Propheten erstmalige Sendung, seine Flucht, Strafe und Rettung; 2. die zweite Sendung mit ihrem wunderbaren Erfolg; 3. des Pro-

1) „Etwas über das Buch Jona.“ Zeitschrift für die gesamte lutherische Theologie und Kirche. Von Rubelbach und Guericke. 1840. II, S. 113.

pheten Schmolten über den den Heiden gnädigen Gott und die göttliche Zurechtweisung dafür.

Das Buch hat einen abrupten Anfang und noch mehr einen abgerissenen Schluß. Baumgarten sagt in einem viel zitierten Artikel in der Zeitschrift von Rudelbach und Guerike: „Die Tatsachen des Buches Jona sind zu vergleichen dem Auftreten des Melchisedel, der, aus dem dunklen Hintergrunde hervortretend, als Priester des Höchsten auftritt und spurlos wieder verschwindet, der Anbetung der Magier, von denen niemand weiß, woher sie gekommen, und wohin sie gegangen, am allermeisten aber dem Wandeln Jesu in den Grenzen von Tyrus und Sidon und seinem Verkehr mit der Stadt der Samariter.“ (Jahrg. 1841, II, S. 7.)

Etwas wissen wir über die Person des Propheten doch. Im zweiten Buch der Könige (14, 25) finden wir am Ende der Lebensbeschreibung Jerobeams II. diese Notiz: „Er aber brachte wieder herzu die Grenze Israels von Gemath an bis ans Meer, das im blauen Felde liegt, nach dem Wort des HERRN, des Gottes Israels, das er geredet hatte durch seinen Knecht Jona, den Sohn Amithais, den Propheten, der von Gath=Hepher war.“ „Jona, der Sohn Amithais“, heißt er ja auch in unserm Buche, und Prophet ist er ja auch. Es wäre daher mehr als sonderbar, wenn das nicht ein und dieselbe Person wäre. Beide Male ein Prophet, der Name derselbe und der Vatersname auch derselbe. Es ist auch kaum jemals im Ernst an der Identität gezweifelt worden. Folgende Angaben und Kombinationen Luthers werden als historisch richtig anerkannt: „So haben wir nun, daß dieser Jona gewesen ist zur Zeit des Königs Jerobeam, welches Großvater war der König Jehu, zu welcher Zeit der König Usia in Juda regierte; zu welcher Zeit auch gewesen sind in demselbigen Königreich Israel die Propheten Hosea, Amos, Joel an andern Orten und Städten.“<sup>2)</sup> Auch Delitzsch sagt: „Auf jeden Fall ist der Prophet Ninives identisch mit dem gleichnamigen Propheten Jona, der zu Anfang der Regierung Jerobeams II., des Sohnes Joas' (825—784 v. Chr.), die Eroberung von Hema und Damaskus weissagte (2 Kön. 14, 25), eine Identität, welche durch die einstimmige Überlieferung des Altertums außer allen Zweifel gesetzt wird. Die Identität beider bestätigt auch Josephus, der Art. IX, 11 in die Geschichte Jerobeams II. die unsers Propheten verwebt. Er ist somit älter als Hosea, Amos, Micha und Jesaias, die nach Baha=batra in einem Zeitraum weissagten. Er ist der älteste unter den letzten Propheten (אחרונים), deren schriftliche Denkmale uns aufbewahrt sind. Wir finden ihn wirksam als Prophet in einer Zeit, in welcher Elisa schon gestorben war; vielleicht ist er einer von dessen Jüngern, in der Prophetenschule des-

2) Die Citate aus Luther sind aus seiner Auslegung des Propheten Jona. St. L. XIV, 836 ff.

selben gebildet (2 Kön. 14, 25; Jona 1, 9, 10; cf. Amos 7, 14). Problematisch ist die Zeit seiner Sendung nach Ninive.“ (A. a. O., S. 113.)

Jonas stammte aus Gath-Hepher im Stamme Sebulon, nach jüdischer Überlieferung bei Hieronymus *haud grandis viculus Geth* nordwärts von Nazareth an der Straße von Septoris nach Tiberias, an der Stelle des heutigen Dorfes Meschad. Nach Hieronymus erzählten sich die Juden, Jonas sei der Sohn der Witwe zu Zarpath bei Sidon gewesen, die den Propheten Elias zur teuren Zeit ernährt hat. Da ist gewiß richtig, was Keil dazu bemerkt: „Die von Hieronymus im Prooemium zu Jona erwähnte jüdische Überlieferung, daß Jona jener Sohn der Witwe zu Zarpath gewesen, den Elias vom Tode erweckt habe, erweist sich schon nach der von Hieronymus l. c. mitgetheilten Begründung: *matre postea dicente ad eum: Nunc cognovi, quia vir Dei es tu, et verbum Dei in ore tuo est veritas; et ob hanc causam etiam ipsum puerum sic vocatum. Amathi enim in nostra lingua veritatem sonat als eine nur aus dem Namen Sohn Amathai (ἰοῦ Ἀμαθί, LXX) gefolgerte jüdische Saggada, die ebensovienig geschichtlichen Grund hat als die Überlieferung über das Grab des Propheten, welches sowohl bei Meschad in Galiläa als bei Ninive in Assyrien gezeigt wird.“ Wir sagen mit Luther: „Das glaube, wer da will; ich glaube es nicht; sondern sein Vater hat Amithai geheißten, auf lateinisch *Verax*, auf deutsch *Wahrlich*, und ist gewesen von Gath-Hepher, welche Stadt liegt im Stamme Sebulon, Jos. 19, 13. . . . Auch so war die Witwe zu Zarpath eine Heidin, wie Christus auch meldet Luk. 4, 26; aber Jona bekennet hier Kap. 1, 9, er sei ein Hebräer.“*

Von einer andern jüdischen Sage urteilt Delitzsch: „Einer völlig unbegründeten Vermutung zufolge, die nach Seder Olam auch Laschi wiederholt, ist er der eine der Prophetenjünger (2 Kön. 9, 1), von dem Jehu zum Könige gesalbt wurde (884 v. Chr.).“ Baumgarten dagegen hält es für möglich, daß die Sage auf geschichtlicher Wahrheit beruht. Er hält es für wahrscheinlich, daß die Verheißung der von Jerobeam II. ausgeführten Grenzweiterung nicht erst diesem, sondern schon dem Jehu gegeben worden sei. Er legt sich die Sache so zurecht: „über die Zeit, in welcher diese Weissagung gegeben sei, wird zwar nichts bestimmt, allein sie läßt sich doch mit Wahrscheinlichkeit angeben. Hasael, der Syrer, war der dem Eiferer Elia verheißene Rächer der Sünden Ahab's (1 Kön. 19, 15; 2, 8, 12). Hasael schlägt Joram, den Sohn Ahab's (2 Kön. 8, 28), und er muß es gewesen sein, der die Grenze Israels gegen Syrien vorrückte; denn Benhadad hatte sie dem Ahab wiederherstellen müssen (1 Kön. 20, 34), wie denn überall der Hauptschlag nicht den Ahab, sondern seinen Sohn treffen sollte (1 Kön. 21, 29). An die Niederlage Jorams schließt sich unmittelbar die Salbung Jehus, der gleichfalls dem Elia als Rächer verheißten war.“



Die Salbung Jeshu ist aber ein Gnadenzeichen über Israel; denn Jeshu wird Israel als dem Volke Jehovahs zum Könige gegeben (2 Kön. 9, 6), und nachdem er seinen nächsten Auftrag ausgerichtet, wird ihm eine besondere Verheißung erteilt (2 Kön. 10, 30). Hier findet nun auch die Verheißung des Jonas, daß die von Hasael verrückte Grenze wiederhergestellt werden sollte, ihre natürliche Veranlassung und Stätte. Und in diesem Lichte besehen, ist die Meinung der Juden, daß der von Elisa mit der Salbung Jeshu beauftragte Prophetenjünger kein anderer als Jonas gewesen, so uneben nicht, obgleich sie natürlich in ihrer Bestimmtheit zu weit greift. Wollen wir aber das Gewisse von dem Ungewissen scheiden, so steht jedenfalls so viel fest, daß Jonas an Israel eine Heilsbotschaft auszurichten hatte, welche in die letzte Gnadenzeit Israels, in die Zeit des Hauses Jeshu, fällt. Denn unter Jerobeam treten schon Hosea und Amos auf und drohen Israel naheß Verderben. Jerobeams Sohn, Sacharia, der letzte Sproß des Hauses Jeshu, wird schon nach sechzehnmonatiger Regierung getötet, und nun geht Israel mit raschen Schritten dem Untergange entgegen.“ (A. a. O., S. 3.) — Einen schönen Namen hatte Jonas für seinen Prophetenberuf: Jonas, der Sohn Amithais. Jona heißt auf hebräisch die Taube. Taubeneinfalt mit Schlangenflugheit verbinden und ein Sohn der Wahrheit, aus der Wahrheit sein, das ist ja die herrlichste Begabung und Ausrüstung eines Boten des göttlichen Wortes.

Zu diesem Jonas geschah nun, wie unser Buch erzählt, das Wort des Herrn, die geläufigste Bezeichnung für Berufung und Sendung eines Propheten. Sein Auftrag lautet: „Mache dich auf und gehe in die große Stadt Ninive und predige darinnen; denn ihre Bosheit ist heraufkommen vor mich.“ Er wird gesandt nach Ninive, der uralten Stadt, von der schon 1 Mos. 10, 11 die Rede ist, daß Nimrod sie gebaut habe, und da schon wird B. 12 gesagt: „Dies ist eine große Stadt.“ So heißt hier Ninive einfach die große Stadt. Diodor nennt sie die größte Stadt der Welt, größer als Babylon. Ninive war die Hauptstadt Assyriens. Dahin wird er gesandt, da soll er predigen. Und nicht nur, wie Luther es gibt, in derselben, auch nicht bloß ihr oder zu ihr, mit  $\aleph$  oder  $\beth$ , sondern  $\aleph\beta$ , das griechische  $\kappa\eta\rho\upsilon\sigma\sigma\iota\upsilon$ , mit  $\beta$ , heißt ausrufen, predigen wider sie, Zeugnis ablegen gegen sie. Es ist also Gerichts- und Strafpredigt, die aber, wie Jonas gleich merkt, die Niniviten auch zur Buße treiben kann und soll. Daß die Predigt Strafe und Drohung sein soll, zeigt auch die Begründung: Ihre Bosheit ist vor Gott gekommen, das heißt, das Gerückt, die Kunde, von ihrer großen Verderbtheit ist zu Gott in den Himmel gedrungen, ist himmelschreiend geworden; sie hat das Maß ihrer Sünden erfüllt, ist reif zum Gericht. Es ist eine ähnliche Rede-weise, wie sie 1 Mos. 18, 20 von Sodom und Gomorra gebraucht wird. Welches die besondere Sünde Ninives war, wird nicht gesagt. Die Ausleger erinnern an das Sprichwort: Große Städte, große Sünden.

Hochmut, Lieblosigkeit, Unterdrückung und Gewalttätigkeit, Mißbrauch der Macht und des Reichthums werden die Sünden gewesen sein, und die Sünden der Unzucht werden auch nicht gefehlt haben — abgesehen natürlich von ihrem scheußlichen Götzendienste, der Hauptfünde. Da soll nun Jonas der Stadt Gottes Zorn und Gericht verkündigen.

Aber der Prophet flieht; er sucht sich dem Auftrag zu entziehen. Und zwar will er es gründlich machen, er will gleich weit genug fliehen, in die entgegengesetzte Richtung, und zwar da so weit, wie man damals fliehen konnte. Er geht nach Japho, im Neuen Testament Zoppe genannt, der schon zu Salomos Zeit bekannten Hafenstadt am Mittelländischen Meer. Er findet da ein Schiff, das nach Tarsis fährt. Da bezahlt er sein Fährgehalt, will mitfahren und glaubt, seinem Gott und dessen Beruf entronnen zu sein. Tarsis hat Luther nach dem Vorgange mancher Rabbiner mit „Meer“ wiedergegeben, wie er nach denselben Vorgängern Tarsisschiffe mit Meeresschiffen wiedergibt. Manche alte Ausleger verstehen unter Tarsis die Stadt Tarsus in Cilizien, die Geburtsstadt Pauli, und ziehen eine Parallele zwischen Jonas und Paulus, heben hervor, wie Paulus sich zu Gottes Beruf ganz anders stellte, sich dabei nicht lange mit Fleisch und Blut besprach. Aber Tarsis ist Tartessus in Spanien, die entlegenste Kolonie der Phönizier, das äußerste Ende der damals bekannten Erde. Er versucht das, was der 139. Psalm als den äußersten und doch vergeblichen Versuch, sich vor Gott zu verbergen, angibt: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer.“

Man hat gefragt: ob der Prophet wirklich geglaubt habe, daß man Gott entlaufen könne, oder ob er nicht auch geglaubt habe, was Ps. 139 steht. Keil bemerkt: כִּלְפֵי יְהוָה, von dem Angesichte Jahves weg, das heißt, hinweg aus der Gegenwart des Herrn, aus dem Lande Israel, wo Jahve im Tempel wohnte und sich als gegenwärtig bezeugte, vgl. Gen. 4, 16; nicht um sich vor dem allgegenwärtigen Gotte zu verbergen, sondern um sich dem Dienste Jahves, des Gottkönigs von Israel, zu entziehen.“ Er zitiert Marc: „Quod non debet intelligi de effugienda Dei essentia et scientia, ne nimis crassam inscitiam omnipraesentiae et omniscientiae divinae vati magno tribuamus, sed de relinquenda terra Canaan, gratiosa Dei sede, extra quam cogitavit forte, saltem hoc tempore, prophetiae donum et munus sibi non fore tribuendum.“ Delitzsch: „Es ist ungewiß, ob er schon dem in der nachmaligen jüdischen Dogmatik ausgesprochenen Satze hulldigte, daß der Geist der Prophetie oder die Schechina auf heidnischem Grund und Boden (חזרה לארץ) sich nicht offenbare. Der Prophet, sagt die synagogale Tradition, gleicht dem Knechte eines Priesters, der seinem Herrn entflohen und sich auf dem Begräbnisplatze (wohin ihm der Priester nicht folgen durfte) verbarg. Bei deinem Leben! rief der Herr, ich habe andere Knechte wie du, sie dir nachzuschicken und dich herborziehen zu lassen.“ (A. a. O., S. 114.) Hengstenberg: „So verläßt er das

Land seiner Väter, da, wo er als Prophet von dem Herrn berufen war, unstreitig in dem Wahne, daß er außerhalb desselben und des Reichs, wohin er bestimmt sei zu gehen, aufhöre, Prophet zu sein.“ Luther erklärt die Sache so: „Gott hat zweierlei Wesen oder Gegenwärtigkeit: eine ist natürlich, die andere geistlich. Natürlich ist er an allen Enden. Aber geistlich ist er alleine, da man ihn also kennt, das ist, wo sein Wort, Glaube, Geist und Gottesdienst ist; da sind die Seinen, welche allein fühlen, wie Gott ein solcher Herr ist, der allmächtig und an allen Enden ist. Also kann man wohl vor Gott fliehen, wenn man an den Ort fleucht, da kein Wort, Glaube, Geist und Erkenntnis Gottes ist. Also ist Jona geflohen vor dem Herrn, das ist, aus dem jüdischen Volk und Lande, darinnen Gottes Wort, Geist, Glaube und Erkenntnis war, aufs Meer unter die Heiden, da kein Glaube, Wort noch Geist Gottes war.“

Man hat auch gefragt nach dem psychologischen Motiv seiner Flucht. Wir könnten uns einen Grund sehr wohl denken, ja das ist wohl so der erste Gedanke, den man beim Lesen hat: die Größe, Schwierigkeit und Gefährlichkeit der Aufgabe. Statt mit Rose in ähnlicher Lage zu sagen: „Herr, sende, wen du willst!“ läuft er lieber davon. Auch Luther kehrt diesen Beweggrund hervor: „Nun befiehlt hier Gott dem Jona, er soll ihnen ihre Bosheit sagen; da gehört wahrlich ein Mut zu, da will das Maul aufgetan sein. Er hat ja müssen zu ihnen sagen: Ihr seid böse und verdammt, euer gutes Wesen ist ein lauter Schein und verführt euch. Denn es ist nicht möglich, daß in solchem mächtigen Königreich nicht sollten feine Leute gewesen sein, die vor der Welt ein ehrbares, unsträfliches Leben geführt haben. Diese nun allzumal strafen und mit Gottes Zorn schrecken, ist ein groß Ding und ist übel zu leiden, sonderlich bei den großen Hansen. . . . Wie sollte sich's ansehen, wenn du oder ich zum türkschen Kaiser würden gesandt, ihn zu strafen mit seinen Fürsten und Reich? Wie oft ist es so lächerlich gewesen, daß etwa einer wider den Papst geredet hat!“

Den Grund für seine Flucht gibt Jonas selbst hernach (4, 2) an. Aber manche halten ihn darin nicht für aufrichtig. J. P. Lange z. B. in seinem Bibelwerk läßt sich so aus: „Das psychologische Motiv der Flucht ist nicht genannt; das, welches Jona selbst später (4, 2) angibt, ist schwerlich mit Keil als das pragmatisch richtige und ausreichende anzusehen, da es vielmehr an jener Stelle den Eindruck macht, eine Selbstbeschönigung des schlechten Gewissens zu sein, das froh ist, nachträglich einen Schein des Rechts zu gewinnen. Hier liegt ihm vorderhand nur daran, sich der Hand Gottes zu entziehen, und dazu kann vielerlei — Bequemlichkeit, Trägheit, Menschenfurcht — mitgewirkt haben, wie das jeder Diener Gottes aus der Analogie der eigenen Erfahrung sich sagen mag.“ Keil jedoch hält dafür: „Das Motiv zu dieser Flucht war nicht die Furcht vor der Schwierigkeit der Ausführung des göttlichen Auftrages, sondern, wie Jona selbst 4, 2 sagt,

die Besorgnis, die göttliche Barmherzigkeit möchte der sündigen Stadt, wenn dieselbe Buße täte, Verſchöpfung angeheißen laſſen. Dazu will er nicht mitwirken, und zwar nicht bloß aus dem Grunde, weil er, mit Hieronymus zu reden, aus Eingebung des Heiligen Geiſtes weiß, quod poenitentia gentium ruina sit Judaeorum, und als amator patriae non tam saluti invidet Ninives quam non vult perire populum suum, ſondern auch deßhalb, weil er in der That den Heiden das Heil mißgönnte, in der Belehrung derſelben zu dem lebendigen Gott eine Beinträchtigung der Vorzüge Iſraels vor der Heidenwelt, eine Aufhebung ſeiner Erwählung zum Volke Gottes, befürchtete.“ Delißſch meldet, daß eine altſynagogale Überlieferung (Mechilta) ſehr ſinnig ſage: Es war dem Propheten mehr an der Ehre des Kindes als des Vaters, mehr an der Ehre des Volkes Gottes als an der Ehre Gottes ſelber gelegen. Manche haben auch gemeint, der Prophet fürchte für ſeine eigene Prophetenehre. Wenn Gott den Niniviten Buße zum Leben ſchenke und ihrer dann ſchone, dann ſtehe er als falſcher Prophet da. Den Grund, den Keil angibt, urgiert auch Luther am ſtärkſten. Nachdem er die Frage aufgeworfen hat, ob der Prophet ſich mit ſeiner Flucht verſündigt habe, weil ſo viele Ausleger ſich abmühten, alle Werke der Frommen der Schrift zu beſchönigen und zu entſchuldigen, und er dann dieſe Frage mit Ja beantwortet hat, es ſei offenbarer Ungehorsam geweſen, wie ja die folgende göttliche Strafe zeige, nennt er erſt einige andere Beweggründe für die Flucht: „Erſtlich, daß er ſich ſolches großen, neuen, ungehörten Amtes geweigert hat.“ Das ſei nicht unus geweſen, daß Propheten Iſraels ins Ausland geſchickt würden. Und wie geht's ihm darüber? „Er will nicht gerne aus dem Lande von den Seinen, ſo muß er zuletzt allein mitten ins Meer und dem Walfiſch in den Maſchen.“ „Item, man möchte auch ſagen, er habe ſich gefürchtet vor dem großen Könige. Auch meinen etliche, er habe es darum getan, daß er beſorgte, ſeine Weiſſagung ginge zurück, und geſchähe nicht, was er ſagen würde, wie es denn auch erging; dann hatte er Sorge, man möchte ihn für einen Lügner und für einen falſchen Propheten halten, deß Wort nicht wahr noch von Gott wäre.“ Aber die Meinung teilt Luther nicht. Er fährt fort: „Aber dieſe Urſache iſt nichts. Denn Jona wußte nicht, was geſchehen würde, weil das 4. Kapitel, V. 5, ſagt, daß er vor der Stadt ſaß und wartete, was derſelbigen widerfahren würde. Darum man wohl merkt, er habe gewartet, bis ſie unterginge wie Sodom und Gomorra, und darüber zürnte, daß nicht geſchah, wie er hoffte. Daher man nehmen kann, daß die Urſache ſeines Ungehorsams geweſen iſt, daß er der Stadt Ninive feind geweſen iſt und noch eine jüdiſche, fleiſchliche Meinung von Gott gehabt, als ſei Gott allein der Juden Gott und nicht der Heiden. Darum iſt ſein Herz geſtanden alſo, daß er gedacht hat, die Niniviten wären Gottes Wort und Gnaden nicht wert, weil ſie nicht Gottes Volk, d. i., Juden, oder unter dem israeliſ-

tischen Volk wären, gleichwie die Apostel auch zuerst fleischlich meinten, Christi Königreich sollte leiblich sein, und hernach, da sie es geistlich erkannten, dennoch meinten, es sollte allein der Juden sein, und predigten allein den Juden das Evangelium, Act. 8, bis sie Gott durch ein Gesicht zu Petro vom Himmel, Act. 10, 10 ff., und durch einen öffentlichen Beruf Pauli und Barnabä, Act. 13, 2. 3, und durch Wunder und Zeichen, zuletzt durch ein gemein Concilium, Act. 15, 1 ff., beschloß, daß Gott auch den Heiden Gnade gebe und auch der Heiden Gott wäre. Denn es den Juden gar schwer war zu glauben, daß außer Israel auch mehr Leute Gottes Volk wären, weil da die Sprüche der Schrift stehen und von Israel und Abrahams Samen sagen, und allein bei ihnen Gottes Wort, Gottesdienst, Geseze und heilige Propheten waren. . . . Wie nun Christus seinen Jüngern zugut hielt ihre fleischlichen Gedanken vom Reiche Gottes, also hält er auch hier Jona zugut seine fleischlichen Gedanken. Denn siehe zu, wie schwer ist es bisher gewesen, zu glauben, daß irgend Christen wären, die nicht unter dem Papst wären, da doch citel falscher Schein und verkehrte Auslegung der Schrift bei stehet: was sollte geschehen, wo dürre, helle Sprüche das Papsttum stifteten, wie das Judentum gestiftet war? Wie sollten wir uns vor Türken, Juden, Heiden scheuen und allein uns zum Papsttum halten! Also ist Jona auch geschehen in dem Judentum und israelitischen Königreich.“ Jonas habe sich solche Gedanken gemacht: „So wäre ja der Juden Gesez und Gottesdienst eine unnütze, unnötige Mühe, die sie den ganzen Tag tragen mit Last und mit Hitze; und diese sollten ohne solche Mühe gleichen Pfennig kriegen? Sollte das nicht schæele Augen machen und zum Murren wider den Hausvater bewegen? Ja, sollte es nicht unmöglich und unbillig vor Gott anzusehen sein?“

Mit all seinen wirklichen und mutmaßlichen Beweggründen ist also der Prophet auf der Flucht vor seinem Gott. Der Bestimmungsort des Schiffes gefällt ihm. Es ist der möglichst weite. Er hat sein Fahrgehalt redlich bezahlt, und wie freut er sich, als das Schiff sich in Bewegung sezt! Aber er kommt nicht weit. Einerlei wie er sich das gedacht hat, dem Herrn, seinem Gott, zu entlaufen — er muß bald erfahren, daß es nicht angeht. Er lernt, daß יהוה und אלהים nicht zwei verschiedene Götter sind, daß der Gott, der im Tempel in Gnaden gegenwärtig ist, auch allgegenwärtig ist, daß derselbe Gott, der den Geist gibt und dem Propheten das Wort in den Mund gibt, auch die Kräfte der Natur in seiner Hand hat. Es heißt: „Jehovah warf einen großen Wind auf das Meer.“ רפד, ein gewaltiger Wind, von den LXX passend *κλύδων* übersetzt. Den warf, schleuderte Gott aufs Meer. „Und das Schiff war im Begriff, war nahe dran zu scheitern.“ Die Seeleute, die nicht zum ersten Male die See befahren, auch wohl schon vorher Stürme erlebt haben, fürchten sich. Sie müssen an diesem Sturm etwas Besonderes bemerkt haben, daß der eine besondere

Heimsuchung Gottes sei. Sie werden alle fromm und fangen an zu beten. Not lehrt bekanntlich beten. In ähnlicher Lage hat manch einer gebetet, der es sonst nicht zu tun pflegte. Es betet ein jeglicher zu seinem Gott. Es waren Heiden, wohl meistens Phönizier, aber aus verschiedenen Orten, daher Verehrer verschiedener Götter. Die Weimarsche Bibel läßt eine ganze Sammlung von Heiden an Bord sein. Sie sagt: „Die sonst frech, sicher und zur See großmütig waren, wurden über diesem ungewöhnlichen Ungewitter und Ungeßüm hart bestürzt, daß die ammonitischen Bootgesellen zu ihrem Moloch, die Sidonier zu ihrer Astarte, die Moabiter zu ihrem Kamos und andere Heiden zu dem Aolus, Neptun und andern heidnischen Abgöttern ganz sehnlich schrien.“ Raschi hat sogar die Fabel, es seien Leute von siebzug Nationen auf dem Schiff gewesen. Die alle beten. Der Narr, der in seinem Herzen oder auch mit dem Munde sagt: „Es ist kein Gott!“ scheint nicht dagesewen zu sein. Solche scheint es bei gutem Wetter am meisten zu geben. Auch an der bunt zusammengewürfelten Menschenmenge auf dem Schiff zeigt sich's: „Daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbart.“ Wir sehen hier die Grenzen der natürlichen Gotteserkenntnis. Daß ein Gott ist, weiß jeder Mensch, auch der es lieber nicht wüßte; er fürchtet sich vor ihm, er weiß, mit dem muß man sich ins reine bringen, von dem ist man abhängig, bei dem treibt es einen, Hilfe zu suchen. Luther sagt: „Die Vernunft spielt der blinden Kuh mit Gott und tut eitel Fehlgriffe und schlägt immer nebenhin, daß sie das Gott heißt, das nicht Gott ist, und wiederum nicht Gott heißt, das Gott ist. Darum ist ein gar großer Unterschied: wissen, daß ein Gott ist, und wissen, was oder wer Gott ist. Das erste weiß die Natur, und ist in allen Herzen geschrieben, das andere lehrt allein der Heilige Geist.“ „Solch Licht und Verstand ist in aller Menschen Herzen und läßt sich nicht dämpfen noch löschen. Es sind wohl etliche gewesen, als die Epiturer, Plinius u. dgl., die es mit dem Munde leugnen, aber sie tun es mit Gewalt und wollen das Licht in ihrem Herzen dämpfen, tun wie die, so mit Gewalt die Ohren zustopfen oder die Augen zuhalten, daß sie nicht sehen noch hören. Aber es hilft sie nicht, ihr Gewissen sagt ihnen anders. Denn Paulus lügt nicht, daß Gott hab's ihnen offenbart, daß sie von Gott etwas wissen.“ — Aber beim Beten hört der Sturm noch nicht auf. Das Vertrauen zu ihren Göttern wird auch wohl nicht übergroß gewesen sein. So helfen sie nach. Sie werfen die Geräte auf dem Schiff ins Meer, um sich Erleichterung zu verschaffen.

Wo war inzwischen der Mann, um den es sich dabei handelte? Der war in den innersten Teil des Fahrzeuges, in den unteren Schiffsraum, gegangen. Da lag er und schlief. Da hat sich (natürlich später) der Chor der Ergeeten um den Schlafenden gestellt und sich gefragt: Was hat den in Schlaf gebracht? Wir lassen Keil reden: „Dieses Benehmen Jonas' halten die meisten Ausleger für ein Zeichen

des bösen Gewissens, daß er vel maris aerisque injurias vel Dei manum evitare magis volens sich schlafen gelegt (Mard) oder mutlos sich hingeworfen habe und abgespannt und sich selbst aufgebend eingeschlafen sei oder, wie Theodoret sich ausdrückt, von Gewissensbissen gequält und von Traurigkeit überwältigt, im Schlafe Trost gesucht habe und in festen Schlaf versunken sei. Daneben äußert Hieronymus noch die Ansicht, daß die Worte mentem securam des Propheten bezeichnen: non tempestate, non periculis conturbatur, eundem et in tranquillo et imminente naufragio animum gerens, und während die andern zu ihren Göttern schreien und die Geräte über Bord werfen, tam quietus est et securus animique tranquilli, ut ad navis interiora descendens somno placido perfruatur. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte zwischen diesen beiden Ansichten. Nicht das böse Gewissen oder die Verzweiflung vor dem drohenden Untergang noch die furchtlose Ruhe vor den Gefahren des Sturmes bestimmten ihn, sich schlafen zu legen, sondern die sorglose Sicherheit, in der er das Schiff bestiegen hatte, um vor Gott zu fliehen, ohne zu bedenken, daß die Hand Gottes ihn auch auf dem Meere ergreifen und für seinen Ungehorsam strafen könne. Diese Sicherheit zeigt sich in seinem weiteren Verhalten.“ Da trifft ihn der Obersteuermann oder Schiffskapitän. Er heißt רִבְחִי, der Obere der Schiffslenker. Der schreit den Schlafenden an: Wie kannst du schlafen? Stehe auf und rufe deinen Gott an! Vielleicht lenkt der Gott (דְּיְהוָה mit dem Artikel) seine Gedanken auf uns, damit wir nicht verderben.

Ob Jonas auch gebetet habe, wird nicht gesagt. Die meisten Ausleger meinen, er habe es getan, und es werde als selbstverständlich nicht berichtet. Luther ist anderer Meinung. Er sagt: „Da nun Jona nicht anruft seinen Gott, sondern sitzt und zittert vor Gottes Born und beißt sich mit dem Tode, der ihn alle Augenblick fressen will, und die Leute auch umsonst ihre Götter anrufen und alles tun, das sie konnten, und Jona doch wohl sieht und fühlt, daß um seinetwillen solches geschieht, ist er nicht so fromm, daß er doch herausführe und seine Sünde bekennete, sondern läßt die armen Leute um seinetwillen solch Schrecken und Fahr und Jammer leiden, bis ihm Gott die Sünde ausdringt, daß er sie, durchs Los verraten, muß bekennen.“ Aber selbst wenn Jonas unter dieser bunten Menge gebetet hat, ist dies doch kein Evangelium für Christen, die da meinen, so könnten sie auch etwa in der Loge mitbeten. Da bete dann ein jeder zu seinem Gott, sie eben zu dem wahren. Wer dem Jonas nachmacht, was er hier tut, handelt durchaus richtig. Wer, während die Loge, mit der er nichts zu tun hat, als daß er auf demselben Schiff, etwa in derselben Stadt, ist, betet, ein jeder zu seinem Gott, schläft, und zwar so weit weg, daß er davon nichts sieht und hört, dann die Leute sich bekennen läßt: Mit unserm Beten ist es nichts, wir wissen nicht, was wir beten, es hilft auch nichts; dann sich auffordern läßt, zu seinem Gott zu beten.

und er das dann tut als, wohlverstanden, unterschieden von ihrem Beten und dann ihnen sagt, daß er und sie verschiedenen Volks sind, daß er den rechten Gott verehrt, die rechte Hoffnung der Seligkeit hat, und daß sie in Unwissenheit stecken, ihnen also in solcher Weise dardut, daß sein Fels nicht ist wie ihr Fels, daß die Feinde des selbst Zeugen sind, ihre Götter verwerfen und den wahren Gott fürchten: der verhält sich richtig und löst in dem konkreten Falle die Logenfrage gründlich.

Aber auch auf Jonas' Gebet legt sich der Sturm nicht. So drängt sich den Schiffern der Gedanke auf: es muß jemand auf dem Schiff sein, den der Zorn Gottes verfolgt. Und sie beschließen nun zu lösen, um den Schuldigen zu ermitteln. Wie sie gelost haben, wird nicht gesagt. Das Los trifft den Richtigen, den Jonas. Hieronymus bemerkt: „Fugitivus hic sorte deprehenditur, non viribus sortium, et maxime sortibus ethnicorum, sed voluntate ejus, qui sortes regebat incertas.“ „Los wird geworfen in den Schoß; aber es fällt, wie der Herr will“, heißt es Spr. 16, 33. Aber damit wird nicht der abergläubische Gebrauch des Loses bestätigt in Sachen, in denen wir entweder Gottes Wort oder unsern und anderer Leute Verstand fragen sollen. Denn in demselben Buche heißt es auch: „Antworte dem Narren nach seiner Nartheit.“ Vielleicht ist es gerade das, was Gott oft „will“ beim Lose. Allermeist steht auch geschrieben, daß wir ohne Gottes Befehl und Verheißung ihn nicht versuchen sollen. Und zumal wo es sich um Leben und Tod handelt, wird kein verständiger Mensch es aufs Los ankommen lassen. Hier in dieser Geschichte, wo alles so unmittlbares Dreingreifen Gottes ist, ist das eine eigene Sache. Die Schiffer werfen auch den Jonas noch nicht gleich auf das Los hin über Bord, sondern fragen ihn aus, wollen ein Geständnis aus ihm herauslocken. Er soll ihnen sagen, warum es ihnen so übel geht. Sie fragen nach seinem Gewerbe, nach seiner Herkunft, nach seinem Lande und nach seinem Volke, ob sie daraus abnehmen können, warum ihn der Zorn Gottes verfolgt. Er antwortet offen und freimütig: „Ich bin ein Hebräer“ (so nannten sich die Israeliten Fremden gegenüber und wurden so genannt). „Ich fürchte den Gott des Himmels, der das Meer und das Trockene geschaffen hat.“  $\text{נָוִי}$  hat die LXX richtig mit *οἰβομαι* gegeben, colo, revereor, nicht: metuo Jovam, cui peccavi. Er will damit sagen: Ich bin kein Heide, kein Götzendiener, sondern ich verehere den wahren Gott und gehöre dem Volke an, das die rechte Erkenntnis des wahren Gottes hat. Da fürchten sich die Schiffsleute; denn sie stehen hier vor einem Walten des wahren, lebendigen Gottes. Sie fahren den Jonas an: „Was hast du da getan?“ Wie konntest du dich auch so vergehen? Das ist ein Ausruf des staunenden Entsetzens. Sie meinen damit seine Flucht vor dem Herrn. Das hatte er ihnen gesagt, heißt es, nämlich in seiner nicht ganz wiedergegebenen Rede. Nicht bei seinem Betreten des Schiffes, wie Hübner meint. Dann wäre das lange Fragen und Lösen unnötig gewesen. Und nun, weil



er ein Prophet des wahren Gottes ist, soll er selbst ihnen sagen, was sie ihm tun sollen. Und er sagt es ihnen, B. 12. Nun entspinnt sich ein Wettstreit der Menschenliebe zwischen dem Propheten und den Heiden. Der Prophet will ins Meer geworfen werden, um nicht Unschuldige mit ins Verderben zu ziehen. Die Leutelein aber können sich dazu nicht entschließen. Sie suchten noch immer, durch Kudern und Steuern das Land zu erreichen. מָרָא, eigentlich: sie brachen durch, durch die Fluten. Die LXX gibt es wieder mit παραβιάζοντο. Als sie sehen, ihr Tun schafft nichts, entschließen sie sich zum Äußersten. Sie bitten Gott, er möge sie doch nicht umkommen lassen um dieses Mannes willen und möge ihnen nicht zurechnen unschuldig Blut. Nicht daß sie dachten, er möchte vielleicht unschuldig sein, sondern sie wollen sagen: Soviel uns angeht, ist er unschuldig, und wir haben nichts an ihm zu strafen. Aber du hast ihn deutlich als den Schuldigen bezeichnet. Du willst ihn ins Meer geworfen haben. So kannst du es uns nicht als Frebel anrechnen. Wir tun dein Fordern. Das zeigt der Satz: „Denn du, Jahve, hast, wie es dir wohlgefiel, getan.“ Eine jüdische Sage erzählt: sie hätten den Jonas erst bis an die Knie, dann bis an den Nabel, dann bis an den Hals ins Wasser gesenkt und jedesmal gewartet, ob das Meer stille würde; aber als es immer noch gestürmt habe, hätten sie ihn endlich in die Tiefe gleiten lassen. Wichtig ist die Bemerkung Calvins: „Videmus ergo, etiamsi homines isti nunquam gustassent doctrinam legis, tamen naturaliter ita fuisse edoctos, ut scirent, sanguinem humanum Deo carum et pretiosum esse.“ Hieronymus bemerkt noch zur Beschämung der Kinder des Reichs: Das Volk, welches den wahren Gott erkennt, schreit: „Kreuzige!“ und nötigt einen armen Heiden, dies gegen sein Gewissen zu tun. Diesen ehrbaren Heiden wird es angeboten zu töten, und sie suchen das Leben zu erhalten.

Als der Schuldige im Meer ist, wird es ruhig. Gott hat sich augenscheinlich gezeigt. Die Leute fürchten und verehren nun den Jehovah, opfern ihm auf der Stelle und tun ihm Gelübde für die Zukunft. Was aus dem Propheten wird, zeigt das zweite Kapitel.

(Fortsetzung folgt.)

E. P.

## Lehrstellung der Forenebe Kirche und der Haugeknyode.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Die Forenebe Kirche hat Grund, mit dem „Opgjör“ zufrieden zu sein. Sie empfindet durchaus nicht, daß sie durch Annahme desselben ihren Bekenntnisstand geändert habe. Ihre Theologen lehrten noch einige Monate vor Annahme der Madisoner Thesen synnergistisch. Auch seit 1812 hat sie nicht zu erkennen gegeben, daß sie sich nun auf missourischer Basis fühlt. Durchaus nicht. D. Rildahl hat vielmehr

der Norwegischen Synode in dürren Worten gesagt, durch Annahme der Vereinigungsthesen würde sie gezwungen sein, mit Missouri zu brechen. Und wenn dieses Dokument auch scharfe antisynergistische Sätze enthält, die ihre Führer nicht anerkennen können, ohne tatsächlich ihre frühere Position aufzugeben, so empfindet man das ganz und gar nicht als ein Unglück. Die Stellung der Forenede Kirke ist ja oft genug ausgesprochen: Der andere mag lehren, wie er will, von der Bekehrung und Gnadenwahl, mag die erste Lehrform führen und alle Ursache des Heils im Menschen verwerfen: das ist seine Position; er mag sie behalten. Uns ist darum zu tun, daß wir ein Synodalkörper werden. Die Differenz ist nicht der Rede wert, ist ein Gezänk um Worte und Formeln. Wir lassen dem andern seine Meinung, und wir behalten unsere; deswegen können wir ganz gut Brüder sein. Nur muß auch die unter uns vertretene Position in den Thesen zu finden sein. Und sie ist ja da. Die Lehre von der Erwählung unter beiden Formen wird ja „ohne Vorbehalt“ als gleichberechtigt in der Kirche anerkannt. Ferner stehen die Worte ja da: „Der Mensch soll ein Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber Annahme und Verwerfung des Heils haben.“ Das genügt vollständig. Damit ist der Lehre, daß der Mensch ganz allein entscheidet, ob er die mögliche Bekehrung zu einer wirklichen Bekehrung macht, Unterkunft gegeben. Vor allem ist aber in der zweiten These festgelegt, daß eine kirchentrennende Differenz gar nicht besteht, daß es daher genügt, wenn beide Synoden sich zur Konkordienformel (Art. 11) bekennen. Daß die acht Punkte so aufgefaßt werden, als ob da gelehrt wird, daß sich Gott auf jeder Stufe durch eine Bedingung bestimmen läßt, die der Mensch leistet, bleibt der Forenede Kirke im „Opgjør“ unbertehrt. Die Hauptsache, die einzige Sache, auf die es ihr ankommt, ist, daß der Streit aufhört. Somit ist das Programm, das von seiten der Forenede Kirke bei der Wiederaufnahme der Unionsverhandlungen gestellt wurde, in befriedigender Weise durchgeführt. Die Unionsthesen tragen in der Doppellehre, die sie führen, die Signatur des Indifferentismus, in dem sie ihre Wurzel haben.

In demselben Maße, in dem eine Kirchengemeinschaft indifferenzistisch ist, wird sie dem kirchlichen Unionismus die Tür aufthun. Von dieser Regel bildet auch die norwegische Vereinigte Kirche keine Ausnahme.

Die Forenede Kirke übt Kanzelgemeinschaft mit allen lutherischen Synoden des Landes außer der Synodalkonferenz. In den Großstädten gehören ihre Pastoren zu den gemischten lutherischen Konferenzen, die sich vielfach an gemeinsamen Unternehmungen beteiligen. In einem Jahrgang des „Lutheraneren“ wurden dreimal Kirchweihen gemeldet, an denen ein generalsynodistischer Pastor teilnahm. Bei einer Kirchweih in Chicago am 6. Oktober 1912 nahmen an der Feier als Festredner teil ein Haugeaner, zwei Generalsynodisten, ein

Methodist und verschiedene unkirchliche Personen; Glückwünsche wurden verlesen von einem Episkopalbischof und einem presbyterianischen Geistlichen. In Minneapolis wird ein Rettungsheim gemeinschaftlich betrieben von dem Generalkongil, der Frikirche, der Augustanafynode, der Forenebe Kirche, der Haugefynode und der Jotwasfynode. In Camrose, Can., haben Forenebe Kirche und Haugefynode schon vor drei Jahren eine gemeinschaftliche Akademie gegründet. In China ist seit 1910 ein lutherisches Predigerseminar im Betrieb, das gemeinschaftlich von der Forenebe Kirche, Haugefynode, der finnischen Missionsgesellschaft und der norwegischen Mission unterhalten wird.

Auch beteiligt man sich an union services mit den reformierten Sekten. In Northfield, Minn., hat D. Kildahl an einem solchen gemeinschaftlichen Gottesdienst teilgenommen. Auch an den größeren Bewegungen innerhalb der amerikanischen Sekten ist die Forenebe Kirche allenthalben, zum Teil offiziell, beteiligt. Ein besonderes Interesse wird von den Gemeinden der Anti-Saloon-Liga entgegengebracht. Über die Allgemeine Missionskonferenz von 1912 in Edinburgh brachte der *United Lutheran* ausführliche und begeisterte Berichte aus der Feder eines Professors der Frikirche. An der Students' Volunteer-Bewegung ist St. Olaf-College interessiert.

Es wunderte uns nicht, zu hören, daß man innerhalb der Forenebe Kirche dem Satz in den neuerdings angenommenen Unionsbedingungen, der dem Zusammenarbeiten mit Nichtlutheranern einen Niegel vorschreiben will, keine besondere Freude bringt. Im Sommer 1914 führte ein Artikel in „Lutheraneren“ (S. 930 ff.) aus, daß auch die Reformierten ja christliche Gemeinschaften seien. Das geben wir auch zu; doch wird die Sache bedenklich, wenn dann der Unterschied zwischen Lutheranern und Reformierten dem Unterschied zwischen den Stämmen Israels parallel gesetzt wird. Die hatten, so heißt es da, „jeder Stamm seine Eigentümlichkeiten, doch wenn es hieß gegen die Feinde ziehen, waren sie einig von Dan bis Berseba“. „Diese Stämme“, heißt es dann von den Reformierten, „sind unter andern Verhältnissen aufgetreten als wir.“ „Unsere reformierte Schwester ist gewohnt, unsern Stolz und unsere Selbstgefälligkeit zu hören und zu sehen, aber im Verhältnis wenig von unserer Anerkennung und unserm Entgegenkommen.“ Es wird geklagt, daß solche, die in den reformierten Kirchen einen „andern Geist“ sehen, sich von der Missionskonferenz in Edinburgh fernhielten, „um nicht untein zu werden“, um nicht an einem Joch zu ziehen mit einem, der nicht „die reine Lehre hat“. Daß die Kirchen allenthalben einander näher kommen, wird auf die „sammelnde“ Arbeit des Heiligen Geistes zurückgeführt. Schreiber fürchtet um die Fortdauer des Wachstums der Forenebe Kirche, weil sie (in den Unionsartikeln) einen solchen Standpunkt gegenüber „unserer Schwester, der reformierten Kirche“, genommen habe. „Unser Auftreten scheint der Welt sagen zu wollen, daß wir

so absolut selbstgenügsam sind, daß wir mit den Bibelgesellschaften, den Missionskonferenzen, der Volunteer-movement innerhalb der reformierten Kirche sowie mit deren Evangelistenarbeit und mannigfaltiger Tätigkeit nichts zu tun haben wollen. Wenn aber die Trübsale der letzten Zeit kommen, fragt man nicht: „Was ist dein Standpunkt in der Lehre von der Gnadenwahl, von der Verbalinspiration, im Taufformular?“ sondern: „Was dünkt dich um Christum? Bist du einer der Unfern oder unserer Feinde einer?“ Zum Schluß wird ein Wort des norwegischen Professors Obland angeführt, der in Brooklyn auf einer Kanzel gesagt hat, er könne „auch mit einem gläubigen Baptisten ohne Bedenken seine Knie beugen“. Krasser kann sich der Geist des Unionismus nicht ausdrücken. Inwiefern sich die einzelne Gemeinde durch den Unionsartikel, der sich gegen unionistische Praxis richtet, gebunden-fühlen wird, steht abzuwarten, ist ihnen auch durch Aussagen auf der letzten Jahresversammlung freigestellt worden.

Durch die unionistische Gesinnung ist schon vor Jahren eine reformierte Richtung in der Forenebe Kirche entstanden, die auch in dem zuletzt angezogenen Artikel zu Worte kommt. Im Jahre 1910 klagte ein Gemeindeglied in „Lutheraneren“, wie folgt, über das Eindringen des reformierten Geistes in die Forenebe Kirche: „So traurig das ist, so wahr ist es doch, daß man hier und da in der Forenebe Kirche anfängt, von der alten lutherischen Lehre und Praxis abzugehen und in einer reformierten Geistesrichtung zu wandeln. Das zeigt sich nicht nur in einer Anzahl unserer Kanzeln, sondern auch in anderer Weise. Ein Trost ist noch, daß so viele unserer Gemeindeglieder die reformierte Gefahr erkennen und Warnungsrufe erschallen lassen. . . . Nicht wenige haben schon gefragt: Woher kommt diese reformierte Gesinnung? Dringt sie bei uns ein durch bei uns eingeführte reformierte Pastoren? Kommt sie von Northfield? oder St. Anthony Park? 6) Der Einfluß und die Macht, die Ehre und der Ruhm, den sich manche in der Kirchenspaltung erworben haben, ist schon teuer genug erkaufte.“ In einer andern Nummer des „Lutheraneren“ stand 1910 zu lesen: „Wie kommt die hohe Bedeutung und der Segen der Taufe in unserer allgemeinen Wortverkündigung zur Geltung? Warum hört man so wenig davon? Ich fürchte, daß viele, gelehrte und ungelehrte, entweder diese Wahrheit vergessen haben oder die reformierte Ansicht von der Taufe hegen. Auch über die Bedeutung des Abendmahls für das christliche Leben wird in Predigten wenig gesagt. Nur selten redet ein Laienprediger von dem Segen des heiligen Abendmahls, und ich fürchte, unsere Pastoren reden allzu wenig darüber, selbst wenn das Sakrament gefeiert wird. Das Resultat ist in den Parochialberichten zu sehen. Der allergrößte Teil unserer konfirmierten Glieder benutzt das Sakrament gar nicht und die übrigen selten. In einer unserer ältesten und

6) Hauptlehranstalten der Forenebe Kirche.

größten Gemeinden war letztes Jahr die Zahl der Abendmahlsgäste identisch mit der Zahl der Konfirmanden.“ Ein Einsender in „Lutheraneren“ bezeichnete gar die Forenebe Kirke in der Überschrift seines Artikels als „lutherisch dem Namen nach, reformiert im Geist“. Ein Pastor verlangte, daß die Anstalten der Synode Delegaten zu nicht-lutherischen Zusammenkünften abordnen sollten (1910, S. 678). 1911 schrieb ein Gemeindeglied: „Von Kirchenzucht hört man fast nichts mehr in unserer Synode. Hier wäre eine Erweckung nötig.“

Auch in der Lehre finden sich unverkennbare Ansätze zu reformierten Anschauungen. „Was die Lehre vom Sonntag betrifft“, so hieß es in „Lutheraneren“ 1911, S. 740, „so hält allerdings offiziell<sup>7)</sup> die Forenebe Kirke an der Lehre der Augsbургischen Konfession fest, daß ‚die Heilige Schrift den Sabbat abgeschafft habe‘. Doch viele hervorragende Theologen, auch wohl Pontoppidan, sind der Meinung gewesen, daß die erste Christenheit den Ruhetag vom siebenten auf den ersten Wochentag verlegt habe, und diese Meinung wird von vielen in der Forenebe Kirke, der Synode und Haugefynode geteilt.“ Große Unklarheit herrscht auch in bezug auf die Absolution. Die Lehre des lutherischen Katechismus kommt weder in der Haugefynode noch in der Forenebe Kirke, soweit die öffentlichen Kundgebungen in Betracht kommen, klar zum Ausdruck. Stark reformiert mutet uns auch die sogenannte Evangelizentätigkeit an. Man hat von Synode wegen einen Pastor als Erweckungsprediger angestellt und die Gemeinden aufgefordert, seine Dienste in Anspruch zu nehmen (Synodalbericht 1913, S. 173).<sup>8)</sup> Zur Begründung dieses Schrittes führte 1912 ein Artikel in „Lutheraneren“ aus, daß Gott manchen Personen besondere Erweckungsgaben verliehen habe, und die Kirche solle diese gebrauchen. Nach solcher Arbeit fühlten die Gemeinden „ein tiefes Bedürfnis“. So wird denn auch berichtet: „Der Besuch des Evangelisten Slettedahl war ein Segen für unsere Gemeinde. Viele kamen zur Erweckung, und ältere Gläubige wurden erfrischt. Es war hier auch genug geistlicher Tod. Jetzt aber hat der Herr große Dinge an uns getan; des sind wir fröhlich.“ Im *United Lutheran* stand vor fünf Jahren zu lesen: manche Personen seien wohl regelmäßige Besucher der Gottesdienste und Abendmahlsgäste, doch würden sie nicht bewußte, „clear-cut“ Christen. „They edge along the border-land, but have not stepped over into the kingdom of Christ. They realize to their sorrow that they are lacking in ‘one thing.’ They possess the first elements of faith: they have a knowledge of the truth, they assent to it, but they lack the third element,— the personal

7) So gedruckt im Original.

8) Schon 1909 stellte die Kommission der Forenebe Kirke für Innere Mission einen gewissen Herrn J. Galdorfsen, einen Laien, als Evangelisten an, um Erweckungsverfammlungen zu leiten.

appropriation of a living Savior to their own restless souls. What is there to do for such souls as these? In a sense they are awakened, but they are not truly converted; and there are many such in our churches. To such, a revival may prove the secret power of deliverance." Sowohl bei der unrichtigen Scheidung der Elemente des Glaubens, als ob dieselben in Aufeinanderfolge bei dem subjectum convertendum sich einstellten, wie auch in der Lehre eines neutralen Zustandes, die hier wieder hervortritt, ist das genau die Weise, in der die Reformierten die Notwendigkeit von besonderen Veranstaltungen zur Erweckung der Sünder begründen. Es ist dies dem *United Lutheran* seinerzeit auch vom *Lutheran* nachgewiesen und gegen das un-lutherische seiner Anschauung Protest eingelegt worden. Ganz reformiert hört es sich an, wenn man von dem Erfolg solcher „lutherischen Erweckungen“ liest, wie z. B. am 15. März 1911 im „Folkebladet“: „P. Lillehei schreibt, daß in der Fjhpeming-Gemeinde eine Erweckung stattgefunden habe. Zwei Monate lang wurden jeden Abend Erweckungsgottesdienste abgehalten. Wenigstens 18 Personen sind zum Leben in Gott gekommen. Die Bewegung hat sich nach andern Gemeinden der Parochie ausgebreitet. Es ist eine tiefe, gesunde Bewegung. Es wird viel um eine Ausgiekung des Heiligen Geistes auf die Gläubigen gebetet.“ Ein Unterschied zwischen einer solchen Erweckung und den Erweckungen, die in methodistischen Blättern gemeldet werden, ist nicht ersichtlich.

Reformiert ist auch die Vorstellung von einem tausendjährigen Reich, die in den kirchlichen Blättern hin und wieder zur Geltung kommt. Im *United Lutheran* war am 18. August 1911 in einer Behandlung der Offenbarung Johannis besonders auf die Zukunftsgeschichte, wie sie der Apostel schaut, Rücksicht genommen, und es würde da ein Millennium vor der Auferstehung zum Gericht gelehrt. Auch der allerneueste Chiliasmus, der die Verwirklichung des Gottesreichs in dem Gesamtleben der Völker erwartet, ist schon im *United Lutheran* vorgetragen worden. In der Nummer vom 3. März 1911 wird die Ansicht, daß der Prediger des Evangeliums keinen Veruf habe, „civic righteousness“ zu predigen, bekämpft und die Hoffnung ausgesprochen: „May Christ's kingdom come with civic and public righteousness over all the land, 'as the waters cover the sea.'“<sup>9)</sup>

Höchst bedenklich ist in letzten Jahren innerhalb der Forenede Kirke auch von der Inspiration der Schrift geredet worden. Vor einigen Jahren druckte „Lutheraneren“ aus einer nordwegischen Zeit-

9) Dagegen lehrt die Schrift, daß die öffentliche Gerechtigkeit vor dem jüngsten Tag nicht zunehmen, sondern abnehmen, und die Welt tiefer in Laster und Ungerechtigkeit versunken sein wird, wenn der Herr kommt, als sie es je gewesen ist, so daß kaum die Gerechten erhalten bleiben. Wer anders lehrt, ist ein Schwärmer, der sich die Ankunft des Reiches Gottes dem ausdrücklichen Worte des Herrn zuwider unter äußerlichen Gebärden vorstellt.

schrift einen Artikel ab, der die Korintherstelle, die den Weibern das Reden in der Versammlung verbietet, dadurch zu entkräften suchte, daß er sie als nur von „zeitlich-historischer“ Bedeutung einschätzte und dabei von „menschlicher Unvollkommenheit“ der Schrift redete. Dafür wurde der Verfasser des Artikels einige Wochen später nicht redaktionell, sondern in einem Eingefandt angegriffen. Doch kommt in dieser Verteidigung der Irrtumslosigkeit der Schrift der sehr bedenkliche Satz vor: „Auch wenn man ‚mit der Verbalinspiration gebrochen hat‘, weil sie nicht mit der Schrift stimmt, wie sie uns vorliegt, folgt daraus durchaus nicht, daß man seinen Glauben an die Schrift als an Gottes Wort aufgibt.“ (1911 (?), S. 1382.)<sup>10)</sup> G.

(Schluß folgt.)

---

## Bermischtes.

Präsident Wilson sagte am 26. März in einer Ansprache vor der Baltimore Conference of the M. E. C. S.: „I value the churches of this country as I would value everything else that makes for the stability of our moral processes. There are a great many people, — not so many that they give me any particular concern, but nevertheless a great many people, — who, in the language of the day, are trying hard ‘to rock the boat.’ The boat is too big for them to rock. They are of such light material that they cannot rock it very much, but they are going through the motions, and it is just as well for them to look around once in a while and see the great, steadfast body of self-possessed Americans not to be hurried into any unconsidered line of action, sure that when you are right, you can be calm; sure that when the quarrel is none of yours, you can be impartial; sure that men who spend their passion most will move the body politic not least, and that the reaction will not be upon the great body of American citizens, but upon themselves.“ Wir bemerken hierzu: 1. Leider geht unserm Präsidenten das Gefühl dafür ab, daß die gegenwärtige enorme, einseitige Waffenausfuhr, die in Europa das Blutvergießen und Vertwüsten ins Ungemessene steigert, unser Land mit Blutschuld belastet, weil sie uns indirekt eines Krieges teilhaftig macht, an dem wir uns doch nicht beteiligen, und für den wir nicht verantwortlich sein wollen. 2. Unser Präsident scheint ferner den Widerspruch nicht zu empfinden, der offenbar darin liegt, daß wir Amerikaner einerseits auf seine Aufforderung hin Gott ansehen um

10) Ein ganz ähnlicher Fall ist in „Lehre und Wehre“, Januar 1914, zur Kenntnis gebracht worden. Auch da wird von „Spuren von Unvollkommenheiten in der Schrift“ geredet sowie von einer verschiedenen „Geistesfülle“ der Schreiber.

halbigen Frieden in Europa und schon seit Jahren mehr als die ganze übrige Welt über Frieden unter den Nationen reden und beschließen und dabei andererseits doch Tag und Nacht beschäftigt sind, Waffen zu fabrizieren und zu transportieren, um das blutige Handwerk in Europa zu fördern. 3. Soweit wir wissen, hat sich Präsident Wilson nirgends darüber verbreitet, wie er die gegenwärtige entsefliche Waffenausfuhr vor dem Forum des Gewissens rechtfertigt und den unserm Lande gemachten Vorwurf der Unaufrichtigkeit und Heuchelei widerlegt. Auch in Baltimore hat den Berichten zufolge weder der Präsident selber noch die Konferenz sich auf diese Fragen eingelassen. 4. Präsident Wilson scheint auch die große Gefahr nicht recht zu beurteilen, in der sich unser Land befand, als zu Anfang des Krieges die englische Presse, die politische wie kirchliche, durch maßlose Verleumdung und Heze unser Volk in den Strudel des Krieges zu drängen drohte. 5. Hieraus erhebt sich auch die abfällige Art und Weise, in der der Präsident von dem ernststen Bemühen auch derjenigen Amerikaner zu reden scheint, die hier dem Strome, der dem Abgrund zudrängte, einen Damm entgegensetzten und darin auch keineswegs erfolglos geblieben sind. 6. Was insonderheit die Waffenausfuhr betrifft, so haben wir gegen dieselbe protestiert, nicht etwa weil wir auf unmittelbaren Erfolg hofften, sondern vor allem um unserm Gewissen und unserer Pflicht als treue amerikanische Bürger, die ihr Land vor Ungerechtigkeit bewahren möchten, zu genügen. 7. Endlich, wer das Recht auf seiner Seite hat, der wiegt vor Gott und darum auf die Dauer auch im Weltverlauf schwerer, als wer jetzt über die Majorität und die Macht und das Gewicht des schweren Geldes verfügt. Vor der Konferenz in Baltimore sagte Wilson: "If I can speak for you, I am powerful; if not, I am weak." Wirklich stark ist aber auch in Amerika ein Präsident nicht etwa, wenn er auf der schwankenden Woge der Majorität fährt, sondern wenn er Gott und das Recht auf seiner Seite hat. Und das ist es, was wir unserm Präsidenten wünschen und erstehen. J. B.

**Umgehen die Frage mit Phrasen.** In einer andern Aussprache Präsident Wilsons am 8. April vor der M. P. C. in Washington lesen wir: "It would be impossible for men to go through what men are going through on the battlefields of Europe, and struggle through the present dark night of their terrible struggle, if it were not that they saw, or thought that they saw, the broadening of light where the morning should come up, and believed that they were standing each on his side of the contest for some eternal principle of right. Then, all about them, all about us, there sits the silent, waiting tribunal which is going to utter the ultimate judgment upon this struggle, the great tribunal of the opinion of the world; and I fancy I see, I hope that I see, I pray that it may be that I do truly see, great spiritual forces lying waiting for the outcome of this thing to assert themselves, and asserting themselves even now,



to enlighten our judgment and steady our spirits. No man is wise enough to pronounce judgment, but we can all hold our spirits in readiness to accept the truth when it dawns on us, and is revealed to us in the outcome of this titanic struggle." Die Frage, ob die enorme amerikanische Waffenausfuhr sich rechtfertigen lasse, wurde auch hier vom Präsidenten nicht berührt. Auch Bryan, der ebenfalls eine Rede hielt, verstand es, diese Gewissensfrage mit Phrasen zu umgehen. Daß unsere Beamten noch nicht darüber entscheiden wollen, wer im europäischen Krieg recht hat, verdienen wir ihnen nicht. Daß aber unsere eigene Waffenausfuhr sich vor dem Forum des Gewissens nicht rechtfertigen läßt, darüber kann auch jetzt schon kein Zweifel mehr obwalten. J. B.

**Der Stand der deutschen evangelischen Missionsarbeit zu Beginn des Kriegsjahres** war nach dem Jahrbuch der Missionskonferenz im Königreich Sachsen für 1915 folgender: Die 26 Missionsgesellschaften beschäftigten auf 741 Haupt- und 4032 Nebenstationen 1637 europäische und 8963 besoldete eingeborne Missionsarbeiter. Unter ersteren waren 1063 ordinierte Missionare, 21 Ärzte, 305 sonstige Mitarbeiter (Lehrer, Bauarbeiter usw.), 248 Missionschwwestern und unter letzteren 321 ordinierte Prediger. Die Zahl der gesammelten Heidenchristen betrug 710,350, darunter 330,291 Abendmahlsberechtigte und 33,421 im Jahre 1913 getaufte Heiden sowie 29,703 Christen Kinder. Die 4559 Schulen, darunter 72 Seminare, wurden von 146,151 Schülern besucht. Die Einnahmen betragen in der Heimat M. 10,174,156, auf den Missionsgebieten M. 2,811,817, zusammen M. 12,984,973. Die Gesamtausgaben betragen M. 13,233,442. Die meisten europäischen Arbeiter, 417, hat die Basler Mission; es folgen die Rheinische mit 217, die Brüdergemeine mit 196, die Berliner Mission mit 184. Die Rheinische Mission hat die größte Christenzahl, 291,153, aufzuweisen; es folgen die Brüdergemeine mit 100,606, die Gohnersche mit 89,491, die Hermannsburger mit 77,213, die Berliner mit 73,575 und die Basler Mission mit 72,101. Bei den Schulen steht die Basler Mission mit 865 Anstalten und 56,872 Schülern an erster Stelle. — Was wird aber übrigbleiben, wenn die Alliierten wie bisher weiterhaufen?

**Berwüstung der Mission durch den Krieg.** Die „Ref.“ berichtet: „Von den Angehörigen der Basler Mission sind nicht weniger als 280 Personen in englische und französische Gefangenschaft geraten, darunter 4 als Kriegsgefangene und 276 als Zivilgefangene. Von letzteren entfallen 152 auf Vorderindien, 77 auf Kamerun, 43 auf die Goldküste. Aus dem Lande ihrer Gefangenschaft wurden 45 fortgebracht, 11 nach Dahomeh, 34 nach England. Es wurden ferner auf der Reise nach Kamerun 3 Missionare gefangengenommen und nach England gebracht, wo ein auf der Reise nach Indien begriffener Missionar interniert wurde. In England wurden freigegeben aus Kamerun 46 Männer

und Frauen mit 10 Kindern, von der Goldküste 6 Frauen. Aus Hongkong wurden 3 verheiratete Missionare ausgewiesen, in Amerika 2 Missionare mit ihren Frauen und 5 Kindern festgehalten. Nicht weniger als 295 Basler Missionsleute sind somit durch das missionsfreundliche England in eine Zwangslage versetzt.“ — Die englische „Church Mission Society“ sandte Ende vorigen Jahres 52 Missionare nach Indien. Bei der Abschiedsfeier rühmte der Redner, daß, während die Missionare Indien die Friedensbotschaft bringen, indische Truppen in Europa für England sterben. Man hat hier gefragt: Was ist der eigentliche Zweck der englischen Missionen, die Heiden für England zu gewinnen oder für Christum?

**Englands Dank für deutsche Missionsdienste.** Dem „Reichsboten“ wird geschrieben: „In der allgemeinen, wohlberechtigten Entrüstung über das heuchlerische Verhalten Englands vor und in dem gegenwärtigen Kriege scheint bis jetzt eins noch nicht hinreichend hervorgehoben zu sein. Es ist das Englands Undank für die treue, langjährige Missionsarbeit, welche von deutschen Missionaren den Untertanen Englands zugute geleistet worden ist. Im Kaplande und in Südoftafrika arbeiten Missionare der Brüdergemeine schon seit über hundert Jahren, Missionare der Rheinischen Mission seit über achtzig Jahren, Missionare von Berlin I und von Hermannsburg seit über fünfzig Jahren. In Logo arbeitet schon lange die Barmer und seit einigen Jahren auch die Basler Mission. An der Goldküste arbeiten die Basler seit fast hundert Jahren, ebenso lange in Vorderindien, wo auch die Goknersehe, Leipziger und Breklumer Mission schon seit vielen Jahrzehnten tätig ist. Man bedenke, wie viele Opfer an Menschenleben durch diese langen und schweren Arbeiten für England gebracht worden sind. Die Missionare mußten doch auch ausgebildet, ausgerüstet und unterhalten werden. Der Bau und die Unterhaltung von Kirchen und Schulen kostete Geld, und das meiste hierfür wurde nicht von den Eingebornen, sondern von Deutschen aufgebracht. Was aber durch diese Missionsarbeit erreicht ist, läßt sich gar nicht in wenige Worte fassen. Wieviel religiös-ethische Werte sind den betreffenden Völkern dadurch mitgeteilt! Wieviel geistlicher Segen ist ihnen durch ehrliche deutsche Arbeit, zu schweigen von den vielen Gaben, die hinter dieser Arbeit standen, zugeflossen! Und was ist der Dank Englands? Nur auf eins soll hier hingewiesen werden. Deutsche Missionare werden gefangengesetzt, werden ihren Familien und ihren Gemeinden geraubt. Die Gemeinden sind verwaisst und, was noch schlimmer ist, verwirrt. Daß England sich an den jungen Christengemeinden schwer versündigt, ist schon oft gesagt worden; aber darauf sollten diese wenigen Bemerkungen doch einmal hinweisen, welch schreiender Undank gegen treue deutsche Arbeit darin liegt, daß völlig unschuldige und an dem Kriege nicht beteiligte Missionare in so unberantwortlicher Weise behandelt werden.“

**Was werden die Heiden sagen?** In einer in Chicago am 22. Februar gehaltenen Rede über "The Nation's Neutrality" sagte der frühere Gesandte an China, Hon. W. S. Calhoun, mit Bezug auf den europäischen Krieg: "It seems to me as though civilization has gone to pieces, that religion is destroyed, its temples and shrines overturned and smashed to the earth. Why, I cannot help but wonder what those Arabs and Turkomans from Africa, and those East Indians who have been brought into this condition, — what they think about Christian civilization, as they witness the terrible destruction of life and property that is going on around them. I wonder what effect the preaching of our missionaries will have among them when they talk of the glory of civilization and the blessings of peace and the advancement of brotherly love." — Calhoun hätte aber weiter fragen sollen: Was werden die Heiden, die doch auch noch ein Gewissen haben, dazu sagen, daß die Vereinigten Staaten zu dem europäischen Schlachten und Verwüsten den Alliierten die Waffen liefern und zudem in ihrer Presse die Deutschen maßlos verleumdend, aber zugleich erklären, daß sie in Wort und Tat völlig neutral, mit dem Krieg unverbunden und für das Blutvergießen unverantwortlich sein und bleiben wollen, ja, durch ihren Präsidenten das Volk zu öffentlichen Gebeten um baldigen Frieden auffordern und unter der Führerschaft Carnegies und anderer zweifelhaften Patrioten zahlreiche „Friedensversammlungen“ abhalten? Auch das Gewissen eines blinden Heiden wird dies ohne weiteres verdammen als Ungerechtigkeit und Heuchelei. Warum hat Calhoun diesen wunden Punkt nicht berührt? Über die kriegführenden Europäer schlägt man in Amerika entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen, aber vor der eigenen Thür zu fegen und das eigene Unrecht der Waffenausfuhr abzutun, dazu scheint niemand den Mut zu haben. J. W.

**Gibt Gott allein die Ehre.** General Lismann, der den berühmten Durchbruch der deutschen Truppen aus dem russischen Ring bei Lodz leitete und gegen eine erdrückende Übermacht die Schlacht gewann, schrieb bald nach dieser glänzenden Waffenthat an seine in Braunschweig lebende Cousine: „Ihre herzliche Anteilnahme an meinem Soldatenglück rührt mich tief, aber Sie dürfen mein Verdienst nicht überschätzen. Das Beste an unsern Erfolgen hat der gute, treue Gott getan, der unsere Herzen stählte, mir die richtigen Entschlüsse eingab und — den von Ihnen so treffend betonten Willen zum Siege auch dann erhielt, als alles außer der Waffenehre verloren zu gehen schien. Ich wiederhole: Alles dies war Gottes Werk; ich konnte gar nicht anders, als seiner Eingebung folgen. Und dann — meine Jungens! Meure Cousine, wer das Glück hat, solche Regimenter unter seinem Kommando zu haben wie ich, der vermag den Teufel aus der Hölle zu jagen. Aber wie stehen wir auch miteinander! Sie erblicken in mir ihren Vater; ich liebe sie, meine teuren, tapferen Jungen, traure mit

ihnen um die Fallenden, suche die Verwundeten zu trösten, vor Wagemut zu erhalten, die stolze Freude an unserer Lebensaufgabe: Rettung des Vaterlandes! Um nicht weniger handelt es sich doch in diesem Kriege, der noch kein ähnliches Beispiel kennt, und gegen den unser Krieg von 1870/71 ein Kinderspiel war. Darum müssen wir auch willig jedes Opfer bringen, unsere zerschossenen Reihen immer wieder schließen und ‚dennoch‘ siegen wollen, wenn es der feindlichen Übermacht gegenüber nach früheren Regeln der Kriegskunst unmöglich scheint. Doppelte Übermacht wird rücksichtslos angegriffen; in der Verteidigung halten wir jeder Überzahl stand! Dies ist das Dogma, das ich meinen Leuten predige und dank ihrer Tapferkeit predigen darf. Aber die Opfer dieses Krieges sind ungeheure und auch unsere Verluste sehr schwer, besonders an Offizieren; darum konnte ich auch keine jubelnde Freude empfinden, als ein Diensttelegramm mir die höchste Kriegsauszeichnung durch den ‚Pour le mérite‘ verkündete; es war zu viel Blut vergossen.“ Sie geben vor aller Welt Gott die Ehre, das gilt vom Kaiser, von Hindenburg, Zeppelin und andern deutschen Helden. Religion und wahre Helden- und Geistesgröße steht ebensowenig zueinander in Widerspruch und sind einander ebensowenig hinderlich wie Glaube und wahres Wissen, biblische Theologie und exakte Wissenschaft.

**Wichtigkeit der Presse.** Der „Kunstwart“ schreibt: „Wer schlingt in dieser ernsten Zeit das geistige Band um uns? Wer trägt die Botschaft des nationalen Geschicks in jedes Herz? Wer hält die Volkstimmung so zusammen, daß wir uns wie eine große Familie fühlen? Unser aller Herz schlägt bei den Truppen im Felde. Wo aber fühlt der Dahingebliedene diesen Herzschlag des ganzen Volkes? Wo spricht der Schmerz der Mutter in bewegten Versen? Wo rauscht der Jubel auf, und wo findet der unerbittliche Wille zum Sieg seine Worte? Wer sonst auch nie eine Zeitung las: heute fiebert er nach ihr. Heute weiß er, daß ein planvoller Volkswille ohne die Presse nicht geschaffen werden kann, und daß wir Zerrüttung und Wirrwarr auf der ganzen Linie haben würden, wenn wir die Presse hinwegdenken sollten. Was ein Zeitungsmann euch sagen möchte, ist nun dieses: Vergeht es nicht im Frieden! Ihr müßt endlich lernen, daß die Presse zu den allerwichtigsten Kulturgütern eines Volkes gehört. Hättet ihr das immer gewußt, sie wäre nie in die unredlichen Hände gefallen, in denen sie sich jetzt zum größten Teil befindet. Tut alle Gleichgültigkeit gegen die Presse wie eine Sünde von euch ab. Werft ein Blatt hinaus, wenn es euch die deutsche Kultur vorenthält, um euch den Abhub des Auslandes vorzusehen. Faßt es nicht mit der Feuerzange an, wenn es Geist und Willen durch schmutzige Pikanterien zu ersezen wagt. Seid unbarmherzig, wenn von irgendeinem Blatt oder irgendeinem Zeitungsschriftsteller bekannt wird, daß sie sich auf dunklen Wegen erdappen ließen. Schreibt es fest in euer Herz: sobald in einem Volk die Presse verfault, wird die Fäulnis zweimal täglich durch Millionen von Kanälen

ins Volksleben hingeleitet. Ein Zeitungsmann ist auch im Frieden im fetten Kampf begriffen. Steht ihm bei, wenn ihr seine Sache für gerecht haltet — um der Sache und um euer selbst willen.“ — Auch der amerikanischen Presse bot der Krieg eine herrliche Gelegenheit, einzutreten für Wahrheit, Gerechtigkeit, Unparteilichkeit, Freiheit und andere wahrhaft amerikanische Ideale. Aber wie über alle Maßen schmähtlich hat sie, mit wenigen Ausnahmen, ihren hohen Beruf verkannt! F. B.

„**Gründliche Auskehr.**“ Unter dieser Marke schreibt der „G. d. G.“: „Jeder ernste Deutsche hat heute seine helle Freude an dem Wiedererwachen deutscher Art. Deutsche Heldenslieder, deutsche Choräle klingen wieder im Haus und auf der Straße; die Gassenhauer und Schläger sind verstummt; auf den Bühnen verschwinden die leichten, unsittlichen Stücke und machen würdigen Kunstzeugnissen Platz. Es geht ein Zug tiefen Ernstes und sittlicher Selbstbesinnung durch unser Volk. Da gilt es, reine Bahn zu machen und gründliche Auskehr zu halten. Wie wir uns ernstlich mühen, das französische unnütze ‚Adieu‘ mit viel prächtigeren deutschen Grußwörtern zu vertauschen, so wollen wir auch aus der Öffentlichkeit alle unwürdige Anpreisung, alle Schwindel- und Schmutzanzeigen entfernen, die unter anständigem Deckmantel der Unsittlichkeit Vorschub leisten. Besonders aber gilt es, aus unsern Läden die Reklamebilder zu entfernen, auf denen halbnackte Frauengestalten dargestellt sind. Sie finden sich noch in Menge in den Geschäften, diese in Anlehnung an französische Vorbilder entstandenen ‚Nacktheiten‘. Im Barbierladen dienen sie zur Empfehlung von Ruderforten und wohlriechenden Wässern, im Zigarrenladen fordern sie zum Einkauf meist englischer und russischer Zigaretten, in den Schuhläden weisen diese Frauenzimmer mit entblößten Beinen auf die Vorzüge irgendeines weltberühmten ‚Cremes‘ hin. Die Beispiele ließen sich ins Unerblich vermehren. Es ist dringend erforderlich und sollte doch in unserer bitterernsten Zeit nicht schwer sein, all diesen Plunder kurzerhand dahin zu werfen, wohin er gehört — in den Ofen!“ — In den Ofen gehört dann aber auch die gesamte neurationalistische, an Schleiermacher orientierte theologische Literatur, die nicht bloß der Bibel ins Angesicht schlägt, sondern auch mit Recht als unehrliche und gewissenlose Falschmünzerei bezeichnet worden ist. Auf den Ruhm deutscher Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit können leider gerade zahlreiche deutschländische Theologen keinen Anspruch erheben. F. B.

Vom geistlichen Gewinn der Kriegsnot schreibt Prof. Hilbert in der „A. E. L. N.“: „Zunmerhin scheint die Erfahrung zu lehren, daß die Männer, die die ganze Furchtbarkeit des Krieges erlebt haben, innerlich dadurch gereift und gefestigt worden sind. Das ist zweifellos der Eindruck, den die Heimgekehrten durchschnittlich machen: die Herzen stehen offen für Gottes Wort, sie haben etwas erfahren von der Kraft des Gebetes. Was ein Oberst bekennt: ‚Mein ganzes Regiment betet, und ich bete auch‘, ist durchaus keine vereinzelte Erscheinung. Ich sage

nicht zu viel, wenn ich behaupte: unser Heer wird frömmere und sittlich reifer heimkehren, als es auszog. Der gewaltige Ernst der Zeit ist ihm zum Segen geworden und wird ihm zum Segen werden. Auch in der Heimat ist dieser Segen des Krieges zu spüren. Je länger der Krieg währt, um so weniger Familien, die nicht schwere Verluste erlitten! Wie sollte dies ohne innere Wirkung bleiben? Doch schon wird hier und da geklagt, daß die alte Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit wieder einreißt, daß der persönliche Eigennuß sich wieder zu bereichern sucht auf Kosten des um sein Leben ringenden Volkes, daß die Opferfreudigkeit bereits zu erlahmen beginnt, zumal in den oberen Schichten. Da gilt es, alle Kräfte anzuspannen in dem Kampf gegen Gottlosigkeit und Zuchtlosigkeit, auf daß nicht das im Felde religiös-sittlich gereifte Heer wieder aufgenommen wird nach seiner Heimkehr von dem alten unerneuerten Geist, dem der Krieg ein Ende gemacht zu haben schien. Daß die Hoffnung vieler ersten Christen im Krieg 1870/71 sich nicht erfüllte, die Hoffnung auf eine innere Wiedergeburt des deutschen Volkes wie einst in den Befreiungskriegen, das mag vor allem hierin begründet gewesen sein: die von den Schrecken des Krieges im eigenen Lande verschont gebliebene heimische Bevölkerung konnte nicht zu einer wirklichen inneren Umkehr und Hinkehr zu Gott geführt werden, und so verloren sich auch die religiös-sittlichen Eindrücke des Krieges binnen kurzem. Die Kirche hat allen Grund, der Wiederkehr der gleichen Erfahrung mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Die Gemeinden müssen immer aufs neue angeleitet werden, den ganzen furchtbaren Ernst des Krieges sich zu Herzen zu nehmen und ihn innerlich mit zu durchleben, auf daß die gnädige Heimsuchung Gottes im Kriege auch daheim erkannt und verarbeitet wird zum Heil der Seele.“ Hört die Not auf, so hört meist auch das Beten auf. Das ist leider eine schier allgemeine Erfahrung, nicht bloß in der Kriegs-, sondern auch in der Friedenszeit.

„Gott strafe England!“ Die Blätter brachten die Nachricht, und die Feldbriefe bestätigten es, daß in den deutschen Schützengräben ein neuer Gruß zur Einführung komme; statt „Guten Tag!“ oder „Guten Morgen!“ heißt es: „Gott strafe England!“ und die Antwort: „Er strafe es!“ Der Gruß drang auch in die Heimat herüber; man hört ihn auf der Eisenbahn gesprochen, von Kindern, die im Geschäft etwas kaufen wollen; neulich rief sogar eine ganze Schulkasse ihrem Lehrer den Morgengruß entgegen: „Gott strafe England!“ Kein menschlich betrachtet, kann man diesen Gruß verstehen. Das deutsche Volk ist getränkt von dem Unglück, das ihm England bereitet; auf hundert Fragen seines Jammers findet es immer nur dieselbe Antwort: England! Dazu die fast täglich einlaufenden Nachrichten englischer Großsprecherei, englischer Gewalttätigkeit, englischer Verleumdung, englischer Lüge, englischer Rechtsbrüche; das Volk, das allein zur Wahrung des Rechts den Krieg an Deutschland erklärt haben will, wälzt sich seitdem in Rechtsbrüchen und Vergewaltigungen; das Maß ist zu voll geworden.

als daß es länger mit Gleichmut ertragen würde. „Gott strafe England!“ spricht der Zorn. Aber ob dieser Zorn ein heiliger ist? Es ist geradezu auffallend, mit welcher Einmütigkeit fast alle deutschen Christen den Gruß ablehnen, ja über ihn erschrecken. Sie nennen ihn eine Verwünschungsformel, die Gottes heiligen Namen zum Werkzeug ihrer Strafanwünschungen gebrauche. Sie haben die starke Empfindung, daß sich in dieses Wort ein unchristlicher Haß kleidet, der vernichten und zertrümmern will und nun gar den Namen Gottes benützt, um recht deutlich zu werden. . . . „Herr, habere mit meinen Gade-  
rern!“ jawohl, das können wir allezeit beten. Und wir vertrauen zu Gott, daß er England seinen starken Arm fühlen lasse und es auf die Knie zwingt: „Herunter, du Tochter Babel, setze dich in den Staub!“ (Jes. 47, 1.) Aber hassen, verwünschen dürfen wir nicht; sonst ver-  
lehren wir die Gnade Gottes, auf die wir hoffen, in ihr Gegenteil; Gott erhört nicht die Hassenden. Wäre noch Raum, und soll es durch-  
aus ein neuer Kriegsgruß werden, so würden wir einen andern vor-  
schlagen: „Gott helfe Deutschland!“ und die Antwort: „Gott mit uns!“  
(A. E. L. K.)

**Unterdrückung des Deutschtums in Rußland.** In den Ostseepro-  
vinzen Rußlands wird die Lage der Deutschen immer unhaltbarer. Nun ist der letzte vernichtende Schlag gegen die Univerſität Dorpat geführt worden: die theologische Fakultät, deren Mitglieder noch Deutsch lesen durften, ist aufgehoben und soll durch ein lettisches und estnisches Seminar für Theologiestudium ersetzt werden. In ernste Erwägung wird das Verbot, deutsche Gottesdienste abzuhalten, gezogen. Ein lutherischer Prediger, der ins Kirchengebet auch eins für die Feinde im Felde einschloß, ist verhaftet worden. Zwei Mitglieder des estländischen Adels sind, was allgemeines Entsetzen erregt, zu einem Jahr Arrestantenkompagnie (Zwangsarbeit) verurteilt worden unter dem Vorwande, sie hätten bei der Pferdeaushebung ein Pferd zu wenig angegeben, tatsächlich aber, um hervorragende Vertreter des verhaßten deutschen Adels zu treffen. Die Ritterschaft hat sich an den Kaiser gewendet; eine Antwort ist bisher nicht erfolgt. In Riga darf kein Wort Deutsch auf der Straße gesprochen werden; auch mußten die deutschen Schilder von den Wohnungsthüren entfernt werden. (Ref.)

**Zivilisation und Kultur.** Ganghofer teilt in den „M. N. N.“ folgende im Hauptquartier gemachten Äußerungen des deutschen Kaisers mit: „Viele von den Leuten, die uns Deutsche immer nach Äußerlichkeiten des Schloffes beurteilen und uns immer Barbaren nennen, scheinen nicht zu wissen, daß zwischen Zivilisation und Kultur ein großer Unterschied ist. England ist gewiß eine höchst zivilisierte Nation. Im Salon merkt man das immer. Aber Kultur haben, bedeutet: tiefstes Gewissen und höchste Moral besitzen. Moral und Gewissen haben meine Deutschen. Wenn man im Ausland von mir sagt, ich hätte die Absicht, ein Weltreich zu gründen, so ist das der heiterste Unſinn, der je

über mich geredet wurde. Aber in der Moral, im Gewissen und im Fleiß der Deutschen steckt eine erobernde Kraft, die sich die Welt erschließen wird.“ Aber auch der Kultur, wie der Kaiser sie deutet, fehlt ohne die christliche Religion die sichere Grundlage.

**Folgendes Kriegsglaubensbekenntnis** wurde von S. Lavedan auf einer Pariser Bühne vorgetragen: „Credo. Ich glaube an den Sieg unserer Soldaten, an das Wissen und die Hingabe unserer Führer. Ich glaube an das ewige, unvergängliche und notwendige Frankreich. Ich glaube an den Preis des Schmerzes und das Verdienst der Hoffnung. Ich glaube an das Blut der Wunde, an das Wasser des Wehwasserkrasses, an das Feuer der Artillerie, an die Flamme der Wachskerze und die Perle des Rosenkranzes. Ich glaube an die heiligen Gelübde der Greise und die allmächtige Unwissenheit der Kinder. Ich glaube an das Gebet der Frauen, an die heldenhafte Schlaflosigkeit der Gatten, an die fromme Ruhe der Ritter, an die Reinheit unserer Sache und den unbesleckten Ruhm unserer Fahnen. Ich glaube an unsere große Vergangenheit, an unsere große Gegenwart und die größere Zukunft. Ich glaube an die eisenbewaffneten Hände und an die Hände, die zum Gebet gefaltet sind. Ich glaube an uns. Ich glaube an Gott. Ich glaube, ich glaube.“ — Solche Narrheiten und Gottlosigkeiten zeugen davon, wie öde, wüste und leer das Herz eines Menschen ist, das seinen Gott verloren hat. F. B.

„Das ist's, was uns fehlt!“ sagten die Franzosen. In den vielbeachteten Kriegsberichten des *Giornale d'Italia* gibt Cabasino Renda eine Schilderung von einem Feldgottesdienst auf dem Lothringischen Kriegsschauplatz, in der es zum Schlusse folgendermaßen heißt: „Ich komme damit auf ein Thema, das ich schon des öfteren in meinen Kriegsberichten behandelt habe: das Thema des religiösen Gefühls, das mir die stärkste Kraft des deutschen Heeres in diesem Kriege zu sein scheint. Denn es erhebt diese Menschen, die in jeder Minute zwischen Leben und Tod stehen, zu einer geistigen Höhe, die sie von der Hörigkeit der Mühe und des Schmerzes befreit. Es ist eine unermessliche Kraft, die ihre Wurzeln im Geistigen hat und von hier zu einer körperlichen Gewalt heranwächst, die kein Hindernis kennt und keine Mühe scheut, eine Gewalt, die den Massen das Heldentum verleiht, das bisher nur die Tugend der Individuen zu sein schien. Welche Armeen verfügen denn heute noch über eine solche Kraft? Schon Bismarck schrieb in einem Briefe an seine Frau nach der Einnahme von Paris die Worte: ‚Vorigen Donnerstag wohnten Tausende von Parisern der Kirchenparade unserer Truppen bei. Und als das Kommando ‚Helm ab zum Gebet!‘ ertönte, entblöhten alle diese Zuschauer ihr Haupt, und viele murmelten seufzend: Voilà ce qui nous manque!‘ Und so ist es auch. Aber Religiosität und Gottvertrauen kann man sich eben nicht so im Handumdrehen anschaffen, so wenig wie die militärische Disziplin und Tüchtigkeit.“



Das Friedensgebet, das nach Anordnung des Papstes in allen katholischen Kirchen veranstaltet werden sollte, scheint nicht nach dem Geschmack der französischen Regierung zu sein. Nach einer in Rom vorliegenden Meldung wurde der Text des Gebets konfisziert, und das Verbot soll so lange aufrechterhalten bleiben, bis eine amtliche Interpretation des Gebetes vorliegt. Damit wird sich die französische Regierung bei der Kurie, die sie neuerdings wieder unwarb, einen schlechten Dienst getan haben. In Rom ist man empfindlich und schnell verschnipft. Vermutlich befürchteten die französischen Machthaber, die Friedensgebete könnten der Friedenspropaganda neue Nahrung zuführen.

**Zionismus und der Krieg.** In Palästina wurde eine jüdische Legion gebildet, die dem Sultan ihre Dienste anbot und bereits ins Feld gezogen ist. Wer diese Notiz mit biblisch erleuchteten Augen liest, der findet etwas in diesen Zeilen, was ihn wunderbar durchzuckt. Wiederum ein Zeichen der Zeit! Israel, das alte Streitervolk, das Volk der Kriegshelden, das die Kriege des Herrn führte, das mit dem Selbstzeugnis auftreten konnte: „Israel, wer ist dir gleich?“ — das Volk, das aber auch, nachdem es seinen Messias ans Kreuz gebracht, als Volk untergegangen war im weiten Völkermeere, das zerstreut in alle Welt, fast zweitausend Jahre herumirrte ohne Vaterland, ohne Heimat; das Volk, so viel verachtet, dem die Uniformen, besonders höherer militärischer Chargen, in vielen Ländern verweigert wurden; das Volk, das trotz der Verstoßung doch noch die herrliche Verheißung hat, wieder gesammelt zu werden, wieder die Heimat zu besitzen, wieder als Gottesvolk unter den Nationen dazustehen, dieses Volk steht wieder — man ist fast versucht zu sagen: als Nation — in Waffen! Wunderbar! Noch vor hundert Jahren durfte in dem Gelobten Lande kein Jude ansässig werden. Seitdem es gestattet ist, und der Geist des Zionismus das Volk gewedt hat, sind Scharen von Juden eingezogen, so daß Jerusalem heute schon zu zwei Dritteln jüdisch sein soll. Die jüdische Sprache wird gesprochen, und hebräische Zeitungen erscheinen. Und was zeitigt dazu der heutige Weltkrieg? Ein Heer Israels! Ein jüdisches Freiwilligenkorps! Eine jüdische Legion! Im Heiligen Lande haben sich bisher 6000 Juden als Teilnehmer am Feldzuge gegen Rußland einschreiben lassen. Die Juden in Jaffa sammeln eifrig große Beiträge zur Beschaffung eines Luftschiffes, das den Namen „Israel“ führen soll. — So schreibt das Blatt „Auf der Warte“. Auch die Alliierten appellieren an die chiliastischen Träume der Zionisten, indem sie für den Fall, daß sie siegen, den Juden die Rückgabe Palästinas verheißen zur Aufrihtung des „Königreichs Judas“.

**Katholische Statistik.** *The Official Catholic Directory* (P. J. Kennedy & Sons, New York) gibt für 1914 u. a. folgende Zahlen: 16,309,310 Katholiken in den Vereinigten Staaten; Zunahme: 241,325; Zunahme in den letzten zehn Jahren: 3,846,517, in dem

letzten zwanzig Jahren: 7,231,445; Zahl der Geistlichen: 18,991, davon 14,008 Weltgeistliche und 4986 Ordensgeistliche; Zunahme der Priester: 426; auf Priesterseminaren Studierende: 6770; Colleges für Knaben: 229; Akademien für Mädchen: 284; Waisenhäuser: 284 mit 45,742 Kindern.

**Spanische Protestanten und der Krieg.** Die „A. E. L. R.“ schreibt: „In Nr. 7 der Beilage des ‚Reichsboten‘, ‚Kirche und Schule‘, wird behauptet, daß die spanischen Protestanten durchweg deutschfeindlich gesinnt seien, und solche Gesinnung wird als schnöder Undank bezeichnet gegen die Wohlthaten, welche sie durch lange Jahre her von Deutschland erhalten haben. Da ist ein großer Irrtum untergelaufen. Diejenigen spanischen Protestanten, welche durch den verstorbenen P. Friß Fliedner das Evangelium erhalten haben, diejenigen Lehrer und Pfarrer, welche diesen Gemeinden vorstehen und in dem evangelischen Gymnasium in Madrid, das gleichfalls von P. Friß Fliedner begründet wurde, ihre Erziehung genossen haben, sind keineswegs deutschfeindlich gesinnt, sie beten vielmehr mit uns um den Sieg des Rechts und der deutschen Waffen. Es gibt aber freilich von Anbeginn, das heißt, vom Jahre 1669 an, eine ganze Anzahl von spanisch-evangelischen Gemeinden, welche von Engländern und Schotten begründet und unterstützt wurden, deren Lehrer und Pfarrer von Engländern erzogen wurden. Daß diese die Kriegsfrage durch die Engländerbrille ansehen, daß sie mit ihren Sympathien auf der Seite ihrer Lehrer stehen, kann füglich nicht wundernehmen, um so weniger, als in den ersten Wochen fast nur französische und englische Darstellungen der Kriegursachen in Spanien verbreitet wurden. Gerade hier aber hat die deutsche Mission mit ihren Vertretern und ganz besonders mit ihren Buchhandlungen in Madrid und Barcelona aufklärend gewirkt, und ihr ist es zu nicht geringem Teile zu verdanken, wenn in einem großen Teile der spanischen Presse und des spanischen Volkes die Sympathien für Deutschland überwiegen. Daß freilich unbelehrbare radikale Zeitschriften noch immer für die französische Republik schwärmen, nimmt den nicht wunder, der weiß, daß die Herren Zeitungsschreiber durchweg ihre höhere Bildung in Paris genossen haben und meist keine andere fremde Sprache als Französisch können, auch vielfach mit dem französischen Atheismus sympathisieren. Es leuchtet aber ein, daß gerade jetzt die deutsch-evangelische Arbeit dort eine doppelt wichtige Aufgabe zu verrichten hat, und daß die Arbeiter, welche dort so treu auf ihrem Posten stehen, die Gemeinden und Lehrer, welche in unserm Geiste wirken und beten, vielmehr die wärmste Unterstützung verdienen.“

**Gottes Wort in Rußland.** Aus Rußland ist die „Gesellschaft zur freien Verteilung des Wortes Gottes“ in London um Überlassung von einer Million Evangelien gebeten worden. Es soll in Rußland zurzeit ein großer Hunger nach dem Worte Gottes bestehen. Verwundete Soldaten, die in den Lazaretten liegen, sagen zu denen, die ihnen

Zeitungen und Traktate anbieten: „Diese möchten wir nicht; wir möchten Gottes Wort.“ Als die Zarin kürzlich die Verwundeten an der Front besuchte, hat sie unter ihnen 200,000 Evangelien verteilt. Seit dem zehnten und elften Jahrhundert soll in Rußland kein solcher Hunger nach dem Worte Gottes bestanden haben wie jetzt.

**Krieg und Aberglaube.** Wir haben schon früher einmal darauf hingewiesen, daß auch der Aberglaube durch Anbietung von Amuletten sich den Krieg zunutze macht. Es nimmt aber dieser Aberglaube sehr verschiedene Formen an, deren einige hier ans Licht gezogen werden sollen. Es werden außer jenen Amuletten nach astrologischer Berechnung (Stück 20 bis 30 Mark) auch „Kugelsegen“ (Stück 50 Pfennig) von leichtgläubigen Frauen den ins Feld ziehenden Männern mitgegeben oder nachgesandt. Ferner steht der Unfug der „Himmelsbriefe“ und der „Kettenbriefe“ in hoher Blüte. Uns sind in kurzer Zeit mehrere solche „Kettenbriefe“ vorgelegt worden, die ein Gebet enthalten mit der Aufforderung, dasselbe neun Tage lang je einmal abzuschreiben und ohne Namen an eine bekannte Person zu senden, und mit der Verheißung, daß jedem, der das tue, in neun Tagen ein großes Glück widerfahren, im Unterlassungsfalle aber ein Unglück zustoßen werde. Es bedarf wohl für unsere Leser keines Hinweises darauf, daß das ein abergläubischer Mißbrauch des göttlichen Namens und Wortes und zugleich Tagewählerei ist. Der „Himmelsbrief“, deren nie so viel bestellt und gedruckt worden sind wie jetzt (Stück 25 Pfennig), ist, wie der „Reichsbote“ schreibt, französischen Ursprungs. Der Erzengel Michael soll ihn in Jesu Auftrag direkt vom Himmel gebracht haben. Er ist „mit güldenen Buchstaben geschrieben und zu sehen in der Michaeliskirche zu St. Germain, allwo der Brief über der Taufe schwebt“. Am Schlusse desselben heißt es: „Wer den Brief in seinem Hause hat oder bei sich trägt, dem wird kein Donnerwetter schaden, und ihr sollt vor Feuer und Wasser behütet werden.“ Jeder Christ, der nur einige Erkenntnis besitzt, wird ja erkennen, daß dies römischer Aberglaube ist. Feiner tritt aber der Aberglaube auf, wenn Soldaten sich etwa den 91. Psalm abschreiben, um ihn auf der Brust zu tragen, oder auch den Psalter deshalb bei sich tragen, weil der 91. Psalm drin steht. Denn es kommt solchen dabei nur auf die Worte des 7. Verses an: „Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen.“ Sie meinen nämlich, diese Worte an sich (gedruckt oder geschrieben auf der Brust getragen) seien ein Schutz gegen feindliche Kugeln. Das ist aber geradesogut Aberglaube als das Beisichtragen von Himmelsbriefen und Amuletten. Denn wohl ist jenes Wort des Psalmisten eine herrliche Verheißung, aber nur für die Gläubigen, und auch für diese keine unbedingte Verheißung Leiblicher Bewahrung, sondern eine Stärkung und Ermunterung zur Furchtlosigkeit, die bei den wahren Christen allemal verbunden ist mit demütiger Ergebung in Gottes Willen. (E. L. F.)

**Analphabeten.** In Deutschland war die Analphabetenziffer auf 0.95 vom Hundert gesunken, in England beträgt sie 1, in Frankreich 4, in Belgien über 10, im europäischen Rußland über 75 vom Hundert. In Wahrheit aber steht es noch viel schlimmer. 1907 stellte der französische Abgeordnete Buiffon fest, daß wenigstens 20,000 junge Franzosen bis zum zwanzigsten Jahre keinen Unterricht erhalten. In Rußland besucht weit weniger als die Hälfte der männlichen Jugend eine Schule, und auch das nur zwischen acht und zwölf Jahren; Belgien aber kommt gleich hinter Rußland.

**über die Verheerungen, die der Alkohol in Frankreich angerichtet hat,** geben folgende Zahlen erschütternden Aufschluß. In einem Kanton der Normandie ist die Bevölkerung seit 100 Jahren von 11,907 auf 8857 gesunken, dagegen die Zahl der Schnapsstätten von 22 auf 1740, die Zahl der Totgeborenen von 0 auf 47, die Zahl der Rekruten unter dem Mindestmaß von 0 auf 20, die Zahl der andern invaliden Rekruten von 8 auf 31, die der Geistesgestörten von 2 auf 19, die der Selbstmorde von 2 auf 8, die der verurteilten Verbrecher von 8 auf 176, die der unehelichen Geburten von 5 Prozent auf 33 ½ Prozent gestiegen. — Mehr noch als der Schnaps ist wohl Atheismus der „Alkohol“, auf dessen Rechnung die genannten Verheerungen in Frankreich zu stehen kommen.

F. B.

---

## Literatur.

**Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.,** ist erschienen:

1. „Protestantism versus Romanism.“ By Rev. W. Hallerberg. (3 Cts.; das Duzend 24 Cts.; 100 Stück \$1.00 und Porto.) Eignet sich gut zur Massenverbreitung bei Reformationsfestfeiern und sonst.

2. „First Things First.“ Talks on the Catechism. By Louis Birk. (25 Cts.) Dies Büchlein bringt die alte lutherische Wahrheit in neuer, insbesondere für die Jugend anziehender Form. Aus einem nackten, pädagogisch wenig anziehenden Lehrbuch macht die Weise Birk's angenehme, fesselnde Lektüre.

F. B.

**Keuschheit und Zucht.** Allen Christen, sonderlich den Eheleuten und solchen, die in den heiligen Ehestand einzutreten gedenken, zur Belehrung dargeboten von Paul E. Kreßmann. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 25 Cts.

Der Subtitel dieser Schrift, die wir bestens empfehlen können, gibt den Inhalt also an: „Was lehrt die Schrift durch Gebot und Exempel von ehelicher und außerehelicher Keuschheit, von den Beziehungen und dem Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern, von Verlobung, von dem Verhältnis zwischen Mann und Weib in der Ehe und von den Verpflichtungen und der Verantwortlichkeit des Lebens im heiligen Ehestande?“

F. B.

**Die Offenbarung St. Johannis.** Erklärt von L. Harms. Neunte Auflage. Verlag der Missionshandlung in Hermannsburg. M. 1.70.

Im Vorwort schreibt Theodor Harms von dieser Schrift seines Bruders: „Es ist mir nicht leicht geworden, ‚Die Offenbarung St. Johannis, erklärt von L. Harms, herauszugeben, sowohl deshalb nicht, weil ich, wie ich offen bekenne,

meines saligen Bruders Anschauung von der Offenbarung St. Johannis in vielen Punkten nicht teile, als auch deshalb nicht, weil er selber nichts Handschriftliches darüber hinterlassen hat. Indes das erstere konnte mich nicht zurückhalten, weil ich jede Auffassung des wunderbaren Buches gelten lassen muß, wenn sie nicht gegen das Bekenntnis der Kirche ist, und meine eigene Auffassung nicht gelten lassen will und kann als die einzig richtige, obwohl ich glaube, daß sie mit dem Bekenntnis der Kirche stimmt, und das andere auch nicht, weil ich selbst meinen Bruder in der Auslegung der Offenbarung gehört habe und eine Nachschrift vor mir hatte, die sorgfältig und genau war.“ Vom Bekenntnis der lutherischen Kirche weicht diese in vieler Hinsicht instruktive Auslegung ab insonderheit in der Lehre vom Sonntag und vom Antichristen. F. B.

**Johannes Hus, ein Wahrheitszeuge.** Gedenkblatt zur 500jährigen Gedächtnisfeier seines Jungentodes am 6. Juli 1915. Von N. Gauri. 64 Seiten Großoktav. Umschlag-Zeichnung von Prof. G. Bachmann. Mit 22 Illustrationen nach Gemälden und Stichen berühmter Meister und 7 Originalzeichnungen von W. Ritter nebst einer Kunstdruckbeilage. Verlag von J. Blanke, Emmishofen, Schweiz. 20 Cts. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

„Auf dem Schlachtfelde des Geistes hat Johannes Hus, einer der Reformatoren vor der Reformation den Heldentod erlitten, und er verdient es, daß ihm zum Gedächtnis seines Märtyrertodes solch ein Denkmal gesetzt wird, wie es Gauri mit seinem schönen Buche getan hat. Das Buch schildert, wie dieser edle Wahrheitszeuge, durch all das namenlose Leiden, das die Feinde der Wahrheit über ihn bringen, immer mehr geläutert, ähnlich Luther einer Welt voll Irrtum und Falschheit entgegentritt, vom wortbrüchigen Kaiser schmachvoll im Stich gelassen, seinen rachsüchtigen Gegnern preisgegeben, aus der Bestlucht unmenslicher Kerkerhaft zu Verhör zu Verhör geschleppt, endlich von einem Konzil, das doch zur Reformation der Kirche zusammengerufen war, dem Scheiterhaufen überliefert wird.“ Nur selten sieht man sich veranlaßt, eine Ausstellung zu machen, z. B. wenn Luthers Wahllehre mit Calvins auf gleiche Stufe gestellt wird. Der Verfasser schreibt: „Auf dem Pergament eines hufittischen Gesangbuches finden sich als Randzeichnungen zu einem Lied auf das Gedächtnis des Magisters Hus drei Rundbildchen, auf deren oberstem John Willif aus dem Steine Funken schlägt, während auf dem Mittelbilde Johannes Hus mit den Funken Kohlen in Brand setzt, und auf dem untersten Martin Luther die lodrende Fadel schwingt, die er an jenem Feuer entzündete. Wenn wir nicht bloß auf den äußeren Zusammenhang der Geschehnisse achten, sondern an die heimlichen Unterströmungen denken, die im Geistesleben so bedeutsam sind, dann dürfen wir sagen: Die drei Bilder weisen jedem der drei Männer seine richtige Stelle zu. Hus hat in der Tat mit dem Funken, den Willif aus dem Steine schlug, das Feuer entzündet, das dann Luther zum Weltbrand entfacht hat. Gewiß hat Gott uns durch andere Werkzeuge das Licht des Evangeliums heller aufleuchten lassen, als es Hus geleuchtet hat. Darum bleibt er uns doch teuer als einer derjenigen, die die evangelische Heilswahrheit aus den Hüllen und Banden römischen Kirchenwesens und päpstlicher Machtansprüche herausgeholt haben, so daß wir nun ungehemmt und getrost die Kraft des Evangeliums von Christo Jesu wieder erfahren und dadurch von aller Furcht und allem Schaden genesen dürfen.“ Die Rechtfertigungslehre, die Luther zum eigentlichen Reformator der Kirche macht, war Hus noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen. Das Buch eignet sich vorzüglich für die Lektüre und für Vorträge in christlichen Vereinen. F. B.

**SERMONS ON THE CATECHISM.** By C. Abbetmeyer, J. Huchthausen, and J. Plocher. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.25.

Dieser Band von VIII + 378 Seiten bietet Predigten, die an Gründlichkeit, Klarheit, gefälliger Form und korrekter, fließender Sprache wenig zu wünschen übriglassen. Unsern Pastoren, Lehrern und Laien möchten wir hiermit diese Predigten aufs wärmste empfohlen haben. F. B.

THE KING, THE KAISER, AND IRISH FREEDOM. By James K. McGuire.  
The Devin-Adair Company, 437 Fifth Ave., New York.  
\$1.50.

Der Zweck dieser interessanten Schrift von 313 Seiten ist ein dreifacher: 1. die Berechtigung der deutschen Sache im gegenwärtigen Weltkrieg darzutun; 2. den Druck zu schildern, welchen England seit Jahrhunderten auf Irland und seine Entwicklung ausgeübt hat; 3. die Irländer davon zu überzeugen, daß alle ihre Freiheits Hoffnungen für Irland geknüpft sind an den Sieg der deutschen Waffen, und daß darum Redmond, der Irland jetzt für den ungerechten Krieg, den England über Deutschland gebracht hat, zu begeistern suche, als der größte gegenwärtige Feind Irlands zu betrachten sei. — Tatsache ist, daß Irland seit Jahrhunderten zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben worden ist, der Geldmacht Englands, die es bisher in keiner Weise hat ökonomisch aufkommen lassen, und der römischen Hierarchie, die es je und je im Interesse der päpstlichen Welt Herrschaft ausgeschlachtet hat. Wir zweifeln nicht daran, daß das in mancher Beziehung begabte irische Volk sich hoch entwickeln würde, wenn es aus den Fesseln dieser beiden Mächte befreit oder gar zu der geistlichen Freiheit gelangen würde, die das Evangelium von Christo schenkt. Den Deutschen spendet McGuire u. a. folgendes Lob: "No country, excepting the United States, perhaps, has, in the past forty years, made such advances in economic production as Germany. Americans owe this wonderful people a great debt for the instruction the Germans have given them in chemistry, medicine, surgery, electricity, in waterpower development, inventions, and various discoveries and improvements in art and science. The Germans taught our farmers how to avoid waste, and how to increase crops. Their municipal governments are the models from which our progressive city officials draw their most valuable lessons. Germany was the successful pioneer in workmen's compensation laws, which were first copied in this country by Wisconsin, where the Germans are so numerous and influential. Insurance against accident, disease, death, and old age is thirty years old in the Fatherland. The German success, against great natural obstacles, is due to a wonderful spirit of cooperative effort, organization, thoroughness, and solidarity. We know the traits of the Germans in America. A people who can hymn for the Fatherland on the battlefield, who love their homes, and who are kindly and hospitable, their enemies will never convince us in the United States that they could become aggressors against the peace and civilization of the world. The Germans in America are the same in heart, in character, and in feeling as the people of the Fatherland. They could not be disloyal if they tried." Interessant ist auch folgende Bemerkung: "It is a curious fact in the history of Ireland that a majority of her foremost rebels have been Protestants, as well as being poets and writers."

J. P.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Für die innere Gespaltenheit der reformierten Gemeinschaften legt ein Vorkommnis aus allerneuester Zeit wieder ein bereitetes Zeugnis ab. Am 30. September v. J. versammelte sich das Exekutivkomitee der Presbyterian Church in the U. S. A. (diese Körperschaft umschließt trotz ihres Namens nur einen Teil der amerikanischen Presbyterianer) in Atlantic City, N. J., und faßte im Einklang mit einem Beschluß der letztjährigen Synodalversammlung (General Assembly) eine Empfehlung an alle Gemeinden ihrer Körperschaft, der Wiederkehr des Todestages Johann Hus' im Jahre 1915 durch einen Gedächtnisgottesdienst zu gedenken. Diesem Beschluß nun fügte das Komitee eine Declaration of the Essential Principles of the

Protestant Reformation bei und publizierte sie zusammen mit ihrem Beschluß in Sachen der Gussfeier. Diese Declaration enthält zwar manches, dem wir unsere Zustimmung versagen müssen, z. B. eine Forderung, daß die Bibel in den Staatschulen gelesen werde, der Staat müsse christlich sein, und einiges andere, ist aber in den Hauptsachen eine positiv-christliche Aussprache über die Lehren des Evangeliums. Erfreulich ist die Bezeichnung der Schrift als "the supreme, unquestionable authority in all matters of faith and morals" sowie die klare Aussage: "A fundamental principle of the Reformation is the absolute supremacy of the grace of God. Justification is by faith alone. The atoning work of Christ cannot be added to or taken from. The Church must not be put in the place of Christ. There can be no intermediary. The sacrifice of the Mass has no Scriptural recognition. There can be but one sacrifice for sin. Salvation is not by character or any human ability or experience, but by the blood of Christ alone." Das wird dann noch schön weiter ausgeführt. Besonders wird auch die Religionsfreiheit als ein köstliches Erbgut der Reformation hervorgehoben, und die Trennung von Kirche und Staat eifrig verfochten. Das Dokument trägt die Unterschrift des Präses (moderator) der Presbyterianer und des Sekretärs. Man meint, über eine solche Aussprache dürfe man sich nur freuen, besonders da sie von Leuten herrührt, die in der Presbyterianergemeinschaft, der sie angehören, hohes Ansehen genießen. Allein am 9. Dezember v. J. brachte der *Presbyterian* diesen Beschluß zum Abdruck nebst einem Protestbeschuß der Presbyterie von Cayuga, N. Y. Die protestierende Presbyterie erklärt, das Komitee habe keinen Auftrag gehabt, eine solche Declaration of Principles zu verfassen, und es sei Gefahr vorhanden, daß man die hier ausgeführte Lehrstellung als offizielle Lehre der presbyterianischen Gemeinschaft auf fasse. Unter den Verfassern des Protestbeschlusses sind der Präsident und zwei Professoren des Auburn Theological Seminary. Der *Presbyterian* nennt den Beschluß "significant and amazing" und fragt: "Does this presbytery deny that 'The Absolute Supremacy of the Word of God,' 'The Absolute Supremacy of the Grace of Christ,' and 'The General Priesthood of Believers' are essential principles of the Protestant Reformation? Or do they deny that the Presbyterian Church is distinctly and unequivocally committed to the principles of the Reformation? Or do they deny these principles themselves, whether they be Protestant, Presbyterian, or not? The Commission has done only what it was commanded to do. It appears to us that Cayuga Presbytery, with its Auburn leaders, ought to explain itself." Uns scheint die Aufregung des *Presbyterian* nicht gerechtfertigt. Eine Gemeinschaft, die zwei „Richtungen“ unter sich duldet, statt solche, die von dem gemeinschaftlichen Bekenntnis abweichen, von sich hinauszutun, muß genau solche Sachen erwarten, wie sie in dem Beschluß der Presbyterie Cayuga zutage getreten sind. G.

Differenzen in „Fundamentallehren“ und die „Chrllichkeit“. Daß ein Teil der reformierten Geistlichkeit unsers Landes gerade in der Hauptlehre von der Gottheit Christi wankend geworden ist, wird in positiv gerichteten Kreisen mit wachsender Besorgnis vermerkt. Der (methodistische) *Christian Advocate* berichtete kürzlich, daß ein Pastor bei seiner Einführung von einem seiner Gemeindeglieder gefragt wurde: "Do you believe in the divinity of Christ?" und daß die Antwort lautete: "I do not know what

you mean." Der *Advocate* bemerkt dazu, daß sei allerdings eine üble Antwort gewesen, doch tröstet er sich so: "Charity constrains one to believe the hesitating preacher was sincere. He may have had in mind the distinction between the divinity and the deity of Jesus Christ, which needs always to be made in these times." Das ist aber ein leidiger Trost; denn hielte der betreffende Prediger fest an der Lehre von der "deity" des Heilandes, so hätte er wohl nicht diese ausweichende Antwort gegeben, zu der nur Grund vorlag, wenn er einem Bekenntnis zur Wesensgotttheit (deity) Christi aus dem Wege gehen wollte. Auf eine Art Heuchelei — der beschönigende Ausdruck "duplicity", Zweideutigkeit, wird gebraucht — deren manche Prediger sich heutzutage schuldig machen, lenkt in diesem Zusammenhange der *Advocate* die Aufmerksamkeit des Lesers, indem er schreibt: "When they are compelled to expose their exact opinions, one discovers that they ascribe about the same kind of divinity, though greater in degree, to Jesus Christ which they declare belongs to all mankind. They do not believe in the deity of Jesus Christ, but they know that in many instances divinity and deity are regarded as identical by persons who do not reason carefully." Es herrsche überhaupt in dieser Frage "a vast deal of foggishness", und es habe den Anschein, als ob die Lehre, die auf den theologischen Anstalten vorgetragen wird, "has produced a degree of uncertainty on this doctrine among theological students preparing for the ministry in all denominations. From this evil our own Church is not exempt. We hear it said that the Young Men's Christian Association is infected with it. We wish there were no foundation for this charge. Knowing that many persons who call themselves thoroughly evangelical are most unsettled in their thought of Christ's person, it is well to ask those who come to us as teachers, 'Can you tell us precisely what you mean by the divinity of Christ?'" Es erinnert diese Warnung an den Fall Birkhead, der im Monat März dieses Jahres in methodistischen Streifen Aufsehen erregte. Birkhead war Pastor einer Methodistenkirche bei St. Louis und legte sein Amt nieder, weil er „nicht mehr an die Gottheit Christi glauben könne“. In seiner Erklärung gab Birkhead an, daß er in Union Seminary studiert habe. Seine Resignation wurde angenommen. Ein reformiertes Blatt macht dazu den Kommentar: "Dr. Birkhead retains enough of his *evangelical honesty* to cause him to leave the Methodist pulpit when he realized that he was not in accord with the doctrines in which he avowed his faith at the time of his ordination. If all the men who have ceased to believe in the evangelical truths would give up their pulpits and college and professorial chairs, it would bring great relief to the Protestant Church, and restore the respect of their fellow-men." Der *Philadelphia Public Ledger* sagte editorieell: "In resigning from the ministry of the Methodist Episcopal Church, on the ground that he no longer accepted its beliefs, Rev. L. M. Birkhead, of St. Louis, has done only what honor requires. Every Church has its standards, to which a clergyman usually subscribes in his oath of ordination. If subsequent study and reflection lead him so far out of harmony with the tenets he is authorized to represent and expound, common honesty demands that he should terminate the false relationship by withdrawal. There is still another reason. No man — and particularly a teacher of religion and ethics — can work effectively in a position that involves a suppression of his personal con-



victions. Churches allow sufficient leeway of interpretation to satisfy any clergyman if his belief in the few great fundamental articles of faith remains firm; but to continue as the paid exponent of discarded doctrines, when those doctrines are the main body of the Church's creed, is a form of duplicity and cowardice that even the rough-and-tumble man of the world cannot tolerate. A man can succeed in almost anything if he keeps his sincerity and enthusiasm, but he will fail in everything if his life, both private and public, is based on a lie." Aus diesen Worten redet einerseits das natürliche Gerechtigkeitsgefühl, andernteils aber auch die natürliche Vernunft, die sich gar nicht daran stößt, daß die kirchlichen Gemeinschaften gemeiniglich "sufficient leeway" erlauben, so daß ein Prediger in allen außer den „großen Fundamentallehren“ seine eigenen Gedanken auf der Kanzel, in Zeitschriften usw. vortragen kann. Gerade darin liegt ja die Ursache des Verfalls, der sich jetzt in allen reformierten Kirchen unsers Landes bemerkbar macht. Die „positiv“ gerichteten Kreise der Presbyterianer und der Methodisten hätten sich den Stummer erspart, der sie nun drückt, da sie den Unglauben Einzug halten sehen, ohne daß sie wirksame Schritte zur Abwehr tun können, wenn sie eben diese schriftwidrige Politik des "leeway" in „nichtfundamentalen“ Lehren nicht gurgeheißt und selber praktiziert hätten. Wo soll denn der "leeway" seine Grenze haben? Und was sind die „großen Fundamentallehren“, was die „kleinen“? Was ist schließlich „wesentlich“ im Christentum, was „unwesentlich“? Wo das Schriftprinzip fehlt, muß hier die größte Verwirrung herrschen. Man geht von ganz verschiedenen Definitionen des „fundamental“ aus. Es darf daher auch nicht ohne weiteres gesagt werden, daß solche Pastoren und öffentlichen Lehrer „unehrlich“ sind, wenn sie nun in ihren Stellungen verharren, trotzdem sie sich solcher Differenz bewußt sind. Sie mögen ehrlich glauben, es gehöre die Sache, um die es sich handelt -- sei es auch die Lehre von der satisfactio vicaria oder von der Inspiration oder von der Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater --, eben zu den Lehren, die mit dem praktischen Christentum, auf das allein es vielen reformierten Predigern jetzt ankommt, nichts zu schaffen habe, und es bilde daher eine Differenz in diesen Lehren, weil durchaus „unwesentlich“, keinen Grund zum Austritt aus ihrer kirchlichen Stellung. Durch den Grundsatz, daß eine Abirrung in nichtfundamentalen Lehrstücken noch keine Differenz trennen-der Art sei, hat man (gerade auch bei richtiger Definition von „nichtfundamental“) nicht nur die Schriftlehre von der Stellung, die ein Jünger Christi dem Irrtum gegenüber einnehmen soll, preisgegeben, sondern auch eine Konzession an den Irrtum gemacht, die sich eben deshalb bitter rächt, weil kein Mensch entscheiden kann, wo der "leeway" aufhören, und wo die Nötigung eintreten soll, sich von kirchlichen Ämtern loszusagen, wenn man anders ehrlicher Mensch bleiben will. Wirkhead hat als ehrlicher Mann gehandelt, indem er seine Stelle aufgab, als er Nationalist geworden war. Die Frage ist: Warum darf ein Methodist, wie das so oft der Fall ist, in andern Lehrstücken von der sonstigen Lehrweise seiner Kirche abweichen und trotzdem in Amt und Würden bleiben? Man kennt eben das Prinzip nicht, daß jede Abweichung von der Schriftlehre nach fruchtloser Erinnerung solchen, die an der Wahrheit festhalten, die Trennung zur unabwieslichen Pflicht macht, daß eben auch dieses konfessionelle Prinzip selber auf Schriftlehre beruht, so gewiß, wie unsere Kirchenlehre von der

Verföhnung, von der Rechtfertigung, von der Gottheit Christi auf Schriftlehre beruht. Man will in unbegreiflicher Verblendung nicht sehen, daß jede kirchliche Gemeinschaft mit solchen, die von der Lehre des göttlichen Wortes abweichen, nicht nur eine leicht verhängnisvoll werdende Konzeffion an den Irrtum ist, weil dieser aus der Duldung leicht zur Herrschaft sich fortentwickelt, sondern auch an sich ein Beiseitegehen von Schriftworten involviert, in denen so klar über diese Materie gehandelt wird wie an andern Stellen über den Artikel von der Rechtfertigung durch den Glauben, von der Gottheit Christi usw. G.

Die **Religious Education Association**, die mit solch lauten Trompetenstößen vor einem Jahrzehnt ihr Auftreten machte, und von welcher in evangelisch gerichteten Kreisen des reformierten Kirchentums die Hoffnung gehegt wurde, daß sie dem Mangel an passender religiöser Jugend-erziehung abhelfen werde, hat jetzt, wie es scheint, das bekannte Pulmotorstadium reformierter movements erreicht, in dem allerlei künstliche Wiederbelebungsversuche angewandt werden. Längst haben frühere eifrige Befürworter der Bewegung erkannt, daß sie einen Wechselbalg großgezogen, denn die R. E. A. entpuppte sich früh schon als eine Agentur für die neuere Theologie in volkstümlicher Verdünnung. Die Unitarier erlangten Kontrolle. Man hat sich auf den Versammlungen der Association in den letzten Jahren auch nicht mehr so viel mit religiösen Fragen als mit dem ethischen Wert der allgemeinen Studien auf amerikanischen Hochschulen und Universitäten und der in diesen gepflegten athletischen, dramatischen usw. Übungen beschäftigt. Mit Mühe und Not hat man aus den presbyterianischen Sonntagsschulen die "graded lessons" wieder entfernt, die aus der ersten Periode der R. E. A. stammten und mit der neueren Theologie vollständig durchseucht waren. Jetzt sucht man durch eine Verbindung mit dem Federal Council of Churches die R. E. A. wenigstens nominell noch am Leben zu halten, und dagegen wehren sich die positiv gerichteten Kreise der amerikanischen Reformierten. Der *Herald and Presbyter* erklärt, die R. E. A. sei "practically dead", und erinnert daran, wie sich dieselbe bald nach ihrer Gründung immer mehr zu einer Vertreterin des nackten Unglaubens entwickelt habe. "The earlier conventions of the association, say from 1904 on, were full of enthusiasm. Men from all denominations were on the programs, and all phases of religious education were discussed; but it soon became apparent that the leaders of the movement were making it an ally of the new destructive theology, and seeking to propagate this theology through the Sabbath-schools. At once evangelical men began to drop out. Fewer and fewer appeared each year. The convention two years ago was a complete failure. It was so manifestly under infidel direction that one church in which meetings were announced was closed against it, and a week later a great union meeting of evangelical churches protested against its unevangelical teachings." Der letzte Satz bezieht sich auf die Versammlung der R. E. A. in St. Louis im Jahre 1912. Der *Presbyterian* macht in einer Vespredung der R. E. A. und ihrer beabsichtigten Verschmelzung mit dem Federal Council geltend, daß dieses nur dazu dienen könne, bei evangelisch gerichteten Presbyterianern weitere Zweifel an dem Werte des Federal Council zu erwecken. "A man and an organization is each known by the company it seeks and keeps. We repeat what we have substantially said before, the Federal Council is becoming too powerful and too completely autonomous.

The evangelical churches have no check upon its actions. Its character and course depend upon the individuals comprising it. If the evangelical men who favor it desire to keep it in line with evangelical faith, they will need to speak out, and even contend. This will defeat its purpose. What is the good of a society with which one must ever strive, in order to keep it right? Will any help come from such fellowship? The dissolution of the Italian mission in San Francisco is a warning to the friends who have been trying to consolidate the evangelical and the liberal. It cannot be done, and the evangelical believers, after much patience, have arisen, and the day of separation is here. If the Federal Council expects to exist at all, it must take its stand on one side or the other of the line. It cannot be a half-breed, — this kind cannot live to-day. It virtually means liberal. Evangelical men realize this, and will withdraw, and when they do, it dies. Liberalism will not, and cannot, sustain it." Unbegreiflich ist, daß trotz solch übler Erfahrungen wie dieser mit der R. E. A. und dem Federal Council ernste Christen in den reformierten Gemeinschaften nicht endlich zu der Einsicht kommen, daß eine Föderation solcher, die im öffentlichen Bekenntnis noch getrennt stehen, überhaupt ein Zusammenhandeln solcher auf kirchlichem Gebiet, nur Ärgernis, Harm, Bitterkeit, persönliche Entzweiung und kirchliche Trennung oder aber Drangabe von Stücken göttlicher Wahrheit und schließlich Aufgabe der konfessionellen Stellung im Gefolge haben muß. Aber man hat eben zu lange mit solchen, die in sogenannten „nichtfundamentalen“ Lehrsünden „nicht ganz stimmen zu Königen“ glaubten, in kirchlicher Gemeinschaft gelebt. Man kennt das Prinzip nicht, das Luther in seinen bekannten Worten im Gespräch mit D. Georg Major so klassisch zum Ausdruck brachte: „Wer seine Lehre, Glauben und Bekenntnis für wahr, recht und gewiß hält, der kann mit andern, so falsche Lehre führen, nicht in einem Stalle stehen, noch immerdar gute Worte dem Teufel und seinen Schuppen geben. Ein Lehrer, der zu den Irrthümern stille schweigt und will gleichwohl ein rechter Lehrer sein, der ist ärger denn ein öffentlicher Schwärmer und tut mit seiner Heuchelei größeren Schaden denn ein Ketzer“ usw. Nur durch konsequente Praxis nach solcher Erkenntnis wäre den Christen in den reformierten Gemeinschaften geholfen. G.

Daß trotz großer Verbreitung der Bibel noch merkwürdig viel Unkenntnis ihres Inhaltes herrscht, ist eine Beobachtung, an die wir durch einen Artikel im episkopalen *Churchman* wieder erinnert werden. Der *Churchman* führt einen Katalog von Fehlern an, die in den Examenpapieren von Studenten „einer westlichen Universität“ sich fanden, und deren Echtheit von einem Rev. Charles Gardner bezeugt wird. Wir geben aus Rev. Gardner's Artikel einige Auszüge wieder: "Christ was born in Bethlehem 47/48 or 49 A. U. C.' 'A. U. C. means the time the city of Athens was built.' 'His parents were peasant people, but tracing his genealogy back several generations, he was of royal birth because of his grandfather David.' 'He was taught to recite prayers as well as the whole of the Roman law.' 'Pontius Pilate was the third procurator and a high priest, who was responsible to the Pope.' 'John the Baptist was the son of Rachel.' 'Palestine — Bounded on the west by the Desert of Sahara.' 'Jesus was the son of Joseph and Mary, who lived in the little Oriental town in Jerusalem called Galilee.' 'Bethlehem was sup-

posed to be his birthplace and Jerusalem his tribe.' 'A miracle is an event that takes its place in the natural order of things for the first time.' 'Nichodemus was the one who took Christ from the grave after the first resurrection, and then he became his follower.' 'Pilate was the high priest at the time of Christ's death.' 'Pilate was the high priest of the Jews who tried Christ.' In some cases the endeavor to modernize the story produces strange results. 'Joseph and Mary crossed the Jordan into Egypt, where Joseph received aid from what would now be called the Carpenters' Union.'" Was für ein Mangel an elementarer Geschichtskennntnis offenbart sich, wenn diese amerikanischen Univeritätsleute schreiben konnten: "The Sanhedrin met in the temple every morning except on Saints' Day." "The Sanhedrin was a body composed of about twelve ecclesiastics presided over by a bishop." "John the Baptist was a visualizer. Although of priestly stock, he was a Protestant preacher." "The priest and the Levite were both of them professed Christians; attending church regularly.'" Außerst naiv sind die Aussprüche, die sich an die christliche Lehre von der Person Christi anschließen, und von denen Rev. Gardner folgende registriert: Jesu Versuchung kann nur Einbildung gewesen sein; denn "it would take a lifetime to see the kingdoms of the world, and then one would not want to travel in the company of the devil." 'Christ was an exceptionally good man in his line. He was exceptionally smart.' 'I think Christ could not possibly have been a human being.' "And so all hope of the future life is taken away; hell being a myth." Die Examenpapiere wimmelten von absurden misquotations: "Weak as serpents and humble as a dove." "The story of the saints in wolfs' clothing." "Jacob had an elder brother, named Aesop." "Then all Palestine was made a Procurate under a Roman Pontus." "In chapters XIII to XVII (of John's Gospel) we are told that Christ washes the feet of his disciples, for which act they are seized with humidity and chastity." "Sapho, Herod's niece, danced before the king one night." Unter den alttestamentlichen Büchern wurden aufgezählt die Titel: "Paul," "Timothy," "1 and 2 Romans," Brief an die Königin, "Babylonians," "Philistines" und das Buch "Xerxes". Zum Neuen Testament gehörig wurden gerechnet: "Ruth," "Esther," "1 and 2 Judges," Brief an die "Thelesians" und das Buch "Lazarus". Das Traurige an der Sache ist, daß es sich hier nicht um Repräsentanten des erklärten Freidenkertums handelt. Unter der die Universität besuchenden Jugend wird weitaus der größte Teil als „kirchlich“ in der Statistik aufgeführt. Ein erschreckender Blick in die geistliche Verwahrlosung der amerikanischen Jugend, auch ihrer besseren Elemente, tut sich in solchen Zusammenstellungen auf. G.

## II. Ausland.

Wie die neuere Theologie unter Beibehaltung der alten kirchlichen Terminologie und Verwendung biblischer Ausdrücke ihren Unglauben an den Mann bringt, dafür liefert das Glaubensbekenntnis eines gewissen Prof. Dr. Arnold Meier in Zürich ein instruktives Beispiel. Ihm ist Jesus — was? „1. Eine große geschichtliche Persönlichkeit. 2. Der schlichte Begründer einer die Welt umfassenden Geistesbewegung, der besten und wichtigsten, welche die Welt gesehen, der Begründer unsers Glaubens. 3. Er ist der Befreier und Erwecker unserer Persönlichkeit, der starke Held, der uns

hineinzieht in sein Leben und Wesen, der ein Teil, der beste Teil, unſers Lebens wird. 4. Die Wirklichkeit deſſen, was ſonſt nur Wuſch und Ideal wäre — das war und iſt uns heute noch Jeſus.“ Bis auf die „Erweckung der Perſönlichkeit“ läßt ſich unter den meiſten dieſer Ausdrücke etwas vorſtellen; nur iſt klar, daß Prof. Meyer eben die chriſtliche Lehre von der Perſon und dem Amt Chriſti nicht teilt. Er verzichtet auch auf die „hergebrachte Auffaſſung“ mit Bewußtſein, da er „zwingende Gründe der Wahrhaftigkeit und der Religion“ habe, ſich von derſelben loſzufagen. Dieſe Gründe ſind: „1. Die moderne naturwiſſenſchaftliche Weltanſchauung; 2. Jeſus ſelbſt, der nicht Gott habe ſein wollen, auch nicht ein Wundertäter und überirdiſches Weſen.“ Prof. Meyer will nicht „zwei Götter“ haben. Die Lehre von der Dreieinigkeit, welche die zwei oder drei Perſonen wieder zuſammenbringen wolle, ſei nicht nur unbegreiflich, ſondern könne auch nicht „in die praktiſche Frömmigkeit hinübergeführt werden“! Die Dialektik Prof. Meyers ſcheint hier unbefriedigend. Der erſtgenannte Grund, die „wiſſenſchaftliche Weltanſchauung“, wird ausgeführt, als handle es ſich dabei um eine definierbare Größe, und läuft zudem auf einen Zirkelſchluß hinaus, weil die Unmöglichkeit des Wunders nicht zu den Reſultaten der „modernen wiſſenſchaftlichen Weltanſchauung“, ſondern zu ihren Prämiſſen und Poſtulataten gehört. Seinen zweiten Grund kann Prof. Meyer nur geltend machen, wenn er eben mit der höheren Kritik die Stellen in den Evangelien ausmerzt, die in ſonnenklaren Worten davon reden, daß Jeſus genau die Anſprüche ſtelle, die der Züricher Profeſſor in ſeinem Neuen Teſtament nicht findet. Trotz alledem betont er im nachfolgenden, daß die Gelehrten „Jeſum auch mit Recht ihren Erlöſer nennen. Wie“ (nämlich) „Jeſus nicht wußte, wo es hinaus wollte mit ſeiner Sache und mit ſeiner Perſon, ſo müſſen auch wir in den Tod hinein wie in ein dunkles, unbekanntes Land, in den unbekanntem Gotteswillen. Wir gehen hinein mit dem Wort: Vater, in deine Hände befehlen wir unſern Geiſt. Jeſu Kreuz, die Wirklichkeit und Gewißheit für den Sieg im Untergang und gerade durch den Untergang: damit ſind wir nicht vom Leid und vom Tod erlöſt, aber von der Furcht vorm Leid und vorm Tod.“ Niemand außer Prof. Meyer und ſolche, die es wie er zur „modernen wiſſenſchaftlichen Weltanſchauung“ gebracht haben, werden verſtehen, was das heißt. Daß aber Jeſus nicht gewußt habe, „wo es mit ihm und ſeiner Sache hinaus wollte“, kann man nur behaupten, nachdem man mit den Stellen, in denen Chriſtus ſeine Gottheit bezeugt, auch alle die Ausſagen ausſcheidet, in denen er mit der allergrößten Zuverſicht den Ausgang ſeiner Perſon, nämlich den Hingang zum Vater, in die Herrlichkeit, und den Ausgang ſeiner „Sache“, ſeines Reichs, zu Freunden und Feinden geredet hat. Und was bleibt von den evangelischen Berichten nach ſolchen Abſtrichen noch übrig? Von einer Erlöſung von Sünde und Schuld weiß Meyer nichts. „Die Kirche hat Sühne und Schuld und Gewißheit der Sündenbergebung an Chriſti Tod geknüpft im Anſchluß an die Sühnevorſtellungen und Opferriten des Altertums.“ Der Tod Jeſu iſt ihm nur der ſtärkſte Beweis, wie ernt es ihm mit ſeiner Heilsverkündigung war. „Das alles iſt uns Jeſus: die einzigartige geſchichtliche Perſönlichkeit, die, aller äußeren Machtmittel bar, allein durch ihre innere Größe die weltumfaſſende geiſtige Bewegung des Chriſtentums ſchuf. Der Begründer unſers Glaubens [!], unſers inneren Lebens, der, was wir ſonſt nur gewünscht und gehofft, in einem wirklichen Leben und Kampf bewährt und ſo zu geſchichtlicher Wirklichkeit gemacht hat. Oder wenn

wir alles dies zusammenfassen: Jesus zieht uns hinein in seinen Glauben an Gottes heilige Vaterliebe und in sein heiliges Liebesleben und macht uns wahrhaft froh und frei und verleiht unserm Leben wahren Wert und bleibende Bedeutung.“ Der alte Nationalismus konnte, weil man die „Quellenscheidung“ noch nicht verstand, solche Phrasen nur drehfeln, indem er zugleich gestand, daß der Rabbi Jeschua ben Jussuf aus Nazareth sich allerdings öfters irrthümlichen und exaltierten Vorstellungen über seine Person und Sendung hingegeben habe. Damit gab man aber denen, die aus ihrer Feindschaft gegen die Offenbarungsreligion weniger Hehl machten, Gelegenheit, die Aussagen Jesu über seine Gottheit, Präexistenz, Wundergabe ustr. einfach als Präntensionen eines Volksbetrügers hinzustellen. Dieser leidigen Konsequenz, für die man unter gläubigen Christen von vorneherein kein Gehör bekommen würde, ist die neuere Theologie überhoben, weil ihr die Textkritik in liebenswürdiger Weise alle Stellen als „unecht“ beseitigt hat, die Jesum zu etwas Höherem machen als zu einer „Persönlichkeit von bedeutender innerer Größe“. Nur so ist es dem modernen Unglauben möglich, als „wissenschaftliche Theologie“ seinen greulichen Betrug am christlichen Volk zu üben.

G.

„Los von England!“ Unter diesem Losungswort zieht durch das deutsche Volk seit Ausbruch des Krieges eine Bewegung, die sich die Ausscheidung spezifisch englischer Elemente aus dem kirchlichen Leben Deutschlands zum Ziel gesetzt hat. Der Einfluß Englands auf die evangelischen Kirchen Deutschlands datiert von dem Anfang des 19. Jahrhunderts her, als die pietistische Basler „Christentumsgesellschaft“ mit englischen Pietisten Beziehungen zu unterhalten begann, und die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft überall auf dem Festland ihre Niederlagen errichtete. Was aber vorher nur vereinzelt Wäde gewesen waren, wurde zum breiten Strom seit der Gründung der Evangelischen Allianz (London 1851), bei der auch mehrere Deutsche zugegen waren, und die einen norddeutschen und einen süddeutschen Zweig gründete. Bei der Berliner Tagung der Allianz (1857), zu der König Friedrich Wilhelm IV. selbst eingeladen hatte, wurde das stolze Wort gesprochen: „Es gibt keine Nordsee mehr“ (Sir Culling). Noch 1891 (Florenz) bekannte ein Vertreter Englands auf der Tagung der Allianz: „Wir schöpfen alle aus euren [deutschen] Büchern, aus den Quellen der Wissenschaft auf euren Universitäten.“ Um dieselbe Zeit schrieb D. Funke, der bekannte Bremer Schriftsteller, begeisterte und begeisternde Berichte über die Allianz, welche er in England in großartigen Versammlungen mitfeierte. Es folgten Beziehungen freundschaftlicher Art zu englischen Missionen im Ausland, und ein amtliches Siegel auf diese freundschaftlichen Beziehungen drückte die Gründung der Weltmissionskonferenz (Edinburg 1910), auf der von Anfang an der englische Einfluß überwog. Mit Rücksicht sowohl auf die evangelische internationale Allianz wie auch auf die Weltmissionskonferenz ist in den letzten Monaten in der kirchlichen öffentlichen Meinung Deutschlands ein großer Umschwung eingetreten. Man erkennt plötzlich wenigstens das Ungesunde und Schwärmerische, das diesen Bewegungen anhaftet, zum Teil auch die Drangabe des Bekenntnisses und den Unionismus, den die Allianz sowohl wie die Missionskonferenz involvierten. „Was hat diese ‚internationale‘ Allianz für Früchte getragen?“ wird in den „Theologischen Blättern“ (Straßburg) gefragt, und die Antwort lautet: „Keine gesunde! Es zeigt sich immer mehr, wie das

Mischmasch auf kirchlichem Gebiete nur zur Verwirrung der Geister und zur falschen Sicherheit führt. Man wählte sich eins mit allen ‚Christen‘ der Erde, und man merkte nicht, daß diese Einheit nur eine künstliche war, welche durch den großen Krieg endgültig zerrissen wurde. Was ist auch von der Weltmissionskonferenz geblieben, die allerlei Geister aus allen Himmelsgegenden zusammentronnmelte? Nichts als Dunst und Nebel. Die ‚Weltmission‘ hat einen schweren Schlag erlitten. Es zeigt sich, daß es nicht so leicht ist, die Völker im Sturme zu erobern, wie die Schwärmer träumen. Das Gleichnis vom Senforn, das ein langames Wachstum hat, soll uns zum Maßstabe dienen, wenn es sich darum handelt, zu beurteilen, wie das Reich Gottes auf Erden sich ausbreitet.“ Ähnlich hieß es kürzlich in der „Allgem. Ev.-Luth. Ntzschr.“: „Lange genug hat eine falsche Heiligungstheorie die klare Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, diesen Edelstein der Reformation, verdunkelt; die Lehre von der Taufe ist verwirrt, die Kindertaufe in gewissen Kreisen verächtlich gemacht, und alles, was man uns angepriesen hat als Heilmittel für die kranke Zeit, hat den Verfall unsers Volkes in religiöser und sittlicher Beziehung nicht aufhalten können. Will uns Gott durch den Krieg auch dafür die Augen öffnen? . . . Auf den Krüden der sogenannten ‚Allianz‘, die auf die geschichtlich gewordenen Bekenntnisse möglichst wenig Wert legt, sind jene Fremdkörper in die Kirche deutscher Nation eingebracht, ohne wirklich ernstlichen Widerstand zu finden.“ Ein „neutraler“ Beobachter möchte hier allerdings fragen, ob nicht die liberale Theologie und auch die Unentschiedenheit für „Positive“ mindestens ebensoviel Schuld an dem Verfall trägt, der hier beschrieben wird, als der Einfluß unionistischer Bewegungen, die von England aus ihren ersten Anstoß erhielten. Ein richtiges Urteil wird dann jedoch über diese Bewegungen gefällt, wenn es weiter heißt: „Wahrhaft verhängnisvoll wirkt das Wort ‚international‘ auf kirchlichem Gebiete. Was ist nicht alles ‚international‘? Auch das jetzt zu Boden gestampfte ‚Völkerrecht‘! Was bedeutet jetzt der Internationale Jünglingsbund und ähnliche Veranstaltungen auf dem Gebiete der Inneren Mission? Was bedeutet die Weltmissionskonferenz mit ihren englisch-amerikanischen Führern? Was will uns denn Gott der Herr sagen, wenn er uns durch den Weltkrieg alle diese Veranstaltungen zerbrochen vor die Füße wirft? Oder will er uns etwa damit nichts sagen? Hat er wirklich Wohlgefallen gehabt an diesem Missionsbetrieb nach englischem Muster? Hat er Wohlgefallen gehabt an dem Bestreben, die Missionsfache auf künstlichem Wege in die Kreise zu tragen, die wohl ein reges Interesse für Kolonisation haben, aber innerlich der Mission ferne stehen, weil sie dieselbe nicht auf betendem Herzen tragen können? Freilich, will man ‚Weltmission‘ (ein Wort von bestridendem Zauberflang) in englischem Geiste treiben, wenn die Welt wie im Sturm für den Herrn Christus erobert werden soll, dann muß man es den Welteroberern gleichtun. Aber hat der Herr uns dafür eine Verheißung gegeben? . . . Statt die stillen Wege unter dem Kreuze weiter zu gehen, gerät man in die Gefahr, Macht zu suchen nach Weise der Welt, imponierende Darstellung der Macht des Reiches Gottes nach außen hin. Und nun erfahren wir, daß Gott durch den Weltkrieg das alles mit einem Schlage still stellt.“ Tatsächlich ist die Arbeitsgemeinschaft zwischen den deutschen und englischen Missionsgesellschaften nun auch abgebrochen. Hervorragende deutsche Missionsmänner haben es für ihre Pflicht gehalten, in einem gemeinsamen Aufruf „an die

evangelischen Christen im Auslande“ die dortigen Missionskreise über die Gründe und die Folgen des Krieges aufzuklären. Gerade diese Kundgebung jedoch beweist, wie fern man in diesen Kreisen noch der Erkenntnis steht, die in dem oben mitgeteilten Ausspruch der „A. E. L. M.“ zum Ausdruck gekommen ist. Es heißt in diesem Aufruf nämlich: „Die Gemeinschaft mit den Christen der andern Länder im Gehorsam gegen den universalen Auftrag Jesu war uns heilige Freude. Wenn diese Gemeinschaft jetzt heillos zerbrochen ist; wenn die Völker, in denen Mission und Bruderliebe eine Macht zu werden begannen, in mörderischem Kriege durch Haß und Verbitterung verrothen; wenn in den germanischen Protestantismus ein schier unheilbarer Riß gebracht ist; wenn das christliche Europa ein edles Stück seiner Weltstellung einbüßt; wenn die heiligen Quellen, aus denen seine Völker Leben schöpfen und der nichtchristlichen Welt darreichen sollten, verunreinigt und verschüttet werden: so fällt die Schuld hieran . . . nicht auf unser Volk. . . . Aus tiefster Überzeugung müssen wir sie denen zuschieben, die das Netz der Kriegsverschwörung gegen Deutschland seit langem im Verborgenen arglistig gesponnen und jetzt über uns geworfen haben, um uns zu erstickten. Wir wenden uns an das Gewissen unserer christlichen Brüder im Auslande und schieben ihnen die Frage zu, was Gott jetzt von ihnen erwartet, und was geschehen kann und muß, damit nicht durch Verblendung und Nachlosigkeit in der großen Gottesstunde der Weltmission die Christenheit ihrer Kraft und Legitimation zum Botendienst an die nichtchristliche Menschheit beraubt werde.“ Gerade die Ansichten über Allianzwesen und Weltmission, die in den „Theologischen Blättern“ und der „A. E. L. M.“ als eine Ursache religiösen Verfalls und schwärmerischen Wuschmasches verurteilt werden, wirken hier in ungeschwächter Potenz nach. Man ist in diesen Streifen wohl politisch und sozial, nicht aber innerlich-geistig „los von England“.

G.

Weit mehr noch als durch die Allianz und den Missionskongreß ist das Kirchentum Deutschlands in den letzten Jahrzehnten durch eine Reihe anderer Erscheinungen beeinflusst worden, deren Ursprung auf englische Einwirkung zurückzuführen ist. Englischen Ursprungs sind zum Beispiel die Traktatgesellschaften, die lange Zeit auch geistig ganz im Sinne Englands standen. Man hat „viel englische Ware in deutscher, oft erst noch schlechter Übersetzung herübergenommen, ein Umstand, welcher lange Zeit, und nicht mit Unrecht, in unserm Volk ein Vorurteil gegen Traktäten erzeugt und genährt hat“, schreibt D. Wurster („Was jedermann von der Inneren Mission wissen muß“, S. 78). Andere haben sich auch vor dem dreibeheren Worte „Schund“ nicht gescheut. Englischen Ursprungs sind ferner (im Unterschied von den Jünglingsvereinen) die Christlichen Vereine Junger Männer (Y. M. C. A.), amerikanischen Ursprungs die Jugendbünde für Entschiedenens Christentum (Christian Endeavor). Hierzu kommt (auch teilweise mit diesem Vereinwesen verwandt) die englische Art in der „Evangelisation“, das heißt, der besonderen, neben der kirchlichen Arbeit hergehenden Verkündigung des göttlichen Wortes für lau gewordenes Christenvolk und für Entkirchlichte; sie ist schon in früheren Jahrzehnten auch in ernst kirchlichen, etwa „positiv“ gerichteten Kreisen unangenehm vermerkt worden. Solche Bedenken sind, wie die „Wartburg“ erinnert, „selbst gegen Männer von anerkannter christlicher Persönlichkeit wie Moody, Fearfall Smith u. a. gewiß nicht mit Unrecht laut geworden“. In demselben Zusammenhang erinnert



das genannte Blatt daran, daß schließlich „das Herrbild englischer Art in der Heilsarmee vor unserm staunenden Auge stand, ob deren unzweifelhaften Verdiensten auf sozialem Gebiet — übrigens wäre die kirchliche ‚Innere Mission‘, die ohne Klame ein gewaltiges und umfangreiches Liebeswerk betreibt, recht froh, wenn man ihr gegenüber daselbe Maß von unbefangener Anerkennung aufbringen möchte — die unserm deutschen Wesen und unserer deutschen Frömmigkeit im höchsten Grade widerwärtige aufdringliche, krakelige, unfeusche Art des Religionsbetriebes nicht vergessen werden sollte. Die Heilsarmee ist nicht nur englischen Ursprungs, sondern *bewußt* englisch“. Auch wird an die große Ausbreitung gemahnt, die besonders in letzter Zeit die verschiedenartigen *Sekten* gewonnen haben, die ja, soweit sie sich auf deutschem Boden finden, ausschließlich englischen (resp. amerikanischen) Ursprungs sind. Hierzu liefert die „Wartburg“ folgende Statistik: Die Adventisten zählten (1907) im Deutschen Reich 6400 Gemeindeglieder, die Baptisten (1907) 37,044, die Irvingianer etwa 20,000, die (bischöflichen) Methodistens (1911) 26,800, Darbyisten etwa 3000, Abrechtsleute (1907) 11,470. „Diese Zahlen sind an sich schon nicht gerade gering. Aber sie gewinnen noch erhöhte Bedeutung dadurch, daß sie nur den Kern der Mitgliederzahl treffen, um den herum sich überall noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Anhängern schart, die, ohne der Sekte förmlich anzugehören, sich zu ihr halten und von ihr geistig beeinflusst werden.“ Vor allem ist es aber die sogenannte *Gemeinshaftsbewegung*, die unter diesem Gesichtspunkt ein neues Interesse beansprucht. Es sind das pietistische Konventikel, die in letzter Zeit pilgertartig emporgewuchert sind, die sich zwar nicht als separierte Körperschaften konstituiert haben, aber innerhalb der landeskirchlichen Gemeinden ihre Kreise bildeten und gerade deswegen für die kirchlichen Behörden ein schwieriges Problem geworden sind. Aus dem Protest gegen das liberale Kirchenwesen hervorgegangen und aus „gläubigen“ Elementen des Volkes rekrutiert, unterhält diese Bewegung „starke persönliche Beziehungen zu England und ist sachlich und geistig vor dort beeinflusst“. Unverkennbar bereitet sich jetzt auch in den Gemeinschaftskreisen ein Umschwung gegenüber dem früheren Kultus mit englischem Christentum vor. Es brachte z. B. am 29. November v. J. der Briefkasten des Gemeinschaftsblattes „Auf der Warte“ folgenden Brief: „Zu einmütiger Weise nehmen heute alle christlichen Blätter in Deutschland Stellung gegen England. Immer wieder kommt dabei der Schmerz darüber zum Ausdruck, wie sehr man sich in den Christen Englands getäuscht hat. Gott der Herr macht die Liebedienerei vieler deutschen Christen vor England jetzt gründlich zuschanden. Auch in unserer Gemeinschaftsbewegung hatte lange Zeit hindurch alles das, was weither kam, besonders das, was uns über den Kanal herübergebracht wurde, eine hohe Nummer. Manche sahen gar in dem, was von England kam, beinahe das alleinige Heil. Und nun kommt der Herr her und zeigt uns: Ich will meine Ehre keinem andern geben, auch nicht den Engländern. Der Glaube an das ‚christliche England‘ wird hoffentlich jetzt vorbei sein. In England ist die Zahl der wirklich Betehten und Wiedergeborenen ebenso klein und ebenso verborgen wie in Deutschland.“ Gerade der zuletzt stehende Satz jedoch beweist allerdings dem, der mit der pietistischen Richtung der Gemeinschaftler vertraut ist und ihre reformiert-schwärmerischen Ansichten von Buße und Betehtung kennt, daß sich in dieser „Losfagung“ wohl eine Änderung in

der nationalen Stimmung, nicht aber eine wirkliche Abkehr von den religiösen Anschauungen, die man aus England überkommen hat, kundgibt. Nur die Person des Engländer ist vorerst den Gemeinschaftsleuten unsympathisch geworden. Man hofft: „Vielleicht treiben in Zukunft auch unsere christlichen Blätter nicht mehr so viel Personenkultus mit ausländischen Predigern und Evangelisten.“ Andererseits wagt es das genannte Blatt auch jetzt noch, während andere Kreise es beklagen, daß „so viele fromme Christen die Gelder- gesänge des 16. und die köstlichen Kreuz- und Trostlieder des 17. Jahrhunderts über dem von England zu uns gedruckenen ‚Singklang und Klingklang‘ vergessen haben“, eine Lanze für die englischen Lieder zu brechen, wenn es schreibt: „Ihre Melodien sind sehr leicht lernbar im Gegensatz zu vielen Choralmelodien, besonders derer in Moll. Die schönsten Texte verlieren an Wert, wenn die Gemeinde sie nicht oder nur stümperhaft singen kann. Zweiteils sind die englischen Liedertexte oft auch viel verständlicher. Viele unserer Choräle sind in einem recht schwerfälligen altertümlichen Deutsch gedichtet, und sie erfordern manchmal so komplizierte Gedankengänge, daß einfache Leute sich überhaupt nichts mehr beim Singen denken. Die englischen Lieder bringen viel anschaulicher das Heil der Heilandstat dar; immer und immer wieder werden die großen Heilstatsachen wiederholt, bis der Sänger sie ergriffen hat. Drittens wird durch die englischen Lieder eine bedauerliche Lücke in unserer Gesangbuchsliteratur ausgefüllt. Uns fehlen die deutschen Erweckungslieder. . . . Unser souveräner Gott hat diese mangelhaften Melodien und Lieder an vielen tausend Menschenseelen in Gnaden gesegnet, wo die künstlerisch einwandfreien Choräle oft keinen Widerhall fanden.“ „Ob wirklich“, fragt „Der alte Glaube“ in diesem Zusammenhang, „der Gesang deutscher Choräle in einer verständigerweise getroffenen Auswahl dem Segen der Erweckungs- und Gemeinschaftsversammlungen etwas abgebrochen haben würde? Wie wenig kennt man doch in jenen Kreisen den Segensgang unserer Kirchenlieder durch die Jahrhunderte deutscher Volksgeschichte bis in den gegenwärtigen Krieg hinein! Ein' feste Burg' zeichnet sich wahrlich nicht durch eine leichte, gefällige Melodie, modernes Deutsch und einen den Erweckungsliedern verwandten Inhalt aus, und doch prallen an seinem Sieges- und Segenszuge durch alle Schichten unsers Volkes die erwähnten Ausstellungen machtlos ab.“ Gerade auch den Gemeinschaftsleuten gibt D. Möller (Gütersloh) in der „A. E. L. N.“ zu bedenken: „Was hat ihr“, nämlich der evangelischen, vor allem der lutherischen Kirche Deutschlands, „England, sonderlich in den letzten Jahrzehnten, gebracht? Seitdem der Amerikaner Pearfall Smith durch unser Land zog und in Nord und Süd wie ein Reformator gefeiert wurde, seit Schlümbach unsere Jünglingsvereine befruchtete, hat der ausländische vielgestaltige Methodismus in Verbindung mit Darbyisten, Baptisten und Heilsarmee wie ein Fieber um sich gegriffen, und er hat in den Köpfen und Herzen Verwirrung genug angerichtet. Wird das evangelische Volk, soweit es im Glauben steht, sich jetzt von diesen Einflüssen lösen und zu den Schätzen der Reformation, die Gott der Herr uns in Luther geschenkt hat, zurückkehren? Haben wir an dem Erbe der Väter nicht genug, haben wir Grund, im Auslande Anleihen zu machen für unser religiöses Leben? In England, dessen Christentum uns jetzt in einem fast unbegreiflich trüben Lichte erscheint, so daß wir trauernd den Kopf schütteln müssen!“ Wehmütig stimmt uns, gerade in dieser für Deutschland so schweren Zeit, der Gedanke, wie die lutherische Kirche Deutschlands, auch abge-

sehen von „diesen Einflüssen“, mit dem „Erbe der Väter“, den „Schätzen der Reformation“ gewirtschaftet, und was für „Anleihen“ für ihre Theologie sie nicht nur im „Ausland“, sondern vor allem an der evolutionistischen Wissenschaft gemacht hat. Ungleich näher dem Kernpunkt als die „A. E. L. K.“ kommen die Straßburger „Theol. Blätter“, wenn in diesen kürzlich zu lesen stand: „Nun heißt es von allen Seiten: Los von England! Weshalb hat man sich nicht eher von ihm losgemacht? Weshalb hat man so lange den englischen Calvinismus im Vergleich mit dem Luthertum hervorgehoben? Auch bei uns im Elsaß war es geradezu zur Mode geworden, den Genfer Reformator herauszustreichen und das tätige Christentum, das von ihm ausging, bis in den Himmel zu erheben. Dagegen wurde die lutherische Kirche als eine solche bezeichnet, welche träge im Winkel sitzen bleibt und in der Welt nichts Rechtes ausrichtet. Es waren gerade Pastoren aus unsern Gemeinden, welche solche Sprache führten und dadurch dem reformiert=unierten Wesen Vorschub leisteten.“ Und den Gelehrten Deutschlands wird in derselben Nummer des Blattes die Schuld an dem Abfall, der jetzt Gottes Strafgericht heraufgeführt hat, beigemessen, indem daran erinnert wird: „Wie hat es sich in Leipzig auf der evangelischen Fakultät geändert! Früher waren Männer wie Luthardt, Kahnis, Delitzsch tätig, welche im ganzen für den alten, guten Glauben eingestanden sind, wenn auch ihrer Stellung zur Schrift und andern Punkten dies oder jenes vorzuwerfen war. Jetzt ist ein Professor dort tätig, D. K. Thieme, der eine Schrift herausgegeben hat über das Apostolische Glaubensbekenntnis, in welcher er die Trinität, die Jungfrauengeburt, die zwei Naturen Jesu als etwas Katholisches, also für uns Evangelische Verwerfliches, darstellt. Für ihn ist auch die Auferstehung des ‚Fleisches‘ als Mythologie zu betrachten. Wenn man also wahrnimmt, wie unsere Gelehrten zu der Schriftlehre stehen, so versteht man die Gerichte, welche über uns gekommen sind. Es ist eine Strafe für den Abfall von dem lebendigen Bibeltgott und dem eigentlichen Bibeltglauben. Möge es in Zukunft besser werden! Das wünschen wir auch für unsere protestantischen Fakultäten — nach dem Kriege.“ Wozu zu bemerken, daß die lutherische Kirche Deutschlands allerdings weiter zurückzugehen hätte für ihre Muster der Rechtgläubigkeit als zu Kahnis und Luthardt und auch dem späteren Franz Delitzsch, wenn sie für den „alten, guten Glauben“ wieder eintreten will. Der Abstand der genannten Theologen von der Lehre des lutherischen Bekenntnisses ist kaum geringer als die Kluft, die sie von einem Thieme trennt.

G.

„Der Papst braucht Geld.“ Alle Völker werden durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen und so auch der Mann an der Liber. Doch sein großer Geldbeutel ist beinahe leer geworden, und die Hauskasse im Vatikan muß schrecklich leiden. Man höre, was die *Catholic News* zu sagen hat: „Wie die Wochen entschwinden, so wird es uns immer klarer, daß die Kasse des Heiligen Vaters schrecklich unter dem europäischen Kriegsbrand zu leiden hat. Der Vatikan hat schon längere Zeit ertwogen, wie umfangreich der Einfluß eines internationalen Krieges sein kann. Die Peterspfennigsammlungen in den kriegführenden Ländern haben fast ganz aufgehört; die Leute wollen sich von ihrem Gelde nicht trennen, selbst da nicht, wo die finanziellen Verluste nicht so groß sind. Eine andere Quelle großen Gewinnes für den Papst waren die Privatgaben reicher katholischer Besucher in Rom; die haben beinahe ganz aufgehört; denn in der Stadt

an der Liber herrscht Totenstille. Der kosmopolitanische Geist, der Stadt Rom so eigen, ist ganz verschwunden und bleibt verschwunden, bis die Kriegsfurcht vorüber ist. In dieser Krisis muß sich der Papst mehr als je vorher auf seine getreuen Kinder in der ganzen Welt verlassen, besonders aber auf solche, die außerhalb der Kriegszone wohnen. Seine Heiligkeit wird dann niemals sagen können, daß er sie geizig oder lärglich gefunden habe. Der Papst hat jetzt schon die Ausgaben im Vatikan auf ein Minimum beschränkt. Kaplansämter hat er an vielen Stellen, bis der Krieg vorüber ist, ganz beseitigt, und ein Regiment der striktesten Haushaltung ist überall bemerkbar. Doch auch das kann die Krisis am Sitz der größten Regierung (?) der Geschichte nicht überbrücken, es sei denn, daß dem Heiligen Vater von verschiedenen Ländern reichlich Hilfe zufliehet. — Den vornehmen Herren in Rom schadet's ja auch nichts, wenn sie mit andern Geistlichen und Laien aller Welt einmal Herrn Schmalhans als Küchenmeister beherbergen müssen. (Ev. Ztschr.)

**Allerlei vom Kriege.** Der Pariser *Matin* veröffentlicht eine ebenso geistlose wie blasphemische Verhöhnung des „Waterunfers“, die ihm von einem französischen Kämpfer an der Aisne zunging: „Joffre unser, der du bist im Feuer, geheiligt werde dein Name, der Sieg komme zu uns, dein Wille geschehe sowohl zu Land wie in der Luft; gib uns heute unsere tägliche Ration und gib uns wieder den Angriff, wie du ihn auch denen gegeben hast, die ihn bereits erprobten; führe uns nicht in die Verdeuschung, sondern erlöse uns von den Deutschen. Amen.“ — In verschiedenen kirchlichen Blättern wird es als eine Pflicht der deutschen Christenheit bezeichnet, an den zahlreichen Gefangenen Seelsorge zu treiben und ihnen den Trost des Evangeliums nahezubringen. „Ganz gewiß“, bemerkt dazu „Der alte Glaube“, „ist das eine Aufgabe christlicher Feindesliebe“, die unserer nationalen Würde und gerechten sittlichen Empörung nicht im geringsten widerstreitet. Straft doch das Evangelium auf das allerschärfste die bei unsern Feinden hervortretenden Sünden des Neides und Hasses, der Falschheit und Grausamkeit. Es wird allerdings nicht leicht sein, von den militärischen Behörden die Erlaubnis zu dieser ‚Feindesmission‘ zu erlangen. Und mit großem Takt muß die Sache behandelt werden. Aber sie ist die edelste Christenache und lohnt uns Mühe und Verdruß reichlich.“ — Während in den deutschen Großstädten wie Berlin und Dresden entsprechend dem Ernst des Krieges Maßregeln gegen die öffentliche Sittenlosigkeit ergriffen werden, schickt sich mitten im Krieg die Stadt Dortmund an, eine neue Bordellstraße zu eröffnen. Die Stadt hat eine solche Straße mit dreißig vollbesetzten Häusern. Der Eingang der Straße mündet in eine Hauptverkehrsader. Die ganze Nacht rollen die Wagen und die Automobile durch den Stadtteil. Aber nach Ansicht der Stadtväter genügt die Straße dem Bedürfnis nicht. Trotz gewaltiger Protestversammlungen wird die zweite Straße eingerichtet und dem Unternehmertum preisgegeben. Eine Bordellstraße muß nach Ansicht maßgebender Kreise in Dortmund folgende drei Eigenschaften haben: 1. Sie darf nicht zu auffällig sein. 2. Sie muß möglichst im Mittelpunkt der Stadt und des Verkehrslebens liegen. 3. Sie muß vor allen Dingen vom Bahnhof für die Fremden und die aus der Umgegend Zustömenden leicht und ohne viel Zeitverlust zu erreichen sein. Nach diesen „großen“ Gesichtspunkten wird jetzt verfahren. „Gott erlöse uns von der Obrigkeit der Finsternis!“ schreibt dazu die „Zeitschrift des Deutschen Sittlichkeitsvereins“. — Die

ostpreussischen Pastoren haben unter dem ersten Einfall der Russen besonders schwer zu leiden gehabt. Im Verein mit dem Ortsvorsteher, oft genug auch allein, waren sie einem oft grausamen und heimtückischen Feinde gegenüber der aufrechte und mutvolle Sprecher der Gemeinde, um Schmerzes von ihr abzuwenden. Nicht selten ist es ihnen gelungen. Und wenn nicht, haben sie bis zum äußersten das bellagenswerte Los ihrer Gemeinde geteilt. So ist amtlich festgestellt worden, daß einige von ihnen in schändlichster Weise hingemordet wurden, weil sie die Stellung unserer Truppen nicht verraten wollten; ihre Frauen und Kinder haben alles verloren. Andere wurden ihrer gesamten Barschaft beraubt; einer von ihnen mußte mit 57 Pfennigen in der Tasche flüchten. — Über das Deutschland vor dem Kriege hallt noch manches in der deutschen kirchlichen Presse wider. Besonders über das immer bedenklicher überwuchernde Vergnügungstreiben schüttelten besonnene Beobachter in den letzten Jahren den Kopf, und was sie damals an die Öffentlichkeit gaben, wird jetzt in kirchlichen Blättern als Erinnerung an „eine Zeit, die man gern vergißt“, wiedergegeben. „Wo der Mensch“, hatte ein Berichtserstatter im Winter 1914 geschrieben, „keine Ewigkeit mehr hat, sucht er naturgemäß sein Alles in der Zeit und im irdischen Genuß. Vor mir liegt eine Berechnung der Kosten der letzten Berliner Ballsaison. Wir finden da einen Babyball im Admiralitätspalast: 3000 Besucher, 20,000 Mark Eintrittsgelder, 26,000 Mark Speisen und Getränke. Ein Tangoturnier ist noch anspruchsvoller: 4000 Personen, 30,000 Mark Eintritt, 35,000 Mark Essen und Trinken. Der Presseball erbringt 45,000 Mark, der Ball im Opernhaus 13,500 Mark überschuß. So fließen Landauf, landab Bäche von Geld in den Riesenstrom des Vergnügens hinein, während die leidende Menschheit und die Anstalten zur Ausbreitung des Evangeliums betteln gehen müssen.“

G.

Über den mohammedanischen Haß schrieb im Jahre 1903 ein indischer Mohammedaner folgendes: „Der Haß des Islam gegen Europa ist unerböflich. Nach jahrhundertelangen Anstrengungen, uns freundlich zu stimmen, bleibt als einziges Resultat unserer Tage dies, daß wir euch verabscheuen, mehr als in irgendeiner andern Epoche unserer Geschichte. Für uns gibt es in der Welt nur Gläubige und Ungläubige. Liebe, Barmherzigkeit, Brüderlichkeit den Gläubigen! Verachtung, Ekel, Haß und Krieg den Ungläubigen! Wagt, ihr christlichen Forscher, daß ein Christ, möge seine Stellung sein, wie sie wolle, durch die einzige Tatsache, daß er ein Christ ist, unsern Augen wie ein Blinder erscheint, der alle menschliche Würde verloren hat. Kein Zweifel, daß ihr uns in Indien, Afrika, Zentralasien große materielle Vorteile gebracht habt; aber ist es denn möglich, daß wir die Herrschaft eines gekreuzigten Gottes je verzeihen könnten, der die Erniedrigung unsers unendlichen Gottes proklamieren will? Eure größten Wohlthaten sind ebenso viele Schandflecke, die unser Gewissen verunreinigen; und unser brennendster Wunsch ist der, daß der glückliche Tag komme, wo wir die letzten Spuren eurer verfluchten Herrschaft auslöschen können.“ So lautete das Ultimatum des Indiers in seiner Schrift „Das letzte Wort des Islam an Europa“. Missionsfreunde, die aus der Verwicklung der Türkei in den großen Krieg, besonders aus ihrem Bündnis mit Deutschland, Vorteile für die Mission in islamischen Ländern nach Friedensschluß erwarten, werden mit der Gesinnung, die sich in diesem Ausspruch zu erkennen gibt, zu rechnen haben.

G.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

Mai 1915.

Nr. 5.

## Der Prophet Jonas.

(Fortsetzung.)

### II. Kapitel: Jonas' Rettung.

Der Prophet soll gezüchtigt, aber nicht ertötet werden. Gott schafft ihm Rettung, und zwar auf eine besonders wunderbare Weise. Gott verschafft einen großen Fisch, der den Propheten verschlingt und nach drei Tagen wieder ans Land speit. Und hier liegt hauptsächlich der Punkt, von dem aus man das ganze Buch lächerlich gemacht hat. "Jonah and the whale" wird in allen Variationen produziert. Schon Augustin klagt, daß die Heiden sich über diese Geschichte in mancherlei Weise unnütz machten. Lucian erzählt in *Vera Historia*, libr. I, er und seine Gefährten seien mitsamt dem Schiffe von einem 1500 stadia großen Fische verschlungen worden, in dessen Bauche sie ein Jahr und acht Monate lebendig geblieben wären. Er sagt nicht gerade dabei, daß er diese Geschichte damit verspotten wollte. — Luther redet von einem Walfisch. Der Urtext sagt: „einen großen Fisch“. Fische, Fische im Meer, ist im Hebräischen ein sehr weiter Ausdruck. Die LXX gibt es wieder mit κῆτος, welches im Neuen Testament adoptiert wird. Κῆτος bezeichnet jegliches Seeungetüm. Dem ist zugustimmen, was Keil sagt: „Der nicht näher bezeichnete ‚große Fisch‘ (LXX: κῆτος; vgl. Matth. 12, 40) war kein Walfisch (Luther), weil dieser im Mittelmeer äußerst selten ist und eine zu enge Kehle hat, um einen Menschen verschlingen zu können, sondern ein großer Haifisch oder Seehund, canis carcharias oder squalus carcharias L., der im Mitteländischen Meer sehr häufig ist und einen so großen Rachen hat, daß er ganze Menschen verschlingen kann. Das Wunder bestand also nicht sowohl darin, daß Jonas lebendig verschlungen, als vielmehr darin, daß er drei Tage lang lebendig im Bauche des Haifisches erhalten und dann unverfehrt wieder an das Land gespien wurde.“ Das Wunderbare ist mit Hilienthals Worten: „daß Jonas im Bauche des Fisches

habe beim Leben bleiben, Atem holen, seinen Verstand behalten, zu Gott beten und sich Hoffnung machen können, erhalten zu werden". (IX, 481.) Die physiologische Schwierigkeit findet Lillienthal darin: „Wenn er auch glücklich durch die Zähne hindurchgekommen, so sei doch im Magen desselben keine oder doch vor Menschen ganz ungewöhnliche Luft anzutreffen, so daß durch dieselbe bei Jona das Blut nicht habe können abgekühlt werden, welches doch zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nötig sei. Ja, der Magensaft sei so scharf, daß Jonä Leib in demselben die drei Tage hindurch nicht unverfehrt habe bleiben können, sondern wenigstens zum Teil verdaut werden müssen, da ihn doch der Fisch ganz ans Land gespien habe.“ (S. 482.)

Es hat nicht an Leuten gefehlt, die dieses Wunder wegzudeuten versucht haben. Die alten Kirchenväter gebrauchten den Heiden gegenüber ein *argumentum ad hominem*, von dem sie nicht ahnten, daß „Theologen“ es später so mißbrauchen würden, wie sie getan haben. Lillienthal: „Die alten Kirchenlehrer pflegten den Heiden auf diese Einwürfe zu antworten, daß man bei ihren eigenen Poeten ebensolche wunderbare Dinge antrefte: zum Exempel von dem Harfenschläger Arion, der, als ihn die Schiffsleute ins Meer geworfen, auf dem Rücken eines Delfhins nach Korinth getragen sei; ingleichen daß ein Seehund Herculeum verschlungen und nach drei Tagen wieder lebendig ans Land gespien, so daß nur von der inneren Hize seine Haare wären versenget worden. Da sie nun kein Bedenken trügen, dieses zu glauben, so könnten sie auch wider Jonä Geschichte nichts mit Grunde einwenden.“ Das hat Nationalisten den Gedanken in den Kopf gesetzt, die Geschichte Jonas' sei ein Abklatsch dieser heidnischen Fabeln. Lillienthal berichtet noch folgende, mehr oder weniger geistreiche Auflösungsversuche: „Es ist bekannt, wieviel Mühe sich Herm. von der Hardt gegeben, die ganze Geschichte Jonä in lauter Rätsel zu verwandeln. Ehe er es noch wagte, seine wahre Meinung davon vorzutragen, behauptete er anfänglich, der Fisch, der Jonam verschlungen, bedeute die Stadt Samaria und der Bauch desselben die Studierstube des Propheten, in welcher er sich drei Tage aus Furcht vor dem Könige Jerobeam verborgen gehalten und sein Gebet aufgesetzt habe. Bald darauf entdeckte er seine Gedanken etwas näher und gab die Geschichte Jonä vor eine Abbildung des jüdischen Volkes aus, welches unter den Assyrien würde gefangen gehalten und auf ihr ernstliches Gebet wieder befreit werden. Denn das soll es bedeuten, wenn gesagt werde, Jonas sei von einem Fische verschlungen, in des Bauch er gebetet, und von demselben wieder ans Land gespien. Endlich rückte er mit seiner eigentlichen Erklärung hervor, nach welcher die beiden ersten Kapitel Jonä die Geschichte des Königs Manassis, die beiden letzten aber des Königs Josia Begebenheiten auf symbolische Art anzeigen sollen. Daß Jonas in das Meer geworfen sei, bedeute, Manasse sei in die Hände der Assyrer übergeben, die ihn zu Lybon am Fluß Oronte in Syrien

gefangen gehalten. Denn dieser Ort sei der Bauch des Fisches, in welchem er sein Gebet ausgesprochen. Daß er aber von dannen wieder in sein Land und Königreich eingesezt sei, werde durch die Aus-  
 speiung des Fisches abgebildet.“ Lilienthal knüpft daran die sehr rich-  
 tige Bemerkung: „Sollte es freistehen, mit dem Text der Heiligen  
 Schrift also umzugehen und die allerdeutlichsten Geschichten in der-  
 gleichen Rätsel zu verwandeln, wo würde endlich die Gewißheit der  
 Auslegung bleiben?“ (S. 485 f.) Er registriert noch die wunder-  
 lichen Einfälle des Joh. Clericus, „nach welchem der ins Meer ge-  
 worfene Jonas von einem Schiffe soll aufgenommen sein, welches das  
 Bild eines Walfisches geführet, in dessen Raum er drei Tage sei ge-  
 fangen gehalten, bis ihn die Schiffer wieder ans Land gesezt“. Oder  
 Joh. Phil. Burggrafen: „ein Engel habe die Gestalt eines Fisches  
 angenommen und Jonam die drei Tage über getragen, endlich aber  
 unbeschädigt ans Land gesezt“. Oder Konr. Mutianus Rufus: „Jonas  
 habe nur in einem Bade gefessen, das den Namen vom Walfisch gehabt,  
 mit einem Badehütchen von Stroh auf dem Kopf, welches man cucur-  
 bitum, ein Kürbis, heißt“. Oder: „der Prophet habe die ganze Ge-  
 schichte geträumt“. Oder, um doch wenigstens etwas abzuknappen:  
 „der Fisch habe Jonam nicht verschlungen, sondern bloß in seinem  
 Rachen gehalten. Denn dieser Rachen sei so groß, daß ein Reuter zu  
 Pferde darin Raum habe, sowie denn auch das Weiblein ihre Jungen,  
 solange sie in Gefahr sind, im Munde trage“. Aber Lilienthal glaubt  
 nicht, daß der Fisch drei Tage lang das Maul zuhalten könne, und  
 sodann glaubt er, der Fisch hätte den Jonas nicht drei Tage lang im  
 Maul behalten, er würde ihn gleich wieder ausgespien haben. Auch  
 das hilft zur Erklärung nichts, wie Lilienthal selber meint. „Es ist  
 überaus wahrscheinlich, daß er erst ins Meer geworfen und darin er-  
 soff, sodann als ein Toter von dem Walfisch aufgeschluckt, endlich in  
 dessen Bauch von Gott wieder aufertvedt und unmittelbar darauf von  
 dem Fische ans Land geworfen sei. Das Wunder wird deshalb nicht  
 verringert, indem ja die Auferwedung eines Toten mit Recht unter  
 die allergrößten Wunder gezählt wird. Aber die Zweifel, die man  
 wider die Möglichkeit des Wunders machen könnte, lassen sich auf solche  
 Art desto besser beantworten.“ (S. 490.) Davon sagt der Text eben  
 nichts. Hier hilft alles Erklären und Verkleinern nichts. Hier gibt  
 es eben nur ein Entweder-Oder, glauben oder nicht glauben. Wer  
 das nicht glaubt, was dasteht, hält eben die Heilige Schrift nicht für  
 Gottes Wort. Was dasteht. Man soll auch nicht hinzudichten, um  
 die Sache noch wunderbarer zu machen, z. B. wenn jüdische Ausleger  
 sagen, der Fisch sei im Laufe der sechs Schöpfungstage erschaffen  
 worden. Dasselbe Wort הַיָּם (piel) wird gebraucht beim Kürbis und  
 von dem stechenden Wurm. Es gibt eine wunderliche Vorstellung, daß  
 Gott alles am Anfang erschaffen und beiseitegelegt habe für den „Fall  
 Jona“. הַיָּם heißt bestimmen, zuteilen, verschaffen, zur Hand, zur



Stelle sein lassen. Oder: Weil erst  $\text{וַי}$  steht, dann das fem.  $\text{הָיָה}$ , das sonst allenthalben kollektiv steht, hat Jaehaki gesagt: erst habe ein männlicher Fisch den Jonas verschlungen; dann, weil er in diesem noch nicht betete, sei er von diesem wieder ausgespien und nochmals von einem weiblichen Fisch verschlungen worden, in dem seine Lage beengter war, und er daher zum Gebet getrieben wurde. Auch das ist dazugetan, wenn Lilienthal annimmt, der Fisch habe Jonas wohl nicht bis in den Tigris getragen, an dessen Ufer Ninive lag, wie manche meinen, sondern an die Küste von Phönizien oder Bilizien, dann aber meint: „Der gestrandete Fisch ist vermutlich da liegen geblieben und hat noch können gesehen werden. Die Leute der Gegend konnten davon ein Zeugnis ablegen, daß Jonas wirklich auf solche Art an Land gekommen.“ (S. 493.) Da fehlt nur die weitere Ausführung, daß die schlauen Phönizier mit allen Tarfis Schiffen und Eisenbahnen eine excursion veranstaltet hätten, und daß auch von Ithata her für half fare der göttliche Säuhirt gekommen sei zu der wunderlichen Schau, und der Fisch dann fortwährend gesagt habe: Ja, ich bin der große Fisch, der das getan hat, von dem man noch in späten Tagen sagen wird. Es ist Wunderbares genug an der Geschichte, ohne daß man noch dazudichtet. Aber natürlich ebensosehr: Was da steht, ist stehen zu lassen und zu glauben. Die Ehre sollen wir der Schrift erweisen, daß wir ihr auch ein Wunder glauben. Wir glauben ihr ja noch ganz andere. Freilich, unsere Vernunft rebelliert. Auch Luther sagt: „Das mag wohl eine seltsame Schifffahrt heißen. Wer wollte es auch glauben und nicht für Lüge und Märlein halten, wo es nicht in der Schrift stünde?“ Da hat Nowak (im Handkommentar) ganz recht: „Wenn es ein historischer Bericht ist, dann kommt man ohne Wunder nicht aus trotz Keils Geschichten und Orellis Zeitverkürzung. Wenn es eine Prophetenlegende ist, dann ist die Frage nach dem Fisch erst recht überflüssig.“ Nur daß weder Keil noch Orelli das Wunder leugnen und wegerklären wollen, wenn sie auch vielleicht übertriebenes apologetisches Interesse haben, sondern dem Unglauben es ersparen wollen, sich unnötigerweise am verkehrten Ende aufzuregen. Bei Orellis Zeitverkürzung ist obendrein das sehr berechtigte Interesse der Harmonisierung des Antitypus, über den wir später reden werden, daß des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte in der Erde sein werde, während er doch keine 72 Stunden im Grabe gelegen hat.

Keils „Geschichten“ sind diese. In seinem Kommentar berichtet er von dem Haifisch: „Er ist häufig im Mitteländischen Meere, wo er sich meistens in der Tiefe aufhält, und ist äußerst gefräßig, verschlingt alles, was ihm vorkommt, Schollen, Robben und Thunfische, mit denen er manchmal an Sardinien in die Netze gerät und gefangen wird. Man hat daselbst in einem drei bis vier Zentner schweren gegen ein Duzend unversehrter Thunfische gefunden, ja in einem sogar

ein ganzes Pferd, und sein Gewicht auf 15 Zentner geschätzt. Rondelet sagt, er habe an der Westküste Frankreichs einen gesehen, durch dessen Rachen sehr leicht auch ein fetter Mensch gegangen wäre. Außerdem erwähnt Oken noch das in Müllers vollständigem Natursystem des Ritters Karl v. Linné (III, S. 268) ausführlicher berichtete Faktum, daß im Jahre 1758 ein Matrose bei stürmischem Wetter von einer Fregatte im Mittelländischen Meere über Bord in die See fiel und alsbald von einem Seehunde (carcharias) in seinem Rachen aufgefangen wurde, daß er verschwand. Der Schiffskapitän aber ließ ein auf dem Verdeck stehendes Geschütz auf den Haiisch losbrennen, und die Kanonenkugel traf ihn so, daß er den in seinen Rachen aufgenommenen Matrosen wieder ausspie, der dann in die unterdessen herbeigekommene Schaluppe lebendig und nur wenig verletzt aufgefischt und so gerettet wurde.“

Orellis „Zeitverkürzung“ ist nichts anderes als die Konstatierung der Tatsachen hebräischer Redeweise, wie sie auch andere Ausleger haben, z. B. Keil: „Die drei Tage und drei Nächte sind nicht für volle 3×24 Stunden zu halten, sondern nach hebräischem Sprachgebrauch so zu verstehen, daß Jonas am dritten Tage, nachdem er verschlungen worden war, wieder ausgespien wurde.“ J. P. Lange: „Drei Tage und drei Nächte: eine geläufige hebräische Redeweise, welche nicht mit chronologischer Genauigkeit den Zeitraum von 72 Stunden umschreibt, sondern dem Zeitumfang von unserm ‚übermorgen‘ und ‚hegestern‘ entspricht.“ Straß und Böcker: „Drei Tage nicht ängstlich 72 Stunden, sondern nach hebräischem Sprachgebrauch eine Zeitdauer, die nach vorwärts und rückwärts über 24 Stunden hinausreicht.“ Das ist wirklich geläufige hebräische Redeweise: vor oder nach drei Tagen = vorgestern und übermorgen. So heißt  $\text{דְּיָמָיִם}$  (vor drei Tagen) vorgestern und  $\text{דְּיָמָה}$  (der dritte Tag) übermorgen. (1 Sam. 20, 5. 12.) Auch der volle Ausdruck: vor oder nach drei Tagen heißt vorgestern und übermorgen, sogar wie hier zerlegt: „drei Tage und drei Nächte“, z. B. 1 Sam. 30, 12; cf. 13; Esther 4, 16; cf. 5, 1; Job. 3, 12. 13; Matth. 12, 40.

Richtig sagt betreff des Wunders Hengstenberg: „Was nun das Wunder selbst anlangt, so ist für diejenigen, welche dasselbe nicht a priori bezweifeln, hier nicht der mindeste Grund dazu vorhanden. Daß es Fische gibt, die, namentlich der Haiisch (canis carcharias), ganze Menschen hinunterschlingen, die man in ihrem Leibe gefunden hat, ist etwas Bekanntes. Die Erhaltung des Jonas ist allerdings ein Wunder. Wer aber möchte daran, wenn er anders schriftgemäße Begriffe von der Allmacht Gottes besitzt, zweifeln? Schon ein Blick auf die Natur, auf die wunderbare Erhaltung und Belebung eines Kindes im Mutterleibe (wie Lavater schon bemerkt), muß den Zweifler hier zum Schweigen, ja zur Beschämung bringen.“ (Eb. Rz. 1834, 221.)

## Jonas' Gebet.

Jonas' Gebet ist wie ein Psalm; es ist ein Stück Poesie, trägt die Merkmale hebräischer Poesie: erhabene Sprache, Bilder Schmuck und den parallelismus membrorum. Daran hat man sich gestoßen. Das könne ganz gewiß nicht echt sein, nicht unter den Umständen gebetet worden sein. Das hat man zu einer Instanz gemacht gegen die Geschichtlichkeit der Erzählung, wie wir hören werden. So Bleek: „Läßt sich auch annehmen, daß ein Mensch eine Zeitlang im Bauche eines Seetieres leben könne, und wollen wir auch zugeben, daß durch göttlichen Beistand dieses sich hätte auf dreimal vierundzwanzig Stunden ausdehnen können, so läßt sich doch schwerlich denken, daß dieses ein Zustand mit vollem, klarem Bewußtsein, und der Prophet in demselben aufgelegt gewesen sein könnte, Lieder zu dichten. Am wenigsten konnte diese Lage vom Propheten wie der Zustand einer vollendeten Errettung empfunden werden, wie es in dem Liede 2, 3—10 erscheinen würde, was auf die Lage des Propheten auf keine Weise passend erscheint, da es nicht Gebet um Errettung ist, sondern Danksgiving für erfahrene Erlösung.“ (Einl. I, 402.) Da ist nicht in verkehrter Apologetik zu sagen: Das hat Jonas später gebetet, nachdem er von jenem Fisch wieder ans Land gespien worden war. Da hat Bleek recht: „Ganz gegen den Wortlaut der Erzählung aber ist, wenn manche es haben so ansehen wollen, als ob das Danklied vom Propheten gedichtet und gesungen sei, nachdem der Fisch ihn ausgeworfen hatte; denn ausdrücklich heißt es V. 2, Jona habe dieses aus dem Bauche des Fisches heraus gebetet, was, da unmittelbar vorher von seiner Verschlingung und Aufbewahrung in demselben die Rede ist, nur gemeint sein kann: während er sich im Bauche des Tieres befand; und es wird auch erst nach der Mitteilung des Liedes V. 11 erzählt, der Fisch habe auf Jehobahs Befehl den Jona ans Land gespien.“ (Einl. I, 402.) Das ist wahr; aber richtig ist auch, was Luther sagt: „Nicht daß er so eben diese Worte mit dem Munde geredet und so ordentlich gestellet habe. Denn so wohl ist ihm nicht gewesen in solchem greulichen Tode, daß er hätte mögen ein solch fein Lieblein dichten, sondern er zeigt damit an, wie ihm zumute gewesen ist, und was sein Herz für Gedanken gehabt habe, da er mit dem Tode in solchem Kampfe gestanden ist. . . . Danach aber, als er ist gewesen und wieder lebendig worden, hat er hinter sich gedacht und solch Gebet in Schrift verfaßt, Gott zu Lobe und den Menschen zu Nutzen.“ Deswegen ist nicht V. 11 vor V. 3 einzuschalten, sondern mit Keil zu reden: „Die Sache verhält sich, wie schon die alten Ausleger richtig erkannt haben, vielmehr so, daß Jona, als er von dem Fische verschlungen worden war und im Bauche desselben sich am Leben erhalten fühlte, darin ein Unterpand seiner Rettung erkannte und dafür den Herrn lobte und pries.“

Auch daran hat man sich gestoßen, daß das Gebet „so viele Reminiscenzen aus den Psalmen enthält, so daß schon Birk es prae-

stantissimum exemplum psalterii recte applicati nennt". (Keil, Einl., S. 223.) Einmal soll das auf spätere Abfassungszeit deuten. Aber das ist unverständlich, da, wie Keil hervorhebt, „die in demselben wiederklingenden Psalmen entweder von David oder doch aus seiner Zeit herkommen“. Sodann meint man, ein Prophet würde nicht ein solches Gemengsel von Anlehnungen an Psalmen gebetet haben. Da ist ganz richtig, was Keil sagt: „Das Gebet besteht zum größeren Teile aus Reminiszenzen von Psalmenworten, die auf Jonas' Lage so paßten, daß er seine Gedanken und Gefühle in eigenen Worten nicht besser hätte ausdrücken können. Es ist durchaus nicht atomistisch aus Psalmstellen zusammengesetzt (Hitzig), so daß man es mit Knobel und de Wette für ein dem Jona in den Mund gelegtes späteres Produkt erklären könnte, sondern ist einfacher und natürlicher Ausdruck eines mit der Heiligen Schrift vertrauten, im Worte Gottes lebenden Beters und der Lage und Stimmung des Propheten ganz entsprechend.“ Richtig sagt Strad: „Auch ein Prophet greift in solcher Herzensangst nach den Kernsprüchen und Liedern. Vgl. Jesus am Kreuz.“ Das führt Hengstenberg aus: „Noch unbegründeter sind die oft wiederholten Einwendungen gegen das Gebet des Jonas. Seine Ähnlichkeit mit andern, besonders Psalmstellen, ist oft gerügt als Beweis seiner späteren Erfindung. Es möchte sich dieser Beweis, wie er denn auch wirklich so angewandt ist, auf eine Menge anderer Bibelstellen noch anwenden lassen, namentlich auf Psalmen, die, wenn sie ältere Stücke wiederholen, nicht als Ergüsse des frommen Herzens, sondern als verunglückte Nachahmung früherer Stücke angesehen werden. Wer es aber wahrhaft an sich erfahren hat, was es heißt: Not lehrt beten, wer den Eindruck lebendig empfunden hat, den ein Wort aus der Heiligen Schrift, eine Stelle eines schönen Liedes auf ein leidendes und geängstetes Gemüt hervorbringt, der wird anders urteilen. Er wird in dem Gebet des Jonas nicht ein poetisches, sich hochschwingendes Gebet erwarten. Die Seufzer des Propheten werden sein Herz nicht unberührt lassen; er wird das Gewicht seines Angstrufes nachempfinden. Man vergleiche nur als die schlagendste Parallele die Rede des ersten Märtyrers der Christenheit (Apost. 7), wie er fest umklammert die Zeugnisse des Alten Bundes, dadurch seine Feinde zu überzeugen, und seine Bereitwilligkeit, für den Gott seiner Väter zu sterben, bekrundet. So haben die heiligen Männer Gottes zu allen Zeiten gebetet (Neh. 9; Dan. 9) — so auch Jonas, der Prophet.“ (Eb. Rz. 1834, 221 f.) Schön sagt dazu Delitsch: „Maurer entlehnt gerade aus dem Gebete Jonas die Gründe für die spätere Abfassung des Buches, indem er sagt: ‚Das Gebet Jonas ist aus Psalmenphrasen ungeschickt zusammengestoppelt, so daß sowohl Ungehöriges gesagt, als zu Sagendes weggelassen ist.‘ Hitzig drückt sich noch glimpflich aus: ‚Es ist grobenteils aus Psalmen atomistisch zusammengesetzt.‘ Das Wort atomistisch kann man sich gefallen lassen, weil es so gelehrt ist, daß man seinen Sinn nur ahnen kann. Aber hat man je

über eine Oda Horazens ein arroganteres Urteil gesprochen als Maurer über das Gebet unsers Propheten? Gibt es ein plus ultra der Beschimpfung des heiligen Kanons als die, wenn Hitzig den 68. Psalm, der wie das Triumphlied Deborahs und das Gebet Habakuks im erhabensten Pathos der Rede abgefaßt ist und von dem größten Meister hebräischer Stils unter den Juden staunend bewundert wird, für ein unhebräisches, fehlerhaftes Lappwert erklärt, und der von römischem Aberglauben zu protestantischem Unglauben abgetretene Erklärer des Propheten Jona dessen aus den tiefsten und heiligsten Affekten geflossenes Wunderlied *preces satis sinistra manu conflatas* nennt? Es ist wahr, das Gebet Jonas enthält Anklänge an einige Psalmenstellen; aber ist es zu verwundern, daß die Harmonie der von einem Geiste getriebenen heiligen Männer sich zuweilen selbst im Einklang ihrer Worte äußert? Und wenn man auch wirkliche Reminiszenzen aus bereits vorhandenen heiligen Schriften in späteren findet, ist diese Benutzung etwas mit der göttlichen Eingebung derselben Unvereinbares und nicht vielmehr eine Bestätigung des göttlichen Ursprungs der ersteren? Wer aber im Gebete Jonas Absurditäten findet, dem wollen wir diese Absurditäten nicht wegdisputieren.“ (S. 115 f.)

(Fortsetzung folgt.)

E. P.

## Lehrstellung der Foreneke Kirche und der Haugesynode.

(Schluß.)

Ein durchaus anderes kirchliches Gepräge als die Foreneke Kirche trägt die Haugesynode: Das liegt in der religiösen Richtung, die diese Synode vertritt, begründet. Norwegen erlebte, ähnlich wie Deutschland und Schweden, eine Zeit religiöser Erweckung zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Der Nationalismus hatte abgewirksam gewirkt, die napoleonischen Kriege hatten als Zuchttrute Gottes heilsam gewirkt, und eine Bewegung, die ohne Zweifel echter und lauterer Art war, ging durch die protestantischen Völker. In den skandinavischen Ländern war die Erweckung allerdings teilweise schwärmerischen Charakters. Leiter der Bewegung in Norwegen war der schon genannte Laie Hans Nilsen Hauge, der vom Jahre 1797 an als Erweckungsprediger durch das Land zog, allenthalben die Erweckten zu Konventikeln und Hausgemeinden sammelte und dafür von seiten der Staatskirche viel Verfolgung zu erdulden hatte.

Hauge stellte sich auf den Grund des lutherischen Bekenntnisses, soweit es in der norwegisch-lutherischen Kirche Geltung hat, also des Kleinen Katechismus Luthers und der Augsburgerischen Konfession. Doch liegt es in der Betonung der Heiligung auf Kosten der Rechtfertigung, wie sie von Anfang an dem kirchlichen Leben der Hauge'schen Kreise

sein Gepräge gab, daß sich die von Hauge begründete Richtung von gesellschaftlichem Wesen nicht freihalten konnte. Ein Reisender berichtete im Jahre 1847 aus Norwegen, daß ihm an der Hauge'schen Stellung besonders aufgefallen sei das Zursündermachen von vielen Dingen, die in christlicher Freiheit stehen. Das Rauchen wurde als Hingabe an sündliche Lust verurteilt. In dem Eifern gegen das Weltwesen ging man so weit, daß jede Sorge für das körperliche Wohlfsein, besonders auch der häusliche Komfort, auch die Reinlichkeit (körperliche und häusliche), als Beweis ungöttlicher Gesinnung und fleischlichen Stolzes für sündhaft erklärt wurde. Hauptarbeit der Laienprediger war, an allen Orten die „Erweckten“, die „wahren Christen“, zu sammeln. Diese Grundzüge Hauge'scher Richtung wurden um die Mitte des letzten Jahrhunderts nach Amerika herübergenommen und fanden ihren Vertreter hauptsächlich in Elling Eielsen. Man unterließ es zuerst, Gemeinden zu organisieren. An jedem Ort sollten sich die Erweckten zusammentun und durch Hausgottesdienste unter Benützung der Laienpredigt das Christentum unter sich erhalten. Erst achtzehn Jahre nach Beginn der norwegischen Einwanderung wurde die erste norwegisch-lutherische Gemeinde gegründet (1843). Bis dahin — und das ist bezeichnend für die Stärke der Hauge'schen Richtung unter den Eingewanderten — hatte man nur Laienprediger, die im Lande umherzogen und Erweckungsversammlungen hielten. Im Jahre 1876 wurde die Haugefynode organisiert. Darin sah Eielsen ein Abweichen von der Einfachheit des Christentums und einen Anfsatz zu hochkirchlichen Tendenzen; er zog sich mit seinen Nachfolgern zurück.

Nur wenn man die Richtung in der lutherischen Kirche Norwegens, aus der die Haugefynode hervorgegangen ist, erkannt hat, versteht man auch die Züge, in denen sich die Haugeaner von den andern norwegischen Synoden unsers Landes unterscheiden. Diese Eigentümlichkeiten sind gerade auch bei den Verhandlungen über die Vereinigungssache wieder hervorgetreten. Man stand der Unionsache anfangs durchaus ablehnend gegenüber. Offiziell hat man mit der Forenede Kirke allerdings schon seit Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts darüber Verhandlungen gepflogen, jedoch unter starkem Widerspruch aus Hauge'schen Kreisen. Noch im Juli 1912 schrieb ein Einsender in „Dubbäreren“, dem Organ der Synode: „Vielen, die sich mit der Unionsache abgeben, möchten wir raten, daß sie sich mit andern Dingen beschäftigen. Es wäre nußbringender, wenn diese Leute schrieben, was sie für Erfahrungen von der Wirkung des Geistes Gottes gehabt, wie sie Gott und seinen Sohn, Christum, erkannt haben. Man rede und schreibe mehr über Jugenderziehung, Erbauungsarbeit und Sonntagsgebrauch und -mißbrauch.“ 1911 hieß es in „Dubbäreren“: „Die meisten unter uns sehen nicht viel Gutes in dieser Unionsbewegung. . . . Nach meiner Meinung sind in der Haugefynode verhältnismäßig viel mehr Christen als in den andern Synoden. Ich fürchte mich vor der

geplanten Vereinigung, weil wir da in eine viel größere, weltliche Gesellschaft hineinkommen. . . . Von Erweckungen, Belehrungen, Bekehrungen und Gotteskindern“ (alles Haugefche Stereothypausdrücke) „will man da nichts wissen. Man fürchtet, durch unsere Erweckungsprediger ‚beunruhigt‘ zu werden.“ Darauf antwortete „Lutheranern“ ganz richtig: „Wie groß ist denn der Prozentsatz wahrer Christen in der Haugefnode? und wie groß in der Forenede Kirke? In den Parochialberichten haben wir darüber keine Angaben gefunden! Wir haben immer geglaubt, daß das zu den verborgenen Dingen gehört, die Gott allein bekannt sind.“ Damit hat sich allerdings die Haugefnode nicht zufriedengegeben. In einer Antwort bezeugte der Verfasser des „Budbæreren“-Artikels, daß ihm viele Leute, sowohl Laien wie Pastoren, in den andern Synoden bezeugt hätten, die Zahl echter Christen sei doch größer bei den Haugeanern. Ein anderer Haugeaner führte dann aus: „Diese kirchlichen Korporationen<sup>11)</sup> bestehen zum größten Teil aus Weltmenschen. Daß in den Gemeinden hie und da ein Christ zu finden sein wird, leugnen wir nicht. Doch ist der einzig richtige, biblische Gemeindebegriff dieser, daß nur die wahren, wirklich wiedergeborenen, gläubigen Christen die Gemeinde sind. Es gibt allerdings Heuchler unter den Christen, aber in den meisten Fällen ist es nicht schwer, das richtige Urteil zu fällen. Die Vereinigungsbewegung huldigt dem erstgenannten Gemeindebegriff, und die Folge wird sein, daß infolge des Überwiegens des weltlichen Elements in diesen sogenannten Gemeinden dieses die Macht in den Händen haben wird, die christliche Tätigkeit unter dem Volk zu bestimmen und zu ordnen. Damit kommt die wahre Gemeinde unter eine Sklaverei, die sie ihres biblischen Rechtes und ihrer Freiheit beraubt. Eine weltliche Majorität soll nicht über Gottes Volk herrschen. Hätte das Komitee gesagt, daß es unter Gemeinde nur die Gläubigen versteht, so ginge das noch an; doch haben die Gläubigen nicht so viele künstliche Sätze nötig.“

Zwar hat die Haugefnode den donatistischen Paragraphen, den ihre erste Konstitution enthielt, fallen lassen. Doch blieb durch diese Streichung das Prinzip unberührt, und der Haugeaner sieht, wie das aus obigem hervor geht, noch heute in der Sammlung von Gemeinden, die nur aus Gläubigen bestehen, den eigentlichen Zweck aller kirchlichen Tätigkeit. Er ist so donatistisch, wie seine Vorfahren waren, wenn es gilt, in der Praxis dem biblisch-lutherischen Lehrbegriff von der Kirche Geltung zu verschaffen. Wie der Donatismus in der Mitte des vierten Jahrhunderts, so ist auch dieser norwegische Donatismus in seiner Entstehung eine Reaktion gegen die Verderbnis der Kirche gewesen; wie damals, so war es auch hier eine Staatskirche, gegen die sich die Bewegung richtete. Dagegen handelt es sich bei den Haugea-

11) Die Einzelgemeinden in den andern Synoden sind gemeint. Dem Haugeaner sind das nur „Korporationen“, weil das Kriterium der Belehrung fehlt.

nern nicht wie bei den Donatisten der alten Zeit hauptsächlich um die Kirchengenucht als Merkmal der wahren Gemeinde, sondern um die geistlichen „Erfahrungen“ der Gnade Gottes, die dem einzelnen zuteil geworden sind.<sup>12)</sup> Wer durch Bußkampf und Bzernirschung zur Glaubensgewißheit durchgedrungen, also aus einem Ungläubigen ein Erwecker und aus einem Erweckten ein Befehrter geworden ist, ist eigentlich Gemeindeglied. Als auf der letzten Synode die Vereinigungssache vorkam, wurde gegen Verquickung mit der Forenede Kirke und der Norwegischen Synode wieder vor allem geltend gemacht, daß „die HaugeSynode Buße, Bzernirschung, Erkenntnis und Glauben betone; in den andern Synoden herrsche eine andere Auffassung; das Prinzipielle müsse die HaugeSynode um jeden Preis bewahren“ usw. In diesem Sinne ist auch der Ausspruch Präses Hansons in seiner Eröffnungsrede zu verstehen: „Der unbefehrte Teil einer Gemeinde hat keinen Anteil an einer Vereinigung.“ Der Unterschied zwischen der Haugeischen Richtung und den verweltlichten Gemeinden der andern Synoden wurde stark betont. Man befürchtete, daß die Haugeischen Gemeinden in ihren Gebetsversammlungen und ihrer Erweckungsarbeit durch Verbindung mit Gemeinden der andern Richtung gehemmt werden möchten. Das Resultat war schließlich, daß die Vereinigungssache auf den Tisch gelegt wurde.

Dieses Resultat war nach den Kundgebungen in „Buddäereren“ vorauszusehen. Man hatte da schon vor Jahren die Befürchtung ausgesprochen, wenn die Vereinigung ins Werk gesetzt würde, sei eine Spaltung in der HaugeSynode zu erwarten. „Wir sind wohl einig in der Lehre“, hieß es da, „aber der Unterschied zwischen den hochkirchlichen Synoden und der unsrigen ist nicht wegzuleugnen.“ „Es eilt nicht mit der Vereinigung; was wir alle nötig haben, ist eine echte haugeanische Erweckung.“

Man fürchtete vor allem, daß es in solchen „Massenvereinigungen Befehrter und Unbefehrter“ dann bald mit der Laien-tätigkeit ein Ende nehmen würde.<sup>13)</sup> Man würde dann Schönredner verlangen. Die Laienprediger würden als Unruhstifter angesehen werden. Wenn in Haugeischen Kundgebungen von Freiheit der Gemeinde geredet wird, so bezieht sich das hauptsächlich auf dieses Stück Haugeischer Praxis. In einem Artikel wird zwar darauf hingewiesen, daß sich Pastoren der verschiedenen Synoden an Erweckungsversammlungen in Minneapolis beteiligt hätten, und es sei ein herrlicher Anblick gewesen, wie die Pastoren der verschiedenen Synoden mit Sündern, die Fürbitte erbat, ihre Knie gebeugt hätten. Doch fürchtet man allgemein, solche Er-

12) Häufig lehren solche Aussprüche wieder: „Viele gesegnete Erweckungen sind durch unsere Gemeinden und Anstalten hindurchgegangen. Es kann also nicht geleugnet werden, daß es viele gute Christen in der HaugeSynode gibt.“ (Buddäereren 1911.)

13) So noch in „Buddäereren“ vom 26. Dezember 1914.



wedungen würden sehr rar werden, wenn man die Laienpredigt einschränke. Man sieht eine solche Einschränkung in dem Vereinigungsartikel,<sup>14)</sup> der von Laintätigkeit handelt und mit den Worten eingeleitet wird: „Nach Gottes Wort sollen solche, die diese Gnadengaben haben, zu diesem Dienst in den Gemeinden durch deren Aufforderung oder Zustimmung berufen werden“ usw. Dagegen wurde geltend gemacht, daß die Laintätigkeit frei und unbehindert sein müsse und sich selber zu kontrollieren habe. Man scheute sich nicht zu sagen, daß die Haugekyrnode „ihren Namen nicht mehr mit Recht tragen könne“, wenn eine solche Einschränkung des Laienpredigens, wie dieser Satz durch die Bestimmung von Aufforderung und Beruf von Seiten der Gemeinde sie empfiehlt, durchgeführt werde.

Die Tätigkeit der Laienprediger wurde in „Budbærerene“ anfangs 1914 so beschrieben: „Ein gläubiger Bruder, der eine Gnadengabe hat zur Erbauung der Gemeinde, kommt zu einer Gemeinde und meldet einem Gläubigen oder Gemeindeältesten, daß er sich von Gott getrieben fühle, von seinem Erlöser Zeugnis abzulegen. Er weist sich nach Lehre und Wandel als ein Glaubensbruder aus, und man hat eine Beratung mit dem Pastor, als einem, der als Aufseher über die Gemeinde gesetzt ist, oder mit den Ältesten. Eine solche Praxis ist in allen Haugekyrnode Gemeinden, die ich kenne, im Brauch. Ich habe schon im Alter von siebzehn Jahren an solchem Zeugnis vor der Gemeinde teilgenommen. So herrscht jetzt allgemein die Weise, daß man“ (etwa wöchentlich) „zu Erbauungsstunden zusammenkommt und sich in freier Weise an Zeugnis, Vermahnung, erbaulichem Vorlesen und Gebet beteiligt. Auch D. Kildahl erklärt, solche Erbauungen fänden in jeder Gemeinde statt, in der irgendwie geistliches Leben ist.“ Selbstverständlich wird die Beteiligung an diesem Erweckungswesen auch in den Anstalten der Haugekyrnode genau in der hier skizzierten Weise als unerläßliches Zeichen geistlichen Lebens von den Studierenden gefordert. In „Budbærerene“ stand 1911 auf Seite 1136 zu lesen: „Sind unsere Schulen derart, daß sie weiteren Fortbestehens würdig sind? Ich habe noch jedes Jahr von Erweckungen in unsern Schulen gehört. Ich hatte geglaubt, es pulsiere da ein warmes geistliches Leben, und deshalb habe ich auch aus meinen geringen Mitteln sie unterstützt. Sind sie nun so weltlich wie die andern, so laßt sie fahren.“ Also durchaus nach der Zahl und Stärke der „Erweckungen“ wird das geistliche Leben in den Anstalten wie in den Gemeinden bemessen.

Auf den Synodalversammlungen finden keine Lehrverhandlungen im eigentlichen Sinne statt. Statt dessen wird jeder Synodaltag von 6 bis 7 Uhr morgens mit einer Betstunde eröffnet, bei der das freie Gebet und das Zeugnis christlicher Erfahrung die Hauptsache sind. Die Anwesenheit eines norwegischen Laienpredigers, eines Großenkells

14) Siehe „L. u. W.“ 1914, S. 230.

des Hans N. Hauge, war bei der Synode des Jahres 1912 nach Hauge'schen Berichten der „Glanzpunkt“ der Jahresversammlung. Vor allem gibt das Laienzeugnis auch den meist halbjährlich abgehaltenen Versammlungen von Vertretern aus den Gemeinden eines Kreises, den sogenannten Kreisversammlungen, ihren Charakter. So bedeutsam scheint dem Volk die Tätigkeit solcher, die direkt vom Heiligen Geist mit Gaben zur Erbauung der Gemeinde ausgerüstet seien, daß man bis vor einigen Jahrzehnten in der Ausbildung der Prediger den eigentlichen theologischen Unterricht auf ein Minimum beschränkte, überhaupt auch die humanistische Bildung der Pastoren sehr geringschätzte, ja für unvereinbar mit wahren, lebendigem Glauben hielt. Man redet gern von der Liebe, die „besser ist als vieles Wissen“, und zieht unliebsame Vergleiche zwischen den „weltlichen“, gar „unbekehrten“ Pastoren der andern Synoden und den gläubigen Hauge'schen Predigern. Man forderte vor drei Jahren in Beschlüssen von Laienzusammenkünften die Normwegische Synode und die Forenebe Kirke auf, ihre Stellung zur Laientätigkeit zu beweisen, indem sie die Gnadengaben der einzelnen zur „Erweckung, Lebendigmachung und geistlichen Erbauung“ der Gemeinde benützen. Unerbittlich bleibt die Hauge'synode in ihrer Forderung, daß die andern lutherischen Synoden sich zu der Tätigkeit im Sinne Hauge's und seiner Freunde in Norwegen bekennen. Hauptsächlich weil sie keine ihr genügend erscheinende Garantie erhielt, daß diese Forderung erfüllt würde, hat sie das ganze Projekt letzten Juni auf den Tisch gelegt.

Ein weiterer Faktor, durch den die Stellung der Hauge'synode zum Unionsprojekt bestimmt wird, ist die Antipathie der Haugeaner gegen die kirchlichen Gebräuche der andern Synoden. Man stößt sich an dem „hochkirchlichen“ Wesen der Forenebe Kirke und der Normwegischen Synode. „Der Gottesdienst“, hieß es in einem Eingebandt an „Buddäreren“ 1911, „ist in jenen Gemeinschaften zu maschinenmäßig. Derselbe Mann steht da und liest dasselbe Anfangs- und Schlußgebet jeden Sonntag, jahraus, jahrein.“ Nach nordwegischer Gottesdienstordnung wird jeder Gottesdienst durch das Verlesen eines Gebets von seiten des Küsters — „Klokker“ — eröffnet und geschlossen. Nicht gegen diesen Gebrauch an sich, der auch in Hauge'schen Gemeinden besteht, sondern gegen den festgesetzten Wortlaut der Gebete richtet sich die Kritik des Haugeaners. In Hauge'schen Gemeinden beginnt jeder Gottesdienst damit, daß der Pastor einen Laien auffordert, durch ein freies Gebet den Gottesdienst zu eröffnen. Liturgische Gebete sieht der Haugeaner als „hochkirchlich“, als „katholisierend“ an. Weiter heißt es in dem schon zitierten Artikel: „Wir können das Singen am Altar nicht leiden. Daß ein Pastor da stehen soll und versuchen, Prosa zu fingen, die doch geschrieben ist, um gelesen zu werden, nimmt sich übel aus. Auch die Pastorentracht, dieses narrenhafte Anhängsel aus dem Mittelalter, können wir nicht ausstehen.“ Von seiten der andern

Synoden wurde auf solche Aussprüche, in denen, *nota bene*, nicht etwa ein einzelner verschrobener Kopf, sondern ein treues Mundstück der Haugefchen Richtung zu Worte kommt, dieses geantwortet: Das sind doch Kleinigkeiten; darüber sollten wir nicht getrennt bleiben; laßt uns doch von solchen äußerlichkeiten absehen und uns über die Lehre verständigen; da wird's keine Not haben. Von Haugefcher Seite kam dann die Entgegnung (wörtlich): „Wenn das nur Kleinigkeiten sind, warum haltet ihr denn daran fest, die ihr doch wißt, daß der größte Teil der Haugefynode und eine ganze Menge Haugeaner in andern Synoden sich daran ärgern?“ Besonders über der Halskrause, die in der Norwegischen Synode gebraucht wird, verliert der Haugeaner die Fassung. Ihre präzisen, steifgeplätteten Falten sind ihm der Inbegriff der Hochkirchlichkeit, der äußerlichkeit, des Ritualismus.<sup>15)</sup> Man solle, so lautet die Forderung, doch solche Stücke fallen lassen, um zu beweisen, daß man es mit der Brüderlichkeit ernst meint. Ein Haugefcher „Bruder“ schrieb im „Buddären“: „Die Vereinigung wird der Niederkirchlichkeit ein Schnürleib anlegen, unter dem sie zugrunde gehen muß. Man klagt darüber, daß große lutherische Stadtkirchen leer stehen, während reformierte Kirchen voll sind. Warum überfieht man, daß ein jeder etwas für sein Herz gebraucht? Das Herz kann nicht durch Formen und Hochkirchlichkeit gesättigt werden, sondern muß gesunde niederkirchliche Speise haben. Daß das Zutrauen zu dem ‚Seelforger‘ (sic!) verloren geht, ist klar. Die Pastorengewalt ist allerdings stellenweise fest genug, während man so süß den geistlichen Schlaf schläft. Brüder, habt niemals teil daran, daß man jemandem verbietet, seinen Erlöser zu bekennen! Was ihr getan habt gegen einen die geringsten, habt ihr gegen mich getan.“ Der Redakteur von „Buddären“ bemerkte zu diesem Eingefandt, es sei „eins der mildesten in seiner Art“ gewesen. Noch kurz vor der Jahresversammlung 1914 wurde in einem längeren Artikel sowohl Lalar wie Halskrause und Albe verurteilt, und gegen das liturgische Singen, besonders gegen die altarmwärts gerichtete Stellung des Liturgen, Protest eingelegt als gegen Dinge, die in Wegfall kommen müßten, wenn die Haugefynode eine Vereinigung mit andern Lutheranern eingehen solle.

Unter den in den andern norwegischen Synoden gebräuchlichen liturgischen Formen wird keine so sehr gerügt wie die *Absolution mit Handauflegung*. „Am übelsten von allem gefällt uns die Absolution mit Handauflegung, wie sie in andern Synoden geübt wird.“ (Diese Sitte wird im nachfolgenden beschrieben.) „Daß man herumgeht“, nämlich am Altargeländer, an dem die Weichenden knien, „um allen Abendmahls Gästen die Hände aufzulegen und ihnen feierlich im Namen des dreieinigen Gottes die Vergebung der Sünden zu sprechen, ist unbiblisch und daher ungöttlich.“ Eine andere Aussprache im Syno-

15) Der alte Gieslen verglich die Krause gar mit dem „Müßstein, der um den Hals gehängt“ usw.

dalorgan lautete: „Hier wird allen, die sich nahen, die Vergebung der Sünden zugesprochen, trotzdem der Prediger, wenn er nicht selber stocktot ist (1), wohl weiß, daß die meisten (1) von denen, die vortreten, unbekehrte, also geistlich tote Menschen sind. Es hilft nichts, wenn man eine gute Weichtrede hält und dann schließlich doch jedem die Hand aufs Haupt legt und feierlich jedem einzelnen die Vergebung der Sünden ankündigt.“ (So lautet das Formular im englischen Text: „I announce to you the gracious remission of all your sins in the name,“ etc.) „Leben und Seligkeit, so heißt es im Katechismus, folgen notwendig aus der Vergebung der Sünden.“ Gibt es aber einen Prediger, der wirklich glaubt, daß alle die, denen er die Absolution verkündigt beim Abendmahl, Leben und Seligkeit haben? Längst nicht! Warum also diesen gewissenbeschwerenden Brauch beibehalten?“ In einer andern Nummer von „Buddärerer“ findet sich folgender Ausspruch: „Wenn man in den großen Synoden“ — damit sind die Foreneke Kirche und die Norwegische Synode gemeint — „dabei bleibt und die tote Welt (1) auffordert, sich bei dem Genuß des Abendmahls absolvieren zu lassen, so legt man der unbekehrten und sicheren Welt (1) ein schönes Schlafkissen unter.“ (Man beachte, daß die Glieder lutherischer Gemeinden zur Welt und zu den Unbekehrten gerechnet werden, eben weil sie nicht Bußkampf und Zerknirschung durchgemacht haben, also nicht erweckt sind, folglich auch nicht bekehrt sein können. Weiter:) „Absolution heißt Ablösung, aber der Abzulösende muß sich als gebunden erkennen, sonst wird ja die Sache zum Affenspiel. Es ist daher die Absolution am Platz, wenn sie privat unter erkennenden und bekennenden Sündern geübt wird, unter gläubigen Christen, die zueinander Vertrauen haben. Sonst ist die Absolution ein oberflächliches Spiel mit dem Heiligen.“ (Buddärerer 1912, S. 561.) „Als ich Pastor in der Foreneke Kirche war“, schreibt ein Haugescher Pastor in „Buddärerer“ 1910, S. 1015, „absolvierte ich nie unter Handauflegung, außer privat. Ehe diese Sache geordnet ist, kann keine Vereinigung mit der Foreneke Kirche stattfinden. In der Absolution wird ja der Löseschlüssel gebraucht, und wenn dann dieser Löseschlüssel beim Abendmahl so gebraucht wird, daß er auf alle angewandt wird, die das Abendmahl genießen, so ist das, wie ein jeder erkennen muß, nicht die Weise, in der unser Herr den Löseschlüssel gebraucht haben wollte. In der Haugesynode werden ‚alle Bußfertigen und Gläubigen‘ absolviert, und es ist die Regel, daß alle, die zum Altar des Herrn gehen, so gelöst werden müssen. Aber ist nicht auch das etwas merkwürdig? Es sollten doch die Gebundenen gelöst werden, und hier werden die schon Losen gelöst! So zweifelhaft erscheint vielen von uns diese Sache, daß mehrere Gemeinden der Haugesynode das schon zu erkennen geben, indem sie überhaupt die Absolution beim Abendmahl fallen lassen.“ Ein anderer Einsender schreibt: „Ich bin einer von denen, die dafürhalten, daß die Absolution, Löse- und Bindeschlüssel,

überhaupt nicht zum Abendmahl gehören.“ Abgesehen von der Unkenntnis der lutherischen Stellung in der Lehre von der Absolution, die sich in diesen Aussprüchen ausweist, muß die Inkonssequenz auffallen, daß man den Durchbruch zum bekehrten Zustand auf dem Wege der Erweckung, Bzternischung und Bußkampf als Bedingung der Absolution fordert, nicht aber als Bedingung für den Genuß des Sacraments. Die Handauflegung aber ist dem Haugeaner anstößig, weil dadurch auch solche, die noch nicht auf Haugefche Weise Erweckung und Bekehrung durchgemacht haben, mit den Bekehrten zusammen als Kinder Gottes behandelt werden. Nicht die Handauflegung eigentlich, sondern die Ankündigung der Absolution an eine Reichsgemeinde wird beurteilt.

Die Theologie der Haugefynode ist, vor allem wieder in dem Artikel von der Bekehrung, durch ihre Praxis normiert. In einem Zwist, der sich zwischen Prof. S. S. Bergsland von der theologischen Fakultät in Ned Bing und O. S. Meland, einem Pastor der Haugefynode, entsponnen hatte, erklärte Prof. Bergsland seine Stellung in der Lehre von der Bekehrung, wie folgt: „Der Mensch wird vor die Wahl gestellt, sobald er Gottes Ruf vernimmt. Er hat dann sofort die Wahl, der vorbereitenden Gnade entweder zu widerstreben (das kann er aus eigener Kraft) oder diese selbe Gnade auf sich einwirken zu lassen (dazu liegt die Kraft in eben diesem Ruf und wird durch ihn mitgeteilt). . . . Von Anfang bis zu Ende ist der Mensch dafür verantwortlich, was für eine Stellung er zu Gottes Gnadenruf einnimmt.“ Die Lehre der Konfordinformel ist ihm nicht befriedigend, denn sie ist „nicht imstande, die Möglichkeit des Übergangs von der Freiheit des menschlichen Willens in der niederen zur Freiheit in der höheren Hemisphäre“, also in geistlichen Dingen, zu erklären. Die Konfordinformel lehre, daß der Mensch das Gute nicht wähle, ehe er bekehrt, also erleuchtet, in seinem Willen erneuert sei. Bis zu seiner Bekehrung sei er in diesem Stück schlimmer als ein Stod und ein Stein. „Diese Darstellung“, sagt Prof. Bergsland, „erklärt den Übergang nicht in zufriedenstellender Weise.“<sup>16)</sup> Die Alten haben nämlich nicht genügend unterschieden zwischen „der Fähigkeit zu wollen und der Fähigkeit, das Gewollte auszuführen“. Es gibt, so lautet die Ausführung in der von Prof. Bergsland benutzten Dogmatik, Gisle Johnsons, einen freigewählten, folglich potenzierten Unglauben, wenn nämlich der Widerstand total ist. Ist der Widerstand nur partiell, so wird das Evangelium zwar ein gewisses Verlangen nach Gnade erwecken, eine Art Hoffnung auf Rettung, doch keinen wirklichen Glauben, keine feste Überzeugung der Gnade Gottes, nur ein Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, einen Zustand des Zweifels, „einen Halbgllauben, der wieder zum Unglauben zurück-

16) Gjenfvar 1895, S. 15.

führen muß, wenn nicht ein Durchbruch zu wirklichem Glauben, zur völligen Hingabe des Herzens an die Wahrheit des Evangeliums, stattfindet“. Hierzu bemerkt Prof. Bergsland: „Nach der Ausführung Gisle Johnsons tritt also die bekehrende Gnade erst in Wirksamkeit, nachdem die vorbereitende Gnade die Vorbereitung besorgt und dadurch die Möglichkeit dieser Gnadenwirkung geschaffen hat. Danach möchte es scheinen, als ob nur die vorbereitende Gnade unwiderstehlich sei.“ Gegen diese Auffassung nun wendet sich Bergsland mit dem Satz: Schon mit dem ersten Ruf Gottes an das Herz des Menschen erhält der Mensch die Freiheit, zwischen Widerstand und Nichtwiderstand zu wählen. Während die cooperatio also nach dem im Red Wings-Seminar gebräuchlichen dogmatischen Lehrbuch erst durch die bekehrende statt schon durch die vorbereitende Gnade ermöglicht wird, wird nach der Darstellung Bergslands schon bei der ersten Anbietung des Heils der Wille frei. Und zwar ist es der natürliche Wille, der hier wählen kann. Prof. Bergsland gebraucht den Ausdruck: „Das erste Ziel der Gnade muß sein, daß für das Bewußtsein des natürlichen Menschen die Möglichkeit bewirkt wird, etwas anderes zu wählen, als er nach seiner egoistischen Natur wählen würde.“ (Gjensvar, S. 4.) In seiner Kritik dieser Stellung führt P. Meland aus, daß hiernach der Mensch nur die Heilsbotschaft zu hören brauche, um die Anlagen, Kräfte, Wahlvermögen gebrauchen zu können, die er besitzt. Nicht der Wille, sondern lediglich das Bewußtsein, das Gehirn, brauche eine Einwirkung zu erfahren, dann könne der Mensch sich für das Heil entscheiden. Ganz richtig bezeichnet Meland diese Stellung als die pelagianische.<sup>17)</sup> Doch gibt Meland nicht etwa der Schriftwahrheit, wie sie die Konfessionsformel enthält, die Ehre. Er schließt sich vielmehr der Darstellung Gisle Johnsons an, daß der Mensch sich für Annahme oder Verwerfung des Heils entscheiden kann, nachdem der Wille durch die vorbereitende Gnade freigemacht worden ist. Das ist die bekannte Luter-mannsche, ohiosche, synnergistische Lehre von der Bekehrung. Wie eng diese Lehre von der Bekehrung mit der ganzen Praxis der Haugekyrnode, besonders mit ihrer Distinktion zwischen vorderhand nur „Erweckten“ einerseits und „Bekehrten“ andererseits, verwachsen ist, geht aus dem vorher Gesagten klar hervor. Es findet die Auffassung von der Bekehrung, die uns hier entgegengetreten ist, Deckung in der vierten These des auch von der Haugekyrnode angenommenen „Opgjør“, wo das „Verantwortlichkeitsgefühl des Menschen gegenüber der Annahme und Verwerfung der Gnade“ vindiziert wird. „Verantwortlichkeit gegenüber Annahme der Gnade“ wie auch die Anerkennung „ohne Vorbehalt“ der zweiten Lehrform entspricht der Melandschen Darstellung von der Bekehrung, und auch die kräftigere, von Bergsland vertretene, findet darin Deckung.

17) Redegjærelse for mine Anter mod Prof. G. Bergsland. 1894. S. 20.

Was den Hauptpunkt in der Differenz anbelangt, ist demnach auch der Gangeschen Lehre von der Bekehrung in den Madisonser Thesen Rechnung getragen worden; denn sachlich deckt sich diese mit der Stellung der Forenede Kirche. Noch kürzlich stand in „Subbärerem“ (vom 23. Januar 1915) zu lesen, D. Walther und seine Kollegen hätten einen „modifizierten Calvinismus“ in die lutherische Kirche gebracht.

---

### Bermischtes.

**Ist Krieg Mord?** Vor etlichen Monaten erklärte Taft: „In every war one party is wrong, and both may be wrong.“ Dem stimmen wir bei und folgern daraus, was freilich Taft nicht Wort haben will, daß wir uns durch Waffenlieferung nicht an solchem Kriege beteiligen können, ohne uns eines Unrechts teilhaftig zu machen. Dieser Folge kann man sich aber nur dadurch entziehen, daß man den Krieg schlechthin rechtfertigt. Das ist denn auch vielfach geschehen, in Europa sowohl wie in Amerika. So hielt Mitte April Prof. M. Brown von Princeton vor dem presbyterianischen Ministerium in New York einen Vortrag, in dem er simpliciter behauptete, daß man die Attribute „horrible“ und „murder“ nicht auf den Krieg anwenden dürfe und auch gegen einen Krieg zu protestieren nie ein Recht habe. „War,“ sagte er, „is not indefensible or irrational, but the most rational thing that can happen. It is not brought on by the evil in men's hearts. War is a conflict of ideals, and men are living or dying for ideals.“ Brown ist Lehrer des internationalen Rechts, aber das Distinguieren hat er noch nicht gelernt. Die Frage, ob ein Krieg gerecht ist, kann man eben weder schlechthin bejahen noch verneinen. Man muß die Parteien unterscheiden. Die Seite, die eine gerechte Sache hat und sich gegen einen ungerechten Angriff verteidigt, führt einen gerechten Krieg; und wenn sie dabei Feinde tötet, so ist das ihrerseits ebensowenig Mord, als wenn der Scharfrichter jemandem das Leben nimmt, oder ein von Räubern überfallener diese in der Selbstverteidigung tötet. Das Kämpfen der Krieger, die eine gerechte Sache haben und sich und ihr Vaterland verteidigen, ist ein gottgewolltes gutes Werk. Die Seite aber, welche unrecht hat und ohne Grund ein anderes Volk überfällt, um es zu vernichten oder auszuplündern, gleicht den Räubern, Dieben und Mördern und hat alle, die auf beiden Seiten fallen oder verwundet werden, als Blutschuld auf dem Gewissen. Sofern also ein Krieg Selbstverteidigung ist, ist er nicht Sünde, nicht Mord, sondern ein gutes Werk; sofern er aber ungerechter Angriff ist, ist er Massenmord und grauenhafte Übertretung des Gebots: „Du sollst nicht töten.“ Was Brown von „conflict of ideals“ sagt, ist eine Phrase, mit der er das klare Wasser nur trübt; denn was er verteidigt, ist nichts anderes als

Mord. Was die presbyterianischen Pastoren dazu gesagt haben, wird nicht berichtet.

J. B.

**Carnegies Friedenspläne und die Kirche.** Carnegie, der sich bisher immer nur als einen Feind des Christentums und der Kirche erwiesen und seine Millionen dazu benutzt hat, um kirchlichen Anstalten zu schaden, sucht jetzt durch die *Church Peace Union* Propaganda für seine britischen und finanziellen Interessen zu machen. Sophistisch argumentiert er im *Independent*: weil die Rüstung der Nationen den Weltkrieg nicht verhütet habe, so folge, daß sie dem Frieden schädlich sei und deshalb abgeschafft werden und einer *World Peace Court* Platz machen müsse! Den Anfang hierzu bilde der Vertrag Britanniens, Frankreichs und Rußlands, nur gemeinschaftlich Frieden zu schließen. Diese *World Peace League* der Alliierten, der sich nach dem Krieg die andern Nationen anschließen müßten, würde ewigen Weltfrieden garantieren. Was Carnegie anstrebt, ist also weiter nichts als britische Welt Herrschaft und Weltfrieden, soweit er sich mit dieser Herrschaft verträgt. Zugleich verleumbet Carnegie Deutschland, deren oberste Heeres- und Flottenbeamte schuld am gegenwärtigen Kriege seien. Und der Kirche, der Carnegie bisher immer nur den Rücken zugekehrt, mutet er jetzt in Amerika die Propaganda zu für seine unpatriotischen, finanziell selbstfüchtigen und britischen Pläne! Selbstverständlich ist Carnegie für Fortsetzung der Waffenausfuhr. Und darin stimmt ihm auch Expräsident Taft bei. Ob die Ausfuhr sich vom moralischen Standpunkt aus rechtfertigen lasse, darauf läßt er sich jedoch nicht ein. Er begnügt sich in seinen Kriegsreden mit dem kläglichsten und auch utilitaristisch recht schwachen Argumente: "We are always unprepared for war. We must always expect aid from neutrals in case of war. It would be an unwise policy, in my judgment, for us to change this rule." Taft ist Vizepräsident des *International Peace Forum* und redet somit beidem das Wort, baldigen Frieden herbeiführen zu helfen und den bestehenden Krieg durch unsere Waffenausfuhr ins Ungemessene zu steigern.

J. B.

Die britische Behandlung der Missionare betreffend, über die „Lehre und Wehre“ bereits des öfteren berichtet hat, heißt es in einer Rundgebung der *Basler Mission*: „Wenn England in Indien die grausame Maßregel der Internierung in Konzentrationslagern gegen die Missionare anwendet, die seinem Schutze anvertraut waren und sich um das Volk Indiens wohlverdient gemacht hatten, so ist das eine offenbare schreiende Ungerechtigkeit. Fragt man nach den Gründen, die diese Maßregeln veranlaßt haben, so ist kein Zweifel, daß es die Furcht ist, es möchten durch die Missionare unbequeme Wahrheiten unter das Volk kommen. Die Hindus sollen über die politische und militärische Lage nur denken, was England sie denken lassen will. Darum sucht man andern Gedanken vorzubeugen, und die Opfer der englischen Angst vor der Wahrheit müssen die Missionare sein, schon



um der bloßen Möglichkeit willen, daß einmal einer ein mißliebigeß Wort reden könnte. Englands Haltung bedroht nicht nur die deutsche, sondern die ganze evangelische Heidenmission. Denn leicht werden die Heiden die unmwürdige Brutalität des englischen Vorgehens in Zusammenhang bringen mit dem von England äußerlich bekannten und vertretenen Christentum, dem Christentum zur Schmach und der Mission zur Hinderung.“ — So berechtigt von unserm Standpunkte aus alle diese Klagen und Befürchtungen sind, so müssen wir doch auch alles sub specie aeternitatis betrachten lernen. Und von diesem Standort aus erkennen und wissen wir, 1. daß letztlich alles in der Welt, auch die Sünde und Bosheit, dem ewigen Liebesplan Gottes mit seinen Auserwählten dienen muß; 2. daß denen, die Gott lieben, also eben den erwählten Kindern Gottes, alle Dinge, auch die Sünden und Greuel eines Weltkrieges, zum besten dienen müssen. J. B.

Zwischen der Basler Mission und der britischen Gesandtschaft in Bern hat ein Schriftwechsel über die Vorgänge in Kamerun stattgefunden. Direktor D. Ohler hatte England öffentlich angeklagt, in Kamerun und Indien den Krieg zu einem Kampf gegen die Unschuldigen und selbst gegen die Frauen gemacht und diese mit empörender Rohheit behandelt zu haben, wodurch England das Friedenswerk der Mission zerstört und sich in Widerspruch gegen die Grundsätze der Zivilisation gesetzt hat. Die britische Gesandtschaft in Bern erklärte darauf, daß „die Missionen in Kamerun mit jeder gebotenen Rücksicht behandelt“ seien, und daß „die Behauptung, daß sie brutal behandelt wurden, aus der Luft gegriffen“ sei. In seiner Erwiderung gibt D. Ohler ergreifende Züge aus der Leidensgeschichte der Basler Missionare in Kamerun, verweist auf das erdrückende, im „Heilsboten“ veröffentlichte Beweismaterial sowie auf die mehr als dreißig in Deutschland und der Schweiz weilenden Zeugen und erklärt: „Wer mich und meine Berichterstattung kennt, weiß, daß ich überhaupt nicht aus der Luft greife. Meine Behauptungen gründen sich auf harte Tatsachen.“ In deutschen Missionskreisen kann man sich nicht darein finden, daß die englischen Missionsfreunde nicht nur nicht protestieren gegen die englische Gewaltpolitik, sondern den Krieg vielmehr fast durchweg billigen, ja die Niederwerfung Deutschlands und die Zerstörung seines Militarismus als einen Teil der Missionsaufgabe ansehen, die Gott dem englischen Volke gestellt habe, „um sein Reich des Friedens auf Erden aufzurichten“! J. B.

Deutsche Missionare und der „LUTHERAN OBSERVER“. W. McAuley, ein Missionar der Generalsynode in Indien, schreibt im *Observer*: „Die deutschen Missionare sowohl als die anderer Nationalitäten haben viele Wohlthaten empfangen von der britischen Herrschaft Indiens, und die meisten von ihnen haben auch ohne Zweifel Anerkennung für das, was sie empfangen haben. Aber zu gleicher Zeit lieben sie ihr eigenes Vaterland, und einige von ihnen finden es sehr schwer, die Wage zu

halten zwischen ihrer Liebe zu dem eigenen Lande und ihrer Pflicht dem Lande ihrer Arbeit gegenüber. Einige von ihnen haben ohne Zweifel über das Maß der Vorsicht hinaus geredet. Während das indische Volk in bewunderungswürdiger Weise loyal geblieben ist, muß doch die indische Regierung alles tun, was sie kann, um es so zu erhalten. Unter solchen Umständen können ein paar patriotische Deutsche mit voller Redefreiheit und in einflußreichen Stellungen sehr leicht eine wirkliche Gefahr bilden. Daher die Notwendigkeit, solche Maßregeln zu ergreifen.“ Mit Recht weisen verschiedene Blätter darauf hin: 1. daß hier eine schändliche Verleumdung der deutschen Missionare vorliege; 2. daß hier die Wohltäter nicht die Briten und ihre Regierung seien, sondern die Missionare und ihre Gesellschaften.

**Deutschenhaß in Amerika.** Bei der Einweihung des „Deutschen Hauses“ in Kansas City sagte der Präsident des Staatsverbandes der „D. = A. N. V.“: „Wir wollen hoffen, daß es den Mitgliedern gegönnt sein wird, in diesem Deutschen Hause noch viele Jahre lang ihre persönliche Freiheit genießen und die deutsche Gemütlichkeit erhalten zu können, dann besteht kein Zweifel, daß das deutsche Vereinsleben in Missouri in großer Gefahr steht, in der Zukunft gänzlich unterdrückt zu werden; ist es doch jetzt schon durch die Entscheidung des Obergerichts auf dieselbe Stufe mit dem Saloon gestellt, und kann dasselbe unter dieser Entscheidung nur seine Freiheit genießen, solange die betreffenden Behörden liberal gesinnt sind und handeln. Aus diesem Grunde sollten die deutschen Vereine ihre Lokale in solcher Weise führen, daß kein Grund zur Klage vorkommen kann, was leider bei manchen deutschen Vereinen nicht der Fall ist. Es ist von großer Wichtigkeit, daß der Staatsverband in Zukunft stärker politisch eingreift, namentlich in die Primärwahlen, und nur Kandidaten nominirt, welche liberal gesinnt sind und auch den Mut besitzen, solches offen zu bekennen, einerlei welcher Partei sie angehören. Ebenfalls sollten wir die Krebschäden, welche zum gewissen Teil in dem Saloongeschäft und ebenfalls in vielen Klubs bestehen, auszurotten versuchen; denn damit entwenden wir den Prohibitionisten ihre größte Waffe. . . . Der Deutschenhaß in diesem Lande ist zum gewissen Teil den hiesigen Deutschen selbst zuzuschreiben. Ich wiederhole hier einen Teil eines offenen Briefes des Schriftstellers Ludwig Fulda über die Deutschamerikaner: „Das durch die Deutschen in Amerika entthronte deutsche Wesen muß vorerst in seine alten Rechte eingesetzt werden, ehe man überhaupt daran gehen kann, den Deutschenhaß zu erschüttern, dem deutschen Wesen Achtung, den Deutschen Sympathien zu verschaffen. Der Amerikaner muß erst erkennen können, daß wir selbst das deutsche Wesen, die Kulturrerrungenschaften des deutschen Volkes hochhalten, ehe wir mit gutem Rechte von ihm fordern dürfen, daß auch er seine Mißachtung in Achtung umwandle. Solange wir Deutschen den deutschen Geist aus feiger Angstmeierei zum Krüppel schlagen, solange wir

im Hause, im Geschäfte und in allen unsern gesellschaftlichen Beziehungen den angelsächsischen Amerikaner hervorkehren, anstatt ehrliche Deutschamerikaner zu bleiben, solange wir die deutsche Kunst in Amerika verkümmern lassen und mit der deutschen Kunst auch jene Männer, die die Väter einer deutschamerikanischen Literatur werden könnten, so lange haben wir kein Recht, uns darüber zu beklagen, daß der Amerikaner das Deutschtum gerade so behandelt, wie die Mehrzahl der Deutschen in Amerika es behandeln — geringschätzend. An uns selbst müssen wir die Reformarbeit vollziehen, wollen wir die Amerikaner zu unsern Gunsten reformieren.“ Die Gründe, welche Deutschamerikaner in Amerika zum Gegenstand des Hasses machen, sind neben andern auch folgende: 1. Viele von den lautesten Deutschen werfen sich ins Geschirr für Bierfreiheit und spannen sich vor den Bierwagen mit einem Enthusiasmus und Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre. Obwohl aber der Kampf für die persönliche Freiheit an sich immer ehrenvoll ist, so ist er doch in puncto Bier und Schnaps nie ohne odium für den, der für diese so allgemein und gemein gemißbrauchte Freiheit eintritt. 2. Viele Deutsche, sobald sie reich werden, beeilen sich, alles abzustreifen, was an ihre deutsche Herkunft erinnert, und modernpuritanisches Wesen an dessen Stelle zu setzen, just wie die Juden, wenn sie reich geworden sind, liberal werden. Ihrer deutschen Herkunft erinnern solche Deutsche sich dann nur noch, wenn es einen persönlichen Vorteil oder ein Staatsamt gilt. Sie brandmarken damit das Deutschtum vor Nichtdeutschen als etwas Mindertwertiges und Abzustreifendes. 3. Ein Hauptgrund dieser Feindschaft liegt aber auch offenbar darin, daß die Deutschen in Amerika durch Treue und Fleiß, Umsicht und Gründlichkeit, Einfachheit und Sparsamkeit rasch vorankommen und überall in Stadt und Land zum Wohlstand gelangen. Das erweckt in englischen Amerikanern denselben gelben Neid, der zum europäischen Krieg geführt hat, und in dem zum großen Teil auch der Haß in Amerika gegen die Deutschen seine tiefsten Wurzeln hat. F. B.

**Friedensgebete in Frankreich.** Die französische Regierung hat die Friedensgebete erst dann freigegeben, als die Bischöfe erklärten, es könne kein anderer Friede gemeint sein als der auf der dauerhaften Grundlage der Wiederherstellung der Gerechtigkeit fußende. Kardinal Amette hat, offenbar mit Rücksicht auf die Bedenken der Regierung, die Definition, die Augustin vom Frieden gibt, daß er die durch Ordnung gesicherte Ruhe sei, dahin interpretiert, daß zuerst die Ungerechtigkeit beseitigt werden müsse. In der Madeleinekirche fügte der Abbé Sertillanges seiner „prière oratoire“ folgenden Passus bei: „Den Frieden, o Herr, den wahren, den, der alle Dinge in Ordnung bringt; denn der Friede ist nur die Ruhe der Ordnung; den Frieden, der allen Recht verschafft, Frankreich und seinen Verbündeten, den unterdrückten Völkern, den bejammernerwerten und fast toten Völkern, nämlich Belgien, Elsaß-Lothringen, Polen, dem blutenden Serbien, kurz, jedem, der von

uns Hilfe und Befreiung erwartet, und um ein Ende unsern Feinden zu machen, aber in gerechter Strafe und Sühne ihres Verbrechen. Den Frieden, o Herr, den deinen, aber nicht den Deutschlands!“

Man ist in Frankreich mit dem Papst unzufrieden, daß er nicht offen für Frankreich Partei nimmt. So schreibt Louis Lafon im *Evangile et Liberté*: „Im Katholizismus bereitet sich trotz seiner strengen Disziplin eine Auflehnung der Seelen gegenüber einem Papste vor, der, zurückgehalten von irdischen Interessen, kein Verdammungsurteil auszusprechen magt über das Verbrechen, nicht einmal ein Wort des Erbarmens und der Liebe für die Märtyrer. Es ist ein Hirte, der die Schafe dem Rauchen des Wolfes überläßt. Die Gewalt oder das Recht — zwischen diesen beiden gilt es zu wählen. Das sind die Ideale, die die Nationen und Parteien, die Kirchen und Glaubenslehren neu einteilen. Das ganze Frankreich hat das Recht angenommen, und dies macht die heilige Union aller seiner Kinder aus.“ Auch Clemenceau beschwert sich ähnlich über den Papst: „Ich glaube zu wissen, daß die französischen Patrioten unzufrieden sind damit, daß sich der Papst über alle Sterblichen stellt, ohne sich um die älteste Erbtöchter der Kirche zu kümmern. . . . Welch eine Enttäuschung für sie gerade im kritischsten Augenblick! Ein auf immer zerronnener Traum! Nicht einmal für sein Belgien, das katholisch regiert war, und das jetzt verbrannt, geplündert und aufgeschlupft ist, findet der Papst ein Wort. Was sollte da das republikanische Frankreich erwarten?“ — Von den Peterspfennigen ganz abgesehen, scheint der Krieg auch sonst dem Papst doch nicht lauter Gewinn bringen zu wollen. F. B.

**Krieg und „Einkindsystem“ in Frankreich.** „Frankreich wird tun, was es für sein Interesse hält“, war bekanntlich die Antwort der französischen Regierung, als vor Kriegsausbruch Deutschland anfragte, was es im Falle eines deutschen Krieges mit Rußland tun werde. Nun ist das „Interesse“ am Tage, die Verblutung Frankreichs. Noch selten hat eine Regierung so gewissenlos ihr Volk um ein Nichts dahinschlachten lassen wie die jetzige französische; und noch seltener war ein ganzes Volk so mit Blindheit geschlagen wie das französische, das mit Beifallsklatschen diesem Schlachten zusieht und immer weiter zum Kriege heßt, alles zugunsten Englands. Daß Frankreich auf alle Fälle aus dem Kriege mit einem Bankrott hervorgeht, deuteten schon die „Neuen Züricher Nachr.“ an mit dem Hinweis auf die immer wiederkehrende Wendung französischer Todesanzeigen: „Notre fils unique“ (Unser einziger Sohn). „Es kommt hier der fürchterliche Bankrott des Systems zum Ausdruck, das aus Gründen teils der Bequemlichkeit, teils aus Erwägungen, den Familienbesitz in wenig Händen zu behalten, teils aus einer materialistischen sozialen Auffassung vom ehernen, aber auch tief sittlichen Natur- und christlichen Glaubensgesetz abwich. Wohl haben in Frankreich ernste Männer der verschiedensten Lager, Geistliche und Laien, auf das Verhängnisvolle dieses Systems hingewiesen, haben

auf seinen nationalen Schaden aufmerksam gemacht und in den letzten Jahren oft verzweifelte Maßnahmen vorgeschlagen gegen das, was man Zwei- und Einkindersystem und Geburtenrückgang nennt. Es war trotz aller Hinweise auf eine immer bedrohlicher lautende Statistik umsonst. Daran haben aber auch diese Männer nicht gedacht, daß der Tag kommen werde, der ihre Warnungen in diesem Maße rechtfertigen, an dem sich das nationale Defizit infolge des erwähnten Systems in einer derart trostlosen und niederschmetternden Weise offenbaren würde.“ Am 10. Mai 1871 betrug die Bevölkerung Frankreichs nach den Gebietsabtretungen infolge des Frankfurter Friedens 36,470,000 Menschen. Anfangs waren zwar kleine Zunahmen der Bevölkerung zu verzeichnen, aber seitdem hat die Bevölkerungszunahme kaum  $1\frac{1}{2}$  Millionen aufzuweisen. Die Bevölkerung Deutschlands aber hat in dieser Zeit um 85 Millionen zugenommen. Nach einjähriger Kriegführung dürften die Verluste Frankreichs sich auf 800,000 Mann belaufen. Daraus ergibt sich die Tatsache, daß die wehrfähige Mannschaft Frankreichs nach einjähriger Kriegsdauer auf die Stärke der wehrfähigen Mannschaft des Jahres 1870 zurückgeworfen ist. Vorausgesetzt ist dabei, daß Frankreich keine Gebietssteile verliert.

**Französische Kultur.** Die „Ref.“ schreibt: „Ein sehr bemerkenswertes Zeichen der französischen Kultur scheint mir das Pariser Stimmungsbild eines Berichterstatters im ‚Berner Tageblatt‘ zu geben. Ich will folgendes herausgreifen: Die Kaffeehäuser sind gegen Abend von einem lebhaften Wölklein dicht bevölkert. Welt und Halbwelt fehlt nicht. Letztere beschäftigt sich in der Freiheit des Schliprocks, den einzig die Zensur noch nicht verboten hat, mit Vorliebe mit ‚Farbigen und Engländern‘, wie ein bezeichnender Ausdruck in den amtlichen deutschen Verlautbarungen heißt. Diese Dämchen scheinen eine wirkliche Virtuosität darin zu haben, sich mit Gurfhas, Senegalnegern, Fidschiansulanern und Engländern durch Naturlaute zu verständigen. Aber nicht ohne Grauen kann man es sehen, wenn Weiß und Schwarz zusammen durch die Straßen ziehen, ohne daß jemand etwas daran findet. Und mit noch größerem Grauen beobachtet man, daß täglich neue Scharen junger Mädchen, die das Leben nicht kennen, aber in dieser Zeit der Heimatflucht und Arbeitslosigkeit in Paris landen, diesem Treiben zum Opfer fallen. Ich fürchte, daß auf diesem Gebiet der Krieg Frankreich noch schwere Schäden hinterlassen wird.“

**Englands Feinde: Trunksucht, Geldgier, Heuchelei.** „Das Laster der Trunksucht, unser gefährlichster Feind, muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, ehe wir an einen vollkommenen Sieg über unsere beiden andern Feinde, Deutschland und Osterreich-Ungarn, denken können“, so äußerte sich Schaatzamtsskanzler David Lloyd George einer Abordnung britischer Schiffsbauer gegenüber, die gekommen war, um scharfe Maßregeln gegen angeblich durch Trunk widerspenstig gewordene Arbeiter zu verlangen. Die Fabrikanten erklärten, sie könnten die von

der Regierung ausgegebenen Aufträge unmöglich ausführen, da ihre Angestellten die Hälfte der Zeit in Spelunken sich herumtrieben und nur dann arbeiteten, wenn es ihnen paßte, ohne irgendwelche Rücksicht darauf, ob dringende Bestellungen zu erledigen seien. Dadurch sei kürzlich die Abfahrt eines vom Geschwaderchef zu sofortigen Ausbesserungen nach den Dock's gesandten Schlachtschiffes um einen vollen Tag verzögert worden, ein Zeitverlust, der schwer wieder einzuholen sei. Die meisten in den technischen Abteilungen angestellten Leute arbeiteten nur vierzig Stunden die Woche, und infolgedessen blieben die Leistungen im Schiffsbau gerade jetzt, da die höchsten Anforderungen an sie gestellt werden, hinter denen vor dem Kriege zurück. Dazu bemerkt die „W. P.“: „Ein trübes Bild, das vor dem britischen Volke, vor dessen Bundesgenossen, vor dem neutralen Auslande, schließlich aber auch vor dem Feinde enthüllt wird. Aus ihm strahlt ein kaum begreiflicher Mangel an Vaterlandsliebe; eine trasse Selbstsucht, die nichts Höheres kennt als die Rücksicht auf das eigene Wohlergehen; ein moralischer Tiefstand der Arbeiterschaft, der für die Zukunft des Landes das Schlimmste befürchten läßt.“ Als schlimmere Feinde Englands noch bezeichnet aber das genannte Blatt: 1. die im alles beherrschenden Großkapital verkörperte Gewinnsucht, die den Weltkrieg entfacht habe; 2. die Heuchelei, die stets die Schuld und Verantwortlichkeit auf andere abzuwälzen suche.

J. W.

**Englands Christen und der Krieg.** W. G. Mellan schreibt aus England an einen Freund in Deutschland: „Ich kann Ihnen versichern, daß jedermann in diesem Lande glaubt, daß unsere Regierung recht gehandelt hat, ausgenommen die Leute, die nach der Meinung der Quäker jeden Krieg als solchen verdammen, und auch diese haben alle Opposition unterlassen. Manche von ihnen haben in diesem Falle sogar eine Ausnahme gemacht, weil sie glaubten, daß Kriege nur dadurch für immer beendet werden, wenn der deutsche Militarismus bekämpft wird. Und sie haben sich mit als Rekruten anwerben lassen und kämpfen jetzt zum ersten Male selbst mit. Immer wieder sehen wir Namen bedeutender Männer, die immer für den Frieden eingetreten sind; solche sind z. B. D. Clifford, der Bischof von Lincoln, P. S. F. Collier, der Präsident der Wesleyanischen Konferenz, P. Canon Scott Holland und Mr. Herbert Stead, der Präsident der Browning Serlement, die erklären, daß in diesem Falle eine Ausnahme gemacht werden muß, oder wir müßten für immer den Frieden und eine gesunde internationale Verständigung drangeben. Diese Ansicht wird auch von fast allen, wenn nicht überhaupt allen, Vorstandsmitgliedern unsers britischen Jugendbundesverbandes geteilt. Wir haben diesen Standpunkt mit dem größten Widerwillen und Schmerz eingenommen. Unsere Landsleute haben keinen Haß mit dem deutschen Volke und auf keinen Fall wir Jugendbundeleute. In Tausenden von Kirchen wurden am 2. August Resolutionen gefaßt, die unsere Regierung ersuchten, neutral zu bleiben. Einige unserer einflußreichsten Zeitungen nahmen dieselbe Haltung ein.“

Aber dann ereignete sich das, worum es sich bei dieser ganzen Frage dreht; ich meine, daß Ihre verantwortlichen Leiter beschlossen, durch Belgien zu marschieren, und uns um unsere Zustimmung ersuchten, daß so der Vertrag gebrochen würde, durch den die Neutralität jenes kleinen und fast hilflosen Landes garantiert wurde. Die Bezeichnung Ihres Reichskanzlers, daß jener Vertrag doch nur ein Blatt Papier sei, erweckte gerechte Entrüstung in jeder einzelnen Person, die ich kenne, und wie viele andere Fragen auch dieser Krieg umfaßt, das ist es, warum unser Volk so einmütig gegen Sie ist. Die meisten von uns bedauern, daß es scheint, als billigten wir den Mord des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin. Ich denke, die meisten von uns würden lieber gegen Rußland kämpfen, aber diese Punkte kamen hierbei niemals in Betracht. Die Leiter Ihres Volkes verlangten von uns, daß wir der Entehrung einer kleinen Nation, wie Belgien, zustimmen sollten, damit Sie leichter Ihren Kampf gegen Frankreich gewinnen könnten. Wir würden dieselbe Haltung eingenommen haben, wenn Frankreich in Belgien eingebrungen wäre, und Sie dieses verteidigt hätten. Wir glauben als Volk, daß Deutschland Befreiung von dem grausamen Militarismus braucht, von dem die Babern'-Geschichte vor nicht langer Zeit ein Zeugnis war, und von dem wir alle in Nießsche gelesen haben und besonders in dem Buche Oberst (1) Bernhards, das in England in Hunderttausenden von Exemplaren verkauft worden ist. Viele, die die Handlungsweise unserer Regierung billigen, glauben, daß wir auch einen Kampf für die deutsche Demokratie kämpfen, und wir sagen, daß der deutsche Militarismus ein für allemal vernichtet werden muß, der glaubt und sagt, daß Macht Recht sei. Siehe die oben erwähnten Autoren und auch Treitschke." — Die „Schlesische Zeitung“ bemerkt hierzu: „Auch die geistlichen Kreise Englands sind hiernach immer noch von dem Irrwahn besessen, in den die englische Regierung ihre Landsleute heuchlerisch verstrickt hat. Wer sehen will, muß heute wissen, daß die belgische Neutralität nur noch Schwindel, ein Hilfsmittel der englischen Heeresleitung, war. Wir sollten uns überfallen lassen, und weil wir dazu nicht Lust hatten, schelten uns die englischen Christen undchristlich. Sie mögen es guten Glaubens tun, aber dann bleibt doch ihre große, unverzeihliche Schuld bestehen, daß sie es nicht der Mühe wert gehalten haben, sich sorgfältiger zu unterrichten, ehe sie ein Volk verdammten, dessen hohe Kultur ihnen bekannt war. Als Christen hätten sie sich das Wort vor Augen halten müssen: ‚Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!‘ Sie haben gerichtet; nun müssen sie mit dem ganzen englischen Volke es sich gefallen lassen, daß sie gerichtet werden.“ Uns will scheinen, daß es den englischen Kirchenführern auch an Willigkeit, den Lügenberichten zu glauben, nicht mangelt. Wußten sie doch um die langjährige britische Heße wider Deutschland und seinen Kaiser! „Diese jahrelangen Heßereien“ — sagt der „G. d. G.“ — „gegen Deutschland auch in christlichen und Gemeinschaftskreisen haben die Urteilskraft völlig getrübt.“

F. B.

„LIFE OF FAITH“, eine britische Zeitschrift, veröffentlichte folgende Korrespondenz: „Ist es recht, daß das sogenannte christliche England mithilft, die halbasiatischen russischen Horden auf Europa zu heßen?“ „Ist es recht, daß das sogenannte christliche England bei dem heidnischen Japan Hilfe sucht, um eine andere sogenannte christliche Nation zu erdrücken?“ A. L. Ein Engländer antwortet: „Wenn Europa überflutet werden soll, so ist es besser, es werde von den Russen überflutet als von den barbarischen Horden des deutschen Kaisers!“ Ein anderer: „Ich will lieber Schulter an Schulter mit einem Heidenvolk in den Kampf gehen als mit einem sogenannten christlichen Volke, das Scheußlichkeiten begeht, die die ganze Welt mit Entsetzen erfüllen.“ In einer späteren Nummer wurde ein allgemeiner Buß- und Betttag für ganz England verlangt. Dazu schrieb ein Leser, ein solcher Bußtag sei nicht zu empfehlen; denn die Feinde Englands könnten daraus schließen, es läge in den Ursachen des gegenwärtigen Krieges etwas, worüber das englische Volk Buße zu tun hätte. Dies sei aber keineswegs der Fall; im Gegenteil, der jetzige Krieg sei der gerechteste, den England je geführt habe, so daß man wohl sagen könne: Unsere Sache ist die Sache Gottes; Christus selbst hat uns das Schwert in die Hand gedrückt zum Heile der Völker, ja selbst zum Heile Deutschlands! „Wir haben Anhaltspunkte genug für die Annahme, daß der deutsche Kaiser eine Art Übermensch ist. Gegen wen stehen wir denn zu Felde? Gegen Fürsten und Gewaltige, nämlich gegen die Herren der Finsternis dieser Welt. Dieser Schluß ist es, der uns unwiderstehlich dazu führt, darum zu beten, daß der Sieg unsere Waffen begleiten möge.“

**Kriegsgrund der Engländer.** Die *London Times* vom 8. März schreibt: „Gewiß hat uns der Einfall in Belgien tief getroffen; denn wir hielten uns für unser Wort gegenüber diesem Land gebunden, aber wir wußten auch, daß wir, indem wir unser Wort hielten, unserm eigenen Interesse dienten. Warum garantierten wir die Neutralität Belgiens? Aus Gründen des eigenen Interesses, aus denselben Gründen, die uns immer gezwungen haben, uns dem Anwachsen einer großen Macht gegenüber unserer Ostküste zu widersetzen. Herr von Bethmann-Hollweg hat recht: selbst wenn Deutschland nicht in Belgien eingefallen wäre, hätten Ehre und Interesse uns mit Frankreich vereint. Wir weigerten uns zwar, Frankreich und Rußland bindende Erklärungen zu geben, aber wir gaben beiden vor einigen Jahren zu verstehen, daß sie, wenn sie zu Unrecht angegriffen würden, auf unsere Hilfe würden rechnen können. Das war die Achse der europäischen Politik der drei Mächte. Wir schlossen uns der Tripleentente an, weil wir, wenn auch spät, einsahen, daß die Zeit der 'splendid isolation' vorüber war. Wir kehrten zurück zu unserer historischen Politik vom Gleichgewicht der Mächte und taten dies aus denselben Gründen, wie unsere Vorgänger es taten. Das waren keineswegs Gefühlsgründe, weder für sie noch für uns. Das waren Gründe des eigenen Nutzens, sogar der Selbstsucht.“ Ausdrücklich erklärt die *Times* in demselben



Artikel, daß Englands Ehre und Interesse es gezwungen hätten, sich Frankreich und Rußland anzuschließen, „selbst wenn Deutschland die Rechte seiner kleinen Nachbarn peinlich genau respektiert hätte“.

**Japans Politik.** Die „Ref.“ schreibt: „Von hochgeschätzter Seite ging der ‚Post‘ der Brief eines Japaners zu, der Selbstmord verübte, weil er die Stellungnahme seiner Regierung gegen Deutschland nicht überleben zu können glaubte. Ich kann mich nun des Eindrucks nicht erwehren, daß dieser Brief nicht nur die Stimmung eines Japaners gibt, sondern die weiter gebildeter Kreise in Japan. Zumal die jetzige Politik Japans, ihr gesamtes Verhalten, scheint mir geradezu ein Beweis dafür zu sein. Ich will aus dem Briefe folgendes herausgreifen: ‚Wir wollen in Asien keine Europäer als Herrscher dulden, wie Ihr ja auch in Europa eine Herrschaft der Selben nicht gestatten würdet. Deshalb werden wir Euch Euren schönen Besitz in China wegnehmen müssen. Sodann werden wir die Länder Chinas zum Leben erwecken, den Franzosen Indochina wegnehmen und schließlich die Engländer aus Indien hinausprügeln. Die Russen kommen zuletzt dran. Amerika gleicht Deinem Pudel, der mich immer anbellte, wenn ich zu Dir kam, aber niemals zubiß. Asien ist und bleibt unsere Domäne. Ein großes Ziel, das wir uns gesetzt haben, und jeder Japaner ist sich dessen bewußt; jedes Kind bei uns saugt diese große Idee mit der Muttermilch ein. Daß wir diese große Aufgabe vollbringen können, das werden wir wohl Euch Deutschen verdanken. Jeder von uns, der bei Euch war, weiß es, daß Ihr Eure Gegner in diesem Kriege zerschlagen werdet. England, Frankreich und Rußland werden durch Euch so klein werden, daß wir mit ihnen hier in Asien leicht fertig werden.‘ Zum Schluß hofft dieser Japaner, daß die deutschfreundlichen Gefühle in Japan bald wieder stark aufwallen werden.“ Die „Ref.“ hält die hier geschilderte Stimmung für die in Japan maßgebende. Dann sind aber auch die künftigen Missionsaussichten für Asien recht trübe.

**Liberaler nehmen den Mund voll.** Die „Ref.“ schreibt: „Ein unbegreiflicher Irrtum ist dem sonst überlegsamem D. Erich Förster in Frankfurt begegnet, der in der ‚Frankf. Zeitung‘ vom 31. Januar die erbauliche Kriegsliteratur bespricht und zu dem Ergebnis kommt, daß sie ‚von einem fast erstaunlichen Siege der sogenannten modernen Theologie‘ zeuge. Es sei nicht darüber gerechnet, daß er in einem Atem Wurster, Kappstein, den Rabbiner Eckstein und den Monisten Horneffer nennt. Aber es fällt auf, daß er die ungeheuren Massen von altgläubigen Flugschriften, Sonntagsblättern, Predigten, Gebeten nicht zu kennen scheint. Was haben allein die Württemberger in dieser Beziehung ins Feld geworfen, dann der Landesverein für Innere Mission in Bayern oder die Elberfelder, die Sachsen, die Gemeinschaftskreise usw. Und dazu kommt aus dem Feld die Witte: Mehr! mehr! Es heißt die Sache geradezu auf den Kopf stellen, hier von einem ‚Siege der modernen Theologie‘ zu reden. Zum mindesten hätte

D. Förster doch auch das notieren müssen, daß die Mehrheit der die moderne Theologie vertretenden Presse lange geradezu ratlos war, was sie zum Kriege sagen solle; daß ferner die wissenschaftliche Vertretung dieser Theologie auf der ganzen Linie in plötzliches Schweigen versank, während die Offenbarungstheologie sich z. B. in der „Allg. Ev.-Luth. Kircheng.“ in einer Reihe ausgezeichneten Artikel: „Was haben uns unsere Theologen zu diesem Kriege zu sagen?“ ausgesprochen hat, einzelne ihrer Schriften gar nicht zu nennen. Will man diese Frage überhaupt erwähnen, so wird der umgekehrte Satz Försters die Wahrheit sein.“

Ist Trunksucht heilbar? Die „Ref.“ sagt in ihrem Bericht über eine Versammlung der 38 Blaukreuzvereine Groß-Berlins: „Die beste Antwort auf die brennende Frage war aber das persönliche Zeugnis von etwa 100 früheren Trinkern, die bereits seit Jahren von der Trunksucht frei geworden sind. Der Aufforderung des Versammlungsleiters folgend, traten sie auf die Tribüne des Saales und stimmten begeistert ein Lied von der Freiheit an, die sie erlangt haben. Ihre leuchtenden Augen, ihre straffe Haltung, ihre gute Kleidung bezeugten es, daß sie wirklich neue Menschen geworden sind. Denn die, die da auf der Tribüne standen, waren früher Leute mit gläsernen Augen, schlotternden Knien und zerrissenen Kleidern. Wer sie gesehen hat, der weiß: Trunksucht ist heilbar! Aber wie? Diese Frage beantwortete in einstündigem Vortrag, gestützt auf die neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und langjährige Erfahrung in der Trinkerrettungsarbeit, Herr Geheimrat Riehl vom Oberkirchenrat. Trunksucht ist nicht nur eine Krankheit, so führte der Redner aus, sondern ein sittlicher Defekt. Darum kann die Heilung nicht in derselben Weise versucht werden wie bei der Schwindsucht, sondern hier müssen in erster Linie Einwirkungen auf das Seelenleben des Menschen erfolgen. Kurz gesagt, handelt es sich um die Herstellung der zerrissenen Verbindung mit Gott. Daß dieser Weg zum Ziele führt, beweisen die großen Erfolge des deutschen Hauptvereins vom Blauen Kreuz, der unter 40,000 Vereinsgenossen 10,000 frühere Trinker zählt.“ — Gewiß, wahre Bekehrung zu Gott, das ist das rechte Mittel zur Überwindung des Sausaufels. Zuweilen genügen zur äußeren Überwindung dieses Lasters jedoch auch andere, rein irdische Motive und ungeistliche Ermägungen. Die „Bekehrung“ ist dann aber keine wirkliche Bekehrung zu Gott, sondern nur eine Austreibung des Sausaufels etwa durch den Teufel des Hochmuts und des Pharisäismus und hat dann seine Ursache auch nicht im Heiligen Geist. Wie von den Sekten und Temperanzlern in Amerika, so wird dies auch, vielfach übersehen von Blaukreuzlern in Deutschland. Äußere Lebensveränderung, einerlei aus welchen Motiven, wird verwechselt mit wahrer Herzensbekehrung zu Gott. F. B.

Sittenlehre in Japan. An den japanischen Schulen wird, wie „St. d. B.“ mitteilen, kein Religionsunterricht erteilt, weil Religion

Privatsache sei. Den Moralunterricht hält aber die Regierung für nötig. Eine Kommission von Univerſitätsprofessoren uſw. hat zu dem Ende „ein nur auf dem Verſtand begründetes Syſtem der Moral“ ausgearbeitet und entſprechende Lehrbücher für die Schulen zuſammengestellt. Die autoritative Grundlage für den ganzen Moralunterricht bildet der kaiſerliche Erlaß vom Jahre 1890, der folgende Grundſätze enthält: „Seid gehorſam euren Eltern, liebt eure Brüder und Schwestern, lebt in Eintracht als Gatten und Ehefrauen, als Freunde ſeid treu; euer Benehmen ſei höflich und maßvoll, und euren Nächſten wollet ihr lieben wie euch ſelbſt; widmet euch euren Studien und ſeid fleißig in eurem Berufe; bildet eure geiſtigen Fähigkeiten aus und fördert eure ſittlichen Gefinnungen; erhöht das Gemeinwohl und leiſtet den Interellen der Geſellſchaft Vorſchub; leiſtet der Verfaſſung und allen Geſetzen unſers Reiches ſtrengen Gehorſam; offenbart euren Patriotismus und euren Mut und helft uns dadurch, die Ehre und das Wohl unſeres Reiches, welches dem Himmel und der Erde gleich iſt an Wert, zu fördern.“ — Dem letzten Relatiſatz zufolge iſt alſo das summum bonum dieſer Morallehre der Mikado und ſein Staat, wodurch die Verſicherung, daß Religion in Japan Privatsache ſei, illuſoriſch gemacht wird. Die Beweggründe für die Befolgung obiger Ermahnungen enthält das magere Sätzchen: „Ihr erfüllt dadurch nicht nur eure Pflicht als treue und gute Untertanen, ſondern ihr ehrt auch die Sitten und Gebräuche, die eure Vorfahren hinterlaſſen haben.“ Als pädagogiſche Hilfen, um den Unterricht verſtändlich und anziehend zu machen, werden Abbildungen, Erzählungen und Beiſpiele gebraucht. Selbſtverwaltung, Preiſe für gutes Betragen, die nationalen Feſtſtage, Turnen, Spiel und Sport müſſen dazu dienen, die Theorie durch die Praxis zu ergänzen. Ein Direktor hing der Reihe nach die Bilder bedeutender Männer im Feſtſaal ſeiner Schule auf; jedes neue Bild wurde feierlich enthüllt. Da erſchienen neben bedeutenden Japanern auch Sokrates, Newton und Jeſus. Troß allem gelingt es aber nicht, bei den Schülern allgemeines Interesse für dieſen Moralunterricht zu erwecken. Auf den höheren Schulen beſchäftigen ſich die jungen Leute mit der naturaliſtiſchen franzöſiſchen und ruffiſchen Literatur, die ſie in Unſittlichkeit verkommen und oft in Selbſtmord endigen laſſen. Welcher andern Erfolg kann man auch von einem auf Sand gebauten religionsloſen Moralunterricht, für den auch in Amerika ethiſche Geſellſchaften und viele Pädagogen ſchwärmen, anders erwarten, wenn ſelbſt eine theiſtiſch orientierte Ethik zu keiner wahren Sittlichkeit zu verhelſen vermag ohne das Evangelium von der Gnade Gottes in Chriſto Jeſu. „Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt iſt, welcher iſt Jeſus Chriſt.“ (1 Kor. 3, 11.) Das gilt auch von der wahren Sittlichkeit, die nur möglich iſt auf Grund des Glaubens an die in Chriſto uns gewordene Gnade von der Vergebung der Sünden.

F. D.

**Nationalistischer Trost.** Die hiesige „W. B.“ bemüht sich, Protestanten wie Katholiken möglichst unanständig zu sein. Aber ihre Art vermag sie doch nicht zu verleugnen. Das zeigt z. B. folgender Leitartikel: „Glücklich zu preisen ist der Mensch, der bis in sein spätes Alter hinein völlige geistige Frische sich bewahrt, von langem Siechtum verschont bleibt und, wenn die letzte Stunde kommt, dem Tode mit dem Bewußtsein, ein nutzbringendes Leben hinter sich zu haben, ins Auge blicken darf. Das Sterben ist leicht für den, der da weiß, daß er voll und ganz jeden Posten ausgefüllt hat, auf den das Schicksal ihn gestellt, und daß das Werk seines Lebens gefestigt dasteht auch für zukünftige Tage. Henry King, den gestern der Tod aus unserer Mitte gerufen, war einer der wenigen, auf die alles das zutrifft, was dem Tode den Stachel nimmt, was das Sterben erleichtert. Aber ein halbes Jahrhundert war es ihm vergönnt, mitzuwirken am Wehstuhl der Zeit, fast ein Menschenalter davon als Führer und Berater, stets aber als furchtloser Kämpfer für das Wohl seines Landes, seines Staates und der engeren Heimat, der Stadt, deren wahre Interessen allezeit in ihm einen wohlmeinenden, verständnisvollen Förderer hatten. „Nichts Menschliches war ihm fremd“; daher ward er auch von dem Gegner geschätzt. Seinen Berufsgenossen war er das leuchtende Vorbild eines vornehmen Journalisten, der es verschmähte, mit unlauteren Mitteln zu kämpfen, selbst wenn er dadurch seiner Sache zeitweilige Vorteile erringen konnte. Seiner Art gibt es nicht allzu viele; doppelt aufrichtig darum ist die Trauer, die wir um ihn empfinden. Aber während wir selbst trauern, preisen wir ihn glücklich: Er hat nicht umsonst gelebt!“ Hoffentlich hat Kapitän King, der langjährige Redakteur des *Globe-Democrat*, einen besseren Trost im Tode gehabt als den, auf welchen hin ihn die „W. B.“ felig preist. Christen, die solche Blätter lesen, müssen täglich auf der Hut sein vor dem Gift, das diese mit unterfließen lassen.

---

### Literatur.

דער קליינער קאטעכיזמוס פאן דאקטאר מאַרטין לוטער איבערעזעצט אויף אײדיש  
 von P. Nathanael Friedmann, New York, den 1. Mai  
 1914. 48 Seiten 4½×5¾. Preis: 10 Cts.

Dies Büchlein bringt Luthers Kleinen Katechismus samt etlichen Gesangbuchsliedern im Judentialekt. Wie der Titel zeigt, bietet die Uebersetzung keine sonderlichen Schwierigkeiten. Wer unter Juden Bekannte hat, sollte nicht verfehlen, ihnen ein Exemplar zugehen zu lassen. F. B.

**Synodalbericht der Ev.-Luth. Synode in Australien Queensland-Distrikts.** 6 Pence.

Dieser Bericht von 49 Seiten bietet neben dem üblichen Material eine Synodalrede, die auf den gegenwärtigen Weltkrieg Bezug nimmt, einen interessanten Präfabialbericht mit einem Lokalitätschreiben an den Gouverneur von Queensland und Lehrverhandlungen über das Thema: „Von dem Segen der

Synodalgemeinschaft.“ Der Saß in dem Schreiben an den Gouverneur: “On account of the present war disturbance we are prepared, in every way, to stand by our country's cause, and would gladly offer our property and lives for the welfare of England-Australia, our home” erklärt sich zum Teil wohl aus der einseitigen Information in Australien über den Ursprung des Krieges. Der Gehorsam gegen die Obrigkeit involviert nicht, daß ein Bürger auch jedesmal die Kriegssache derselben als eine gerechte indifferieren müßte.

F. B.

**Graf Zeppelin, der Eroberer der Lüfte. Ein Vorbild für das deutsche Heer und Volk.** Von A. Bömel. Mit 16 Bildern. Verlag von J. Blante, Emmishofen. 15 Cts. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Bömel schildert hier Graf Zeppelin „als echten Deutschen und gläubigen Christen“. Er schreibt z. B.: „Zeppelin hat als echter Deutscher und gläubiger Christ allezeit Gott dem Herrn die Ehre gegeben. Er hat es immer wieder ausgesprochen bei den verschiedensten Anlässen, daß nicht ihm, dem Menschen, der Ruhm gebühre, sondern daß er nur das willige Werkzeug in der Hand des allmächtigen und ewigen Schöpfers gewesen sei. Gott sei der Künstler, dem es wohlgefallen habe, sich nun gerade seiner zu bedienen. Solch schlichte Demut, verbunden mit seinem kühnen Wagemut und seiner glaubensvollen Zuberfücht, die auch in der Stunde der höchsten Not nicht zweifelt, macht uns den Mann besonders lieb und stellt ihn gerade in dieser Zeit als ein Vorbild für Heer und Volk vor unser aller Augen.“ „Nach Überwindung mancher technischer und finanzieller Schwierigkeiten war 1900 das erste Modell vollendet. In der auf Pontons im Bodensee errichteten Montierungshalle war es fertiggestellt worden, und am 2. Juli dieses Jahres fand der erste Aufstieg statt. Ehe der Graf das Luftschiff bestieg, sprach er im Kreise seiner Leute auf dem Floß im Bodensee laut ein kurzes Gebet. Er war sich des großen Augenblicks wohl bewußt. Und er wollte es auch vor andern bekennen, was in seinem Herzen lebte, daß er nämlich ohne Gottes Hilfe nicht so weit gekommen wäre und ohne Gottes Hilfe nicht zur Vollendung seines Wertes kommen könnte.“ „Besonders war es in jenen begeisterungsfrohen Tagen die deutsche Jugend, welche lebhaften Anteil an den Erfolgen Zeppelins nahm.“ Goldene Worte hat der Graf mehrfach an sie gerichtet. Als am Vorabend seines Geburtstages die höheren Schulen der Stadt Konstanz ihm einen Fackelzug brachten, sagte er in einer Ansprache an sie: Mit Gottes Hilfe habe er sein Werk nur tun können. Nicht jedem sei es gegeben, eine epochemachende Tat zu leisten. Aber darauf komme es ja auch gar nicht an, sondern vielmehr darauf, daß ein jeder in seinem Teil treu sei und sein Werk tue mit Gott, daß er seine ganze Kraft daran wende. Dann werde es jedem auf seine Weise gelingen.“ „Das allbekannte Wort Bismarcks: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt‘ ist auch bei Zeppelin wieder volle Wahrheit geworden. Der alte Reichskanzler hat einmal gesagt: Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben in geordneter Weise zusammenleben kann, das Seine tun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein frommgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben.“ Ähnliche Worte finden wir auch bei Zeppelin. Als z. B. im Sommer 1909 in Frankfurt a. M. eine unabsehbare Menschenmenge ihm eine großartige Huldbildung dargebracht hatte, sprach der Graf nach einem vom Reichschor vorgetragenen Lied den Versammelten seinen Dank aus. Er wies auf Bismarcks Wort von der Gottesfurcht hin und sagte dann: „Wenn es nun einem von uns gelungen ist, etwas zu finden, was man sich seit langem wünscht, so gebührt nicht ihm der Dank, sondern allein Gott; das ist das Gefühl, das einem Deutschen geziemt.“ — Was man vermißt, sind Aussprachen darüber, wie Zeppelin sich zu Jesu, dem Sünderheiland, stellte. Nur der Glaube an Jesu vermag wahres Gottvertrauen zu begründen und zu erzeugen. Der lebendige Vorsehungsglaube hat den rechtfertigenden Glauben zur Voraussetzung, nicht umgekehrt.

F. B.

**Internationale Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik.**  
Heft 8. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig. M. 1.

Dieses Heft bringt folgende Artikel: 1. „Deutschland und Belgien in Vergangenheit und Gegenwart“ von Ruchshl. 2. „Zukunftsaufgaben deutscher Kultur“ von D. Walzel. 3. „Kathenen und Kleinrussen“ von A. Brüdner. 4. „Kriegsfrömmigkeit im Alten Testament“ von G. Guntel. 5. „Idealismus und Soldatentum“ von J. Niedner. 6. „Sozialversicherung und Krieg“ von Stier-Somlo. — Im ersten Artikel lesen wir: „Zur Genüge ist es jetzt offenbar geworden, daß die Neutralität, die wir bei Kriegsausbruch zu verlegen vermeinten, nur eine scheinbare war, daß es geheime Abmachungen und Verabredungen gab, die im Kriegsfall Belgien der Tripliceente zur Verfügung stellten. In Wahrheit hatte dieses sein Schicksal an das Englands und Frankreichs gekettet; es war gegen uns, und indem wir in Belgien eindringen, taten wir nichts anderes, als daß wir ihm mit eiserner Faust die trügerische Maske vom Antlitz rissen. Noch in letzter Stunde schlug es ein aus großmütiger Entschliebung er-gangenes kaiserliches Friedensangebot in den Wind. Das Land, das ein wesentlicher Bestandteil des alten Deutschen Reiches in den Zeiten seiner Größe und Herrlichkeit war, hat sich gegen das glanzvoll verjüngte neue Deutschland in die politische und militärische Gefolgschaft des französischen Erbfeindes begeben; es hat vergessen, daß es sich seine kriegerischen Lorbeeren dereinst im Kampfe nicht sowohl gegen die Deutschen wie vielmehr gegen die Franzosen geholt hat. Welchem Feinde galten doch die Sporenschlachten von Koortrijf und Guinegate, welche die belgische Geschichte als ihre kostbarsten Ruhmesblätter verehrt? Gegen wen fochten die Artevelde und Egmont — Namen, bei deren Klänge noch jetzt das Herz des belgischen Patrioten höher schlagen sollte? Wahrlich, die Entel haben die Spuren der Ahnen verlassen, und die heutige Politik Belgiens ist nicht die, die seiner Geschichte geziemt, und die (das zeigt der bisherige Verlauf des Krie-ges) seinem wahren Interesse zuzustatten kommt.“ Guntels in mancher Hinsicht interessanter Artikel verrät doch auf Schritt und Tritt die profanen kritischen Augen, welche die Bibel wie andere rein menschliche Literatur betrachten und behandeln. F. B.

**Der Schriftenverein der sep. ev.-luth. Gemeinden in Zwickau, Sachsen,**  
hat uns zugesandt:

1. „Durch Not und Tod zum Sieg!“ Nr. 3: „Unser Missionswerk in Kriegszeiten.“ Predigt von G. G. Amling. Nr. 4: „Haltet an am Gebet!“ Predigt von R. Kern. Preis jeder Nummer 10 Pf., 25 Gr. (auch gemischt) M. 2.25.
2. „Kriegsflugsblätter.“ Nr. 5: „Durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Nr. 6: „Von falschem und rechtem Trost.“ Nr. 7: „Was sagt der Herr Jesus vom Krieg?“ Nr. 8: „Aushalten — haushalten!“ 100 Stück von einer Nummer oder gemischt M. 1.50, 500 Stück M. 5. — Es sind dies treffliche Schriftstücke, die auch in Amerika Leser finden sollten. F. B.

**H. Deicherts Verlag, Leipzig, hat uns zugehen lassen:**

1. „Kommentar zum Neuen Testament“, herausgegeben von Prof. D. Dr. Theodor Zahn. Band XV: Der erste und zweite Petrusbrief und der Judas-brief, ausgelegt von D. G. Wohlberg, Professor in Erlangen. Erste und zweite Auflage. Preis: M. 9.50; geb. M. 11.
2. „Die christliche Wahrheitsgewißheit; ihr letzter Grund und ihre Ent-fekung.“ Von D. S. Ihmels, Professor in Leipzig. Dritte, erweiterte und ver-besserte Auflage. Preis: M. 7.50; geb. M. 9.
3. „Ewiges Leben.“ 1915. Von Geh.-Rat D. Dr. Dr. Reinhold Seeberg, Professor in Berlin. VIII und 107 Seiten. Preis: M. 2.25; geb. M. 2.75.
4. „Die Palmen Israels, nach dem Versmaß der Urschrift verdeutscht.“ Von D. Rudolf Mittel, Professor in Leipzig. 1915. VIII und 217 Seiten. Preis: M. 2.50; geb. M. 3.
5. „Geistliches und Weltliches zu einer vollstümlichen Auslegung des Klei-nen Katechismus Luthers in Kirche, Schule und Haus.“ Von Heinrich Caspari, weil. Pfarrer in München. Dreiundzwanzigste Auflage. Mit des Verfassers Bild und Lebensbeschreibung. Original-Volksausgabe. 1915. XXX und 402 Seiten. Preis: M. 1.40; geb. M. 1.80.

6. „Der Krieg im Lichte der christlichen Ethik.“ Vortrag von D. Ludwig Ihmels, Professor in Leipzig. 1915. 32 Seiten. Preis: 60 Pf.

7. „Kirche, Volk und Staat, vom Standpunkt der evangelischen Kirche aus betrachtet.“ Ein erweiterter Vortrag von Lic. theol. Konrad Meyer, Professor in Magdeburg. 1915. 58 Seiten. Preis: M. 1.20.  
F. B.

**Edwin Runges Verlag in Berlin-Lichterfelde hat uns zugehen lassen:**

1. „Der soziale Frauenberuf.“ Von Adelheid von Bennigsen. (50 Pf.)
2. „Frauenbewegung und persönliches Leben.“ Von Paula Müller. (50 Pf.)  
F. B.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Daß der allgemeine Heilsrat ohne die Wahl ein „unfruchtbares, unkräftiges, unwirksames Ding“ sei und durch diese erst „fruchtbar gemacht werde zur Seligmachung“, ist eine Lehre, die der Missourisynode in den „Theologischen Zeitblättern“ (Columbus, O.), V, 2, S. 101 f., angedichtet wird. Nicht nur haben sich unsere Theologen des Ausdrucks „Fruchtbarmachung des allgemeinen Heilswillens durch die Gnadenwahl“ nie bedient, sondern haben von Anfang des Streites an die Vorstellungen abgewehrt, die unter diesem Ausdruck Raum finden könnten. Gerade der Gedanke, daß der allgemeine Heilswille Gottes an sich ein unkräftiges, schwaches Ding sei, der nicht hinreiche, Menschen zu befehlen und selig zu machen, ist als eine unbiblische Folgerung aus der Wahllehre je und je von uns vertworfen worden. Schon im Bericht des Westlichen Distrikts, 1880, S. 30, heißt es: „Es darf uns also nicht vorgeworfen werden, als meinten wir, Gott hätte es wohl ganz gern, daß auch die Ungläubigen zum Glauben kommen, aber er kümmere sich nicht sonderlich um deren Seligkeit. . . . Er mache wohl einen schwachen Versuch, sie zum Glauben zu bringen, er gebe es aber bald wieder auf. Nein, wir lehnen keine complacencia, wie es einige Reformierte tun, die dem lieben Gott in bezug auf die Verdammten nur einen schwachen, ohnmächtigen Willen [sie selig zu machen] zuschreiben.“ „Wir sind es“, hieß es in der Antwort auf eine Interpellation in „L. u. W.“, 1881, S. 53, „aus der Schrift überzeugt, daß manche, die verloren gehen, die reichere Gnade empfangen haben, während viele selige Auserwählte derselben nicht teilhaftig geworden sind.“ Gerade auf die Frage: „Wird durch die missourische, das ist, lutherische, Lehre von der Gnadenwahl der allgemeine Heilsratsschluß Gottes geschädigt oder aufgehoben?“ wurde in „L. u. W.“, 1881, S. 317, geantwortet: „Der . . . zweite Grund, warum wir nicht zugeben können, daß durch unsere Lehre von der Gnadenwahl der allgemeine Heilsplan Gottes geschädigt oder gar aufgehoben werde, ist der: weil doch auch nach unserer Lehre eine wahre Möglichkeit, selig zu werden, für alle Menschen bleibt.“ Der Gedanke, daß „unsere Lehre von der Gnadenwahl mir oder irgendeinem Menschen in der Welt, solange die Gnadenzeit währt, das Heil abschneidet oder verkümmert“, wird dann unter Hinweis auf Hos. 13, 9; Matth. 23, 37 und andere Stellen abgelehnt. Seite 338 wird ausdrücklich abgewiesen, als ob nach unserer Lehre Gott allerdings von zweien Patienten ernstlich will, daß sie genesen, aber „dem einen gibt er rechte Arznei, dem andern ein

untwirksames Heilmittel von pulverisierter Weide". Daß nicht beide gesund werden, erklärt sich nicht aus einem Unterschied in dem dargebotenen Heilmittel, sondern eben das ist uns ein Geheimnis. Wiederum, S. 465: „Wir sagen: Der Weg, auf dem Gott die Auserwählten zur Seligkeit führt, ist der allgemeine Heilsweg, auf dem Gott alle Menschen selig machen will. Nach Calvin will Gott nur die Auserwählten selig machen; bei allen andern ist die Predigt des Wortes vergeblich, ein bloßes Spiegelschreiben. Denn bei den Richterwählten hat nach Calvin das Wort keine Kraft, und wenn es auch zum Glauben führen sollte, so verlischt derselbe doch bald wieder. Wir aber lehren, daß das Wort und die heiligen Sakramente allezeit eine seligmachende Kraft bei sich führen, daß der Heilige Geist allezeit mit dem Wort verbunden ist.“ Wie kann im Lichte solcher Aussagen Prof. Ernst in den „Zeitblättern“ behaupten, die Lehre, daß der allgemeine Heilswille an sich unfruchtbar, ein „unkräftiges, untwirksames Ding“ sei, liege „schwarz auf weiß in den Schriften der Missourier vor“? Was schwarz auf weiß allein in einem einzigen Jahrgang von „Lehre und Behre“ vorliegt, ist außer den schon angezogenen Stellen noch dieses (S. 561): „Mit der *vocatio efficax* ist auch denen, die der wirksamen Berufung widerstreben, möglich gemacht, nicht zu widerstreben. . . . Lehrt man nicht eine solche *vocatio efficax* bei allen, die unter den Schall des Wortes kommen, lehrten wir eine *vocatio*, welche ihrem Wesen nach bei einem Teil der Hörer weniger *efficax* wäre, so läge es ja für die menschliche Vernunft klar auf der Hand, warum ein Teil nicht belehrt wird. Die Erklärung läge dann in der minder kräftigen Berufung. Gerade indem wir bei dem gleichen gänzlichen Verderben der Menschen den gleichen kräftigen Gnadenwillen Gottes gegen alle lehren, kommen wir bei einem Geheimnis an, welches der menschliche Verstand nicht zu durchschauen vermag.“ Nochmals in demselben Jahrgang (S. 586) wird betont, daß Gott alle Menschen durch die Gnadenmittel nicht nur ernstlich beruft, sondern ihnen allen „die durch Christi Genugtuung erworbene Seligkeit und die Kraft, dieselbe im Glauben zu ergreifen, anbietet“. Nach diesem ist klar, daß Prof. Ernst durch die Columbufer „Zeitblätter“ Unwahrheiten über das ausstreut, was in unsern Schriften „schwarz auf weiß“ vorliegt. Man fragt sich unwillkürlich: Wie stark muß eine Position sein, wenn man, um sie zu stützen, es für nötig findet, rein erlogene Beschuldigungen zu erheben und dann nicht nur zu sagen, einen solchen Schluß müsse man „logischerweise“ aus der missourischen Lehre ziehen, sondern das finde sich „schwarz auf weiß in den Schriften der Missourier“?

G.

**Vorgänge innerhalb der Norwegischen Synode.** Wir registrierten kurz folgendes: 1. In einem Eingefandt an „Kirketidende“ antwortet Prof. C. R. Preus, Präsident des Luther-College in Decorah, Iowa, auf mehrere Vorwürfe, die man der Minoritätspartei gemacht hat. Prof. Preus schließt seinen Artikel mit dem Satz: „Wenn man die Sache genau ansieht, so wird man finden, daß das Anschwellen der Minoritätspartei sich gerade auch durch die Agitation erklärt, die von der Majorität betrieben worden ist, und sich nicht nur von der Minderheitsagitation herschreibt.“ — 2. In einem längeren Artikel spricht sich D. Stub in „Kirketidende“ (S. 423 ff.) über die Gleichstellung der beiden Lehrformen in den Madisoner Thesen aus. Bekanntlich ist von den Distriktsynoden, als sie 1912 sich zu diesen Thesen



bekanntem, die Frage: Stimmen wir durch Annahme des ersten Punktes der zweiten Lehrform zu? also beantwortet worden: „Mit dem ersten Punkt wird keiner Lehrform, sondern der Lehre in den zwei Formen zugestimmt.“ Da nun der erste Satz aber ausdrücklich besagt, daß „ohne Vorbehalt“ die Lehre von der Gnadenwahl anerkannt wird, die in der Konfessionsformel und in Pontoppidan enthalten ist, hat man sich trotz dieser Erklärung, wie ja aus dem Wachsen der Minoritätspartei hervorgeht, mit der ersten These nicht zufrieden gegeben. D. Stub versucht nun noch einmal, Klarheit in die Sache zu bringen. Für die zweite Lehrform oder, wie man sich ausdrückt, für die in der zweiten Lehrform enthaltene Lehre wird von D. Stub auch D. Walther angeführt. Die angeführten Worte Walthers lauten: „Was wir“, nämlich bei der Beurteilung dieses Lehrtopos, „beurteilt haben, ist, daß die Wahl in der Weise in Ansehung des Glaubens geschehen sei, daß Gott uns erwählt habe, weil er unsern Glauben oder doch unser gutes Verhalten der Gnade Gottes gegenüber vorausgesehen habe.“ Nun liegt nach unserm Dafürhalten gerade hierin die Differenz. Wenn die Forenede Kirche ausdrücklich diese bisher von ihr belämpfte Auffassung der zweiten Lehrform (des intuitu fidei) abgewiesen hätte, so würde man nur etwa sagen: Diese Lehrform ist im Interesse des Synergismus so oft in dem Streit mißbraucht worden, daß sie ein Schibboleth einer falschen Richtung geworden, also von jeder treulutherischen Kirche, wenn sie ihre Stellung in der Lehre von der Wahl dokumentiert, als mißverständlich abgelehnt werden sollte. Nun liegt aber die Sache ganz anders, und D. Stub kann unmöglich darüber in Ungewißheit sein, daß sie anders liegt. Wie kürzlich an anderer Stelle unserer Zeitschrift nachgewiesen wurde, haben sich die Führer der Forenede Kirche noch kurz vor Annahme des Madisoner Dokuments dahin ausgesprochen, daß sie die zweite Lehrform eben nicht „im Sinne von Missouri“ auffassen, und haben diese missourische Auffassung (ganz richtig) so definiert, daß „der vorhergesehene Glaube nicht erklärt, weshalb Gott Gewisse vor andern erwählt hat“. Diese Auffassung der zweiten Lehrform — die einzige Auffassung, unter der sie (allerdings ihrem Wortlaut zuwider) in Einklang mit der Schrift gebracht werden kann — wird von der Forenede Kirche verworfen. Ausdrücklich hat man sich nach Annahme der Madisoner Thesen in der Forenede Kirche dahin ausgesprochen, daß Walthers Auffassung nicht im „Opgjör“ zu finden sei, ferner, daß die Forenede Kirche ihren Bekennnisstand durch Annahme dieses Dokuments nicht „in einem Füttelchen“ geändert habe. Wie kann man also dem nordvegischen Volk weismachen wollen, daß durch Annahme des „Opgjör“ die kirchliche Einmütigkeit hergestellt worden sei? D. Stub schreibt, als ob die unter der zweiten Form vorgetragene Lehre für beide Parteien ein feststehendes ens sei, während doch ganz klar ist, daß eben, wenn man feststellen will, welche Lehre unter dieser Form vorgetragen wird, keine Einmütigkeit sich gezeigt hat. Trotz D. Larzens auch von D. Stub wieder angeführten Ausspruches im Jahre 1912, daß „Pontoppidans Bestimmung dessen, was die Wahl sei, nicht die Bestimmung der Schrift ist, obwohl das in Pontoppidans Frage 348 Gesagte eine schriftmäßige Lehre sei“, hat die Norwegische Synode gefehlt, als sie die erste These des „Opgjör“ mit seiner „unumschränkten“ Verpflichtung zu der „in den zwei Lehrformen enthaltenen Lehre“ annahm; denn das ganze Dokument hat ja gerade den Zweck, nicht allgemein christliche Lehre, sondern speziell die

Lehre von der Gnadenwahl vorzutragen, und die Lehre von der Gnadenwahl ist nach Larsens eigenen Worten eben nicht in der Pontoppidanschen Frage enthalten. Offenbar befindet sich die Majoritätspartei der Norwegischen Synode in einer Zwidmühle. Entweder sie nimmt die Lehre unter beiden Formen wirklich „ohne Vorbehalt an“, und dann hat sie beide Darstellungen der Lehre von der Gnadenwahl als schriftmäßig anerkannt, trotzdem sie D. Larsens Aussage, die zweite Lehrform enthalte nicht die Wahllehre der Schrift, zu ihrer eigenen macht. Oder man macht sich allerdings einen Vorbehalt, indem man sagt (in den von D. Stub mitgeteilten Worten Walthers), in dem Sinne, daß die Voraussicht des Glaubens oder guten menschlichen Verhaltens das bestimmende Element in der Wahl gewesen ist, dürfe man die zweite Form nicht verstehen; und dann tritt man in Widerspruch zur ersten These des Vereinigungsdokuments, die ja Zustimmung „ohne Vorbehalt“ erheischt. Die Schwäche der Majoritätsstellung kommt aber eklatant zum Ausdruck, wenn D. Stub gegen Ende seines Artikels sagt: „Wer die erste Form braucht, sieht diese für die rechte Form an. Wer die zweite Form braucht, findet, daß diese Form für ihn die richtige ist.“ Ist das noch Theologie? — 3. Dieselbe Nummer von „Kirketidende“ beschäftigt sich darüber, daß in missourischen Zeitschriften so wenig über den Tod D. Larsens gesagt worden sei. Sie führt dieses Zurückhalten, besonders auch die übrigens in gewohnter Kürze gehaltene Notiz in unserm Blatt, auf Mangel an Wohlwollen unsererseits zurück und wird nicht nur gegen den Unterzeichneten persönlich ausfallend, sondern bezeichnet unsere Artikel über die norwegische Vereinigungssache überhaupt als „ungerechtfertigt“, „parteiisch“ und falsche Darstellung enthaltend. Es wäre zu wünschen, daß die Redaktion der „Kirketidende“ Jahrgang und Seitenzahl als Belege für diese sehr allgemein gehaltenen Beschuldigungen angegeben hätte. Die Redaktion des norwegischen Blattes wird erkennen müssen, wenn sie unsere Artikel einer näheren Prüfung unterzieht, daß eben gerade das persönliche Element in der Behandlung dieser Materie durchaus zurückgetreten ist. Persönliche Kundgebungen, soweit sie hier registriert worden sind, waren in jedem Falle als Auszüge aus norwegischen Zeitschriften und Synodalberichten belegt. Über den Zweck, den „Kirketidende“ mit diesem Angriff auf unsere Zeitschriften verfolgt, sind wir vollständig im unklaren. Die Folge mag wohl sein, daß manche Glieder der Minoritätspartei davon abgeschreckt werden, noch weiter eine Position einzunehmen, die sie mit unserer Synode identifiziert. — 4. D. Stub bringt in Nr. 17 von „Kirketidende“ ein Dokument zum Abdruck, das ihm von unbekannter Hand zugestellt worden ist, und das zur Subskription auf eine populäre Darstellung der „Vereinigungssache“ einlädt. Das Zirkular enthält gehässige, grob beleidigende Ausfälle gegen D. Stub. Ganz offenbar stehen sich die beiden Parteien innerhalb der Synode jetzt als zwei feindliche Heerlager gegenüber, und man ist an einem Stadium der Feindseligkeiten angekommen, wo man vor dem Gebrauch von Stinbomben und Dummschüssen nicht mehr zurückschreckt. Inwiefern in dieser neuesten Ausgeburt des norwegischen Lehrstreits (?) eine Reaktion gegen die Vorgangsweise der Majoritätspartei zu erkennen ist, entzieht sich dem nur auf dokumentarische Beweismittel gerichteten Auge. — 5. Dieselbe Nummer von „Kirketidende“ enthält einen Redaktionsartikel mit der Überschrift: „P. Wiesses gewaltfamer Angriff auf das „Dpgjör.“ P. M. Fr. Wiiese in Deer-

fiel, Wis., hat ein Pamphlet von 64 Seiten geschrieben, in welchem er die Geschichte der nordwegischen Vereinigungsbewegung kurz beschreibt und dann die Madisoner Thesen einer Prüfung unterzieht. P. Wiese kommt zu dem Schluß, daß wir es hier mit einem unionistischen, dem liberalen Geiste entsprungenen Kompromißdokument zu tun haben, das nicht nur eine einzelne Lehre, sondern folgerichtig das Fundament aller christlichen Lehre umstößt, indem es Menschenautorität neben der Schriftautorität errichtet. Das Pamphlet ist der wertvollste theologische Beitrag von nordwegischer Seite zu dem Streit um die Vereinigungsarbeiten, und wenn „Kirketidende“ glaubt, daß sie mit Phrasen die Darstellung P. Wiefes entkräften kann, so sollt sie ihren Lesern wenig Lob für deren Zugänglichkeit, wenn ein Mann, wie P. Wiese es tut, mit Schrift und Bekenntnis an sie herantritt. Wir behalten uns eine mehr ausführliche Besprechung der Wiefeschen Schrift vor. — 6. Die Nordwegische Synode versammelt sich vom 30. Mai bis zum 6. Juni in San Francisco, Cal. G.

über den Ausdruck „allmächtige Gnade“, den P. Buchheimer vor einiger Zeit in einem *Lutheran Witness*-Artikel gebrauchte, bekundete die ohiosche „Kirchenzeitung“ vom 20. März ihr Entsetzen. Weil P. Buchheimer über die Bekehrung des Schwächers schrieb: „Es gibt bloß ein Ding, das diese wunderbare Bekehrung erklären kann, und das ist das Eingreifen der allmächtigen Gnade“, konstatiert die „Kirchenzeitung“, daß sich hier der „furchtbare missourische Irrtum“ vorfindet: „Für den einen Sünder gab es eine allmächtige Gnade, für den andern nicht.“ Gerade das steht nun nicht da, sondern das konstruiert der ohiosche Redakteur. „Zu einigen kommt Gott mit einer „allmächtigen Gnade“, aber nicht so zu den andern. Warum nicht? Das, sagen die Missourier, ist ein Geheimnis. Ja — aber ein missourisches allein, nicht ein biblisches“ usw. „Die Schuld, daß der eine nicht bekehrt wird, ist nie und nimmer in Gott, in einem geheimen Rat Gottes, zu suchen, sondern bei dem Menschen, in seinem mutwilligen, halstarrigen, verstockten Widerstreben. Fragen wir aber dann weiter, wie solch Widerstreben — das heißt, solch ein potenziertes, geheimnisvoll gesteigertes, „unnötiges, abnormales“ Widerstreben, wie es D. Stellhorn in den „Zeitblättern“ letztes Jahr wieder beschrieb — „bei dem einen entstand und nicht bei dem andern, so gibt uns darauf die Schrift keine Antwort. Das ist und bleibt ein Geheimnis, aber ein Geheimnis in dem Menschen, in der Bosheit, deren er fähig ist, nicht in Gott.“ Also, mit andern Worten, der bekehrte Schwächer hatte eben doch nicht einen ganz so boshafte, halstarrigen, unnötig heftigen, geheimnisvoll gesteigerten und potenzierten Widerstand geleistet; er war in seinem Verhalten gegen die Gnade doch nicht ganz so boshaft gewesen; er hatte, um mit andern zu reden, in dem Equilibrium seines Willens durch freie Entscheidung die geschenkten Kräfte zu seinem Heil benutzt, und weil er alles dieses tat, und der andere in ganz unnötigem, verstocktem, boshafte, geheimnisvoll und unbegreiflich gesteigertem Widerstand verharrte, deswegen wurde der eine selig, und der andere wurde verdammt. Da fragen wir: Wo bleibt bei einer solchen Darstellung die gleiche natürliche Verderbtheit aller Menschen — *quam simillimi deprehensi* —, die die Schrift und unser Bekenntnis lehren? Ist es nicht leeres Geschwätz, nach einer solchen Darlegung noch von der „lauteren Gnade Gottes“ als „alleinigem Grund der Seligkeit“ zu reden? Und was hat es mit dem er-

schrecklichen Ausdruck „allmächtige Gnade“, „almighty grace“, auf sich? Es wird in P. Buchheimers Artikel ausdrücklich abgewiesen, daß der bekehrte Schächer irgendeine „natural quality“ gehabt habe, die ihn vor dem andern auszeichnet hätte. Es wird auch betont, daß der Mensch allein die Schuld hat, wenn er verloren geht. Das schließt doch wohl auch den Schächer zur Linken ein? Wenn der ohioische Redakteur sagt, diesem sei nach den Worten des Artikels nicht dieselbe Gnade angeboten worden wie jenem, der zum Glauben kam, so hat er dafür den Beweis zu bringen. Wenn P. Buchheimer schreibt: „no advantage in the one case that was not enjoyed in the other,“ „no obstacle to the one that did not equally oppose the conversion of the other,“ „to man belongs, and to him alone, the fault of his condemnation and perdition“, so ist das doch wohl klar genug geredet, um jeden Gedanken auszuschließen, als ob nur der eine habe selig werden können, als ob der andere Schächer aus Mangel der Gnadenwirkung Gottes unbekehrt geblieben wäre. Dabei bleibt stehen, daß jener in seinem Ausgang ein „Monument der Gnade Gottes ist“, daß seine Bekehrung nur durch die „allmächtige Gnade“ Gottes zustande kam. Das lehrt die Schrift. Nicht nur an der Epheserstelle (Eph. 1, 19), die von dem ohioischen Schreiber genannt wird als eine Stelle, die wir „vorschützen“, sondern auch Kol. 2, 12 wird der Glaube derselben Gotteskraft (*ἐνεργεια*, vis, efficacia) zugeschrieben, durch die Gott die Toten erweckt. Wenn ferner die Bekehrung ein Lebendigmachtwerden, ein Erzeugtwerden, genannt wird (Eph. 2, 5, 6; 1 Joh. 3, 9; Joh. 1, 13; 3, 6; 1 Petr. 1, 3; Tit. 3, 5), so ist damit allerdings eine Wirkung der Allmacht Gottes gelehrt, die Leben schafft, wo der Tod war, und die uns in jedem Gotteskind eine durch Gottes Gnade zustandegewordene Schöpfung erkennen läßt. Daß Gottes unendliche Macht allerdings, wo sie durch Mittel wirkt, widerstehlich ist, gehört zu den Wahrenheiten der christlichen Glaubenslehre und braucht hier nicht weitläufig ausgeführt zu werden. übrigen redet gerade diese Nummer der ohioischen „Kirchzeitung“ ganz richtig von der Bekehrung. Wir brauchen nur auf die nächste Seite zu schauen, um zu lesen von der „Glauben erzeugenden Kraft“ des Wortes Gottes, und zwar wird gerade unter dieser Überschrift ausdrücklich der Schächer am Kreuz angeführt als ein Beweis dafür, daß allein durch das Wort vom Heile in Christo der Glaube erzeugt wird! Wenn nun die Schrift sagt, daß ebendiese Kraft Gottes, die den Glauben erzeugt, eins ist mit der Kraft, die Christum von den Toten erweckte, wo bleibt dann noch die Berechtigung zu der Polemik gegen einen Ausdruck, der diesen durchaus schriftgemäßen Gedanken wiedergibt?

G.

**Spuren von Arianismus in der schwedischen Augustanasynode.** Einen Vorschlag, der stark an den Freiheiten rüttelt, die lutherische Gemeinden hierzulande in der Wahl ihrer Pastoren besitzen, und eine konsistorialregierung nach europäischem Muster einführen würde, enthielt vor einiger Zeit „Augustana“, das Organ der schwedischen Konzil-Lutheraner. Käme dieser Vorschlag zur Ausführung, so müßte im Falle einer eintretenden Bilanz folgendes passieren, ehe die betreffende Gemeinde wieder einen Pastor hat: Der „Gemeinderat“ (etwa Vorstand) wendet sich an den Distriktspräsidenten, meldet die Bilanz und bittet um einen Pastor, nennt auch Gehalt usw. Der Präsident macht die Bilanz im Synodalblatt bekannt, und Pastoren, die sich um die Stelle bewerben wollen, müssen ihren Namen

an den Präses einsenden, zugleich mit Zeugnissen über ihre theologischen und andern Kenntnisse. Das Konsistorium, welches aus dem Präses und zwei vom Distrikt gewählten Pastoren und zwei Laien besteht, ernennet aus denen, die sich so gemeldet haben, drei als Kandidaten für die Gemeinde. Bei dieser Aufstellung kommen in Betracht: Dienstzeit, Kenntnisse und praktische Tüchtigkeit, in dieser Reihenfolge, und zwar wird der Master of Arts-Titel einem Jahre, der philosophische Dokortitel aber vier Jahren Dienstzeit gleichgerechnet. Die Gemeinde kann nun einen oder alle aufgestellten Kandidaten auffordern, eine Probepredigt zu halten. Genügt keiner von ihnen, so kann sie andere Pastoren, die vom Konsistorium dazu ernannt oder doch gutgeheißen werden, auffordern, eine Probe ihrer Tüchtigkeit im Predigen abzulegen. Die Wahl geschieht dann von der Gemeinde durch Stimmenmehrheit. Hat der berufene Pastor sich um die Stelle beworben, so muß er sie annehmen. So weit der Vorschlag. Daß auch eine Gemeinde der schwedischen Synode einer solchen monströsen Rückentwicklung zum Konsistorialregiment in Berufssachen ihre Zustimmung geben wird, ist wohl ausgeschlossen. Oder sollte es amerikanisch-freikirchliche Lutheraner geben, die des Mannas satt sind und nach den Zwiebeln und dem Knoblauch Ägyptens (4 Mos. 11, 5) verlangen? Das Zuratzziehen von Synodalbeamten bei Berufssachen ist ein Ding, die Übertragung unveräußerlicher Gemeinderechte an ein Konsistorium ein ganz anderes. In gewissen Einzelheiten gehört der Vorschlag zu den Dingen, über die es schwer hält, „satyram non scribere“.

Nachdem der kirchliche Liberalismus, der Unglaube mit christlicher Verbrämung, seit Jahren die Theologie der baptistischen und methodistischen Sekten unsers Landes stark zerfressen und zum Teil schon dominierende Stellung in diesen Gemeinschaften errungen hat, hat es jetzt den Anschein, als ob auch in den presbyterianischen Kirchengemeinschaften eine Krisis vorhanden ist, die entweder zu neuen Trennungen oder aber zum Siege der neueren Theologie führen muß. Auf einen Artikel Prof. Lucius S. Millers (Princeton), der in ganz unzweideutiger Weise dem modernen Unglauben das Wort redete, haben wir an dieser Stelle vor einigen Monaten Bezug genommen. Seitdem ist dieser Artikel, der zuerst in der *Biblical World* veröffentlicht wurde, mit einigen weiteren Ausführungen in Buchform erschienen und hat in positiv gerichteten presbyterianischen Kreisen auch jetzt wieder eine Art Sensation erregt. Prof. Miller, der in Princeton University (nicht in Princeton Seminary) als Professor of Biblical Instruction angestellt ist, nimmt den Standpunkt ein, daß im Studium der Schrift die natürliche Wissenschaft, also die Vernunft, norma normans ist, leugnet daher auch durchaus den übernatürlichen Ursprung der biblischen Bücher. Er folgt im großen und ganzen den Aufstellungen von Schmiedel und Bernhard Weiß. Von der jungfräulichen Geburt, der Auferstehung Christi, überhaupt von dem Wunder wie auch von der stellvertretenden Genugtuung will er nichts mehr wissen. Jesus ist göttlich nur, insofern er eine „supreme ethical consciousness“ besaß. Wir Menschen sind nicht verlorne Sünder, sondern in Evolution begriffene Gotteskinder. Einen (persönlichen) Heiligen Geist gibt es nicht. Die wichtigsten theologischen Begriffe sind in Millers Buch entweder ihres biblischen Inhalts völlig entleert oder doch im Interesse der neueren Theologie umgewertet, so daß der *Presbyterian* editorieell mit Recht sagen kann: „The chair of Biblical The-

ology is occupied by a man who sets forth his teachings in a book which cuts away every fundamental fact of Christian faith." Sogar in den chapel services der Univerſität wird in ganz offenbar planmäßiger Weiſe für dieſe Art religiöſer Anſchauung Propaganda gemacht, indem man Theologen von derſelben Geſinnung wie Miller, zum Teil Union Seminary-Leute, eingeladen hat, Vorträge und Anſprachen an die Studenten, deren Teilnahme an dieſen chapel services übrigens obligatoriſch iſt, zu halten. Es wurde ausgangs März z. B. der Präſident von Andover Seminary, Dr. Fitch, beauftragt, vier Anſprachen an die Studenten zu halten. Nach Angaben im *Presbyterian* brachte Dr. Fitch Anſichten zum Vorſchein, die von der bekannten Union Seminary-Position in keinem Punkte abwichen. Die Bibel, wurde da ausgeführt, „iſt nur inſpiriert, inſofern als ſie Menſchen inſpiriert“. Die jungfräuliche Empfängnis und Gottheit Chriſti wurde geleugnet; „Christ differs from other men not in kind, but only in degree“. Fitch vertritt den ethiſchen und ſolgerichtig auch den theologiſchen Monismus — es gibt keinen Widerſtreit guter und böſer Kräfte in der Welt. Die Erlöſung iſt nur ein „adjusting of ourselves to God, following the vision of the perfect life of Jesus“. Die Unforrigierbaren werden ſchließlich vernichtet. Wunder gibt es nicht, auch keine Dreieinigkeit, auch keinen Teufel und keine Hölle. Man kann dem *Presbyterian* nur beſtimmen, wenn er Fitch als einen Vertreter des Unitariſmus, des Pantheismus, ſeine ganze Stellung als „pure infidelity“ kennzeichnet und ihm den Namen „Baalſpaffe“ beilegt. Da Princeton University von den Presbyterianern gegründet worden iſt und noch als presbyterianiſche Anſtalt gilt, iſt die Veſtörung der poſitiven Vertreter des hieſigen presbyterianiſchen Kirchentums über dieſe Entwicklung ihrer größten Anſtalt begreiflich. Man iſt ſich des Ernſtes der Kriſis wohl bewußt. Einer der bedeutendſten Vertreter der poſitiven Richtung gibt im *Presbyterian* zu bedenken: „The Church must act quickly, and with courage and decision, or she will lose every whit of her glorious heritage. The downfall of Princeton University is one of the most striking of the signs of the times.“ G.

Unter den Baptiſten gibt es Prediger und Gemeinden, die in der Wortverkündigung noch Raum finden für die Grundwahrheiten des Chriſtentums. Weil die theologiſche Abteilung der (baptiſtiſchen) Univerſität Chicago mehr Nationaliſten als evangeliſche Prediger lieferte, hat ein Dr. Dean eine neue theologiſche Anſtalt, die den Gegenſatz zur neueren Theologie vertreten will, in Chicago gegründet. Man hatte vorher in Erfahrung gebracht, daß etwa 80 baptiſtiſche Studenten, die an der Sorte Theologie, welche man auf der Südſeite verzapft, keinen Geſchmack finden konnten, im Moody Institute ſich hatten einſchreiben laſſen und dort kurzeit ihren Studien oblagen. G.

## II. Auſland.

Daß die Verkündigung des Chriſtentums in der Heidenwelt ſeit einigen Jahrzehnten immer mehr den Stempel der neueren Theologie und des social service trägt, iſt eine Beobachtung, die nicht nur in den amerikaniſchen und engliſchen, ſondern auch in den deutſchen Miſſionen gemacht wird. Der alte Adoniram Judſon klagte in ſeinen letzten Lebensjahren über die liberale Richtung, die in der Heidenmiſſion, wie ſie unter ſeinen Augen in Kleinaſien getrieben wurde, immer mehr zutage trat. Er hat um Geſiſſen,

die „noch an die Versöhnung glauben“. D. Bierfon, der Redakteur der *Missionary Review*, machte schon vor zehn Jahren auf dieselbe Gefahr aufmerksam. Es interessiert daher eine gründliche Auseinandersetzung über diesen wichtigen Punkt, die der Berliner Missionsinspektor Knaf vor einigen Monaten in der „Allgemeinen Missionszeitschrift“ veröffentlichte. Er beschäftigte sich mit einem Buche des Lic. Witte, der in dem liberalen Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein eine Stelle als Inspektor bekleidet. Knaf schreibt: „Den Hauptunterschied zwischen der Methode der alten Mission und der von ihm empfohlenen sieht Witte darin, daß bisher die direkte Mission (Evangelisation, Taufunterricht, Gemeindefürsorge) zu stark im Vordergrund gestanden hat, während es vielmehr noch die Zeit der indirekten Methode sei, wozu Schulen, Krankenhäuser, literarische Missionsarbeit, allerlei soziale Fürsorge, Hebung der Stellung der Frau, Kampf gegen Opium und Fußschnüren, Hilfe bei Hungersnöten und dergleichen zu rechnen ist. Auf viele Übertritte darf man es nicht anlegen. Jeder religiöse ‚Zwang‘, wie ihn die alten Missionen durch obligatorische Andacht oder ‚zwangsweisen‘ Religionsunterricht ausüben, ist zu vermeiden. Es gilt vielmehr, einfach Liebe zu erweisen ohne jeden Nebenzwang, nur das Christentum als Segensmacht deutlich werden zu lassen; und wenn auch Tausende, die diese Liebe zu fühlen bekommen, nie Christen werden, so ist ja gerade das das Wesen der Liebe, daß sie ganz selbstlos ist.“ Hierzu bemerkt Knaf zuerst, daß selbstlose Liebe doch nicht dasselbe ist wie interesselose Liebe. „Die Liebe einer Mutter wird dadurch, daß sie mit ihren Wohlthaten erzieherische Absichten verknüpft, doch nicht selbstfüchtig. Ein Missionar, der sich darauf beschränkt, Wohlthaten auszustreuen, ist doch deshalb nicht selbstloser als ein Missionar, dem es daran liegt, daß sein Jünger christliche Überzeugung gewinnt.“ Seltsam wirkt auch, daß der liberale Inspektor viel von der Methode selbstloser Liebeserweisung zu sagen habe, dann aber die Kreise der deutschen Großhändler auffordert, „mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands die Mission in Ostasien kräftiger zu unterstützen“! Dann aber beschäftigt sich Witte mit der grundlegenden Frage nach dem richtigen Inhalt der missionarischen Verkündigung. Er schildert die nach seiner Meinung verkehrte Missionspredigt gläubiger Missionare, wie folgt: „Sie verkündigt gewiß auch die Liebe Gottes; aber nach ihrer Darstellung war Gott in sich in der Ausübung dieser Liebe gegen die Menschen gewissermaßen gehemmt. In ihm war Zorn. Die Menschen hatten große, unendliche Schuld. Um Gottes und der Menschen willen war ein Opfer nötig, ein unendlich wertvolles. Jesus, der Gottsohn, brachte es durch seinen Tod. Wer sich dies Opfer gefallen läßt, es annimmt, dem öffnet Gott seine Liebe. . . . Kommen die Ostasiaten auf dem Wege des verlorenen Sohnes zu Gott, warum soll man denn die gedankenmäßige Aneignung der Opfertheorie von ihnen fordern!“ Wichtig bemerkt hierzu Knaf: „Man traut seinen Augen kaum, wenn man diese Verschiebung der Streitfrage liest. Es wird ja das vorausgesetzt, was gerade zu betweisen wäre! Kommen denn wirklich die Ostasiaten ohne die Botschaft vom gekreuzigten Welttheiland auf dem Weg des verlorenen Sohnes zu Gott? Aus Wittes Buch selbst lassen sich viele Belege dafür bringen, daß die Ostasiaten den Weg des verlorenen Sohnes nur sehr schwer finden. Er möge nicht nur behaupten, sondern nachweisen, daß die Idee der Vaterliebe Gottes unter Ausschaltung der apostolischen Verkündigung vom Kreuz

Christi die Ostasiaten besser auf diesen Weg bringt als das Wort vom Kreuz in der altgläubigen Darbietung! Aber freilich, zu einem solchen Beweise ist die Zeit noch gar nicht gekommen; denn nicht darauf kommt es hierbei an, Stimmen zu sammeln und einzelne Beispiele aufzuzählen. Witte liebt das ja. Er zitiert eine große Reihe von Ostasiaten und auch Europäern, um zu beweisen, daß es aussichtslos sei, das dogmatische Christentum der Altgläubigen nach Ostasien zu übertragen. Viele dieser Zitate sind interessant; nur sind die Schlüsse, die Witte daraus zieht, schon deshalb ganz hinfällig, weil er ja geflissentlich alle Zeugnisse, auch die schwerwiegendsten aus dem Munde von Japanern und Chinesen, verschweigt, wenn sie in die andere Waagschale fallen, und seinen Lesern so eine völlig einseitige und tendenziöse Darstellung gibt. Die Darbietung der Lehre von der Heilsbedeutung des Todes Christi erklärt freilich Witte für einen schweren Fehler der alten Missionen, der durch nichts zu rechtfertigen sei. 'Für Ostasien sind diese Gedankengänge unvollziehbar.' Aber sollen wir die Nichtchristen fragen, welche Gedanken wir ihnen bringen dürfen? Wir haben eine Botschaft auszurichten, und nur auf ihrem unerkürzten Vollauf ruht Verheißung; auch können wir nichts anderes bringen, als was wir selber glauben. Wir halten es aber auch im Blick auf die Wirklichkeit für einen schweren Fehler, den Ostasiaten Gedankengänge, die ihnen fremdartig erscheinen, nicht zumuten zu wollen. Für den Augenblick ist das vielleicht Erleichterung, für die Zukunft Erschwerung. Denn wenn das Wort vom Kreuz gewiß ein Paradoxon ist, so ist es die Botschaft von der Vaterliebe Gottes im Grunde nicht minder." Als Beleg dafür, daß auch gebildete Heiden für die Lehre von dem stellvertretenden Leiden Jesu zu gewinnen sind, führt Knaf dann einen Ausspruch Utschimuras an. Utschimura, ein bekehrter Japaner, der den oberen Ständen angehört, schreibt einmal in seinem Tagebuch: „8. März. Ein sehr wichtiger Tag in meinem Leben. Nie ist mir die versöhnende Macht Christi so klar geworden wie heute. In der Kreuzigung des Sohnes Gottes liegt die Lösung aller der Schwierigkeiten, von denen mein Geist hin und her gestoßen wurde. Christus bezahlt alle meine Schulden, und er kann mich so rein und unschuldig machen, wie der erste Mensch vor dem Fall war. Um feinetwillen wird Gott mir alles geben, dessen ich bedarf. Er wird mich zu seiner Ehre gebrauchen und endlich im Himmel selig machen. Ihr, die ihr philosophische Neigungen habt, mögt dieses Blatt mit Mitleid oder gar mit Verachtung lesen. . . . Ja, nur der bedarf des gekreuzigten Christus, der auf eine Ewigkeit hofft. Für solche Menschen ist die Religion Luthers . . . nicht eine bloße Überlieferung, sondern die Wahrheit aller Wahrheiten." Wenn Witte einige Ostasiaten zu seinen Zeugen anführen kann, so steht auf unserer Seite, abgesehen von andern Ostasiaten, die Lehre der Kirchengeschichte von Jahrtausenden. Darum ist schwerlich schon jetzt die Zeit gekommen, um ein Verdikt wie das Wittes auszusprechen, daß es „ein durch nichts zu rechtfertigender Fehler“ gewesen sei, die Christenheit Ostasiens auf die Basis zu stellen, auf der die altgläubige Christenheit steht. Knaf führt noch aus: Auch Gott hat ja nicht nur in Taten den Menschen seine Liebe gezeigt, sondern hat ihnen allzeit Propheten gesandt, diese Taten mit dem Wort zu deuten. Wenn übrigens Witte der indirekten Methode auch deshalb das Wort rede, weil die Evangeliumsdarbietung in den Krankenhäusern oder in dem Schulbetriebe von den Chinesen als „religiöser Zwang“ empfunden



werde und daher für sie den Liebescharakter des Christentums verschleierte, so bezweifelt Anat, daß Wittes Darlegungen in dieser Allgemeinheit zutreffen. Es lassen sich gewiß Beispiele dafür beibringen, daß Chinesen den Religionsunterricht als lästig empfinden; aber auch die gegenteiligen Beispiele fehlen nicht. Manche verlassen enttäuscht Schulen ohne Religionsunterricht, auch Schulen des protestantischen Missionsvereins, weil sie dort „nichts von der Lehre hören“.

**Archäologisches.** 1. Im *Christian Herald* meldet am 24. Februar Prof. A. E. Clay von der Universität Yale den Fund einer Tontafel, die mit Keilschrift in sumerischer Sprache beschrieben ist, also aus der Zeit vor der Unterjochung Südbabyloniens durch die Semiten (Assyrier) unter Hammurabi (Amraphel) stammt, und deren Entzifferung, soweit sie vorangeschritten ist, gerade für die Beurteilung der Gesetzgebung Hammurabis von Bedeutung ist. Die Tafel enthält Gesetze, durch die Licht auf die sozialen Verhältnisse der südbabylonischen Urzeit geworfen wird, und die als die Vorlage der hammurabischen Gesetzgebung angesehen werden dürfen. Prof. Clay findet auf dieser Tontafel Bestimmungen, die das Leihen von Schiffen und von Vieh regulieren sollen, sodann Strafbestimmungen im Falle fahrlässiger Beschädigung von Frauen, für Entführer, für Nichtversorgung von Kindern, für den Verlust eines geliebten Stiers durch einen Löwen usw. und gibt einige Beispiele, aus denen allerdings Anlehnungen des Kodex Hammurabi an die in diesem neuesten Fund vorliegende Gesetzgebung zu schließen sind. Die Tafel ist im Besitz des babylonischen Museums der Universität Yale. — 2. Daß die Kultur der Philister zur Zeit Davids einen hohen Stand der Entwicklung erreicht hatte, ist durch die Ausgrabungen der jüngsten Zeit außer Frage gestellt. In den Wohnsitzen der alten Philister, die das Alte Testament angibt, dem kleinen Küstenstreifen an der südlichsten Küste Syriens, hat man Gegenstände gefunden, die eine große Verwandtschaft mit den durch Grabungen auf Kreta ans Tageslicht geförderten Sachen haben. Weitere Untersuchungen der Ortlichkeiten, die die Philister in Palästina innehatten, setzen es dann außer Zweifel, daß ihre Kultur mit der sogenannten ägäischen Kultur eng verwandt war, die sich im östlichen Griechenland, an der Westküste Kleinasiens und auf den Inseln des Ägäischen Meeres nachweisen läßt. Dafür lassen sich auch aus dem Alten Testament einige Anzeichen gewinnen. So weist die eiserne Rüstung des Riesen Goliath darauf hin, daß den Philistern die Bearbeitung des Kupfers geläufig war, aber noch nicht die des Eisens. Auch sein Schuppenpanzer paßt gut in die Waffen der ägäischen Kultur und ebenso die Weinschienen aus Erz, die die Nachfolger der älteren Leder- und Filzgamaschen waren. Auch die Erzählung von Simsons Tod deutet darauf hin, daß die Philister eine Architektur besaßen, die die aus Kreta und Tyrus bekannt gewordene Bauweise vertretete. Simson umfaßt bekanntlich die beiden Säulen, auf denen der Tempel ruht, und drückt sie von ihrem Platz weg, so daß das Haus einstürzt und ihn samt den Philistern unter sich begräbt. Bei den Ägäern war es üblich, die offene Vorhalle des Hauses durch zwei Säulen zu stützen, die auf einer niederen Steinbasis ruhten. Es ist wohl denkbar, daß ein starker Mann zwei solcher Holzsäulen von ihrer Basis wegdrücken und dadurch das auf ihnen ruhende Gebälk zum Einstürzen bringen konnte. Man darf annehmen, daß das Haus in Gaza, in dem Simson dies Gericht an seinen Feinden vollzog,

von den Philistern im Stil ihrer heimatlichen ägäischen Bauweise aufgeführt worden war. — 3. Die neueste archäologische Forschung hat auch die Königin Kandage (Apost. 8, 27) vor der ungläubigen Kritik als historische Persönlichkeit gerechtfertigt. Man weiß jetzt, daß in Marome, der altäthiopischen Hauptstadt, nicht weit von dem jetzigen Khartum am oberen Nil in Nubien, viele Jahre lang eine Reihe von Königinnen regierte, die alle den Namen Kandage trugen. Wieder ein Fall, wie sich bis in die scheinbar geringfügigsten Einzelheiten hinein auch im Lichte ehrlicher Forschung die Berichte der heiligen Schreiber als reine historische Wahrheit ergeben. — 4. Im Ostjordanlande sind bei dem Flecken Madeba die Reste einer uralten christlichen Kirche ausgegraben worden. Das wertvollste Fundstück war ein mächtiger Mosaikfußboden, der in farbiger Ausföhrung eine Karte des Heiligen Landes zeigt. Besonders interessant ist daran die aus dem 7. Jahrhundert stammende Ansicht der Stadt Jerusalem mit ihren festen Thoren und der prunkvollen Grabeskirche. Der Jordan ist von Fischen belebt; auch die verschiedenen Brücken, die über ihn führen, sind genau dargestellt. Besonders schön soll die Abbildung des Toten Meeres sein mit seinen Segelschiffen und Rähnen. — 5. Die seit mehr als einem Jahrzehnt im Gebiete des Münsters von Aachen vorgenommenen Ausgrabungen, die ursprünglich den alleinigen Zweck hatten, die in alten Chroniken festgelegten Bauten Karls des Großen und seiner Nachfolger und damit das Ortsbild der Stadt zur karolingischen Zeit zu ermitteln, haben neben interessanten Resten der Fundamente karolingischer Bauten wiederholt Baureste römischen Ursprungs zutage gefördert. Es ist eine römische Mauer aus Bruchstein, 38 Fuß im Durchmesser (1), freigelegt worden sowie auch ein römischer Altarstein. Beide — Mauer und Altarstein — haben wahrscheinlich zu einem mächtigen römischen Tempelbau gehört. Im Fundament der Tempelmauer fanden sich Säulentrommeln aus Sandstein und andere Architekturüberreste einer älteren römischen Bauperiode (man unterscheidet für Aachen mindestens fünf römische Bauzeiten!). Ob sich die Annahme eines Römertempels an dieser Stelle bestätigt, werden die weiteren Feststellungen ergeben müssen. Insbesondere wird dazu wohl eine römische Inschrift auf dem Altarstein beitragen. Die Entzifferung soll allerdings außerordentliche Schwierigkeiten bereiten, da der Stein sehr brüchig war und beim Herausnehmen in einzelne Stücke zerfiel. G.

**Neueste römisch-katholische Statistik.** Nach dem von P. Streit neu herausgegebenen „Atlas hierarchicus“ ist die größte Diözese der Welt die Erzbischofsdiözese Köln. Sie zählt mit 3,873,751 Seelen mehr Katholiken als ganz Irland mit seinen vier Erzbischofsdiözesen und 24 Bischofsstühlen und ebenso viele als die 135 kleinsten Bistümer Italiens zusammen. Die zweitgrößte Diözese der Welt ist Breslau mit 3,675,300 Katholiken. Deutschland hat 23,821,453 Katholiken, ungefähr so viele wie Spanien, Portugal und England zusammen und gegen drei Millionen mehr als Osterreich ohne Ungarn. Preußen mit Hessen und dem Königreich Sachsen hat so viele Katholiken wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika (15,117,000), hat aber nur 13 Bischöfe (dazu Mainz und der apostolische Vikar), während die Union 100 hat. Die kleinsten deutschen Bistümer sind Eichstätt mit 182,000, Osnabrück und Fulda mit je 202,000 und Hildesheim mit 205,000 Seelen. Die Zahl der Katholiken ist am größten in folgenden Ländern: Frankreich:

38,400,000, Italien: 35,900,000, Osterreich-Ungarn: 33,300,000, Deutschland: 24,000,000, Brasilien: 21,000,000, Spanien: 18,600,000, Vereinigte Staaten: 15,000,000 und Mexiko: 13,990,000. Die größten Diözesen nach Köln und Breslau sind: Paris mit 3,439,000, Mailand mit 2,960,000, Mecheln in Belgien mit 2,450,000, Wien mit 2,257,000, Bahia in Brasilien mit 2,350,000, Prag mit 2,230,000, La Plata mit 2,016,000, Mariana in Brasilien mit 2,000,000, Cambrai in Frankreich mit 1,900,000, Olmütz mit 1,800,000, Sao Paulo in Brasilien mit 1,800,000. Deutschland hat 22,137 Weltgeistliche und 1928 Ordenspriester, Italien 61,613 und 9910, Frankreich 33,426 und 8022. (A. E. L. K.)

Über die schweren Schicksale, welche in Kamerun neben den Basler evangelischen Missionaren auch die Familien der Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten durch die englischen Beamten erdulden mußten, und von denen wir schon Notiz genommen haben (L. u. B. 1915, S. 122), sind auf brieflichem Wege jetzt genauere Einzelheiten in die Öffentlichkeit gedrungen. Von ihrer brutalen Vertreibung aus ihren blühenden afrikanischen Missionsfeldern bis zu ihrer Ankunft in Liverpool sind die Erlebnisse der deutschen und amerikanischen Missionare eine Kette von Demütigungen, Entbehrungen, Verurteilungen, grausamen Verletzungen der weiblichen Würde gewesen. In Afrika der Steinigung und Bespeigung durch die Eingebornen und dem Übermut schwarzer Soldaten preisgegeben, erlebten die Gefangenen bei ihrer Ausschiffung in Liverpool am 29. Dezember 1914, daß sie von der Straßenjugend mit Schmutz und Steinen beworfen wurden; einer baptistischen Dame wurde sogar eine vorher im Straßenlot gewälzte tote Ratte ins Gesicht geschleudert. Aus ihrem friedlichen Heim wurden andere Missionare derselben Missionsgesellschaft als englische Kriegsgefangene herausgeschleppt und unter den furchtbarsten Entbehrungen auf dem schmutzigen kleinen Dampfer „Bathurst“ forttransportiert; Ziel: Goldküste. Zur Ernährung waren nur verborbene, ekelerregende Speisen vorhanden, die, da Teller, Tassen und Bestecke nicht gegeben wurden, mit der hohlen Hand oder mit Löffeln, die man sich aus alten Konservenbüchsen und Brettern selbst verfertigte, genossen werden mußten. Als Tsch-, Wasch- und Aufwaschgefäß für 22 Europäer stand eine einzige Emailleschüssel zur Verfügung. Bald waren 18 Personen krank. Nach zweiseitigem Aufenthalt in Lagos wurden die Missionarssfamilien auf den noch kleineren, aber ebenso schmutzigen Dampfer „Niger“ gebracht, wo sie mit Affen, Hühnern und andern Tieren zusammen auf Deck logieren mußten. An der Goldküste angekommen, wurden die Damen und Kinder auf große, schmutzige Lastautos (trucks) verladen und unter Beschimpfung, Steinigung und Bespeigung durch die Eingebornen nach Christiansborg transportiert, wo sie, von den Männern getrennt, untergebracht wurden. Eine der Missionarssfrauen, Frau Märten, erlag nach einigen Tagen den ausgetandenen Entbehrungen. — In andern englischen Kolonien ist man weniger rigoros mit dem deutschen Missionspersonal verfahren. Auf der Goldküste und in dem benachbarten, jetzt von den Engländern besetzten Teile Togo konnten die Basler und Bremer Missionare auf ihren Stationen bleiben, allerdings unter gelinder persönlicher Überwachung und unter Beaufsichtigung des Briefwechsels, der nur englisch geführt werden darf. Von der Bremer Station So in Togo wurde ein Missionar mit seiner Frau zeitweilig auf die Goldküste gebracht. Atakpame ist von den Franzosen besetzt, die den dortigen Bremer Missionar unbehelligt ließen. Aus Südafrika berichten Berliner und

Herrnhuter Missionare, daß die Regierung bis jetzt mit den Deutschen milde verfahren ist. Alle im kriegspflichtigen Alter stehenden Deutschen wurden für Kriegsgefangene erklärt und in Konzentrationslager gebracht. Zwei rheinische Missionare dagegen sind von den Engländern gefangen genommen und nach Brätoria gebracht worden. In Ägypten konnte der Missionsarzt Dr. Fröhlich von der Sudan-Pioniermission in Assuan bleiben. Die in Kairo und Alexandria tätigen Diakonissen blieben unbehelligt. In Vorderindien werden die Missionare im allgemeinen mit Rücksicht behandelt unter Verpflichtung zu loyalem Verhalten gegen die Regierung und zum Schweigen über den Krieg gegenüber den Eingebornen. Freilich müssen sie sich an manchen Orten täglich melden. Vorklumer Missionare im militärpflichtigen Alter sind nach Madras und Bombay auf die Festung gebracht worden. In Madras verloren Leipziger Missionare das Verfügungsrecht über das Missionsseigentum, hatten aber persönlich, ebenso wie die Basler Missionare an der Westküste, nicht zu klagen, wenn sie auch in ihrer Bewegungsfreiheit sehr gehemmt sind. Daß die deutschen Missionsgesellschaften durch den Krieg in ihrer Arbeit je länger, desto mehr behindert werden müssen, ist eine Tatsache, welche die Leiter des Werks mit ernstester Sorge erfüllt. Wie die „Korrespondenz für Kolonie und Mission“ mitteilt, sind von den Missionszöglingen über 250 zu den Fahnen geeilt, von den Angestellten 34 und von den in der Heimat befindlichen Missionaren 26. Im Sanitätsdienst stehen 69 Personen, darunter 7 Diakonissen. Nicht Felddienstfähige haben gleichfalls ihre Kraft in den Dienst des Vaterlandes gestellt, die Geistlichen und Lehrer zur Aus-  
hilfe im Kirchen- und Schuldienst, andere bei der Erntearbeit. Die meisten Missionshäuser sind zu Lazarettzwecken bereitgestellt, die Berliner Mission hat zunächst an 50 Flüchtlinge aus Ostpreußen aufgenommen. Die meisten Missionsseminare sind bis auf weiteres geschlossen; hin und wieder sind Not-  
kurse eingerichtet, um später mit der Ausfendung von Missionaren nicht in allzu große Verlegenheit zu kommen. Die zahlreichen in diesem Jahre zur Ausreise bestimmten Missionarsfamilien mußten in Deutschland bleiben.

G.

Mit der dringenden Bitte, der Unzucht entgegenzutreten, und zwar ins-  
besondere auch der Unzucht unter den Soldaten, wendet sich in der neuesten Nummer seiner Zeitschrift der Deutsch-Evangelische Verein zur Förderung der Sittlichkeit an „alle Kreise und Stände unsers deutschen Volkes, seine Fürsten, Regierungen und Behörden“. Zur Begründung dieser Bitte schreibt der Vorstand, nachdem er zunächst mit Freuden anerkannt hat, daß der Alkohol im gegenwärtigen Kriege keine Gefahr mehr für die körperliche und seelische Kraft der Soldaten sei, unter anderm: „Jedoch schlimm und besorgniserregend sieht es noch aus auf einem andern, noch ernstern Gebiete, auf dem der Unzucht, bezeichnenderweise hauptsächlich dort, wo die Behörde an der Zulassung der Bordelle festhält. Während mehrere Städte im Bewußtsein der großen Verantwortung sofort bei der Mobilmachung die städtischen öffentlichen Häuser geschlossen haben, oder der Besuch den Soldaten von der Militärbehörde aufs strengste untersagt wurde, kommen aus andern Städten schwere Klagen und Anklagen, und zwar aus solchen Städten, in denen die Stadtverwaltung für die Unzucht der Männervelt Bordelle zulassen zu müssen glaubt. Wir haben zuverlässige Nachrichten, daß in solchen Bordellstädten in den Mobilmachungstagen und ebenso in den folgenden Wochen der Truppenansammlung und Truppenausbildung die Scharen der Rekruten,

der Reservisten und Landsturmänner sich in den Vordellstraßen drängten. Leicht Verwundete und Genesende ließen sich in Droschke und Auto ins Bordell fahren. Unfern tapferen Freunden von der Nachmission, die sich diesen Scharen mit einem Zurüd! entgegenstellten, wurde geantwortet: Ein Zurüd gibt es für einen deutschen Soldaten nicht! Die Stadtverwaltungen, die noch an diesem das Volk entfittlichenden und verfeuchenden, sonst zwecklosen und überlebten System des napoleonischen Soldatenstaates festhalten, tragen eine ungeheure Verantwortung. Ihnen ist die Hauptschuld beizumessen für diese Vorgänge, die einen dunklen Flecken bilden auf dem Glanze dieser großen, ernsten Zeit. Daß diese Vorgänge hätten vermieden werden können, wird dadurch erwiesen, daß sie nur in Vordellstädten festzustellen sind, beziehungsweise in solchen Vordellstädten, die ihre Vordelle den Soldaten offen halten zu müssen glauben und unsern Freunden auf ihre Proteste unter andern antworteten: Eine Gelegenheit müssen die jungen Soldaten doch haben. — Von großer Sorge um die Söhne und Väter im Felde, um die innere Kraft unsers Heeres und unsers Volkes erfüllt, unterbreiten wir diese besorgniserregenden Tatsachen der Öffentlichkeit des Volkes, seinen Fürsten, Regierungen und Behörden. Wir hegen die Hoffnung, daß der Ernst dieser heiligen Zeit auch noch den Rest der fluchwürdigen, Deutschlands unwürdigen Einrichtungen hinwegfegen wird, die seit 150 Jahren das Volk der Franzosen und Belgier sittlich zermürbt haben und die Franzosenkrankheit, die tiefste Erniedrigung des Weibes, die Zerstörung der Heiligkeit der Ehe in die Welt hinausgetragen haben, und die vor der Vernunft und der Wissenschaft so gut wie von dem Gewissen gerichtet sind.“

(D. a. G.)

„Gesicherte Ergebnisse der Wissenschaft.“ Ein Flugblatt (Nr. 5) des „Sächsischen Schulvereins für Reform des Religionsunterrichts“ hat vier solcher „gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft“ zusammengestellt: 1. Der Gott des Alten Testaments ist nicht immer derselbe; der blutgierige Gott Josuas hat nichts zu tun mit dem barmherzigen Gott Jonas. Das Alte Testament ist nicht Offenbarung Gottes, sondern Entwicklung der Gedanken über Gott. 2. Das Christusbild der vier Evangelien ist nicht ein und dasselbe, ist auch schon im ältesten Evangelium übermalt. Dem Christus des Markus wird die sittliche Vollkommenheit rund und klar abgesprochen. 3. Die sittlichen Weisungen Jesu, z. B. über den Reichtum, sind zum Teil ungültig, weil sie aus Jesu Irrtum hervorgingen, wonach er das Weltende als unmittelbar bevorstehend angenommen hatte. 4. Das Christentum in den Briefen der Apostel ist verschieden, widerspricht sich manchmal direkt. Also kurz gesagt: Das Alte Testament ist keine Gottesoffenbarung. Christus ist kein sündloser Gottessohn, sondern ein sündhafter Mensch wie wir. Seine sittlichen Weisungen sind zum Teil für das „geläuterte sittliche Empfinden“ unserer Zeit nicht mehr maßgebend, ja irreführend. Die Apostel haben kein einiges Christentum, können uns also auch keins lehren. — Ein ziemlich „gesichertes Ergebnis“ dieser „Wissenschaft“ scheint uns zu sein, daß diese Leute, zumeist Lehrer unserer sächsischen Schulen, keine Christen mehr sind. Wer so mit dem Bibel- und Christglauben aufräumt, stellt sich selbst außerhalb der christlichen Kirche. Aber ein ganz „gesichertes Ergebnis“ dieser modernen „Wissenschaft“ ist dies, daß auf Leute, die obige Sätze als „gesicherte Ergebnisse der Wissenschaft“ ausgeben, das Schriftwort seine Anwendung findet: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden“, Röm. 1, 22. (Freikirche.)

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

Juni 1915.

Nr. 6.

## Verlobung und Ehe.

Das „Kirchenblatt“ der Jowashnobe und „Die Wachende Kirche“ der Buffaloshnobe sagen sich in einer Anzeige der Krekmannschen Schrift „Keuschheit und Zucht“ entschieden von der „missourischen“ Lehre von der Verlobung los. Das „Kirchenblatt“ bemerkt: „Daß hier die missourische Auffassung von der Verlobung vertreten ist, ist ja selbstverständlich, aber zu bedauern; denn gerade dies Kapitel enthält so vieles Gute und Beherzigenswerte. Daß aber die Verlobten sofort nach dem Verlöbniß vor Gott Ehemann und Eheweib sind, daß ihre Ehe nun mit der Verlobung eine geschlossene, aber noch nicht vollzogene ist, das ist nicht die Auffassung von der Verlobung, wie sie sich in weiten Kreisen der lutherischen Kirche findet; und daß jede andere Auffassung, wie die von dem Verfasser vertretene Sünde und Unrecht sei, hieße die Gemeinde Jesu unter das jüdische Joch binden.“ Der „Wachenden Kirche“ ist die Sache noch klarer. Sie schreibt: „Erwähnen wollen wir noch, daß die Behauptung: Verlobung sei Eheschluß, endlich aus dem Druck schwinden sollte. Die ganze Erfahrung ist dagegen und auch die Praxis der Kirche. Die Verlobung, die wir hier heute haben, ist weiter nichts als ein Versprechen, sich später ehelichen und als Mann und Weib leben zu wollen.“

Um sogleich mit dem letzten Satz der „Wachenden Kirche“ zu beginnen: Es ist ein Irrtum, daß die Verlobung, die wir heute haben, weiter nichts ist als ein Versprechen, sich später ehelichen und als Mann und Weib leben zu wollen. Gerade die Verlobung, die wir heute — im Unterschiede von früheren Zeiten und namentlich orientalischen Verlobungen — haben, schließt einen Verkehr zwischen den Verlobten in sich, der die Unauflöslichkeit der Verlobung zur Voraussetzung hat. Mit andern Worten: Den Verlobten ist nach allgemeiner Zeit- und Landesitte ein Verkehr gestattet, der als grob unsittlich bezeichnet werden müßte, wenn nicht unwiderrüflich feststände, daß die Verlobten für das ganze Leben einander angehören.

Eine nähere Ausführung ist nicht nötig. Deshalb wirkt der größte Teil der in neuerer Zeit geschriebenen Erzählungen so demoralisierend, weil in diesen Erzählungen die Sachlage zumeist so dargestellt wird, als ob die Verlobten nach Belieben zusammenbleiben und nach Belieben auseinanderlaufen könnten. Die Ausführungen des „Kirchenblattes“ und der „Wachenden Kirche“ können nur dieselbe demoralisierende Wirkung haben. Die Sache steht so: Ganz abgesehen davon, was die Schrift über die Verbindlichkeit der Verlobung lehrt, wenn wir nur die Verlobung, „die wir heute haben“, ansehen und nach der Vernunft, das heißt, nach der natürlichen sittlichen Erkenntnis, urteilen, so müssen wir die Verlobung, „die wir heute haben“, in bezug auf ihre Verbindlichkeit der vollzogenen Ehe gleichachten.

Und was ist das für eine Weise, gegen die Unauflöslichkeit der Verlobung so zu argumentieren: „Die ganze Erfahrung ist dagegen“ oder: „Das ist nicht die Auffassung von der Verlobung, wie sie sich in weiten Kreisen der lutherischen Kirche findet“! Seit wann ist es Rechtsens in der lutherischen Kirche, die „Erfahrung“ und die „Auffassung“ in weiten lutherisch sich nennenden Kreisen zur *regula fidei et morum* zu machen? Blicken wir doch um uns! In weiten lutherisch sich nennenden Kreisen verwirft man heutzutage die Inspiration und Unfehlbarkeit der Heiligen Schrift. Auch solche nennen sich zu unserer Zeit noch lutherisch, die die Rechtfertigung nicht einen *actus forensis* sein lassen, sondern in einen „ethischen“ Akt der inneren Umwandlung des Menschen umsetzen, so daß die Papisten gegen die protestantische Kirche rühmen, nur die „missourischen“ Lutheraner hielten noch die Rechtfertigungslehre Luthers fest. Und um an ein Beispiel zu erinnern, das wir hier in der lutherisch sich nennenden Kirche in den Vereinigten Staaten vor Augen haben: D. Keyser trägt in seinem Buch *Election and Conversion* die *erasmische* Lehre vom freien Willen und von der Befehung vor; er sagt: „If there is no ‘condition or moment’ before conversion when the sinner can decide whether he will let God save him or not, then, if he is converted, he must be converted by force, just as we have proved again and again. Such a theology makes all the gracious invitations of the Bible to the unconverted nugatory, not to say insincere.”<sup>1)</sup> „In the interest of Christian ethics we desire to say that a free will is not something that is pulled down by *force* on one side or the other, but that is placed in *equilibrium*, so that it can elect for itself.”<sup>2)</sup> „If such a moment of option does not come to the sinner before conversion, then the conversion is forced upon him.”<sup>3)</sup> Das ist genau die Lehre vom freien Willen und von der Befehung, die Erasmus gegen Luther und die lutherische Reformation aufstellte. Und diese

1) *Election and Conversion*, p. 105 sq.

2) *U. a. D.*, S. 102.

3) *U. a. D.*, S. 101.

erasmische Lehre D. Keyfers ist in weiten Kreisen der lutherischen Kirche der Vereinigten Staaten als die rechte Stellung gegen die „missourische“ Lehre bezeichnet worden, nicht nur in der Generalsynode und im General Council, sondern auch in den Synoden von Ohio und Iowa. Sollte nun deshalb die Lehre Luthers und der lutherischen Kirche vom *servum arbitrium* des Menschen, bis der Mensch bekehrt ist, „endlich aus dem Druck schwinden“? Sicherlich nicht!

Und wie steht es mit der „Praxis“ der lutherischen Kirche? Die lutherische Kirche fängt doch nicht erst mit der Iowa-Synode und Buffalo-Synode an. Man muß doch Luther und die lutherische Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts auch zur lutherischen Kirche rechnen. Luther hat die Lehre, daß die Verlobung der Verbindlichkeit nach der vollzogenen Ehe gleichzuachten sei, nicht für ein „jüdisches Joch“ gehalten, sondern aus der Schrift bewiesen, und zwar nicht nur aus dem Alten, sondern auch aus dem Neuen Testament. Man lese doch Luthers Schrift „Von Ehesachen“ vom Jahre 1530.<sup>4)</sup> Luther erinnert zwar daran, daß „in den Ehesachen“ „ein weitläufig, verwirret Spiel mit den Fällen“ sei. Aber was ihm aus der Schrift feststeht, ist dies: „Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam“, spricht St. Johannes der Täufer Joh. 3, 29. Weil nun der erste verlobte Mann die Braut hat und ist der Bräutigam, kann sie sich mit keinem andern hernach verloben noch der Bräutigam mit einer andern. Daher auch Moses 5 Mos. 22, 23 eine vertraute Jungfrau eine eheliche Frau nennt, da er spricht: „Wenn eine Dirne einem vertraut ist, und einer beschläft sie in der Stadt, sollst du sie alle beide tot steinigen: die Dirne darum, daß sie nicht geschrien hat; den Mann darum, daß er seines Nächsten Gemahl oder Ehefrau zuschanden gemacht hat.“ Da siehest du, daß eine vertraute Braut eine Ehefrau heißt in der Schrift. Also auch Matth. 1, 20 spricht der Engel zu Joseph, da ihm Maria vertraut war: „Joseph, du Sohn Davids, fürchte dich nicht, dein Gemahl oder Ehefrau Marie zu dir zu nehmen.“ Darum ist dieser Artikel gewiß genug, wenn zwei miteinander öffentlich verlobt sind, und es bei demselbigen Verlöbniß bleibt, daß keines das andere kann sein Leben lang lassen.“<sup>5)</sup> Man lese auch in Walthers Pastorale so-

4) St. L. X, 754 ff. C. A. 23, 91 ff.

5) St. L. X, 778. Mit den Worten: „wenn es bei demselbigen Verlöbniß bleibt“ will Luther keineswegs die Verbindlichkeit eines öffentlichen Verlöbnisses wieder aufheben, sondern er denkt an den Fall, daß dem öffentlichen Verlöbniß schon ein anderes öffentliches Verlöbniß vorausgegangen ist, und daher die Regel gelten muß: „Unter zwei öffentlichen Verlöbnissen soll das andere dem ersten weichen und gestraft werden“, oder er denkt an den Fall: „Wenn sich jemand mit einer Person öffentlich verlobt und verschweigt dieweil, daß er zuvor sich mit einer andern heimlich verlobt und dazu beschlafen oder auch geschwängert hat.“ (Kol. 779.)



wohl den Schriftbeweis als auch die Zitate aus lutherischen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts.<sup>6)</sup>

Es steht daher so: nicht die treu lutherische Kirche, die sich in Lehre und Leben nach Gottes Wort richtet, sondern die heruntergekommene lutherische Kirche, die die „Erfahrung“ und eine in weiten Kreisen geltende „Auffassung“ zur *norma doctrinae* erhebt, leugnet die Lehre, daß die rechtmäßige Verlobung der Verbindlichkeit nach der vollzogenen Ehe gleichzuachten sei. Diese Leugnung widerspricht sowohl der Schrift als auch der Vernunft, nämlich der sittlichen Erkenntnis, die noch jeder Mensch von Natur hat. Diese Leugnung widerspricht auch der kirchlichen Praxis, die die lutherische Kirche zu ihren besten Zeiten geübt hat. Daß Buffalo und Zowa hier von „missourischer Auffassung“ reden, liegt auf gleicher Linie mit der Behauptung, daß unsere Lehre von der Bekehrung und Gnadentwahl nicht lutherisch, sondern „missourisch“, ja „calvinistisch“ sei. Auch hier hat der Parteigeist und der Geist des knieschwach gewordenen Luthertums das Wort geführt.

Fr. P.

## Der Prophet Jonas.

(Fortsetzung.)

Sehen wir uns das Gebet Jonas' kurz an. „So will ich nun, daß die Männer beten an allen Orten“, ermahnt St. Paulus 1 Tim. 2, 8. An einen so wunderlichen Ort kann der Christ nicht kommen, daß er nicht zu Gott beten könnte, der Gebetsverkehr mit Gott abgeschnitten wäre. Wie für Gottes Gegenwart und Macht und Gnade, so gibt es für des Christen Gebet und Gottes gnadenreiches Dreinschauen und gnädiges und mächtiges Gebeteerhören keine *loci mirabilia et abominabilia*. Einen wunderlicheren, schaurigeren, schmutzigeren und greulicheren Ort kann man sich für einen lebendigen Menschen kaum denken als den, da Jonas war, im Magen des greulichen Ungetüms, im schaurigen Weltmeer, ganz allein, von Menschen weggeworfen. Und doch denkt Jonas nicht: Wenn ich doch im Tempel sein könnte, wo es schön ist, wo Salomo das feine Gold nicht gespart hat, wo man es Gott zumuten kann, daß er gegenwärtig ist und Gebete erhört, damit ich doch beten könnte! Nein, es heißt: „Jona betete zu dem Herrn, seinem Gott, im Leibe des Fisches.“

Jonas' Gebet hält sich nach der Regel: „Lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Dankagung vor Gott kund werden“, Phil. 4, 6. Bitte, Gebet, Flehen und Dankagung zugleich. Es ist eben ein gläubiges Gebet, der Erhörung gewiß. Ja, es ist vor allem Dankagung. Im Bauch des Fisches fühlt Jonas sich schon gerettet. Er erkennt da die Hilfe seines Gottes, der ihn nicht im Weltmeer versinken und ertrinken

6) Pastorale, S. 215—228.

läßt, sondern ihm diesen wunderlichen Vergungsort angewiesen hat. Der wird auch ferner helfen, der treue Gott. Er denkt der Not und Gefahr als einer zum größten Teil schon überstandenen und der endlichen Hilfe als gewiß bevorstehend. Er war in Angst, צָרָה, in Bedrängnis. Er war „im Bauch der Hölle“; חֶמְסָה in seiner allgemeinsten Bedeutung: Tod, Totenreich, Unterwelt. Er lag dem Tode im Bauche; der hatte ihn verschlungen. Wie Jes. 5, 14 vom Rachen des Todes und Ps. 18, 6 von Striden des Todes die Rede ist, so wird hier dem Tode ein Bauch zugeschrieben. In dem war Jonas bereits, dem Tode ganz verfallen. Er war in der Tiefe, im Herzen der Meere. Der Plural, חֶמְסָה, drückt die Vorstellung des grenzenlosen Ozeans aus. Er war da wie bereits begraben; der Strom umgab ihn, נָהָר, die Strömung des Meeres flutete über ihn hin; die Brandungen und Wogen gingen über ihn, deckten ihn zu wie eine Grabesdecke. Wasser umfingen ihn bis an die Seele, so daß es mit dem Leben aus zu sein schien. Seegras war gefchlungen um sein Haupt. Er war auf des Meeres Grund gesunken, zu den Gründen der Berge, wo die Berge gleichsam ihre Wurzeln haben. „Die Erde — ihre Riegel waren hinter mir auf ewig.“ Die Rückkehr zur Erde, der von Gott den Menschen angewiesenen Wohnstätte, schien ihm für immer und ewig abgeschnitten und verriegelt zu sein. Er war schon in der Grube, im Grab und in der Verwesung. Heil: חֶמְסָה übersehen die Alten (LXX, Chald., Syr., Vulg.): φθορά, corruptio, Verderben, und diese von vielen Neueren ganz in Abrede gestellte Bedeutung hat חֶמְסָה unzweifelhaft in Hiob 17, 14, wo die Bedeutung Grube in keiner Weise paßt.“ Wir fügen noch eine solche Stelle hinzu: Ps. 16, 10. Vgl. Apost. 2, 27. So ist Jonas wie ein toter und begrabener Mann, ein typus des Menschensohnes, des Größeren als Jonas, im Herzen der Erde, nicht wie Jonas für seine, sondern für anderer Leute Sünde. Als ein Toter kam Jonas sich selbst vor; es verschmachtete seine Seele in ihm, חֶמְסָה, sank in Nacht und Ohnmacht. Er sprach bei sich: „Verstoßen bin ich von deinen Augen weg.“ Luther: „Es mag aber zweierlei Weise verstanden werden, daß er von Gottes Augen verstoßen sei. Auf's erste leiblich, also daß sein Herz beschloffen hat, er müßte sterben, und daran verzweifelt, daß er immermehr sollte wieder zu Lande lebendig kommen und wieder unter seinem Volk vor Gott wandeln im Lande Israel, davon er geflohen war. . . . Zum andern geistlich, daß er gefühlt hat, als sei er auch ewiglich von Gott verstoßen gewesen um seines Ungehorsams willen wie die Verdammten. Gleichwie auch David im Psalter oft solchen Spruch führt, als Ps. 31, 23: ‚Ich sprach in meinem Zagen: Ich bin von deinem Angesicht verworfen.‘ Und solches bringt natürlich die Sünde im Gewissen mit sich, sonderlich in Todesnöten. Darum hat's gewißlich Zona auch so gefühlt und ist also gestanden auch im Kampf mit der Verzweiflung an Gottes Gnade und Barmherzigkeit, ehe denn er wieder zum Glauben ist kommen und gerufen hat.“ Ja,

das Zweite ist das Schlimmste. Er weiß, er ist nicht unversehens ins Meer gefallen, es haben ihn auch nicht böse Buben als einen Unschuldigen hineingeworfen, sondern zu Gott gewandt, sagt er: „Du warfest mich in die Tiefe.“ Luther: „Da vergißt er der Leute, die ihn ins Meer warfen, und spricht, Gott habe es getan.“ Er ist Gott in seine strafende Hand gefallen. Luther: „Also spricht er auch nicht: Des Meeres Wellen und Bogen gingen über mich, sondern ‚deine Wellen‘ und ‚deine Bogen‘, darum daß er fühlt im Gewissen, wie das Meer mit seinen Wellen und Bogen Gott und seinem Zorn dienen, zu strafen die Sünde.“ Sein Gewissen regt sich, rückt ihm seine Sünde ins Gedächtnis: Du bist in die Hände des lebendigen Gottes gefallen, und zwar von Rechts wegen. Du empfängst, was deine Taten wert sind. Es wird dir wirklich vergolten, das jus talionis geübt. Luther: „Da trifft die Strafe das Gewissen. Denn er wollte vor dem HErrn fliehen, daß er nicht gen Ninive ginge; das war seine Sünde und Ungehorsam. Nun fühlt er, wie er recht von des HErrn Angesicht verstoßen muß sein zur Strafe, das er nicht gerne hat, der zuvor nicht wollte bleiben vor Gottes Angesicht, durch seine Sünde. Da hat ihm sein Herz geklopft und gesagt: Siehe da, ich meine, du hast recht geflohen und bist ferne genug vom HErrn kommen. Da heißt die Sünde zugleich, und drückt auch die Pein.“

Aber er verliert seinen Glauben nicht, vielmehr sein Glaube erwacht in der äußersten Not von neuem, reizt durch die Verzweiflung hindurch, vorbei an dem Zorne Gottes, hin zu dem gnädigen, treuen und mächtigen Gott. „Da gedachte ich an Jehovah.“ Gegen die Anläufe der Verzweiflung und die Anklagen des Gewissens: „Da sprach ich: Verstoßen bin ich von deinen Augen weg“ setzt der Glaube sein zuversichtliches „Dennoch“. „Dennoch werde ich wieder blicken zu deinem heiligen Tempel hin.“ Keil: „Das zweite Hemistich schließt sich aduersativ an. ¶ führt den Gegensatz energisch ein wie sonst ¶ in der Bedeutung jedoch. Dem Gedanken, daß es mit ihm aus sei, tritt die Zuversicht des Glaubens entgegen, daß er noch nach dem heiligen Tempel des HErrn blicken, also wieder in die Nähe des HErrn kommen werde, vor ihm im Tempel anzubeten.“ Er läuft nicht mehr von Gott weg, sondern eilt ihm gläubig in den Waterschoß; er betet zu seinem Gott, יְיָ. Luther sagt: Das gläubige Herz hat ein „scharf Gesichte“, „das mit eitel Zorn und Strafe von Gott umgeben ist und doch keine Strafe noch Zorn, sondern Gnade und Güte sieht und fühlt, das ist, es will sie nicht sehen noch fühlen, ob sie es gleich auß höchste sieht und fühlt, und will die Gnade und Güte sehen und fühlen, ob sie gleich auß tiefste verborgen sind“. „Aber es glaubt kein Mensch, wie schwer es wird, solch Anrufen und Schreien zu tun.“ Das ist vor Natur unmöglich. Er sagt: Die Natur hat die Unart, daß sie vor Gott flieht, will dieses Gottes nicht, flieht ewiglich. Oder die andere Unart, den Wahn: „Sie will immer etwas mitbringen, das Gott ver-

söhne, und findet denn nichts. Denn sie glaubt und weiß nicht, daß alleine das Rufen genug sei, Gottes Zorn zu stillen, wie Jona hier uns lehrt.“

Und das gläubige Gebet auch aus des Fisches Bauch findet seinen Gott zu Hause. „Zu dir kam mein Gebet in deinen heiligen Tempel.“ Wie ein Echo, so prompt folgt die Erhörung auf das Gebet: „Ich rief zu Jahve, und er erhörte mich. Ich schrie — du hörtest meine Stimme.“ „Du erhobst aus der Grube mein Leben, Jahve, mein Gott.“

Und der Dank soll nicht ausbleiben. Jonas will die Übertreter Gottes Wege lehren. Wie töricht handeln doch die, die ihre Hoffnung nicht auf den Herrn setzen! „Die auf falsche Nichtigkeiten halten, verlassen ihre Gnade.“ Keil: „אִתְּכֶם, nichtige Eitelkeiten, sind alle die, welche der Mensch sich zu Höhen, zu Objekten seines Vertrauens, macht.“ Luther: „Jona spricht, es sei Eitelkeit, das ist auf deutsch: Es ist nichts und taugt nichts vor Gott, vor welchem nichts gilt denn seine Güte und Barmherzigkeit, mit rechtem Glauben gefasset und bekannt, ohne alles Werk und Verdienst uns geschenkt.“ — Die auf etwas anderes vertrauen, „verlassen ihre Gnade“, die Gnade, die ihnen zuge-dacht war, die sie haben konnten und sollten. — Da sehen wir wieder, wie Luther darauf aus war, seine Bibel wirklich deutsch, dem gemeinen Mann verständlich, zu machen. Er sagt: „Im Hebräischen steht: ‚Die lassen ihre Barmherzigkeit fahren.‘ Aber weil das im Deutschen lautet, als rede er von der Menschen Barmherzigkeit, die sie beweisen sollen, habe ich das Wörtlein ‚ihre‘ ausgelassen und schlecht ‚Barmherzigkeit‘ gesetzt, daß es desto deutlicher wäre. Denn Jona redet von Gottes Barmherzigkeit und Güte, welche unser ist, das ist, uns angeboten, ver-heißen und dargelegt. Gleich als wenn ich von Christo so sagte: Welche ihren Christum oder ihren Glauben oder ihr Evangelium lassen fahren, so doch der keines unser, sondern alles Gottes alleine ist, der es gibt; und doch unser heißt, weil es uns ist alles angeboten und vor-gelegt, daß wir es nehmen und für unser haben sollen.“

Jonas will es seinem Gott nicht vergessen, was er an ihm getan hat. Er will ihm opfern mit der Stimme des Dankes und seine Gelübde, die er in seiner Drangsal gelobt hat, bezahlen. Luther hält dafür, daß Jonas nichts Besonderes gelobt habe, was er tun und dar-bringen wolle, sondern „daß daselbst verstanden werde das gemeine Gelübde aller, die Gottes Volk sind. Da geloben wir aber, daß wir keinen Gott mehr haben wollen denn ihn alleine. Darum heißt solch ‚Gelübde bezahlen‘ nichts anderes denn bekennen, loben und predigen und also ehren und dienen dem Herrn“. — Jonas schließt sein Gebet mit einem Wort des Glaubens und des Bekenntnisses: הִיָּהוָה אֱלֹהֵינוּ, Heil, Hilfe dem Jehovah; dem kommt sie zu, der hat sie, bei dem ist sie zu suchen. Das hat er erfahren und glaubt es um so fester; und die andern sollen's ja lernen! Da wird dann berichtet: „Der Herr sprach zum Fisch, und derselbe speiete Jona aus ans Land.“

## III. Kapitel: Des Propheten zweite Sendung.

Gott wirft den Jonas nicht weg, und er gibt auch seinen Plan, Ninive predigen zu lassen, nicht auf. Es ergeht zum zweiten Male Gottes Berufung an Jonas, und ihm wird gesagt, er soll das ausrufen und verkündigen, was Gott ihm sagen werde. Luther hebt hervor: Das war nötig, daß die Berufung erneuert wurde. „Denn der erste Befehl Gottes war zunichte worden durch Jonas' Ungehorsam.“ Es verstand sich nicht von selbst, daß der Herr jetzt noch haben wollte, daß Jonas gehen sollte; wenigstens hätte Jonas seines Berufes nicht gewiß und froh werden können. Es hätte ihm ergehen können wie den Kindern Israel, die erst auf Gottes Befehl nicht streiten wollten und es danach aus eigenem Antrieb nachholen wollten, was ihnen aber übel bekam. (4 Mos. 14, 41; 5 Mos. 1, 41. 42.) „So gar ist's nichts und eitel unrecht, was Menschen aus eigener Wahl und freiem Willen, ohne Gottes Befehl und Wort vornehmen.“ „Dies wird darum geschrieben, daß wir merken, wie nichts vorzunehmen ist ohne Gottes Wort und Befehl.“ Und das andere: Es gilt, die Botschaft zu predigen, die Gott verkündigt haben will, so daß es Gottes Wort ist. Es gilt nicht, daß man ein eigen Wort predige, weder ganz noch zum Teil, daß man von Gottes Wort etwas abbreche oder etwas dazutue und dann spreche: „Er hat's gesagt.“ „Die zwei Stücke laß dir gesagt sein, der du predigen sollst, und merke sie wohl; sie gelten dir und dem Volk, daß du lehrest die Seelen.“

Jonas hat durch die Erfahrung etwas gelernt. Der hochmütige, auf Gesetz, Väter, Bund und Beschneidung und Tempel pochende Jude ist aus ihm noch nicht ganz herausgetrieben, wie wir hernach hören werden; aber er hat Gehorsam gelernt; und das ist ja bekanntlich viel, besser als Opfer und Fett von Nieren. Ausdrücklich und ausführlich wird gesagt: „Da machte sich Jona auf und ging gen Ninive, wie der Herr gesagt hatte.“

Über Ninive wird noch die Notiz beigelegt: „Ninive aber war eine große Stadt Gottes, drei Tagereisen groß.“ Luther kamen die Dimensionen etwas groß vor. Er berichtet: „Daß die Stadt aber drei Tagereisen groß sei, verstehen etliche also, daß sie im Ringe so weit umfangen sei gewesen, daß man in drei Tagen habe mögen umhergehen.“ Dazu schüttelt er etwas bedenklich den Kopf und sagt: „Die lasse ich ihre Meinung haben; es mühte mir aber ein eben Städtlein sein, das zwölf oder fünfzehn deutsche Meilen in der Ringmauer hätte. Denn die wäre wohl fünf oder sechs Meilen lang und breit. Ich verstehe es also, daß Ninive sei so groß gewesen, daß man in drei Tagen sie habe durchgehen mögen in allen Gassen, doch nicht sehr laufen, sondern wie man auf der Gasse geht mit Muße.“ Er schließt dann den Passus mit der Bemerkung: „Ein anderer halte, was er will.“ Diese Größenangabe des alten Ninive ist heutzutage kein Stein des Anstoßens mehr. Keil sagt: „Der Umfang der Großstadt Ninive oder des Stadtgebiets von Ninive

im weiteren Sinne, bemerkt Niebuhr, ist fast neunzig englische Meilen, zirka neunzehn preußische, wann man die kleineren Krümmungen der Grenze nicht berechnet; dies sind gerade drei Tagereisen für einen guten Fußgänger auf längeren Reisen.“ „Dies stimmt mit den Angaben der Klassiker, nach welchen *Nivos*, Ninus, wie Griechen und Römer sie nennen, die größte Stadt der damaligen Welt war. Nach Strabo (XVI, 1. 3) war sie viel größer als Babylon und lag in einer Ebene *Arovglas*, Assyriens, das ist, auf dem linken Ufer des Tigris. Nach Ktesias (bei Diod. II, 3) betrug ihr Umfang 480 Stadien, das ist, zwölf geographische Meilen, während der Umfang der Mauern Babylons nach Strabo nur 365 Stadien betrug.“ 150 Stadien machte nach Herodot (V, 53) eine Tagereise aus. Keil kann dann fortfahren: „Diese Angaben sind durch die neueren Ausgrabungen an Ort und Stelle bestätigt worden. Durch diese hat sich nämlich herausgestellt, daß der Name Ninive zweierlei Bedeutung hat: 1. eine einzelne Stadt, 2. einen Komplex von vier großen uralten Städten (das eigentliche Ninive eingerechnet), deren Umwallung noch heute erkennbar ist, und einer Menge kleiner Wohnorte, Kastelle usw., deren Schutthäufen (Tel) das Land bedecken. . . . Es bildete ein Trapez, dessen spitze Winkel nach Süden und Norden liegen, die langen Seiten vom Tigris und den Bergen gebildet werden. Die mittlere Länge ist etwa 25 englische Meilen, die mittlere Breite 15.“ Keil macht noch die Anmerkung: „Diese Unterscheidung zwischen Ninive im engeren und weiteren Sinne wird gegenwärtig allgemein anerkannt“ und: „Schon in Gen. 10, 12 bezieht sich die Notiz: ‚Dies ist die große Stadt‘ nicht auf Resen, zwischen Ninive und Kelach, sondern auf Ninive.“

Bei Ninive steht nicht nur: Es war eine große Stadt, sondern **גְּדוֹלַת אֱלֹהֵי**, Gotte groß. Manche halten das nur für eine Emphasierung der Größe, wie Strab sich ausdrückt: „nach der naiven Weise, großartige Erscheinungen mit Gott in Verbindung zu bringen“. So heißt Gen. 10, 9 Nimrod „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn“, **הַיָּחַד**. Und nach Act. 7, 20 war Moses „ein fein Kind vor Gott“, **ἀσσεῖος τῷ θεῷ**. Aber alte und neuere Ausleger lassen die Bezeichnung mehr sagen. Die Alten sagten: quae propter tot animarum multitudinem Deo curae erat. Luther: „Ich halte, sie heiße darum also, daß sich ihr Gott so annimmt und [sie] nicht verderben will, sondern sorgt für sie, schickt ihr einen Propheten, auf daß er ihr schone.“ Keil geradefo: „Ninive aber war eine große Stadt **גְּדוֹלַת אֱלֹהֵי**, für Gott, das heißt, sie galt für Gott als solche. Diese Bemerkung weist schon hin auf das Motiv zu ihrer Ver Schonung (vgl. 4, 11), falls ihre Bewohner auf Gottes Wort hörten.“

Jonas geht dieses Mal. „Er fing an zu gehen in der Stadt eine Tagereise und rief aus und sprach: ‚Noch vierzig Tage, und Ninive ist zerstört!‘“ Ernste, harte Bußpredigt! Eigentlich nur Gerichts- und Strafbrohung. Aber, die vierzig Tage sind doch Gnadenfrist. Und alle

Drohungen Gottes sind bedingt durch die Buße des Sünders. Er verberbt nie den Bußfertigen. Er schreckt, um zu helfen. Jonas wird natürlich nicht nur diesen einen Satz den ganzen Tag ausgerufen haben, sondern das war kurze Inhaltsangabe, wie Mark. 1, 15 die Predigt Christi in die Summa gefaßt wird: „Tut Buße und glaubt an das Evangelium!“ Wie Luther das ausdrückt: „Er wird ohne Zweifel nicht allein diese Worte geredet haben, sondern hat sie müssen ausstreichen, warum solcher Zorn Gottes über sie komme, und was für Bosheit in der Stadt sei, und wie man sollte fromm sein, und was dazu gehört. Gleichwie man noch tut, daß man eine Predigt kurz in einer Summa faßt und spricht: Er hat von der Sünde gepredigt; er hat von der Messe gepredigt.“

Und nun geschieht, was Gott in jedem Fall von jedem Sünder so ernstlich will, und was dem wunderlichen Propheten gar nicht recht ist: Die Leute nehmen die Predigt zu Herzen und tun Buße. „Da glaubten die Leute an Gott.“ Sie hielten den Propheten für einen wahren Propheten, nahmen sein Wort an als Gottes Wort. Und das Wort war Droh- und Strafpredigt. So heißt dem Worte glauben, Buße tun. Und diese bußfertige Gefinnung sollen sie alle zeigen, das wird proklamiert, dadurch, daß sie fasten und Säcke anziehen. Das sind nicht spezifisch jüdische Buß- und Trauerexerzitionen, wie man geltend gemacht hat, um auch so die Echtheit des Buches in Frage zu stellen, sondern bei allen Völkern des Altertums gebräuchliche Äußerungen tiefen Seelenschmerzes. Zahlreiche Belege in Herzogs Realenzyklopädie und Winers Realwörterbuch sub „Trauer“. Cf. Hesek. 26, 16 die Trauer der tyrischen Fürsten über den Untergang ihrer Hauptstadt. — Es geht eine allgemeine Erweckung durch die ganze Stadt, wie Luther sagt, „daß eitel Heilige sind in der Stadt gewesen“. Alles, „beide groß und klein“, soll Buße tun und Bußgewänder tragen. Selbst der König steht auf von seinem Thron, legt seinen Purpur ab, hüllt einen Sack um sich und setzt sich in die Asche. Und aus Befehl, *ὕψωρ*, ex decreto, des Königs und seiner Großen wird befohlen: Menschen und Tiere sollen fasten und zu Gott schreien. Und das soll nicht nur ein äußeres Kleiderzerreißen, Kleiderwechseln und Aschenbad sein, sondern ein jeglicher soll sich bekehren von seinem bösen Wege und von der Gewalttätigkeit in seiner Hand. Das alles soll geschehen um Gottes willen; man hofft, daß Gott ihren reumütigen Sinn ansehen, sich der Strafe reuen lassen und sie verschonen werde. Und ihnen geschieht, wie sie geglaubt haben. Den Bußfertigen gibt Gott Gnade.

Da ist aufgefallen, daß auch die Tiere fasten sollen. Das hat man wohl als orientalischen Wortschwall erklärt. Luther sagt: „Ein furchtsam Herz und demütig, erschrocken Gewissen tut auch wohl närrischer Ding, damit es beweise, daß es sein Ernst sei, und wo es möglich wäre, so zwänge es auch Stein und Holz zu trauern und alle Kreaturen, mit ihm zu weinen, und ließe sich dennoch dünken, es wäre nicht genug.“

Denn es ist unsprechlich und unbegreiflich, was für ein Ernst ist um ein recht reuiges Herz; das meint, es solle aller Welt so zumute sein und tun, wie es tut.“ Gerade diese Notiz ist mit ein Zeichen der Echtheit des Berichts. Herodot bezeichnet das als einen asiatischen Gebrauch, daß auch das Vieh an der Trauer teilnehmen mußte. Ausleger zitieren Herodot IX, 34, wo er erzählt, daß die Perser bei der Trauer über ihren in der Schlacht bei Platäa gefallenen Feldherrn Mafistios den Pferden die Haare schoren, und setzt hinzu: „So ehrten die Barbaren auf ihre Weise den gestorbenen Mafistios.“ Keil verweist noch auf ähnliche Belege und hebt mit Recht hervor, daß das wirklich analoge Fälle sind; denn die Küherungen der Buß- und Totentrauer sind bei allen Völkern gleich.

Man hat gefragt, ob die Buße der Niniviten eine ernste gewesen sei. Der Bericht sagt: „Sie glaubten Gott.“ Gott sieht sie als bußfertig an und behandelt sie so; er erläßt ihnen die gedrohte Strafe. Der Herr Christus sagt: „Sie taten Buße auf die Predigt des Jonas“ und bezeugt dem ungläubigen Geschlecht seiner Zeit, daß sie im jüngsten Gericht von diesen Leuten etwas zu sehen und zu hören bekommen würden, wenn sie nicht Buße tun, wo doch mehr ist als Jonas. Ob es bei allen gerade sehr tiefgehende Buße war? Möglich, daß es nicht bei allen, um mit Keil zu reden, „eine gründliche Bekehrung zu Gott erzeugte, sondern nur eine kräftige Anregung war zur Umkehr, ein Erwachen aus der sorglosen Sicherheit ihres Sündenlebens, ein Bestreben, die bösen Wege zu verlassen, das nicht lange vorhielt“. Aber Gott ist eben sehr gnädig und langmütig; er kann warten; er schiebt gern bei der geringsten Sinnesänderung Horn und Strafe hinaus. Denken wir nur an den gottlosen Ahab; was war dem fürchtbare Strafe gedroht! Aber als Ahab seine Kleider zerriß und einen Sack anlegte und fastete und jämmerlich ging, wollte Gott das Unglück bei seinem Leben nicht einführen, weil er ansah, „wie sich Ahab vor mir bückte“. (1 Kön. 21, 29.) Von andauernder und nachhaltender Wirkung war Ninives Buße jedenfalls nicht. Gar nicht lange danach drohen Gottes Propheten ihm wieder den Untergang, der dann auch kam, als es das Maß seiner Sünde erfüllt hatte.

Die Niniviten sagen sich: „Wer weiß, vielleicht wird Gott gnädig sein.“ Das braucht einen nicht zu stoßen, daß der Glaube bei ihnen mit dem Zweifel ringt, zumal bei Leuten, die das Sündigen so arg getrieben haben, dem Gericht so nahe gewesen sind, in solcher Angst ihrer Seele steden, und gar erst, wenn solche Leute keine große Erkenntnis des Evangeliums, der Kunde von dem gnädigen Gott und der Vergebung der Sünden, haben. Die Weimarsche Bibel will es überhaupt nicht verstanden haben vom Zweifel an der Vergebung der Sünden, sondern an der Aufhebung der gedrohten zeitlichen Strafe.

Man hat diese schnelle und allgemeine Buße der Niniviten als Instanz geltend gemacht gegen die Ungeschichtlichkeit des Berichts. Das



sei psychologisch zu unerklärlich. Wir werden das noch hören. Aber jede Buße ist ein Wunder der Gnade Gottes. Gott gibt Buße zum Leben. Und wenn die Buße dieser Heiden für Israel eine demonstratio ad oculos sein sollte, wie wir auch hören werden, dann liegt erst recht kein Anstoß vor.

#### IV. Kapitel: Des Propheten Enttäuschung und Zurechtweisung.

Daß Ninive nicht unterging, verdroß den Jonas sehr. Der Verdruß wird stark ausgedrückt. **לֹא יָרָא** heißt schon: es schien ihm schlecht, mißfiel ihm. Dazu dann noch **הָיָה לְרָעָה**, ein großes Übel, Unrecht. Das gefällt ihm ganz und gar nicht. Ja, **יָרָא**, er wird zornig. Gegen wen denn? Gegen Gott. Da hadert das Geschöpf mit seinem Schöpfer, der Ton gegen den Töpfer. Und will auch noch groß Recht dazu haben. Er betete zum Herrn. Aber was für ein Gebet! Er macht Gott Vorwürfe, zieht ihn zur Rechenschaft und beurteilt sein Walten. Er sagt: „Ach Herr, war dies nicht mein Wort, als ich noch in meinem Lande war?“ Hab' ich nicht immer gesagt, du tätest es doch nicht, würdest doch deine Drohung nicht ausführen? „Deswegen bin ich zuborgekommen mit meiner Flucht nach Tarsis.“ Deswegen wollte ich überhaupt nicht gehen. Wir haben gar keine Veranlassung, Jonas für unehrlich zu halten und z. B. mit Kleinert zu sagen: „Es war allerdings dies nicht sein Wort gewesen, als er nach Tarsis floh, daß er wegen der Erbarmungen Gottes nicht weisfagen wollte; aber es ist echt menschlich, mit den Motiven einer später erlangten Weisheit oder des spendenden Zufalls das ursprünglich recht unmotiviert Unter-nommene schön zu färben.“ Nein, er spricht hier wirklich seines Herzens Meinung aus. Das zeigt das ganze Folgende, Gottes Tun und Reden mit ihm. Mit andern Motiven, die ihm untergelegt werden, hätte Gott ganz anders mit ihm gehandelt und geredet. Das zeigt auch sein eigen Wort: „Ich wußte, daß du gnädig, barmherzig, langmütig und von großer Güte bist und lässest dich des Übels reuen.“ Das wußte er von Gott. Selige Erkenntnis! Wohl dem, der diese Erkenntnis im Leben und Sterben hat! Aber darüber murt und knurrt Jonas. Darum wollte er sich Gott nicht zum Dienst stellen. Jonas lebt allein von der Gnade Gottes, und das weiß er. Er singt auch, und zwar ohne Verdruß, mit Herzensfreude, „von der Gnade des Herrn“, von der Gnade, die da reicht, soweit der Himmel ist. Aber das soll in Israel bleiben. Dies sind die verkehrten Objekte. So will er Gott, wenigstens in diesem Falle, nicht haben. Er will auch gar nicht länger leben. Er bittet Gott: „So nimm doch nun, Herr, meine Seele von mir! Denn der Tod ist mir lieber als das Leben.“ Der Wortlaut des Gebets erinnert an das Gebet des Elias (1 Kön. 19, 4), unterscheidet sich aber sehr in der Motivierung. Elias hat geeifert um den Herrn und sieht keinen Erfolg seines Eifers. Da wünscht er sich in Mäßigkeit den Tod, denkt, er arbeitet vergeblich, es sei mit Gottes

Reich vorbei. Elias würde nicht geklagt und gemurrt, sondern gejubelt haben, wenn auf seine Predigt sich alles befehrt hätte. Jonas will, Unmuths voll, sterben, weil Gott Erfolg zu seiner Predigt gegeben hat, weil die Leute in hellen Haufen Buße tun. Matthew Henry bemerkt: "What a perverse spirit is mingled with every word he says! Jonah, being now in the midst of his usefulness, should wish to live. The conversion of Niniveh might give him hopes of being instrumental to convert the whole kingdom of Assyria. Jonah, being now so much out of temper, is therefore unfit to die." Er sagt: "In the first chapter we had him fleeing from the face of God; here we have him, in effect, flying in the face of God." Luther ruft aus: „Das ist mir je fürwahr ein wunderlicher, seltsamer Heiliger, der da zürnt, daß Gott den Sündern gnädig ist, und gönnt ihnen kein Gutes, sondern eitel Unglück!“ Und das von ihm, der eben von Gott solche Liebe erfahren hat und auch den göttlichen Ernst geschmeckt hat. — Luther erhebt die Frage: „Was wollen wir hierzu sagen? Wie kann solcher Glaube und solche Untugend beieinander stehen?“ Das hält Luther für eine sehr nutzbringende Betrachtung. Er sagt: „Hier sollte man fragen, da wäre Nutzen an.“ Er führt aus: Es ist beides nicht zu leugnen: Jonas hat gesündigt; Gott straft ihn ja; aber ebenso steht fest: er war im Glauben und Gott angenehm, weil Gott so freundlich mit ihm redet wie ein Mensch mit seinem Nächsten. Er nennt es „eine tägliche Kindesünde, die der Vater williglich und gütiglich trägt. Aber mit den Gottlosen geht er nicht so um; sie können sich auch nicht drein schiden, sondern werden ganz und gar zu frech und wild, wo sie fühlen, daß Gott gnädig ist und schont, gerade als sollte er auch ihr gottlos Wesen ihm gefallen lassen oder dulden“. „Wenn solches Saul oder etwa ein anderer täte, was sollte ihm wohl begegnen?“ Da sollen wir lernen, „wie Gott seine lieben Kinder läßt gute, große, grobe Stücke narren und fehlen, wie Christus auch mit den Aposteln tut im Evangelio, zu Trost allen Gläubigen, so zuweilen sündigen und fallen“. „So wir hier Jona ansehen, so ist wahrlich sein Wert unrecht, als das Gott selbst straft; noch ist er das liebe Kind und redet mit Gott so frei, als fürchte er sich nichts vor ihm (wie es auch wahr ist), und trauet ihm als einem Vater.“ Es ist bei Jonas eben ein Mangel an Erkenntnis, wobei der Glaube bestehen kann, keine Bosheit. Es hängt ihm der Jude an. Luther sagt: „Es ist aber nicht Wunder, daß Jona nicht will den Heiden Gottes Gnade gönnen.“ Und mit einem „Denn rechne du selbst“ führt er die Gründe an. Bei den Juden war das beständige Glaube, daß allein Israel Gottes Volk wäre. Troßdem die Propheten auch andere Dinge von den Heiden sagten, blieben in der Juden Gedächtnis eigentlich nur solche Dinge haften: „Herr, schütte deinen Zorn über die Heiden, die dich nicht kennen!“ Daß einer von Gott zu Gnaden angenommen und selig werden könne, ohne ein Jude zu werden und das Gesetz Moses

zu übernehmen, der Gedanke wollte ihnen nicht ein. Er ging auch den Aposteln und den ersten Christen schwer genug ein. Jonas war in dieser Lage: „Denn ein Jude sein und doch predigen, daß das Judentum unnötig sei, und ohne das wohl Gottes Gnade zu kriegen sei, das ist ebensoviel, als wolle ein Jude seine eigenen Juden zunichte und unnütz machen und die Heiden erheben.“ Diese Schwäche in der Erkenntnis trägt Gott an seinem gläubigen und aufrichtigen Kinde. Darum straft er ihn mit Sanftmut: „Ist das auch recht, daß du zürnest?“ Und wie Luther das ausdrückt, „spielt Gott mit ihm“ im folgenden, um ihm das Verkehrte seiner Gedanken zu zeigen. Auch Keil sagt: „Gefränkte Propheteneitelkeit oder unverständigen Eifer für Gottes Ehre würde Gott ganz anders zurechtgewiesen haben, als er nach dem Folgenden Jona zurechtweist.“

Das Folgende nennt Luther ein „Spielen“ Gottes mit Jonas und vergleicht es mit der Erscheinung, die er nach Act. 10, 11 ff. dem Petrus gibt, um ihm Mut zu machen, einem unbeschnittenen Heiden das Evangelium zu sagen. — Jonas ging zur Stadt hinaus und setzte sich ostwärts von der Stadt in die Berge, schlug sich da eine Hütte auf und wartete, was der Stadt widerfahren würde. Er hofft und wartet immer noch, daß Ninive untergeht. Da schafft Gott ihm eine Erquidung, ein Kikajon. Luther hat es mit „Kürbis“ wiedergegeben nach dem *κολοκύνθη* der LXX. In der Auslegung nennt er es „Wilberübe“, *vitis alba*. „Unser Pfarrer, Herr Johann Pommer, meint, es heiße bei seinen Pommeren heilige Wurzel und wachse so groß, daß über ein Haus hingehe, welches der Nachtschatten ähnlicht.“ Hieronymus hat es mit *hedera*, Efeu, übersetzt. „Es ist der Ricinus oder Palma Christi, der Wunderbaum, und nach Kimchi und den Talmudisten der Kif oder Kifo der Ägypter. . . . Sein rasches Wachstum erwähnt auch Plinius.“ (Keil.) Welcher Art der Baum war, das zu wissen, sagen wir mit Luther, „liegt nicht so große Macht daran“. Es ist eben wieder ein Wunder Gottes anzuerkennen. Ob der Baum sonst ein schnell wachsender ist oder nicht, das Wunder bleibt schließlich dasselbe. In einer Nacht wächst kein Baum zu der Höhe. Der Schattenbaum soll dem Jonas eine Erquidung sein. Und er freut sich über die Ragen über den Baum. Da schafft Gott einen Sturm, der den Baum sticht, und einen glühenden Ostwind, der noch nachhilft, daß der so schöne Baum schnell verdorrt und abstirbt. Da sticht die Sonne dem Jonas heiß auf den Kopf, daß er ohnmächtig wird. Da will er noch einmal sterben. Da erscheint ihm Gott und zeigt ihm, warum er ihm den Baum überhaupt geschenkt hat. Er will ihm dabei eine geistliche Lehre geben. Gott fragt ihn: „Meinest du, daß du billig zürnest um den Kürbis?“ Und er sprach: „Billig zürne ich bis an den Tod.“ Und der Herr sprach: „Dich jammert des Kürbis, daran du nicht gearbeitet hast, hast ihn auch nicht aufgezogen, welcher in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb; und mich sollte nicht jam-

mern Ninives, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn 120,000 Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist, dazu auch viel Tiere?“ Ein Mensch ist viel mehr wert vor Gott als viele Kikajons und viele Sperlinge und Lilien usw. Eine Menschenseele ist vor Gott sehr viel wert. An den Seelen der Menschen hat er gearbeitet, hat sie geschaffen, durch Christum erlöst und wirbt um sie durch den Heiligen Geist im Wort. Und solcher Seelen sind hier in Ninive viele. Luther hält den Ausdruck „mehr denn 120,000“ einfach für Angabe der Bevölkerungszahl. Er sagt: sie wußten alle nicht geistlicherweise, was rechts oder links ist. Die meisten Ausleger nehmen die Bezeichnung „die nicht wissen rechts noch links“ als Beschreibung des Kindesalters vor den anni discretionis, als welches man das siebente Jahr annimmt. So konjiziert man für Ninive eine Bevölkerung von zirka 600,000 Personen. — Die Weisheit und Güte Gottes muß sich rechtfertigen vor ihren eigenen Kindern. Wie der Heiland vor seinen Feinden Ja dazu sagt und dazu steht und das verteidigt: „Dieser nimmt die Sünder an“, wie der Vater des verlorner Sohnes dem älteren Bruder klar macht, daß er sich freuen will und recht daran tut, weil sein verlornen Sohn wiedergefunden ist, so sagt Gott seinem mißvergnügten Propheten und steht dazu und verteidigt das und illustriert ihm das, daß er auch den Heiden Buße zum Leben gibt, auch der Heiden Gott ist. Gott behält das letzte Wort. Damit schließt das Buch ganz abrupt und zeigt damit, daß das gerade eine Lehre ist, die das Buch einschärfen soll, wie wir sehen werden. Deliktsch: „Das Buch beginnt damit, daß Gott redet, und schließt damit, daß Gott redet, und der Prophet wie dort Hiob (40, 3. 4) verstummt. In dieser Schlußrede Gottes verhalten alle Mißlänge in einem effektvollen, harmonischen Finale, und das Schweigen des Propheten fordert jeden Leser zu schweigsamem, sich in die Barmherzigkeit Gottes versenkendem Nachdenken auf. Der Kikajon des Jonas ist ein liebliches Bild, welches allen heilsbekümmerten Seelen den ernststen, nach ihrem Heile verlangenden Gnadentwillen Gottes versinnbildlicht und jeden Gedanken an eine unbedingte Gnadentwahl Lügen straft; der Prophet hingegen, der sich unter dem schattigen Laube des Baumes gütlich tut, aber über sein baldiges Verwelken in Jorn ausbricht, eine warnende Strafpredigt gegen allen groben und subtilen Pharisäismus.“ (S. 121 f.) Interessant ist uns für Luthers Übersetzung noch seine Fußnote: „Interessant ist der Streit, der sich über diesem Worte zwischen Augustin und dem jugendlichen Verbesserer der Vulgata, Hieronymus, entspann. Die Gemeinde zu Hippo geriet in Tumult, als für cucurbita das neue hedera des Hieronymus verlesen wurde. Man fragte endlich die karthagischen Juden, und diese entschieden für die alte Vulgata. Wirklich erklärten die maurischen Gelehrten noch im Mittelalter Kikajon durch קרען (Kürbis) oder קרן (Gurke).“ E. P.

(Fortsetzung folgt.)

## Bermischtes.

**Zerstörung des Bibelglaubens.** Wie die Theologen in Deutschland den Bibelglauben bekämpft haben, schildert die „A. E. L. R.“ also: „Mit welchem Eifer wurden die Kämpfe um Gottes Wort geführt! Hüben wie drüben spürte man, hier ist der Lebensnerv, das Höchste und Letzte, um das es sich handelt. Aber jeder Anlauf, um es zurückzugewinnen, brach an der ehernen Mauer nieder, an der Wissenschaft. Es ist eine fast grandiose Tragik, daß die Wissenschaft, diese Gottesgabe, und als Theologie, diese Tochter Gottes, als Frucht eines langen, redlichen Fleißes den Zusammenbruch des Wortes Gottes bewirkte; einen Tempel traf sie an, eine Ruine ließ sie zurück. Zuerst löste sie den Leib der Schrift auf. Was im Alten Testament früher ein Ganzes war, zerfiel in einzelne Stücke, von verschiedenen Verfassern, aus verschiedenen Zeitaltern stammend. Die heiligen Geschichten zerfloßen in Sagen, die heiligen Gestalten in Nebel, die göttlichen Gebote wurden Menschenwerk, die Aussprüche der Propheten Erzeugnisse ihrer persönlichen Gedanken; was sie weis sagten, traf nicht ein, und was eintraf, hatten sie nicht geweissagt. Nachdem der Leib aufgelöst war, machte man sich an den Geist. Einzelne Erzählungen fand man noch sittlich verwertbar, einzelne Kapitel und Sprüche sogar bewundernswürdig. Aber dem Gesamtgeist wurde das Urtheil gesprochen, vor allem dem Gott Israels selbst. Blut und immer Blut will dieser Gott sehen, mit Blut will er versöhnt werden, bluten müssen die Völkerstämme, die sein auserwähltes Volk bezwang. Räuber und Ehebrecher wie David werden seine Knechte genannt; humane Männer wie Saul werden von ihm verworfen. Blättert man durch das Alte Testament, so erstarrt man vor den vielen Kriegen, Ränken und Gewalttaten. Es wurde ganz unmöglich, das Alte Testament noch mit Ehrfurcht aufzuschlagen, als hätte man etwas Göttliches an ihm. Wir halten es mit dem Neuen Testament, lautete die Lobung. Ja, mit dem Neuen! Wie wenig wurde auch von seinem Leibe übrig gelassen! Zwar die erste Auflösung, welche fast alle Schriften als unecht erklärte, korrigierte die Wissenschaft selbst wieder. Dafür begann um so nachdrücklicher die Auflösung des Inhalts. Da die Geschichte Jesu fast nur aus Wundern sich zusammensetzte, von seiner wunderbaren Geburt an bis zu seiner wunderbaren Auferstehung, wurden sämtliche Wunder restlos als Legende gestrichen im Namen der Wissenschaft. Die Wissenschaft kennt keine Wunder. Das übrigbleibende wurde als das wahre Leben Jesu gebucht, aber es war wirklich nicht mehr der Mühe wert. Auch die Schriften der Apostel entgingen nicht ihrem Schicksal. Die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben vom Heiligen Geist, so dachte man früher. Jetzt bewies die Wissenschaft, daß man eine Mischung von Rabbinismus [Judentum] und Hellenismus [Griechentum] vor sich hatte. Wer konnte nun noch Gottes Wort im Neuen Testament

sehen? Doch immerhin, mochte das äußere Gebäude zusammenfallen, wenn nur der Geist des Neuen Testaments die Probe hielt. Er hielt sie nicht. Die religiösen Anschauungen Jesu fand die Wissenschaft nicht mehr alle maßgebend; er hatte eine andere, veraltete Weltanschauung. Er dachte sich oben einen Himmel und in dem Himmel Gott wohnend; das war ein Irrtum: diesen Himmel gibt es nicht. Er lehrte die Menschen den Vater bitten; das war ein Irrtum: Gott läßt sich nicht durch die Gebete der Menschen beeinflussen. Er lehrte von Engeln und Teufeln; diese gibt es nicht: sie existieren nur für den Aberglauben. Er hielt sich für den Messias; wieder ein Irrtum. Er lehrte seine Wiederkunft zum Gericht; ein neuer Irrtum. Das religiöse Denken Jesu ist durch und durch von Irrtümern durchsetzt. Seine sittlichen Weisungen fanden zwar mehr Gnade. Doch auch hier war vieles veraltet und für heute unmöglich. Hielt der Geist des Meisters der Kritik nicht stand, so noch weniger der seiner Apostel. Denn das Zentrum ihrer Lehre, die Erlösung durch das Blut Christi, war ein für allemal überjährt, kein vernünftiger Mensch konnte heute eine Bluthologie auch nur denken, geschweige zum Lebensinhalt machen. So war Leib und Geist der Bibel in umfassender Weise aufgelöst worden. . . . Wie ein breiter Strom ergossen sich die sogenannten Ergebnisse der Wissenschaft in das Volk. Die Kinder hörten es von ihren Eltern und Lehrern; die Erwachsenen nahmen es aus Vorträgen und Schriften. Nur mit Ironie wurde noch die Frage gestellt: Glaubst du noch an die Bibel? Der Bibelglaube war eine Schande geworden, man liebte sie nicht mehr, las sie nicht mehr; die Wissenschaft hatte gesprochen.“

**Die Positiven haben mitgemacht.** Die „A. E. L. R.“ glaubt die Offenbarungstheologen hier in Schutz nehmen zu können. Aber mit Recht schreibt die „Freikirche“: „Gerade diese Theologen haben je und je Sturm gelaufen gegen die wörtliche Eingebung der Schrift und so an ihrem Teile redlich geholfen, daß Gottes Wort als Wort des Herrn gefallen ist. Einer unter ihnen vermag sogar die Behauptung aufzustellen: „Das Inspirationsdogma aufgeben, ist Gehorsam gegen Gott.“ „Im vergangenen Jahrhundert ist Gottes Wort, die Bibel, unserm Volke verloren gegangen. Das ist der schwerste Verlust, der je über unser Volk gekommen ist. Dieser Verlust wurde herbeigeführt durch die Bekämpfung und Verwerfung der Lehre von der wörtlichen Eingebung der Schrift. Daran haben Wissenschaft und Theologie zusammengearbeitet. Die Bibel wurde erniedrigt, andern Büchern gleichgestellt. Sie galt als ‚eine Geschichtsurkunde‘, als ‚ein Denkmal der heiligen Geschichte‘, als ‚ein Offenbarungsbericht‘, als ‚ein Kodex der Offenbarungen‘, als ‚eine Glaubensurkunde‘, als ‚ein geschichtliches Urkundenbuch‘. Man unterschied eine menschliche und eine göttliche Seite; man nahm sich die Freiheit, in der Bibel herauszustellen, was sie an Gottes Wort enthalte. So brach die Lehre von der wörtlichen Ein-

gebung der Schrift zusammen in dem Sturmloch der Wissenschaft und Theologie. Alle Gewißheit in Lehre und Glauben ging damit verloren. Thor und Tür öffneten sich für jede beliebige Meinung und Vermutung der Theologen. Da stehen wir noch heute. Darum die Verschommenheit und Gleichgültigkeit unserer Zeit. Gottes Wort ist dahin, und nichts hat man dafür gegeben als Menschenvort und sogenanntes wissenschaftliches Ergebnis. Wird der Krieg in der Stellung zu Gottes Wort eine Änderung herbeiführen? — Wir haben schon öfters seit Ausbruch des Krieges in „Lehre und Wehre“ bemerken müssen, daß auch die positiven Theologen Deutschlands zwar andere fleißig zur Buße ermahnen, ihre eigene schwere Sünde aber, ihren Abfall von der Heiligen Schrift, nicht erkennen. Auch die besten unter diesen Theologen, wie z. B. Ihmels, theologisieren nach wie vor dem Kriege von derselben rationalistischen Voraussetzung aus, daß die Bibel nicht irrtumsfreies Gotteswort sei, und daß in der Theologie nicht der klare Text der Schrift das letzte Wort habe, sondern die Erfahrung und die Wissenschaft. Ja, kann man doch kaum in eine Nummer der „Kirchenzeitung“ oder der „Reformation“ oder irgendeines andern bedeutenderen positiven Blattes blicken, ohne auf direkte oder doch indirekte Verleugnungen der biblischen Verbalinspiration zu stoßen. So schreibt z. B. P. Bunte in der „Reformation“ vom 2. Mai: „Das Gleichgewicht zwischen der gläubigen Beugung unter die Heilige Schrift und der wissenschaftlichen Betrachtung derselben herzustellen, ist die noch nicht einwandfrei gelöste Aufgabe.“ „Die wörtliche Eingebung der Heiligen Schrift weiter zu behaupten, sei angesichts der Tatsachen nicht möglich.“ „Im Grunde kann niemand mehr, wenn er wissenschaftlich arbeiten will und die geschichtliche Betrachtungsweise anerkennt, an der Verbalinspiration festhalten.“ — Die positiven Theologen haben durch ihre Konzessionen der Kirche mehr geschadet als die negativen: sie haben dem Unglauben die Tore geöffnet, sie haben Schrift und Bekenntnis unterminiert, sie haben den Damm durchstochen. Und diese Schuld wird von ihnen auch jetzt nach dem Kriege weder erkannt noch bekannt noch abgetan. J. B.

**Zerstörungsmacht der Lüge.** Der „G. d. G.“ schreibt: „Und welch eine furchtbare Waffe ist die Lügenpresse des Auslandes! Sieben lebendige Feinde sind über uns hergefallen; aber fürchterlicher als die Millionenheere Rußlands, wirkungsvoller als Englands Flotte ist der achte und doch wieder der erste Feind: die Lüge. Der Lüge wohnt die größte Zerstörungsmacht inne, sie schafft mehr Unglück als Dynamit und Schießbaumwolle. Und diese Lüge, die Reuters und Havas Telegraphendrächte zu Lügennattern giftigster Art gewandelt, hat ihren wuchtigsten Ausdruck in der Presse des feindlichen Auslandes gefunden. Ja, die Presse führt heute an ihrem Teile mit den Krieg. Und wenn wir auch fest davon überzeugt sind, daß unsere braven Krieger mit scharfen Waffen wieder gutmachen werden, was unsere Feinde durch ihre ge-

kaufte Presse mit giftiger Feder uns geschadet haben, so darf man doch sagen, daß der Kampf um den Sieg der deutschen Waffen leichter gewesen wäre, wenn Deutschland die Bedeutung der Presse früher besser gewürdigt und dieses gewaltige Mittel geschickter benutzt hätte. Doch so traurig und gefährlich dieses Lügenspiel der feindlichen Presse ist, ein Gutes hat es sicherlich: jetzt sind dem Gleichgültigsten die Augen aufgegangen über die ungeahnte Bedeutung der Zeitung, und wer jetzt der ganzen Pressefrage noch teilnahmlos und stumpf gegenübersteht, der ist hundert Jahre zu spät geboren.“ — „Der Lüge wohnt die größte Zerstörungsmacht inne, sie schafft mehr Unglück als Dynamit und Schießbaumwolle.“ Das ist nirgends so wahr wie in der christlichen Kirche, wo die Lüge und selbst auch schon der Indifferentismus gegen die Wahrheit Tod und Verderben anrichtet, ja, schließlich das Christentum ins Antichristentum, die Kirche in eine Synagoge des Teufels verwandelt. Dieselben Leute aber, die jetzt im Weltkrieg über die verwüstende Macht der Lüge klagen, haben bisher Missouri verspottet, sooft wir die Wichtigkeit der „reinen Lehre“ betonten und vor dem verderbenbringenden Gift der Irrlehre warnten. Aber allüberall führt der Irrtum ins Verderben, und nur die Wahrheit befreit und führt zum Leben. Das gilt auf natürlichem Gebiet und doppelt auf dem geistlichen Gebiete der Religion und Kirche. Selbst ein wenig Sauer- teig versäuert und verdirbt hier den ganzen Teig. F. B.

**Bismarckvergötterung.** Wie Bismarck vergöttert wurde bei Gelegenheit der Feier seines hundertjährigen Geburtstages, zeigen u. a. die zwei folgenden, vom „Th. B.“ mitgeteilten Proben. Ein Dresdener Blatt schrieb: „Unsere liebe deutsche Sprache nennt die sonntäglichen Kirchenfeiern Gottesdienst. So seien auch unsere Bismarck-Jahrhundertfeiern, die stillen Familienfeiern und die öffentlichen Feiern, dem ehernen Geist der Zeit entsprechend, hingebender Bismarckdienst. . . . Aber wo lebt der Deutsche, der da behaupten wollte, Bismarck sei uns in Wirklichkeit gestorben? Wir alle fühlen es, sein Geist ist mitten unter uns, die Kraft seiner Vaterlandsliebe stärkt jedem einzelnen die Seele, sein Bild schwebt um unsere Fahnen in Ost und West, und seine Hände breiten sich segnend über jeden unserer Soldaten, der für uns blutet, für uns stirbt und für uns siegt. Wo Bismarck ist, da ist der Sieg! Das war so, solange er im Fleische wandelte; das blieb so nach seiner Verklärung.“ Die andere Probe stammt aus der Rede, die der Rektor der Universität Halle in Friedrichsruh gehalten hat, als er dort an der Spitze der Rektoren deutscher Hochschulen an der Gruft Bismarcks einen Kranz niederlegte: „Von dir aber, du großer Erzieher und getreuer Eckhart unserer Stärke, von dir, Bismarck, ersehen wir: Sei im Geiste auch ferner mit uns, mit unserm geliebten Vaterlande und denen, in deren Hände seine Geschicke gelegt sind!“ — Solche heidnische, byzantinische Abgeschmacktheiten können der guten deutschen Sache nur schaden. F. B.



Daß die gegenwärtige Waffenausfuhr unser Land mit Blutschuld belastet, dafür werden die Zeugen auch unter den nichtdeutschen Amerikanern immer zahlreicher, wie z. B. aus dem *Christian Herald* und andern englischen Blättern hervorgeht. Auch Rev. Birmingham von Omaha sagte in einer Rede: "I do not think it too much to expect from any person or nation that they act so as not to injure others. If one man is shooting another, and I furnish the powder and shot, knowing it will be used for that purpose, am I not in part responsible? It lessens the offense but little to say I would do just the same for the party he is attacking if he pays for the supplies. The motive for supplying arms and munitions to belligerents is greed. It cannot be reconciled with the Golden Rule, or Ten Commandments, which say: 'Thou shalt not kill.' Now I am in favor of taking America out of this traffic, even if we have some citizens whose greed is stronger than their sense of right." In einem an uns gerichteten Schreiben bemerkt Birmingham: "I read your remarks before the Senate Committee on Foreign Relations, and am much pleased with your line of thought." J. B.

Von der britischen Heke zeugen folgende Wünsche der von Eingebornen herausgegebenen *Times of Nigeria*: „Unser feierliches Gebet zu unserm allmächtigen Vater ist, daß das Ende des Krieges den vollständigen Untergang Deutschlands bringen möge, den Zusammenbruch seiner Macht, die Zerstreuung des Deutschen Reiches. Möge Deutschland erfahren, daß es seinem Ehrgeiz zum Opfer gefallen ist! Möge in den Friedensverhandlungen darauf hingewirkt werden, daß es ganz aus Afrika verdrängt wird und keine Möglichkeit habe, jemals wieder Land in Afrika zu erwerben!“

Englands Schmach im Burenkriege. Am 16. Dezember v. J., dem nationalen Feiertage der Buren, fand in Bloemfontein (Orangefreistaat) die Enthüllung des nationalen Frauendenkmals der Buren statt zur Erinnerung an die in den britischen Konzentrationslagern während des Burenkrieges gestorbenen Frauen und Kinder. Das Denkmal besteht aus einem gewaltigen Obelisk aus Granit, an dessen Fuß zwei in Erz gegossene Burenfrauengestalten aus den Konzentrationslagern sich befinden. Eine sitzende Frauengestalt hat ein zum Skelett abgemagertes, sterbendes Kind auf dem Schoße und wird von der neben ihr stehenden Frau getröstet. Unter dieser Gruppe steht folgende Inschrift: „Dieses Denkmal ist von dem Volke der Buren aus freiwilligen Beiträgen errichtet worden zur Erinnerung an die 26,663 Frauen und Kinder, welche während des Krieges 1900/02 in den englischen Konzentrationslagern gestorben sind.“

In 76 Jahren hat England 41 Kriege geführt: 1 Krieg gegen Rußland: 1854; 3 Kriege gegen Afghanistan: 1838, 1849, 1878; 4 Kriege gegen China: 1841, 1849, 1856, 1860; 2 Kriege gegen die Sijhs: 1845, 1848; 3 Kriege gegen die Kaffern: 1845, 1851, 1877;

3 Kriege gegen Birma: 1850, 1852, 1885; 9 Kriege in Indien: 1857, 1860, 1863, 1864, 1868, 1869, 1890, 1895, 1897; 3 Kriege gegen die Aschanti: 1864, 1873, 1896; 1 Krieg mit Abessinien: 1867; 1 Krieg mit Persien: 1852; 1 Krieg gegen die Zulus: 1878; 1 Krieg gegen die Basutos: 1879; 1 Krieg gegen Ägypten: 1852; 3 Kriege im Sudan: 1894, 1896, 1899; 1 Krieg in Sansibar: 1890; 1 Krieg gegen die Matabele: 1894; 2 Kriege gegen Transvaal: 1881, 1899; 1 Krieg gegen Deutschland: 1914. — Wie stimmt das mit dem Geschrei der Briten wider das „militärische, barbarische Deutschland“ und mit dem Ruhm von dem „friedlichen, großherzigen England, dem Freund der Schwachen und dem Beschützer der Kleinen Nationen“?

**Belgische Blätter über belgische Franktireurs.** Der holländische „Nieuwe Winfchoter Courant“ vom 29. April stellt aus früheren Nummern belgischer Blätter einwandfrei fest, wie die belgische Bürgerbevölkerung sich seinerzeit an den Kämpfen beteiligt hat: „Was die Deutschen an den Berichten am meisten auszusetzen haben, ist, daß man es als Lügen ansieht, daß Zivilpersonen auf die Deutschen geschossen haben sollen. Und gerade die belgischen Zeitungen selbst, das ‚Handelsblad van Antwerpen‘ in Nr. 187, die ‚Brüsseler ‚Nieuwe Gazet‘ in Nr. 5072, der Antwerpener ‚Nouveau Précurseur‘ in Nr. 223, schreiben über das Mitkämpfen der bürgerlichen Bevölkerung gegen den Eindringling bei Eigden, Bernot, Herstal. Sie alle schreiben, wie die Bauern die Jagdgewehre zutage fördern und erbittert mitkämpfen, wie die Bürger von den Häusern aus auf die Preußen schießen, wie der Pastor von Bernot vom Turme auf die Deutschen schießt, herabgeholt und totgeschossen wird. Das Brügger Blatt ‚Burgerwelzghn‘ meldet, wie in Herstal alle Häuser zu Festungen hergerichtet, und wie hinter Barrikaden Bürger neben Soldaten standen, um den Deutschen Abbruch zu tun. Männer und Frauen schossen auf die Ulanen, deren erste Glieder vom Pferde stürzten. Kochendes Öl und heißes Wasser wurden aus den Häusern auf die Soldaten gegossen, die brüllend vor Schmerz hinfelen. Derartige Vorfälle werden von den Gefechten bei Gaelen, Dienst usw. gemeldet. Die belgische Kommission hat aber vor allem die Greuel von Wisé breitgetreten und die Schuld der Bevölkerung geleugnet. Die Antwerpener ‚Nieuwe Gazet‘ vom 8. August 1914 beschreibt ausführlich das Mitkämpfen der Bürgerbevölkerung in Wisé. Man wußte es eben nicht besser, ob das gestattet war, oder verschwieg, daß man es besser wußte. Mit dem 20. August jedoch kommt die Umkehr. Man beginnt am Mitkämpfen der Bürger zu zweifeln. Es war inzwischen klar geworden, wie streng die Deutschen gegen die nicht an der Uniform erkennbaren Kampfteilnehmer auftraten.“

**Weltmission im Weltkrieg.** Echte Missionsliebe bewährt sich erst recht im Weltkrieg. „Ich habe nie eine so schöne Zeit am Gotteskasten unserer Mission gehabt“, schreibt ein deutscher Missionsdirektor. Besonderz herzerquickend sind die Gaben, die von der Front kommen. Ein

Soldat vor Reims schickt 50 Mark für die Basler Mission mit dem Bemerkten: „Ich wollte das Geld eigentlich behalten und im Brustbeutel bei mir tragen für unvorhergesehene Not. Es ist mir aber klar geworden, daß ich es meinem Gott in Verwahrung geben soll. Ich schicke Ihnen daher das Geld mit sehr frohem Herzen.“ Viele Missionskollekten ergaben mehr als in Friedenszeiten. Immerhin ist die Geldlage nicht leicht, indem alle Missionsgesellschaften begreiflicherweise bedeutende Fehlbeträge haben. 280 deutsche Missionarszöglinge und 30 Missionare sind mit ins Feld gezogen. Auch in der Kriegszeit ruht nicht die Ausfendung neuer Voten. So sandten die Brüdergemeine 3, Barmen 1, Basel 4 Missionare, 2 Industriemissionare und 20 Missionskaufleute während des Krieges hinaus, alle neutraler Nationalität, meist Schweizer. (G. d. G.)

„In der Frage des Memorierstoffes kann der gegenwärtige Krieg eine recht notwendige Aufklärung bringen. Mit Freuden vernehmen wir die zahlreichen Äußerungen unserer Krieger, welcher Segen es ihnen gewesen ist, daß bestimmte Sprüche und Lieder fest in ihrem Gedächtnis haften. In dunkler Nacht auf Vorposten oder mit schweren Wunden auf dem Schlachtfelde liegend, kann ein Soldat auch sein Feldgesangbuch nicht benutzen oder sein Neues Testament lesen; da stärkt und tröstet ihn nur, was er ‚mit dem Herzen‘ gelernt hat, wie die Franzosen sagen. Was er nicht auswendig kann, das bleibt ihm dann verschlossen und unerreichbar.“ So schreibt das „Neue Sächs. Kirchenbl.“ Wie die moderne Kultur und die moderne Theologie, so schlägt der Krieg auch die moderne Pädagogik mit ihrer Feindschaft gegen Katechismus, Gesangbuch und Auswendiglernen in Stücke. J. B.

**Einseitige Kritik rächt sich.** Ein Sozialdemokrat schreibt in einem Stuttgarter Blatt: „Wenn wir jetzt auf dem ganzen Erdenrund herzlich wenig treue Freunde finden, wenn ehrliche Zuneigung zu unserm Lande in dünnen Palmen gewachsen ist, wenn Genossen von Ländern mit sechs Behtel Analphabeten glauben berechtigt zu sein, uns die kulturelle oder sozialistische Würde absprechen zu dürfen, so ist das nicht einzig und allein der Unmöglichkeit unserer herrschenden Klasse, moralische Eroberungen zu machen, zuzuschreiben, auch wir, die organisierte Arbeiterschaft, tragen Schuld daran. In der Tat! Unsere Kritik an den Zuständen unsers Landes war und ist notwendig, und sie wird selbstverständlich auch ferner unbedingt notwendig sein; allein sie war zu viel auf Verneinung gestimmt. Dabei kamen aber das tatsächlich Gute, das Besserwerdende, unsere Errungenschaften viel zu kurz. Unsere ätzende Kritik aber lieferte dem Auslande, besonders den uns jetzt kultursozialistische Würde und was sonst noch absprechenden ausländischen Genossen den Stoff zu dem Wilde, das sie uns nun als das Deutschlands, nein, als unser eigenes vorhalten. Von dem, was diesem Wilde anziehende Formen, lichtere Töne hätte geben können, erhielten sie zu wenig, nein, gar nichts von uns. Schade! Denn kaum in einem

andern Lande der Welt ist in den letzten paar Jahrzehnten der wirtschaftliche, soziale und geistige Fortschritt des arbeitenden Volkes so groß gewesen. Dies und noch viel Ähnliches zu sagen, hätten wir über unserer Kritik nicht unterlassen dürfen; und wir hätten es der Welt mit aller Deutlichkeit verkünden müssen. Das ist nicht geschehen. So wurde der bezahlten Hezypresse die Verleumdungsarbeit erleichtert. So mußte die schlechte Meinung der Welt von den Zuständen unsers Landes erhalten, verschlimmert werden. So konnte sich in den Köpfen ausländischer Genossen der scheußliche Wahn festsetzen, der Sieg des Zarismus und seiner Verbündeten über Deutschland sei nicht nur ein Segen für sie, sondern vor allem auch für uns.“ Auch auf kirchlichem Gebiete könnten wir hierzu analoge liefern, wie man nämlich durch unnötige und ungerechte Kritik den Feinden der Wahrheit Waffen liefert und ein Frohlocken bereitet. J. B.

**In welchem Grade die Universität Erlangen vom Kriege in Mitleidenschaft gezogen ist,** zeigt folgende Notiz. Von den Lehren und Beamten der Hochschule sind nicht weniger als 65 zum Heeresdienst eingerückt. Die Gesamtzahl der im Kriegsdienst stehenden Studenten beträgt 625. Gefallen sind bereits 66. An der Universität verbliebene Studierende zählt man etwa 400. Besonders schwer betroffen ist auch die theologische Fakultät, innerhalb deren manche Vorlesungen vor einer äußerst geringen Hörerzahl gehalten werden müssen.

**Kinderarbeit in England.** „Nach den neuesten Erhebungen werden in England nicht weniger als 577,921 Kinder unter vierzehn Jahren in Fabriken beschäftigt. Etwa 60,000 Kinder zwischen dreizehn und vierzehn Jahren sind mit Billigung durch das Fabrikgesetz täglich voll beschäftigt. In den Textilfabriken arbeiten sie zehn, in den andern Fabriken zehneinhalb Stunden täglich. Die fabrikmäßige Kinderbeschäftigung fällt in England noch unter das dreizehnte Jahr. In englischen Fabriken sind 34,535 zwölfjährige Kinder täglich sechseinhalf Stunden beschäftigt. In englischen Bergwerken arbeiten 4824 dreizehnjährige Kinder. Außerhalb des Geltungsbereichs der Fabrik- und Berggesetze, also in kleineren Betrieben, sind noch 164,550 Kinder vom zwölften Jahre ab voll beschäftigt. In Irland ist eine solche Ausbeute sogar vom elften Jahre ab gestattet. Nicht weniger als 304,000 schulpflichtige Kinder sind nach dem Unterricht in den verschiedenen Betrieben als Arbeiter tätig.“ Nach der Statistik des Deutschen Reiches waren im Jahre 1913 in Deutschland 8008 Knaben und 6158 Mädchen unter vierzehn Jahren in gewerblichen Betrieben beschäftigt; zusammen also 14,166 Kinder unter vierzehn Jahren in Deutschland, in England dagegen 577,921.

„Der gegenwärtige Krieg“ — schreibt ein spanischer Vizentiat der Philosophie an den „Reichsboten“ — „ist eine wahre Rüstkammer voller Lehren für die, welche aus gewisser ehrerbietiger Entfernung den Lauf der Ereignisse mit Aufmerksamkeit verfolgen. Die Rollen sind ver-

tauscht: Gebildete, humane Völker gelten als ungebildete und Barbaren. Perside, treulose und heuchlerische Völker bilden sich ein, edel und ehrenvoll zu sein, Völker, die Vernunft, Recht und Gerechtigkeit mit Füßen treten, geben sich den Anschein, für dieselben als die alleinigen und richtigen Verteidiger zu kämpfen. Aber die Wahrheit wird sich schließlich doch Bahn brechen, und da Deutschland siegen muß, wird es zu seiner Zeit mit der Kraft des Rechts oder mit dem Rechte der Kraft der ganzen Welt beweisen, wer als Urheber mit Verursacher dieser furchtbaren Heilatombe, die Himmel und Erde erzittern läßt, zu bezeichnen ist. Wolle Gott, daß bald trotz aller Trübsal und Kummer die Stunde des ungeheuren und gewaltigen Deutschlandsieges kommen möge, der in der Weltgeschichte seinesgleichen nicht haben wird. Frede-  
 ricko Larranaga, licenciado en filosofia y letras.“

**Deutschland und das Deutschtum in Amerika.** In den „Kriegsbriefen aus Amerika“ von D. G. C. Berkemeier, welche die „A. E. Z. N.“ veröffentlicht, lesen wir: „Es ist eigentümlich und, wenn auch teilweise erklärlich, so doch sehr beschämend, daß die von drüben herüberkommende deutsche Aristokratie fast gänzlich sich mit Leib und Seele an die englische Hochkirche verläuft hat. Und wenn wir armen und darum oft verachteten Lutheraner das deutsche Luthertum hier in der Neuen Welt aufrechtzuerhalten gesucht haben, dann ist uns manchmal der Vorwurf gemacht worden: Ihr seid Ausländer und wißt euch nicht zu adaptieren und zu akklimatisieren hier in der neuen Heimat; als wenn gerade wir mit unserm deutschen Luthertum im Herzen nicht als bessere und lohalere Bürger dieses Landes uns erwiesen hätten als solche, die sich der englischen Staatskirche angeschlossen und somit Englands Vasallen geworden sind! Wie sehr England es versteht, alles, was es äußerlich nicht erobern kann, doch innerlich zu hypnotisieren und sich zu unterwerfen, das haben wir je und je erfahren bei allen Deutschen hiezulande, die aus gesellschaftlichen Rücksichten sich der englischen Staatskirche angeschlossen haben — sie tragen deutsche Namen (und selbst diese oft anglißiert), ihr innerstes Wesen ist aber zu einer Sklavatur umgewandelt; und wo dies nicht der Fall ist (wie allerdings Ausnahmen sich konstatieren lassen), da mag die gegenwärtige Zeit eine nicht gerade erbauliche Offenbarung bringen über Verrat an sich selbst sowie an seinem Volkstum.“ — Die Leute, welche jetzt in Amerika für Wahrheit und Gerechtigkeit eintreten und gerade auch das Deutschtum hiezulande bisher am meisten gefördert haben, sind nicht etwa die Bierdeutschen, auch nicht die Theaterdeutschen, nicht die liberalen Skulturdeutschen, nicht die Austauschprofessoren, nicht die Vereinsdeutschen und selbst auch nicht die Zeitungsdeutschen, sondern die Schul- und Kirchendeutschen, insonderheit Synoden wie die Missourisyhnode und ihre Verbündeten mit ihren ausgedehnten Schulsystemen. Leider sind aber gerade die Missourier in Deutschland bisher schier allgemein vornehm ignoriert oder gehässig bekämpft worden. Ein gut Ding, daß sie, die

Missourier, in langen Kämpfen objektiv zu sein gelernt haben! Und wären die Deutschen drüben weniger liberal und indifferentistisch gesinnt, so dürfte es auch weit besser stehen um das Deutschtum ihrer Söhne, wenn sie ihren Wohnsitz nach Amerika verlegen. Die Tatsache, daß man in Deutschland das Luthertum hat teils preisgegeben, teils entstellt, ist mit schuld daran, daß viele Deutsche in Amerika in die Hände der englischen Setten fallen und damit auch bald dem Deutschtum verloren gehen. „Männer wie Stöder und Schneller und verschiedene andere haben unser Amerika besucht, sind aber merkwürdigerweise in reformierte und presbyterianische Hände geraten und bei ihnen als Gäste eingelehrt.“ Damit haben sie aber nicht bloß unter den Deutschen Propaganda gemacht für das Sektentum, sondern zugleich auch dem Deutschtum in Amerika einen Fußtritt versetzt. So rächt es sich nach allen Richtungen hin, daß Deutschland dem Luthertum nicht treu geblieben ist; zumal im Ausland wirkt das rasch zersetzend auch aufs Deutschtum. Der letzte Deutsche in Amerika wird ein Lutheraner sein.

F. W.

Die Sozialistin, Frau Lilly Braun, sagte in einem Vortrag über „den Krieg als Erzieher“: „Die Frau muß wieder mehr zu ihrem eigentlichen Beruf, dem der Mutter, zurückkehren. Die Frauen, die Kinder zu Hause haben, haben die wichtigere Aufgabe, diese für das Vaterland zu erziehen, das ihrer bedarf, statt im Lazarett Verwundete zu pflegen. Mit erhobenem Haupte den andern voranzugehen, muß unsere Aufgabe sein; aber statt dessen schreiben viele Frauen ihren Männern Klageepisteln ins Feld, durch die sie ihnen das Herz schwer machen, statt ihren Mut zu stählen. Auch den Frieden um jeden Preis dürfen die Frauen nicht ersehnen, wenn sie einen dauernden Frieden haben wollen. Mütter sein im vollen Sinne des Wortes muß die Aufgabe der modernen Frauen sein, und die Mütter zu schützen, kommt der modernen Frauenbewegung zu; denn wir brauchen gesunde, kräftige Mütter mit gesunden, kräftigen und vielen Kindern. Mutter sein ist das höchste Ziel; die Berufsarbeit der Frau soll nur Mittel dazu sein, damit sie sich nicht verkaufen muß, sondern den Vater ihrer Kinder frei sich wählen kann. Parteien wird es auch nach dem Kriege wieder geben, aber die, die draußen im Felde zusammen gekämpft haben, werden sich im Frieden nicht mehr gegenseitig persönlich beschimpfen, wie es vor dem Krieg in den Parteikämpfen der Fall war. Auch wollen wir nicht mehr das eigene Haus beschmutzen, nachdem wir gesehen haben, wie das Schlagwort des Militarismus von unsern Feinden gegen uns ausgenützt wird.“ Vor dem Krieg hörte man viel von „Gebärstreik“ und „Militarismus“ unter den Sozialisten. Aber auch den Sozialisten, auf welche die Feinde Deutschlands mit ihre Hoffnung setzten, hat der Krieg in mancher Beziehung die Augen geöffnet. Zuweilen lieft man auch in Briefen aus den Schützengräben und sonst, wie sie zum alten Glauben der Väter zurückkehren. Ein ergreifendes Einzelbeispiel teilt ein Kaffe-

ler Pfarrer mit. Auf dessen Amtsstube erschien ein zur Fahne einberufener Ersahreservist. Vor fast fünf Jahren hatte er seinen Austritt aus der Landeskirche erklärt. Nun übergibt er dem Pfarrer die gerichtliche Austrittserklärung: „Bitte, vernichten Sie das! Ich habe heute früh meinen Fahneneid geleistet. Das hat mich so tief ergriffen. Ich möchte zur Kirche zurücktreten.“ Ein kurzes Wort der Ermunterung, ein warmer Händedruck; das Kriegsandachtsbüchlein wird gern genommen. „Dann noch eine Bitte, Herr Pfarrer! Können Sie mir nicht dazu helfen, daß ich mit zur Front vor den Feind komme? Für Frau und Kind ist gesorgt.“ Beim Abschied von dem Geistlichen wird dem Krieger das Auge feucht. Er hebt die Rechte zum Himmel: „So, jetzt kann ich meinen Fahneneid halten!“

In einem Kindermissionsblatt der Episkopalkirche in England steht zu lesen: „Der Krieg! Was für einen schrecklichen Klang hat dies Wort heute für uns alle! Der größte Krieg, den die Welt gesehen, wüthet seit Anfang August auf dem europäischen Kontinent. Für den Verlust an Menschenleben in dieser kurzen Zeit gibt es keine Parallele in der Kriegsgeschichte. Tausende kleiner Knaben und Mädchen haben schon ihre Väter oder Brüder verloren. Tausende von Heimstätten in Großbritannien und auf dem Kontinent sind jetzt schweren Kummers voll, weil ihre Lieben auf dem Schlachtfeld erschlagen liegen. — Was hat diese traurigen und schrecklichen Zustände herbeigeführt? Ich will euch die Ursache nennen: Ein großer Eisenfresser, genannt Deutschland, wollte mehr Macht und mehr Land gewinnen. Jahrelang hatte er sich darauf vorbereitet. Die andern Länder wollten keinen Krieg. England wollte keinen Krieg. Frankreich wollte keinen Krieg. Rußland wollte keinen Krieg. Ohne einen genügenden Grund vorweisen zu können, erklärte Deutschland den Krieg. Es brannte vor Kampfbegier, und es war auf den Kampf vorbereitet. Es wußte, daß Frankreich auf der belgischen Seite schußlos war. Es dachte, wenn es ihm nur gelänge, mit seinen Truppen durch Belgien zu stürmen, könne es Frankreich in ein paar Wochen niederwerfen. Dann, nachdem es Frankreich auf die Knie gezwungen, glaubte es wohl, daß Rußland und England seinem Angriff hilflos gegenüberständen. Und was tat nun Deutschland? Es fing an, Belgien zu besetzen, obwohl es kein Recht dazu hatte. Die Nationen hatten verabredet, daß Belgien im Falle eines Krieges neutral bleiben müsse. Deutschland hatte zugestimmt. Aber zu seiner ewigen Schande sei es gesagt — es brach sein heiliges Versprechen und fing an, Belgien für seine Zwecke zu benutzen. Was konnte das kleine Belgien unter diesen Umständen tun? Es konnte nichts tun, als sich nach Kräften gegen den Eindringling zu wehren, und das tat es auch mit Tapferkeit. Und was sollte Großbritannien tun? Großbritannien, auf dessen Banner geschrieben steht: Schutz der Schwachen! — konnte unsere Nation zur Seite stehen und nichts tun? Sie war durch ein heiliges Bündnis verpflichtet, Belgiens

Unabhängigkeit zu wahren. Nichts zu tun, wäre ein Verbrechen gewesen. Die Sache Belgiens war in dieser Stunde Gottes Sache. Deshalb glauben wir, daß unsere Nation, indem sie diesen Krieg zur Verteidigung Belgiens begann, für Gottes Sache kämpft und seinen Willen tut. Wir glauben auch, daß ein Sieg Deutschlands gleichbedeutend wäre mit dem Untergang unserer höchsten Güter, der Wahrheit, der bürgerlichen und religiösen Freiheit, der Sache des Rechts und der Gerechtigkeit. Wir kämpfen in diesem Kriege, das dürfen wir glauben, für Gottes Sache.“

Folgenden sozialdemokratischen Brief bringt die „Volkswacht“ zum Abdruck: „Bleibt die Alten! Aus Warschau geht uns unter dieser Überschrift eine Mahnung zu, die man auch anderwärts beachten sollte. Der Einsender schreibt: „In Nr. 286 der „Volkswacht“ richtete ein in Nordfrankreich kämpfender Parteigenosse eine „Mahnung aus dem Felde“ an die Daheimgebliebenen, daß diese nicht mutlos die Parteilafahne verlassen, sondern als Klassenbewußte Arbeiter ihrer Pflicht eingedenk und für ihre im Felde kämpfenden Kameraden als Entgegenkommen für die großen Opfer, die sie für uns bringen, sich den Interessen und Aufgaben der Partei mehr widmen sollen. Ich kann diese gute, wohlverdiente Mahnung voll und ganz unterstreichen. . . . So möchte ich vorstehend erwähnte Ermahnung besonders auch im hiesigen Orte in Anwendung bringen, und zwar nicht bloß an die daheimgebliebenen Genossen, sondern auch an die Frauen, deren Männer ins Feld gezogen sind. So fällt es z. B. in letzter Zeit sehr auf, daß Frauen von uns ins Feld gezogener Genossen plötzlich eine solche Frömmigkeit und eine Wendung in ihrem sonstigen Verhalten an den Tag legen, wie man es früher bei diesen überhaupt nicht für möglich gehalten. Während diese Frauen vorher, als ihre Männer noch zu Hause waren, keine Zeit oder kein Interesse am Kirchenbesuch fanden, laufen sie jetzt nicht bloß jeden Sonntag zweimal, sondern auch Werktags in die Frühmesse und jeden Abend in die Rosenkranzandacht. Es liegt ja allerdings im Belieben eines jeden einzelnen, in dieser Beziehung zu tun oder zu lassen, was er für gut hält, und ich gönne in dieser Hinsicht jedem seine Ansicht; auffallen muß es jedoch, wenn eine Frau trotz ihrer Schaar kleiner Kinder, die sie zu pflegen, und trotz ihres Stalles voll Viehes, das sie nun seit Abwesenheit ihres Mannes allein zu besorgen hat, auf einmal so viel Zeit erübrigt, um mehrmals täglich zur Kirche zu laufen. Sie verleugnet damit ihren Mann, mit dem sie Freud' und Leid geteilt und, wenn es das Schicksal will, auch wieder teilen wird. Vorher war sie mit ihm eines Herzens und eines Sinnes und hatte auch dessen Gefinnung; soll das jetzt alles ausgelöscht sein? Ihr Frauen von Genossen habt wahrhaftig keine Veranlassung, die Gefinnung eurer Männer in diesen schweren Stunden zu verleugnen.“ (Hier hat nachträglich die Redaktion oder die Zensur gewaltet. Denn einige Stellen sind hier aus der Zeitung ausgemerzt. D. Red.) „Zeigt auch Standhaftigkeit in der Stunde der Prüfung, so, wie eure Männer sie gezeigt haben. . . .“



Bei dieser Gelegenheit möchte ich jedoch nicht unterlassen, auch eine „Mahnung an die im Felde“ zu richten. So macht sich hier bei dem einen oder andern unserer Genossen neuerdings der gleiche Verfall bemerkbar. Es gereicht einem freigeistig gesinnten Mann, der als solcher vor vier Monaten ins Feld gezogen, nicht zu besonderer Ehre, wenn er jetzt von Frömmigkeit strotzende Briefe nach Hause richtet, sei es nun an den Herrn Pfarrer oder an seine Angehörigen, damit diese Briefe dann, namentlich von ersterem, im Interesse der Kirche ausgenutzt und als gute Beispiele empfohlen werden können. Solcher und ähnlicher Beispiele könnten noch mehrere angeführt werden, und zwar von Männern, die organisiert sind, und von denen man dies vorher nicht für möglich gehalten, die man sogar schwer beleidigt hätte, wenn man sie früher eines solchen Umsfalles bezichtigte. Darum nochmals: Kehrt als solche Männer wieder, wie ihr von uns geschieden seid. Ein Daheimgebliebener.“ — Die „E. B.“ bemerkt hierzu, daß auch evangelische Kreise gut daran tun würden, wenn sie ihre Erwartungen in bezug auf die religiöse Erneuerung unsers Volkes nicht zu hoch spannen. Nach dem Frieden werde man wieder manch „wilbes Lied“ der Kirchen- und Religionsfeinde hören.

**Verdeutschung kirchlicher Amtsbezeichnungen.** Der nächsten sächsischen Landesynode sollen folgende Verdeutschungen vorgeschlagen werden: Statt Landeskonsistorium Landeskirchenrat, statt Konsistorialrat Landeskirchenrat, statt Konsistorialblatt Landeskirchenblatt, für Synode Landeskirchentag. Die Synodalen werden als Landeskirchenboten, der Synodalausschuß als Landeskirchenausschuß, die Superintendentur als Kreiskirchenamt, der Superintendent und Ephorus als Kreiskirchenrat, Ephorie und Diözese als Kirchenkreise, die Diözeseversammlung als Kreiskirchenversammlung, die Ephoralkonferenz als Hauptversammlung, die Parodie als Kirchengemeinde, die Pastorenkonferenz als Pfarrfranz bezeichnet.

Die russische Kirche ist nicht international wie die römische, sondern ganz und gar national, abgesehen von den kleinen Nebenzweigen in Griechenland, Serbien, Bulgarien, Rumänien. Sie steht in einem heftigen Gegensatz zur römischen Kirche. Ihre oberste Leitung befindet sich nicht außerhalb des Landes, sondern der Kaiser von Rußland ist das Oberhaupt der 120 bis 130 Millionen ihrer Mitglieder. Daraus ergibt sich ganz von selbst, daß Politik und Religion Hand in Hand gehen; und das ist auch bei den vielen Sekten der Fall. Die russische Kirche ist eine Volkskirche in dem Sinne, daß sie nicht nur lehrt und erzieht, sondern das gesamte äußere und innere Leben jedes einzelnen von der Wiege bis zum Sarge dicht umspinnen hält. In der ärmsten Hütte findet sich das Bild ihres besonderen Schutzheiligen mit einem brennenden Lichte daneben. Davor verrichtet die ganze Hausgenossenschaft morgens und abends kniend ihre Gebete. Auch wer tagsüber an dem Bilde oder der Figur vorbeigeht, macht eine Kniebeugung oder bekreuzigt sich wenigstens. Eine Kinderfrau in meiner Familie rutschte

in jeder Nacht auf den Knien von einer Marienfigur in einer Ecke zum Bilde ihres persönlichen Heiligen zu der andern Ecke, Gebete murmelnd. Es ist der reine Götzendienst, und der geht durchs ganze Reich. Dem eben gebornen Kinde wird ein Amulett umgebunden. Alle Gewässer, jeder Obstbaum, jedes Stück Vieh wird geweiht. Es gibt kein Land in der Welt, in welchem der krassste Aberglaube in so hoher Blüte steht. Der Spiritismus, die Geisterbeschwörung und alle Arten von Wahrsagerei waren immer im Schwange. Ich weiß aus der sichersten Quelle, daß der jetzige Kaiser keine wichtige Entschließung faßt, ohne zuvor eine Wahrsagerin zu Rate zu ziehen. Wie kann man sich denn da bei einer solchen Verfassung der Geister wundern, daß das Volk es glaubt, wir [die Deutschen] seien Heiden, die entweder bekehrt oder vernichtet werden müßten! An jedem 19. März werden in allen Kirchen alle Ketzer nach wie vor feierlich verflucht, obgleich der Zar am ersten Ostertage 1904 den Ukas unterschrieben hat, welcher allen seinen Untertanen volle „Glaubensfreiheit“ zusicherte! Das gemeine russische Volk haßt uns Deutsche als Deutsche gar nicht. Aber, verführt durch seine fast allmächtige Geistlichkeit, glaubt es ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk zu tun, wenn es, wo es uns erreichen kann, alles zerstört, weil wir uns nicht zu ihrem „heiligen“ Glauben bekehren lassen wollen. Daher kommt die eidbrüchige Verfolgung der lutherischen Finnländer, der deutschen evangelischen Bewohner der Ostseeprovinzen, der römischen Katholiken im Lande. Wer nicht zur „rechtgläubigen“ Kirche gehört, gilt ohne weiteres als Reichsfeind. Ein Reich und eine Kirche im ganzen Reich, alles russisch, nur russisch, das ist die Lösung. Und das Gift des Unglaubens in den Nachbarstaaten soll ausgerottet werden! Im Volke schlummerte diese Grundstimmung, halb unbewußt, bis zum Ausbruch des Krieges. Beim Klerus — man denke nur an den grausamen Pobjedonoszew — war sie immer lebendig und diente vor neun Monaten dazu, die russischen Krieger gegen uns aufzupeitschen. Wenn die vielen Gefangenen heimkehren, werden sie ein anderes Bild von uns in ihre Städte und Dörfer mitnehmen. — So schreibt G. Stüker im „G. d. G.“ In Deutschland gibt man sich Mühe, die gefangenen Russen mit der Bibel und dem Evangelium bekannt zu machen, was nicht ohne großen Segen bleiben kann. F. B.

---

## Literatur.

**Predigten über alttestamentliche Texte**, mit besonderer Berücksichtigung messianischer Weissagungen. Von R. Pieper. Je eine Predigt für alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahre. VIII und 448 Seiten 6×9. In Leinwand gebunden mit Buntpapier und Goldtitel auf Vorderdeckel und Rücken. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis portofrei: \$2.00.

Im Vorwort zu diesen Predigten schreibt der Verfasser: „Aber ist nicht zu unserer Zeit den allermeisten das Alte Testament ein ziemlich unbekanntes Land?“

Kennt ein großer Teil unsers lutherischen Volkes außer dem, was es im Katechismus\* (und in der Biblischen Geschichte), davon gelernt hat, viel mehr davon als die Namen? Und wie steht es hinsichtlich einer eingehenderen Kenntnis desselben selbst bei den Lehren? In dieses einzuführen, dazu sind die in diesem Bande erscheinenden Predigten über alttestamentliche und großenteils messianische Texte vor meinen Gemeinden mit wenigen Ausnahmen in zwei aufeinanderfolgenden Jahren gehalten worden.“ Nach den Proben, die wir gelesen, zu urteilen, haben wir hier Predigten vor uns, die man sich zum Muster nehmen kann. Auf Schritt und Tritt spürt man, daß wir hier einen gewandten und vielgeübten Prediger vor uns haben, der in der Lehre und Schriftkenntnis fest und sicher, in der Darstellung und Ausführung klar und logisch, im Ausdruck und in der Form korrekt und populär und in der Anwendung zeitgemäß ist. Wir wünschen darum diesen Predigten die weiteste Verbreitung. J. B.

**Einführung in das griechische Neue Testament.** Von Eberhard Nestle. Dritte, umgearbeitete Auflage. Göttingen. Vandenhöck & Ruprecht. 298 Seiten 6×9, in Leinwand gebunden. Preis: M. 5.60.

Der Name des verdienstvollen Mannes ist auch in unsern Kreisen weit und breit bekannt durch seine handliche, gute und billige Ausgabe des griechischen Neuen Testaments. Und gewiß ist auch unter den Besitzern seines Testaments oder einer andern neueren Ausgabe des griechischen Textes der eine oder andere, der über das griechische Neue Testament und seine Geschichte mehr wissen möchte, als ihm von seiner Studienzeit noch erinnerlich und in den landläufigen Nachschlagewerken leicht zugänglich ist. Und solchen empfehlen wir diese treffliche Einführung, die wir seit der ersten Auflage kennen, und die wie kein anderes ähnliches Werk auf so geringem Umfang so viel des Wissenswertes auf diesem Gebiete bietet. Nestle war eben ein unermüdlicher Arbeiter, der die ganze Geschichte der neueren sogenannten Bibelwissenschaft mit regem Interesse und fleißiger Mitarbeit begleitet hat, auch auf das Kleinste bedacht und doch den Blick auf das Große nicht verlassend. Immer zur Auskunft bereit, seine Untersuchungen und seine Zeit oft andern zur Verfügung stellend, hat er jahraus, jahrein von dem weitentlegenen Maulbronn aus an zahlreichen Zeitschriften und Enzyklopädien mitgearbeitet und ist wie besonders für das griechische Neue Testament, so auch für die Septuaginta- und Vulgataforschung und für den genauen Luthertext der deutschen Bibel tätig gewesen, bis ihn der Tod aus den Anfangsarbeiten der Herausgabe des hebräisch-griechischen Alten Testaments abrief. Das vorliegende Werk zerfällt in drei Teile. Es bietet zuerst eine Geschichte des gedruckten griechischen Textes seit 1514 (S. 1—32), dann die Materialien der neutestamentlichen Textkritik (Handschriften, Übersetzungen und Schriftstellerzitate, S. 33—167) und endlich die Theorie und Praxis der neutestamentlichen Textkritik (168—273), worauf Nachträge, Register und 12 schön ausgeführte Tafeln den Schluß bilden. Am vorzüglichsten und wertvollsten sind die ersten beiden Teile; auch der dritte Teil ist sehr lehrreich, nur können wir nicht der Wertschätzung des Roder D, die Nestle mit de Lagarde, Blak und Th. Zahn gemeinsam hegt, beipflichten. Das Werk bleibt auch nach dem Tode des Verfassers ein Beispiel deutschen Gelehrtenfleißes. J. B.

**Die geschichtliche Grundlage des gegenwärtigen evangelischen Gemeindelebens,** aus den Quellen im Ältesten dargestellt von Walter Caspari. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. 1908. 323 Seiten 6×9. Preis: M. 5.40.

Es ist kein neueres Werk, auf das wir hier die Aufmerksamkeit der Leser lenken; aber ein brauchbares, gutes Buch zu nennen, ist immer zeitgemäß. Und dieses Urteil gilt von Caspari's Werk, auf das wir zuerst bei liturgischen Studien stießen. Der Verfasser, Sohn des bekannten christlichen Volkschriftstellers, ist der Vertreter der praktischen Theologie an der Universität Erlangen, und sein Buch ist eine praktische Theologie nach ihrer historischen Seite hin. Es beruht offenbar auf umfangreichen Studien, und als ein Kompendium der kirchlichen Vergangenheit ist es so reichhaltig und zugleich so kurz, daß wir ihm

kein zweites an die Seite zu stellen wissen. Wer sich über die geschichtliche Entfaltung und Gestaltung der verschiedenen kirchlichen Tätigkeiten unterrichten will — und nur auf diesem Wege wird man zum richtigen und allseitigen Verständnis derselben gelangen —, dem wird dieses Buch ein guter und geschickter Lehrmeister sein. Der Wert desselben liegt besonders in den in großer Fülle zu wörtlichem Abdruck gebrachten Zitaten aus den Quellen, die man sonst nicht so zugänglich hat. Dabei ist mit Recht am ausführlichsten die Zeit der alten Kirche und die Reformationszeit behandelt worden. Den reichen Inhalt läßt das Inhaltsverzeichnis erkennen. In neunzehn Paragraphen — das ganze Werk ist sichtlich aus der Lehrtätigkeit des Verfassers entstanden — werden behandelt: Kultusgebäude und Begräbniskirche. Der Sonntag und die andern kirchlichen Gemeindefeiern. Die Kultussprache. Die liturgischen Bücher. Das Gemeindegebet. Der Gemeindegesang. Die Ekklesie. Die Gemeindepredigt. Die Gemeindefeiern. Die Taufe. Der kirchliche Unterricht. Die Gemeindefeiern. Die kirchliche Trauung. Das Begräbnis. Geistliche Krankenpflege und christliche Krankenpflege. Die kirchliche Armenpflege. Die Exkommunikation und die Wiederaufnahme. Das Gemeindeamt. Christliche Sitten und Gebräuche. Ein zwanzigster Paragraph handelt von einigen kirchlichen Aufgaben der Gegenwart (Einzelselbst, Toteneinsegnung, Leichenverbrennung usw.), wobei der Verfasser den geschichtlichen Boden verläßt und seine Gedanken und Wünsche zum Ausdruck bringt, denen wir nicht immer zustimmen können, die man aber auch, eben wegen ihrer Bedeutung in der Gegenwart, mit Interesse liest. L. F.

**Ein Schnitter nur.** Erinnerungen aus meinem Leben von D. M. Genfichen, Missionsdirektor a. D. Mit 10 Kunstdruckbildern. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. M. 3; geb. M. 4.

D. Genfichen hat achtzehn Jahre an der Spitze einer der größten deutschen Missionsgesellschaften, der unierten Berliner Missionsgesellschaft I, die vornehmlich in China und Südafrika arbeitet, gestanden und somit das große Wachstum dieser Gesellschaft miterlebt. Interessierte werden darum hier gar manches Orientierende und Belehrende finden. Allgemeineres Interesse beanspruchen die Kapitel über Genfichens Gymnasial- und Universitätszeit, die manche interessante Einzelheiten bringen über Theologen wie Tholud, Martin, Kähler, Julius Müller, Christian v. Hofmann, Thomasius, Franz Delitzsch, Theodosius Harnad u. a. 3. B.: „Ich hatte“, so erzählte Kähler, sich selbst über seine dunkle Sprache nieblisch verspottend, „einmal ein altes Hest eines früheren Schülers vor mir, um bei der Vorbereitung auf ein schon einmal gelesenes Kolleg zu sehen, was ich damals frei gesprochen: ich finde den Satz: ‚Paulus verfährt hier mit ‚einiger‘ ‚Kirche‘ und dachte: etwas so Trüchtes könne ich doch nicht gesagt haben. Ich vergleiche mein Hest und lese: ‚Paulus verfährt hier mit ‚änigmatischer‘ ‚Kirche‘.“ — „Bei dem bekannten katholischen Bischof Seiler von Regensburg sitzt Tholud. Die Rede kommt auf die bekannte Stelle: ‚Ihr ist viel vergeben, denn sie liebt viel.‘ Seiler zeigt eine Bibelübersetzung von Zinzendorf, welche lautet: ‚Ihr ist viel vergeben, was man daraus sieht, daß sie viel liebt.‘ ‚Der Mann hat richtig über’scht‘, sagt Seiler. Ganz ernst schloß Tholud: ‚Hätte die katholische Kirche das erfahren, so würde sie Seiler noch nach seinem Tode anathematisiert haben.‘ (Es ist bekannt, daß die römische Kirche das ‚denn sie hat viel geliebt‘ als den Grund für die Sündenvergebung ansieht, das heißt, das gute Werk des Liebenden als seligmachende Tat betrachtet.)“ — „Christian v. Hofmann war in seiner äufferen Erscheinung ein genaues Abbild seines inneren Wesens. Knorrig, kräftig, männlich, kurz ohne Redensart trat er immer vor seine Hörer, abhold jeder falschen Konnivenz gegen verkehrte, ihm jedenfalls unsympathische studentische Eigenart. Wie er die Anrede ‚Meine hochzuverehrenden Herren‘, die in Erlangen wunderlicherweise eingeführt war, so kurz sprach, daß das ‚hochzuverehrenden‘ immer verschluckt wurde, so war er auch nicht geneigt, das Schurren zu beachten, welches in der Vorlesung anzeigen sollte, daß man nicht habe mitschreiben können. Er antwortete: ‚Meine Herren, ich pflege solche Zeichen Ihres studentischen Mißfallens nicht zu beachten.‘“ — „In seiner Dogmengeschichte war er [Thomasius] ein Anwalt aller, wie er meinte, zu Unrecht angegriffenen Männer. Einmal wagte er sich, um Amstdorf zu verteidigen, auf das für ihn sehr gefährliche Gebiet der freien Rede hinaus. Er war sonst durchaus an sein Konzept gebunden.

Daher entstand unter seinen Zuhörern jedesmal eine erwartungsvolle Spannung, wenn er ein freies Wort sagte. Er tat es Amsdorf zuliebe und leitete sich folgenden Satz: „Amsdorf hat das Wort ausgesprochen: „Die guten Werte sind zur Seligkeit schädlich“; aber in dem Sinne, in welchem er diesen Satz nicht gemeint hatte, in dem er aber mißverstanden wurde, in dem Sinne hatte er den Satz nicht gemeint.“ Thomasius ahnte nicht von ferne, warum die große Hörerschaft ihm mit beifälligem Schurren diese so wohlgemeinte Erklärung dankend quittierte. Es war ein Beweis für die Größe und innerliche Tüchtigkeit dieses bedeutenden Theologen, daß er bei dem zahlreichen Versprechen, das in seinem Kolleg vorkam und das oft einen komischen Eindruck machte, nie einen Augenblick geringer geschätzt wurde, als es seine Tüchtigkeit und Tiefe verdiente.“ — Aus demselben Verlag sind uns auch zugegangen folgende Erzählungen: 1. „Nacht und Morgen.“ Die Geschichte eines Ausgewiesenen, nach dem Leben erzählt von Karl Fr. C. Hempfing. 320 S. M. 3; geb. M. 4. — 2. „Hannis Heimkehr.“ Klänge aus goldenen Jugendtagen. Ihren Kindern erzählt von Anna Schäber, geb. Sellshopp. Mit Illustrationen von F. Buschberg. 230 S. Geb. M. 3.

**Einführung in die experimentelle Psychologie.** Von Dr. N. Braunshausen. Mit 17 Abbildungen im Text. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.

Wer eine Schrift wünscht, die in knapper und populärer Weise orientiert über die sogenannte experimentelle Psychologie samt ihren Methoden und Resultaten, der findet hier, was er sucht. Über die Grenzen dieser Psychologie heißt es im „Schlußwort“: „Im übrigen aber muß die experimentelle Psychologie sich verjagen, die sogenannten metaphysischen Fragen der Seelenlehre zu behandeln, geschweige denn zu lösen. Was die frühere Psychologie als ihre Hauptaufgabe betrachtete, das Problem des Wesens der Seele zu erglünden, das gehört nicht in den Bereich des Experimentes, das gehört überhaupt nicht im vollen Sinne in den Bereich der Wissenschaft, darüber kann der menschliche Geist nur mehr oder weniger begründete Vermutungen und Behauptungen aufstellen; darum liegen hier für eine wissenschaftlich gerichtete Psychologie die Schranken, über die sie im Interesse der Sicherheit ihrer Resultate nicht hinausgehen darf.“ — Wer aber zur Wissenschaft aus das rechnet, was sich als notwendige Denkfolge aus den Tatsachen ergibt, der wird auch die Fragen nach der Seele selber und ihrem Wesen nicht aus dem Bereich der Wissenschaft ausscheiden können. Wie trotz Kant und aller Agnostiker und Positivisten das auf die Erfahrung gegründete, folgerichtige Denken notwendig zum Dasein Gottes führt, ebenso treiben auch die psychologischen Phänomene zur Annahme eines Seelenwesens. F. B.

**Neues Testament und Katholische Kirche.** Eine Gegenüberstellung. Von Dr. G. v. Lenk. Buchverlag der Bischöflichen Methodistenkirche, New York. 15 Cts.

Wie es in Symboliken zu geschehen pflegt, werden hier die Lehren der Papstkirche und die entgegengelegtesten Christausagen einander gegenübergestellt. Behandelt wird: das Gebet und die wahre Gottesverehrung, die Liebe, Veröhnlichkeit und Duldsamkeit, Christi alleiniges Mittleramt, das allgemeine Prieftertum aller Gläubigen, Stellung zur Bibel, Sakramente, Ehe, Reichthum, Rechtsfertigung, Sakramente, Messopfer und Transsubstantiation. Der Standpunkt des Verfassers, der aus der katholischen Kirche ausgetreten, ist der reformierte. Mit Unrecht stellt er darum auch die Behandlung Kaspar Peucers von Kurfürst August von Sachsen, den Peucer schmählich belogen und betrogen hatte, auf gleiche Stufe mit der Intoleranz Calvins, der Servet seiner Irrlehren wegen am 27. Oktober 1553 in Genf lebendig verbrennen ließ. F. B.

**Bis hierher hat uns Gott gebracht!** Vaterländische Predigten und Reden in Frieden und Krieg von P. Max Henze. Richard Mühlmann-Verlagsbuchhandlung, Halle. M. 1.25.

Dieses Büchlein bietet sechs patriotische Reden in schwungvoller Sprache: 1. Zur Jahrhundertfeier der Erhebung Preußens zu den Befreiungskriegen am

9. März 1913. 2. Zum Geburtstag Sr. Majestät des Deutschen Kaisers im 25. Jahr seiner Regierung, 27. Januar 1913. 3. Am 2. August 1914, nach Bekanntmachung der Mobilmachungsbefehle. 4. Gott mit uns! Kriegspredigt über 5 Moj. 7, 21—24. 5. Wider den Undank gegen Gottes Güte. 6. Reformationsfest im Kriege. F. B.

**A. Deichert's Verlag, Leipzig, hat uns zugehen lassen:**

1. „Neue Kirchliche Zeitschrift“, herausgegeben von Prof. D. Engelhardt. Pro Quartal M. 2.50. Das vorliegende vierte Heft hat folgenden Inhalt: 1. „Die Grenzen des religiösen Erlebens“ von P. Lic. Fischer. 2. „Zu Luthers Katechismen“ von D. Bachmann. 3. „Der christliche Vorsehungsglaube“ von P. Lic. Lauerer.

2. „Die Theologie der Gegenwart“, herausgegeben von Prof. D. R. G. Grötkmayer. Pro Jahr M. 3.50, für Abonnenten der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ M. 2.80. Das uns zugegangene zweite Heft (100 Seiten, apart M. 1.70) verbreitet sich über die praktische Theologie: Homiletik, Katechetik, Liturgik, Geschichte des kirchlichen Lebens, Missionsgeschichte, Kirchenkunde usw. F. B.

ESSAY ON REVELATION. CHAPTER 20. By Rev. F. C. G. Schumm. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 10 Cts.; das Hundert \$7.00.

Korrek, zeitgemäß, klar, überzeugend und populär, das sind die Prädikate, die diese vorzügliche kleine Schrift verdient. Und da bekanntlich jetzt nicht bloß alle Sekten samt den Weltkindern förmlich schwärmen für den baldigen Anbruch des tausendjährigen Reiches, sondern auch viele Lutheraner, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Amerika, z. B. in der Iowa-Synode, im Generalkoncil und in der Generalsynode, diesem jüdischen Wahn ergeben sind, so wünschen wir der Schrift P. Schumms die weiteste Verbreitung. F. B.

ENGLAND AND GERMANY IN THE WAR. Letters to the Department of State. By Robert J. Thompson. Chapple Publishing Company, Boston. \$1.00.

Bis zur Verabfassung dieser Briefe war Thompson amerikanischer Konsul in Aachen. Auf Grund seiner langjährigen Erfahrung schildert er die gegenwärtige Situation in Europa in einer Weise, die Deutschland Gerechtigkeit widerfahren läßt, insonderheit den britischen und andern Verleumdungen gegenüber. Im Interesse der Wahrheit kann man darum dieser Schrift nur die weiteste Verbreitung, insonderheit unter Amerikanern englischer Zunge, wünschen. Was Thompson im letzten Kapitel und sonst ausführt über allgemeine Abrüstung und Verbannung allen Krieges aus der Welt, klingt utopisch und verträgt sich auch nicht mit der Bibel. Auch folgendem Sage wird nur ein Evolutionist oder Pantheist zustimmen: „I see in German dominance a phenomenon of the great inscrutable Infinite, which, with the clanking juggernaut wheels of Change and Progress, advances toward freedom and light through death and pain and travail. The compensation to mankind must be salutary, and may be, beyond anything that has occurred since the crucifixion.“ Die etwas schwärmerischen Weltfriedensideen und -pläne lassen den Verfasser leider zu einer nichteren Beurteilung der gegenwärtigen einseitigen, entsehligen Waffenausfuhr auf Grund der Moral und des Amerikanismus nicht kommen. „One of the most remarkable things about the present war“ — schreibt Thompson — „is the fact that practically every disinterested-thinking neutral who has come into contact with the German military, either in Germany, Belgium, or France, even though ignorant of German ideals or institutions, and prejudiced against her through this ignorance, has needed but a few hours, or, at most, a few days, to reverse his judgment and conviction more or less completely. Undoubtedly there are exceptions to this statement, but I myself know not a single one, and I have had the privilege of meeting many persons under these circumstances. Calumny, even though permissible [?] on the part of a belligerent, is the meanest and one of the most effective weapons in warfare.“ F. B.

**AN ANSWER TO THE REV. N. D. HILLIS' SERMON, Recently Delivered from the Old Brooklyn Tabernacle, the Theme of which was Militarism vs. Americanism. By G. O. Ferguson.**

In dieser Schrift tritt Ferguson nicht ungeschickt ein für die deutsche Seite im gegenwärtigen Kriege. So führt er z. B. D. Hillis ad absurdum mit folgender Stelle aus seiner eigenen Rede: "They [German-Americans] are the most honest and esteemed folk in American life. Their achievements are beyond praise. . . . What wealth among their bankers! What prosperity among the German manufacturers! What solidity of manhood in these German Lutherans! Was there ever a finer body of farming folk than the German landowners of the Middle West? The Republic owes the German-American a great debt as to liberty through men like Carl Schurz. Take Martin Luther and German liberty of thought out of the Republic, and this land would suffer an immeasurable loss." Von sich selber schreibt Ferguson: "I am a Scotch-American, with four generations of pretty good stuff behind me on both branches of the ancestral tree, my ancestors having been cradled in the freedom, faith, and hope of the old Scotch Covenanters." J. B.

**THE MYSTERY OF THE ZIMNIY DVORETZ (Winter Palace). With a Chapter on the War in Europe. By a Russian-American. Brentano and Adams, Washington, D. C. \$1.00.**

Diese Novelle schildert das Anutenregiment in dem Rußland, das zusammen mit Frankreich und England dem Verfasser zufolge für den europäischen Krieg verantwortlich ist. J. B.

**GRADED SYSTEM FOR SUNDAY-SCHOOLS. Grade I: *Picture Leaflets for Primary Classes.* Old and New Testaments, each 52 lessons. By Mrs. C. M. Christianson. Price, per set of 52 lessons: Old Testament, 15 cts.; New Testament, 15 cts. — Grade II: *Bible Stories for Primary Classes: Old Testament.* By Mrs. C. M. Christianson. 110 pages, 25 cts. — Grade III: *Bible Stories for Primary Classes: New Testament.* By Mrs. C. M. Christianson. 110 pages, 25 cts. — Grade IV: *Graded Lessons on the Catechism. Part I.* By Rev. H. P. Grimsby, M. A. Price, 25 cts. — Grade V: *Graded Lessons on the Catechism. Part II.* By Rev. H. P. Grimsby, M. A. Price, 25 cts. — Grade VI: *Graded Lessons on the Catechism. Part III.* By Rev. H. P. Grimsby, M. A. Price, 25 cts.**

Diese Serie von Sonntagschulhandbüchern ist ein Produkt der norwegischen Vereinigungsbewegung. Das copyright der Bücher steht auf dem Namen des Verlags der Norwegischen Synode und des Verlags der Forenede Kirke. Die Verfasserin der Manuale für die Unterlassen ist die Frau des Prof. Christianson von dem Schullehrerseminar der Norwegischen Synode, und P. Grimsby ist Mitglied der Forenede Kirke. Sowohl die Auswahl der Lesestücke wie auch die Anordnung des ganzen Materials zeugt von nicht geringem Geschick, und die Einleitungen, in denen die unterrichtenden Personen Winte für ihre Arbeit erhalten, sind sogar Muster in ihrer Art. Das Spruchmaterial ist dem Zwecke der Bücher gemäß aus den Schulkatechismen der drei norwegischen Körperschaften, die am Vereinigungswerk interessiert sind, geschöpft. Für anderes bei der Ausarbeitung, zum Teil recht ausgiebig benutztes Material wird in den Einleitungen Kredit gegeben. Nicht gerade schön ausgedrückt ist, wenn es heißt, daß wir durch Innemohnung des auferstandenen Christus in uns ein "live wire" werden. Auch sonst ist der Ausdruck nicht immer eben, und die Definitionen haben durch das Bestreben, biblische Begriffe dem Kinde verständlich zu machen, zuweilen an Genauigkeit eingebüßt. Falsch ist, was im vierten, fünften und sechsten Grad unter dem dritten Gebot vom Sonntag gelehrt wird. G.





making faith take a subordinate position." An diesem Abschnitt ist alles falsch. "Justifying faith must be regulative of the divine decree, or predetermination. Faith controls and determines the special divine decree of individual election" — das kann entweder so verstanden werden, als ob Gott sich durch das Verhalten des Menschen unter den Einwirkungen des Evangeliums hat „kontrollieren“, „determinieren“ lassen, mithin der Glaube der regulative Faktor war, der Gott bestimmte, die beharrlich Gläubigen zum ewigen Leben zu „erwählen“; das wäre der alte synergistische Irrtum, der nicht Gottes Gnade, sondern das Verhalten des Menschen in der Befehrung den Ausschlag geben läßt; oder es soll mit diesem Ausdruck gesagt sein, daß die christliche Theologie nach dem Artikel von der Befehrung die andern Glaubenslehren zu „regulieren“, zu bestimmen hat, und das hieße nach Weise der neueren Theologie aus einer zum Prinzip erhobenen Lehre ein theologisches System aufbauen und entwickeln. Wenn man den Abschnitt genau liest, wird es ganz klar, daß D. Steyfer in beiderlei Sinn die Lehre von der Rechtfertigung eine „coordinating, regulative doctrine“ bezeichnet, daß er nämlich sowohl meint, Gott habe sich eben durch den vorhergesehenen Glauben bestimmen lassen, gewisse Personen zum ewigen Leben zu erwählen, als auch, daß ein lutherischer Theolog die Lehren des christlichen Glaubens aus einem leitenden Prinzip herauszuentwickeln, abzuleiten habe, und zwar aus der Lehre von der Rechtfertigung, während, wie ja ausdrücklich erinnert wird, der Reformierte aus der souveränen Machtvollkommenheit Gottes seine Lehren entwickelt. Damit ist die lutherische Stellung in doppelter Hinsicht falsch dargestellt. Erstens ist das intuitu fidei nicht Lehre des lutherischen Bekenntnisses, und zweitens leitet die lutherische Theologie nicht eine Lehre aus der andern ab, sondern geht direkt an die Schrift, um Lehrartikel zu setzen. Ganz im Sinne der neueren Theologie gedacht ist deshalb auch der Satz: "Likewise justifying faith controls in the doctrine of the Sacraments." In einem christlichen Lehrartikel „kontrolliert“ nicht irgendeine andere Lehre, sondern da kontrollieren die Schriftworte, die von dieser Lehre handeln. — Was D. Steyfer im folgenden über die Lehre vom Abendmahl sagt, ist richtig, aber er täuscht sich und andere, wenn er die Sache so darstellt, als ob er als lutherischer Theolog den Artikel vom Sakrament des Altars aus andern Lehrstücken ableite, als ob die lutherische Theologie denselben bestimmt sein läßt durch irgendeine andere Lehre. So baut man philosophische Systeme, aber so gründet man keine christlichen Lehrsätze. — übrigens geht aus einem andern Artikel D. Steyfers, der in demselben general-synodischen Organ erschien, hervor, daß er von einer Wahl im eigentlichen Sinne so wenig weiß wie die orthodoxen Theologen, die ihn mit so stürmischer Freude vor einem Jahre als Bundesgenossen begrüßten. In der Nummer des *Lutheran Church Work* vom 29. Oktober v. J. macht er nicht nur die bekannte Unterscheidung zwischen der Fähigkeit (zu glauben), die Gott schenkt, und der Betätigung dieser Fähigkeit, die von der Entscheidung des Menschen abhängt, und zerreiht die Elemente des Glaubens in verschiedene Vorgänge, die sich nacheinander beim Menschen einstellen (wenn der Mensch nämlich, nachdem sein Wille "in equilibrium" gesetzt worden sei, sich für oder gegen Befehrung entscheidet), sondern D. Steyfer bestimmt dann noch die Wahl, wie folgt: "Now, in foresight of this choice of faith (not as a cause or merit, but as a divinely ordained condition), God from eternity foreordained that

all who would thus believe to the end of life on the redeeming merits of Christ should be saved forever." Das wird dann elective grace genannt. Ist es das? Nein, sondern das ist der allgemeine Gnadenwille, der übrigens auch in den angeführten Schriftstellen (Joh. 3; Joh. 6; Mark. 16) in dem späteren Artikel D. Kehler's als identisch mit dem Gnadenratschluß gesetzt wird. Für die Frage: Warum werden die einen vor andern selig? ist das psychologische Geheimnis wieder zur Hand; "if mystery there is, it is a psychological one", obwohl gerade in diesem Punkte D. Kehler sich von seinen ohioschen Brüdern dadurch unterscheidet, daß letztere das mysteriös gesteigerte, unmotivierte, „ganz unnötige“, „mutwillige und im schlimmsten Sinne böshafte“ Widerstreben des Menschen als das Geheimnisvolle im Verlorengehen finden, während D. Kehler das „Geheimnis“ mehr verflüchtigt, indem er es nämlich in eine Klasse reißt mit den ungelösten Problemen der Psychologie überhaupt. Es könne ja kein Mensch sagen, wie es kommt, daß z. B. unsere Sinne den Verkehr mit der Außenwelt vermitteln usw. Merkwürdig muß bleiben, daß man sich mit dem intuitu zufrieden gibt als einer Erklärung dessen, was nach der Schrift das Geheimnis in der Wahl für die menschliche Vernunft ist. Tatsächlich ist ja das unfehlbare göttliche Vorherwissen derjenigen, welche selig werden, das unsere Gegner noch stehen lassen, für die Vernunft ebenso unvereinbar sowohl mit der Lehre von der menschlichen Ungezwungenheit wie auch mit der Lehre, daß nach Gottes Willen alle Menschen selig werden sollen und können.

G.

Noch anders wird das Geheimnis in der Lehre von der ewigen Wahl bestimmt in einem Artikel Prof. Mees' im englischen Teil der ohioschen „Theologischen Zeitblätter“ (*Theological Magazine*) vom November letzten Jahres. Es heißt da (S. 574 f.), daß unser Bekenntnis allerdings von einem Geheimnis rede und uns warne, nicht den Versuch zu machen, in die verborgenen Heimlichkeiten Gottes einzubringen. Aber damit sei lediglich gesagt, "that our human reason can never penetrate to the depth of divine grace, nor in the least grasp and understand the unsearchable wisdom of God, which has devised and executed a way of salvation for a lost race, that it truly might be saved, which is clearly indicated by the passage quoted [F. C. XI, 33], Luke 13, 24." Das ist also die dritte Weise, in der von unsern Gegnern das Geheimnis in der Wahl definiert wird. Die „Kirchenzeitung“ und der deutsche Teil der „Theologischen Zeitblätter“ finden das Geheimnisvolle in der unergründlichen Bosheit des Menschenherzens, das sich so unnötig, abnormal, „im schlimmsten Sinne böshaft“ gegen das Heil verschließt. D. Kehler findet die unergründliche Schwierigkeit darin, daß es ein psychologischer Vorgang ist, wenn der Mensch bekehrt wird, und die psychologischen Vorgänge ja alle ziemlich dunkel seien. Prof. Mees dagegen findet das Geheimnis in der unerforschlichen Weisheit Gottes, die einen Weg zum Leben für die Sünderwelt gefunden hat. Das stimmt wiederum nicht mit einer Aussage der „Kirchenzeitung“, die am 20. März dieses Jahres ausdrücklich in Abrede stellte, daß das Geheimnis in der Gnade Gottes und seinem Herumbringen des Sünders auf den Weg des Lebens zu suchen sei. „Wohl ist's wunderbar, daß die Gnade Gottes einen verruchten Sünder bekehren kann. Aber von Gottes Gnade aus angesehen, ist es eigentlich gar nicht wunderbar.“ Wenn Gottes Gnade einen Menschen bekehrt, so sei das „von Gottes Gnade aus nur das Normale“.

Das Wunderbare sei vielmehr, daß jemand bei dieser genügenden Gnade noch unbefehrt bleiben könne. Was sagt diesen drei Auffassungen gegenüber unser Bekenntnis? Prof. Mees verweist auf die Stelle, die in Verbindung mit der Aussage über den "abyssus" der verborgenen Vorsehung angeführt wird: Luk. 13, 24. Erwartet er wirklich, daß keiner seiner Leser die Stelle nachschlägt? Wenn die Jünger fragen: „Herr, meinst du, daß wenige selig werden?“ und das Bekenntnis diese Worte anführt als eine Frage, die das Geheimnis in der Gnadenwahl berührt, so ist doch offenbar, daß nach unserm Bekenntnis eben die Frage: Warum werden trotz der allgemeinen Gnade Gottes so wenige selig? uns an den Abgrund führt, den wir nicht erforschen sollen, weshalb auch darauf hingewiesen wird, daß Christus den Fragestellern nur antwortet: Sehet ihr nur zu, daß ihr zum Leben durchdringt. Auch die unmittelbar hiermit verbundene Bezugnahme des Bekenntnisses auf Luthers Einleitung in den Römerbrief weist solche Forscher hin auf die Lehre der Schrift vom Heilsweg als auf — das Geheimnis in der Wahl? — nein, sondern als auf die Lehre, die wir statt allen Grübelns über die unerforschlichen Ratschläge Gottes ins Auge fassen sollen. Gerade an dieser Stelle wird also ausdrücklich das Geheimnis unterschieden von dem Lehrtücht, in dem Prof. Mees das Geheimnis, vor dessen Erforschung das Bekenntnis warnt, finden will! Ganz gewiß ist es der menschlichen Vernunft, wenn sie nicht durch Gottes Geist erleuchtet ist, ein Geheimnis, wie der Weg zur Seligkeit zu finden sei. So redet z. B. Paulus an die Korinther im ersten Brief (2, 6 ff.), fügt dann jedoch hinzu: „Uns aber hat es Gott geoffenbaret durch seinen Geist.“ Und wenn auch der gläubige Christ staunt ob der Weisheit, die sich im Heilsratschluß offenbart, so ist doch dieses nicht das Geheimnis, von dem Paulus Röm. 11 redet („O welch eine Tiefe des Reichthums“ usw.). Als ein Geheimnis behandelt unser Bekenntnis (F. C. XI, 52—59) vor allem die offenkundige Tatsache, daß „einer wird verstoßt, verblendet, in verkehrten Sinn gegeben, ein anderer, so wohl in gleicher Schuld, wird wiederum bekehret. In diesen und dergleichen Fragen setzet uns Paulus ein gewisses Ziel, wie fern wir gehen sollen“. In diesem Zusammenhang, und nicht bei der Behandlung des Artikels von dem allgemeinen Gnadenratschluß, sagt unser Bekenntnis: „Daß wir in diesem Artikel nicht alles ausforschen und ergründen können noch sollen, bezeuget der hohe Apostel Paulus“, und dann wird Röm. 11, 33 angeführt. Wir verstehen nicht, wie Prof. Mees auf diese sonnenklare Stelle des Bekenntnisses in seinem Artikel hinweisen und es dann für eine missourische "monomania" erklären kann, daß wir auf das Vorhandensein eines Geheimnisses in der ewigen Wahl Gottes als Lehre der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses beziehen! G.

**Aus den norwegischen Synoden.** 1. über den im Februar verstorbenen norwegischen Geistlichen Klaveneß urteilte „Lutheraneren“, das Blatt der Forenede Kirke, am 24. März: „Er war eine sehr bedeutende, ausgeprägte Persönlichkeit, ein Mann, der mit seiner Verkündigung Kampf erweckte, aber auch die Ideale schärfte.“ Das druckt „Lutheraneren“ aus einer in Norwegen erscheinenden Zeitschrift ab (ohne die Bezugsquelle anzugeben) und zitiert unvollständig den Satz: „aber auch den Glauben stärkte und die Ideale schärfte“. Daß Klaveneß nicht „den Glauben stärkte“ — er stand kirchlich nämlich durchaus links —, mußte „Luthera-

neren“ und hätte füglich auch das andere unverdiente Lob streichen sollen. — 2. Der *United Lutheran*, ein Organ der Forenede Kirche, trägt am 21. Mai den sabbatarischen Irrtum vor, indem er so schreibt: “When Christianity supplanted Judaism, the Law was indeed done away, ceremonially and Judaistically. But a commandment like that, ‘Remember the Sabbath day,’ by its very nature goes back of all ceremonialism to the very essence of creation. One day in seven was set apart. The change from the last to the first day by no means spelled abrogation.” Auch die neue Serie von Sonntagsschulmanualen, die von den drei norwegischen Synoden gemeinschaftlich herausgegeben wird, enthält in allen Stellen, in denen sie diese Materie behandelt, denselben Irrtum. Die Schriftlehre vom dritten Gebot hat Prof. Hove in einem Synodalreferat des Minnesota-Distrikts der Norwegischen Synode im Jahre 1901 muster- gültig ausgeführt. In der Forenede Kirche dagegen hat die Lehre, daß das Sabbatsgebot auch von den Christen das Heilighalten eines Tages in sieben fordert, von jeher allgemeine Geltung gehabt. — 3. Auf solche dem Wiederaufrichten des brüderlichen Verhältnisses zwischen der Norwegischen Synode mit der Forenede Kirche entgegenstehende Erscheinungen hinzuweisen, ist ein etwas undankbares Geschäft, das jedoch im Interesse einer möglichst vollständigen Chronik nicht unterlassen werden kann. Undankbar, weil man von seiten der norwegischen Majoritätspartei jede Behandlung der gegenwärtigen Sachlage in den norwegischen Synoden übel vermerkt, wenn dabei auf die trotz aller gegenteiligen Versicherungen bestehenden Differenzen eingegangen wird. Nämlich unmißverständlich läßt „Kirketidende“ einen Einsender sagen: „Man sollte in der Norwegischen Synode so weit gekommen sein, daß wir als Synode unsere eigenen Sachen ohne fremde Schulmeister ordnen können.“ In diesem Sinne wird weiterhin gesagt: „Sollen Familien und Nachbarschaften wieder durch den Kirchenstreit auseinandergerissen werden, nachdem jetzt Einigkeit in der Lehre erreicht worden ist, selbst wenn die erreichte Glaubenseinigkeit nicht in allen Dingen unsern deutschen Führern gefällt?“ Derselbe Schreiber teilt dann mit, in den achtziger Jahren habe er sich dagegen gewehrt, daß man den Deutschen und dem Anpassen an deutsche Muster die Schuld gebe für die kirchlichen Wirren, in die man gekommen sei. Er habe damals auch von missourischer Überbildung, Mißbildung und Traditionalismus reden hören, aber solchen Angriffen keine Beachtung geschenkt. Man habe damals auch manchmal die Redeweise gehört, es würde wohl besser gewesen sein, wenn man ein eigenes theologisches Seminar gehabt hätte, statt die Studenten in St. Louis studieren zu lassen. Diese und andere Erinnerungen werden aber lediglich registriert; wie der Schreiber jetzt zu dieser Gedankensreihe steht, sagt er nicht. Der Eindruck, den sein Eingesandt erweckt, ist jedoch, daß er jetzt solche Einwürfe gegen das Zusammenarbeiten mit Missouri nicht mehr abweisen würde. Wozu gewährt aber „Kirketidende“ solchen Sachen Spaltenraum? — 4. Das Vereinigungskomitee versammelte sich vom 13. bis zum 15. April in Minneapolis und dann noch einmal am 4. und 5. Mai. Das Komitee, das sich aus Repräsentanten der drei Synoden zusammensetzt, faßte eine Anzahl von Beschlüssen und nahm eine tentative Synodalordnung des zu bildenden allgemeinen Körpers an. Es wurde beschlossen, die Haugesynode zu bitten, die Parenthesen in § 1 des „Opjørg“ („erste Lehrform“, „zweite Lehrform“) zu streichen.

Man einigte sich darauf, daß die Forenede Kirche ihr Urteil über D. Stubbs Thesen über die Bekehrung, die bekanntlich in einem Synodalbericht der Forenede Kirche als „unbiblisch und unlutherisch“ bezeichnet werden, nicht zurückzunehmen brauche, da „durch das ‚Opgjör‘ alle früher gefällten Urteile und Beschuldigungen fortfielen“. In bezug auf Laurentätigkeit wurde ein Beschluß gefaßt, der den Zweck hat, die Haugesynode für das Vereinigungsprojekt freundlicher zu stimmen, indem man es den Gemeinden freiläßt, „zusammenzukommen zu gemeinschaftlichem Gebet und zu kräftiger Arbeit für Erweckung und geistliches Leben“. Man ist also willens, den ganzen pietistischen Strom der Haugesener mit in den Lauf zu nehmen, wenn man nur eine organische Vereinigung der drei Synoden erreicht. Immer klarer tritt dem uneingeweihten Beschauer die Absicht entgegen, für die Differenzen zwischen den Norwegern eine genügende Anzahl von Formeln zu finden, so daß schließlich alle Richtungen und Parteien, außer etwa die „missionarische“, unter einen Hut kommen. Es folgt dann eine Konstitution für „Die Norwegisch-Lutherische Kirche in Amerika“, wie der neue Synodalkörper heißen soll. Ob diese Statuten die Zustimmung der an dem Projekt beteiligten Synoden erhalten wird, ist uns zweifelhaft. Es fehlen darin sehr viele Bestimmungen, die man in einem solchen Dokument erwartet, und was darin aufgenommen ist, z. B. die Einsetzung eines Kirchenrats oder Konsistoriums mit sehr weitgehenden Befugnissen, ist nicht alles unbedenklich. — 5. Den ersten Schritt zur Auflösung der Norwegischen Synode wollte man tun, indem ohne Autorisation durch die Synode Glieder derselben in der Legislatur des Staates Wisconsin eine Gesetzworlage einreichten, die der Synode das Recht gegeben hätte, sich als Organisation aufzulösen. Glieder der Minoritätspartei hörten von der Sache und wohnten einer öffentlichen Sitzung des Hauskomitees bei, das die Sache einzuberichten hatte, mit dem Resultat, daß die Gesetzworlage nicht zur Abstimmung kam. Ganz gewiß sind solche Versuche, das Ziel einer auf nationaler Basis geeinigten norwegischen Kirche zu erreichen, nicht danach angetan, ein herzlicheres Verhältnis unter den jetzt durch so scharfe Gegensätze getrennten Parteien in der Norwegischen Synode herbeizuführen.

G.

**Der Weltkrieg und die Weissagung.** Wie das seit Beginn des christlichen Zeitalters in schweren Zeitläuften der Fall gewesen, ist man auch in der Zeit des großen Krieges vielfach bestrebt, die Beziehungen der biblischen Prophetie zu den Zeitereignissen darzulegen. Spezialisten auf diesem Gebiet sind jetzt bekanntlich die Siebententags-Adventisten. Der „Christliche Hausfreund“ brachte vor einigen Monaten einen Aufsatz, betitelt: „Das Vertrocknen des Wasserstroms Euphrat“, der das türkische Reich mit dieser Benennung Offenb. 16, 12 identifiziert. Wie alle Anwendungen von biblischen Weissagungen auf diesen Krieg und seinen Ausgang, so ist auch dieser Versuch reich an sprachlichen Unmöglichkeiten der Auslegung, vor allem an ethnologischen Absurditäten. Wir geben einen bezeichnenden Abschnitt als Probe wieder: „Durch den Verfall des türkischen Reichs wird der Weg bereitet den Königen vom Aufgang der Sonne, China und Japan, um sich der großen Verbindung der Völker (Jes. 8, 9—12) unter der Leitung Gogs (des Zaren von Rußland) anzuschließen. Hefes. 38, 1—7. Gog wird in W. 2 der oberste Fürst in Mesech und Thubal im Lande Magog genannt. Im Grundtext, das heißt, im Hebräischen, wird er Fürst oder Prinz des

„Rofch“, des Mesech und des Thubal, genannt. Von Rofch kommt der Name Ruß. Mesech war früher das jetzige Moskau, das lange Zeit die Hauptstadt im europäischen Rußland war. Thubal war eine berühmte Stadt im asiatischen Rußland, welche heute Tobolsk heißt. Der Jar (Gog) als Prinz der Moskowiter und Tobolsker, das heißt, aller Russen in Europa und Asien, soll nach B. 7 der Hauptmann vieler Völker sein, um dann endlich den König gegen Mitternacht — den Sultan — von „Morgen und Mitternacht“ (östlich und nördlich von der Türkei) zu erschrecken und zu vertreiben. Dan. 11, 44. 45.“ Bei dem Stande der heutigen Sprachwissenschaft sollte man es nicht für möglich halten, daß man noch mit solchen Etymologien zu operieren wagt. Es erinnert das an die Zeit, als man Astarte aus dem griechischen Aster, Stern, Prometheus aus dem hebräischen Vore-moth, Schöpfer der Menschen, und Wischnu aus Fisch-Ruß, Noah, der Fisch (I) ableitete. Abgesehen von dem fragwürdigen etymologischen Nachweis hat die Identifizierung des Russen mit dem „Hauptmann vieler Völker“ gerade angeht die letzten Meldungen aus Polen und Galizien eine wirklich heitere Wirkung. Ein anderer Adventist erwartet, daß das Armageddon (Offenb. 16, 16) buchstäblich am Schluß dieses Krieges im Josaphattale bei Jerusalem ausgefochten wird. Danach werde es keine Schlachten mehr geben; denn, sagt der *Advent Review and Sabbath Herald*, „there will be no one left to fight them“. Dasselbe Blatt findet Dan. 2, 33 in den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den europäischen Herrschern erfüllt, übersieht dabei aber, daß der Prophet von dem Versuche redet, ein großes Reich aus heterogenen Elementen aufzubauen; von einem „man-made effort to bring about a united empire“, in dem Deutschland, Rußland, England nur Provinzen seien, weiß die Geschichte nichts. So geht es diesen Exegeten fast in jedem Falle: entweder ist ihre Exegese vernünftig, und dann stimmt sie nicht mit den Tatsachen, wie sie sich im Jahre 1915 abspielen; oder sie deuten sich einen Text erbarmungslos zurecht und bringen dann allerdings die schönste Harmonie zwischen den Tatsachen und dem also geschundenen Text zustande. Am meisten muß auch jetzt wieder der Prophet Daniel herhalten. Eine Spiritistin, die sich „Noah, der erste Engelbote zur ersten Tochter Israel“ nennt, schreibt in einer in Seattle, Wash., erscheinenden Zeitung einen Aufsatz über „The Bible and the War“, in dem sie sich mit dem siebenten Kapitel Daniels auseinandersetzt. Die Schreiberin bezieht den Löwen auf England, den Bären auf Rußland und den Panther auf Serbien; etwa als ob Daniel ein heraldisches Nachschlagewerk konsultiert hätte. Die vier Häupter des Leoparden sind nach ihrer Darlegung Serbien, England, Rußland und Frankreich, die den Adler — Deutschland — zerreißen wollen, aber „ausfinden werden, daß Gott ihm den Sieg geben wird“. „Nach ihrer Auslegung sind die drei Rippen im Maul des Bären Deutschland, Österreich und die Türkei. Das ganze Gesicht stellt den europäischen Krieg dar. Die Adlersflügel auf dem Löwen stellen die Blutsverwandtschaft zwischen England und Deutschland dar usw.“ Nach der Berechnung dieser Exegetin hätte der Krieg im vergangenen April zu Ende kommen sollen. — Auch in den Zeitschriften christlicher Gemeinschaften — zu diesen können bekanntlich die Spiritisten und Siebententags-Adventisten nicht gerechnet werden — kommen merkwürdige Versuche vor, aus den Weissagungen besonders des Daniel und der Offenbarung Aufschlüsse über die Bedeutung und den schließlichen Verlauf des Krieges zu erlangen. Im *Presbyterian* schreibt ein Rev. F. M. Foster zuerst im Anschluß ebenfalls an die Stelle in

der Offenbarung, die vom Austrocknen des Euphrat handelt, das sei vom Papsttum geredet, und das Vertrocknen des Stromes bedeute das Versiegen der weltlichen Macht der römischen Kirche. „Keine Regierung Europas tritt jetzt ein für die Ansprüche des Papstes auf Oberherrschafft; der Euphrat ist vertrocknet.“ Das läßt man sich gefallen. Wenn aber des weiteren dann gesagt wird, Armageddon sei in Elsaß-Lothringen zu suchen, so bricht unter dieser Exegese der Zusammenhang des ganzen Kapitels (Offenb. 16) zusammen. Die siebente Hornschale wird so behandelt: „The seventh vial is poured out into the air, where the foul spirits have mobilized their forces. Well, wireless telegraphy and air-craft figure in the war.“ Der Schluß ist chiliastische Schwärmerei: „Church and State will become the Christocracy.“ — Einer verwandten Anschauung begegnen wir in der „Reformierten Kirchenzeitung“. Da hieß es unlängst: „Wenn wir die Zeichen der Zeit einigermaßen nach der Schrift beurteilen können, so werden wir wohl einsehen, daß die Wiederkunft Christi nicht mehr in weiter Ferne liegen kann. Vorher soll aber ein persönlicher Antichrist aufstehen, der sich als ein Weltheiland, als ein Friedensstifter aufspielen wird, um so viel als möglich die ganze Menschheit unter sein Friedensregiment zu bringen. Es darf nun nur die rechte Persönlichkeit erscheinen, die mit wunderbaren Kräften ausgerüstet ist, und mit den Schlagworten ‚Bruderbund der Menschheit‘, ‚Wohlstand für alle‘, ‚Kein Krieg mehr‘ werden die Massen ihm zufallen wie Wasser. Dann werden die alten regierenden Fürstenthäuser bald beseitigt werden, und eine europäische Weltrepublik, nach Rationalitäten geordnet, wird entstehen, wo jede Nation sich einen eigenen Präsidenten wählt, während der Völkerheiland das Ganze regiert. Es wird das alles so natürlich, so unschuldig zugehen, daß auch die Auserwählten verführt werden könnten, wenn der Herr nicht besonders über ihnen wachte und ihnen die Augen öffnete. Denn dieses große Weltreich wird kein wahres Friedensreich sein — das kann ja nur der Herr selbst bringen —, sondern ein Reich, wo nur irdisches Glück und irdisches Wohlergehen die Menschen erfüllt, wo man so recht nach dem Fleische leben kann.“ — Anders stellt sich das Bild nach einer Artikelreihe im „Christlichen Apologeten“ dar. Danach kann dieser Krieg nicht Armageddon sein, weil Israel noch nicht im Unglauben in sein Land zurückgekehrt und einen falschen Messias als König angenommen habe (eine falsche Auslegung von Dan. 11, 36—39); die erste Auferstehung sei noch nicht erfolgt; der Antichrist sei noch nicht persönlich erschienen; das alte Römerreich sei noch nicht wieder organisiert, und folglich dessen Universalherrscher noch nicht aufgetreten; der letzte Kampf vollziehe sich in der Ebene Jesreel bei Megiddo, unweit von Jerusalem, und zwar kämen da Wunderkräfte ähnlich denen der ägyptischen Zauberer zur Anwendung. Auch dieser Ausleger kommt mit seiner Theorie nur zu Rande, indem er Ros (Hesek. 38, 3) mit Rußland, Mesek „oder Mosch“ mit Moskau, Thubal mit Tobolsk und Torgama mit Turkmänien identifiziert! Offenb. 18, 24 findet er eine Bezugnahme darauf, daß durch mangelhaften Arbeiterschutz in den Vereinigten Staaten 500,000 jährlich verlegt werden, und 3,000,000 an allerlei, zum Teil heilbaren, Krankheiten ganz unnötigerweise krank liegen. Es kommt aber „der Menschensohn“, um sein Reich einzunehmen. Der Menschensohn ist jedoch nach dem Dafürhalten dieses Schreibers nicht nur Jesus, sondern „die gesamte Menschheit, losgelöst von Babelon“. Es bedürfe von jetzt an nicht mehr der Herren, der Meister, der Majestäten; deswegen heulten auch die Könige so; sondern der Bruder-

orden werde dann aufgerichtet, und 1 Kor. 15, 24 sei erfüllt. Zu solchem Exegisieren ist nur nötig, daß man durch die ganze Hermeneutik und einen guten Teil Sprach- und Geschichtskunde einen Strich macht. Das übrige ergibt sich dann in unbeschränkter Mannigfaltigkeit. G.

## II. Ausland.

„Erst wenn die Pastoren Buße tun und Buße predigen“, schreibt P. Dallmeyer in dem Gemeinschaftsblatt „Auf der Warte“, „habe ich die Hoffnung, daß wir ein bußfertiges Volk bekommen. Aber wehe unserm Volk, wenn wir auch während des Krieges und nach demselben in bezug auf viele Pastoren mit Schmerzen sprechen müssen: ‚Die Stimme ist Jakobs Stimme, aber die Hände und Füße sind Esaus Hände und Füße.‘ Gott schenke uns jetzt Bußprediger, und zwar Bußprediger in erster Linie für die unbesehrten Pastoren, und zwar solche Bußprediger, die auch von den Pastoren gehört werden. Bis jetzt sieht es nicht bloß traurig auf manchen Stanzeln aus, sondern auch den sterbenden Soldaten im Felde wird nicht immer das geboten, wonach die Seele schreit. Jedenfalls zeugt davon eine Briefkastennotiz, die ich in Nr. 37 von ‚Licht und Leben‘ finde. Sie lautet: Frau K. B. in D. (Westfalen) schreibt: ‚Mein Mann steht in N. beim Ersatz-Truppenteil der Landwehr. Nun schrieb er bereits vor vierzehn Tagen, daß die Katholiken schon dreimal zu Gottesdienst und Kommunion befohlen seien, für die Evangelischen aber würde nichts getan. Da bat er den Oberleutnant um Urlaub zum Gottesdienst auch für die Evangelischen, weil auch sie das Bedürfnis dazu hätten. Es konnte nun für den Sonntag nicht mehr möglich gemacht werden. Jetzt ist letzter Sonntag auf dem Kasernenhof eine Art Feldgottesdienst gewesen. Aber Buße und Hinkehr zu Gott?! Vor dem Gebet das Lied: ‚Ich hatt' einen Kameraden‘, als Text: ‚Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne‘ usw. Jedoch nicht eigentlich der Text, sondern Schillers Wort: ‚Das Leben ist der Güter höchstes nicht‘ usw., welches immer wiedergekehrt und hervorgehoben worden sei. Nachher freiwillige Beteiligung am heiligen Abendmahl, woran im Verhältnis sehr wenige teilgenommen haben. Ist es nicht tief zu bedauern, daß jetzt die Herzen, die doch nun so empfänglich sind, nicht ernster angefaßt werden, und die den Herrn noch nicht kennen, diesem zugeführt werden?‘ Und wieder: ‚Am Bußtage, den unser geliebter Kaiser zu Anfang des Krieges angefaßt hatte, saß ich in der Kirche. Es wurde gesagt, daß die Zuhörer jetzt Buße tun möchten, da sie an den früheren Bußtagen oft keine rechte Buße getan hätten. Ich sagte das einem Bruder, der ein fleißiger Kirchenbesucher ist. Er antwortete mir: ‚Die Pastoren haben ja noch nie Buße gepredigt!‘ Ich lasse es dahingestellt, inwieweit dieses Wort in bezug auf jene Gegend wahr ist. Tatsache ist aber, daß viele Pastoren mit ihrer Verfündigung unter das Urtheil der Schrift fallen: ‚Sie heilen den Schaden der Tochter meines Volkes leichtthin und sprechen: Friede, Friede! so doch kein Friede ist.‘“ So weit das Gemeinschaftsblatt. Gerade die Gemeinschaftler sind nun nicht die Leute, von denen Deutschland wieder lernen kann, was Buße und Glaube ist, da gerade diese wichtigen Begriffe in jenen Kreisen stark alteriert worden sind. Eine kirchliche Richtung calvinistisch-donatistisch-asketischen Charakters, die noch vor wenigen Jahren die wahnsinnige „Pfingstbewegung“ (Sprachenreden) gezeitigt hat, wird Deutschland das Heil so wenig wiederbringen wie die „unbesehrten“ Pastoren.

G.



In England ist in religiöser Hinsicht keine besondere Änderung in der Stimmung der Massen eingetreten. Der Bischof von Salisbury (Dr. Ridgeway) sagt: "Of the spiritual effect of the war one can see but little. Our churches are not better attended, but worse. Confirmation candidates are sparsely forthcoming. . . . There is very little sign of the nation's turning to God, of a great people on its knees, of a conviction that it is all meant to call us back into the old paths from which we have strayed too far." G.

Von den 450 reformierten Pfarrern Frankreichs, die dem rechten Flügel der reformierten Kirche angehören, dienen 280 in irgendwelcher Weise unter der Fahne. Das macht über 50 vom Hundert! Mehr als 200 Kirchengemeinden sind ohne geistliche Bedienung. Die öffentlichen Gottesdienste können also nicht abgehalten werden. Man versucht, Laien anzustellen. Auch die Pfarrfrauen treten vor den Riß, indem sie Krankenbesuche machen und Unterricht geben. In Paris sind die Räume des Christlichen Vereins Junger Männer in Lazarette verwandelt worden. Graf J. von Bourtalès steht an der Spitze. Auch im Diaconissenhaus (Rue Neuillh) ist ein Lazarett eingerichtet. Auf Antrag des Grafen de Mun hat die Regierung die Feldpredigerstellen vermehrt. Auf jede Division sollen zwei mehr angestellt werden. Sogar in der Marine werden Geistliche angestellt. Die Regierung braucht alle Kräfte im Volke. Die Pariser Mission ist in einer sehr schlimmen Lage. Der Direktor der Mission, Bianquis, und ein alter Expedient, sind die einzigen Bewohner des Missionshauses. Auch die Druckerei ist geschlossen. Die monatlich erscheinende Missionszeitschrift erscheint nicht mehr. Der Geldmangel ist außerordentlich groß. Wie wird der Protestantismus in Frankreich diese Krise überstehen? (Evangelische Kirchenzeitung.)

Ergebnisse archäologischer Forschung. 1. Prof. Camden M. Coburn erklärte im Verlauf eines Vortrags in Philadelphia am 9. April, daß er in letzter Zeit achtunddreißig Bruchstücke von Handschriften des Neuen Testaments, die auf Papyrus geschrieben sind und aus dem dritten bis sechsten Jahrhundert stammen, untersucht und registriert habe. Ein interessanter Fund ist ein Papyrus, der den Urteilspruch eines Richters enthält: „Du bist der Geißelung wert, aber ich übergebe dich dem Volk.“ Prof. Coburn urteilt: „Skeptiker haben es für unwahrscheinlich gehalten, daß Pilatus unter dem bestehenden Gesetz eben dieses tun konnte. Dieser Papyrus widerlegt den Eintourf der Skeptiker.“ — 2. In seinem neuesten Werk, *The Bearing of Recent Discovery on the Trustworthiness of the New Testament*, zieht Prof. William Ramsay das Fazit aus seinen langjährigen Forschungen, besonders die Authentie der Schriften des Lukas betreffend. Als er vor fünfundmanzig Jahren seine ersten Forschungsreisen in Kleinasien machte, war die Kritik sich gar nicht mehr im Zweifel darüber, daß das Evangelium Lucä und die Apostelgeschichte aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts stammen und sicherlich den Lukas nicht zum Verfasser hätten. Ramsay weist im vorliegenden Bande nach, wie er durch seine kleinasiatischen Forschungen eine kritische Aufstellung nach der andern widerlegt und schließlich den historischen Charakter der Schriften des Lukas bis in Sachen des kleinsten Details hinein nachgewiesen hat. Alle seine Beweise der Authentie dieser Bücher sind auf Inschriften, Grabsteine, Papyrusse, kurz, auf unwiderlegbare Tatsachen gegründet, und Ramsay hat es erleben dürfen, daß vor seinem Beweismaterial die Theorien der bibel feindlichen Kritik, soweit sie die Bücher des Lukas

betreffen, zerfloßen sind wie Nebel vor der Sonne. — 3. Unter den mancherlei hinüberbrannten Einfällen, die der moderne Kritizismus gehabt hat, um den Ursprung des Christentums zu erklären, ist wohl nächst dem Panbabylonismus die apokalyptische Entstehungstheorie, die in ob-  
 furen Werken wie „Aufnahme des Moses“, „Buch der Jubiläen“, „Buch Henochs“, „Geheimnisse Henochs“, „Apokalypse des Baruch“ und „Zweiter Esdras“ den Ursprung der christlichen Religion und die Quelle der neu-  
 testamentlichen Lehre finden will, eine der unsinnigsten, die aber, in gra-  
 vitätischen, mit syrischen, hebräischen und griechischen Zitaten reich ver-  
 brämten Artikeln vorgetragen, zu dem Ansehen einer wissenschaftlichen  
 Hypothese gelangt ist. Nun hat eine Frau, Mrs. Walter Maunder, diese  
 Schriften zum Gegenstand besonderer Studien gemacht und das Resultat  
 ihrer Forschung dem Victoria Institute in London im vergangenen April  
 mitgeteilt. Der kurze Sinn ihrer Ausführungen ist, daß die Kritik wieder  
 eine ihrer Theorien fallen lassen muß; denn es ist ganz unmöglich, daß  
 Jesus und seine Apostel aus diesen Schriften ihre Lehre geschöpft haben.  
 Nicht in Palästina, sondern in Persien sind diese apokryphischen Bücher  
 entstanden. Sie tragen ganz ungewisselhaft Spuren persischer Astrologie,  
 geben, wie die Magier im Vendidad und Bundahesch, die Zahl der Tage  
 im Jahr als 364 an, teilen den Norden in drei Teile und den Tag in  
 achtzehn, statt in zwölf oder vierundzwanzig Stunden. Die Zeit der Ver-  
 abfassung dieser Schriften verlegt Frau Maunder in die Mitte des ersten  
 christlichen Jahrhunderts, also in eine Zeit, zu der die christliche Lehre schon  
 an vielen Orten in und außerhalb Palästinas Fuß gefaßt hatte. — 4. Einen  
 Beitrag zu besserem Verständnis des Gleichnisses vom verlorenen Sohn  
 will Prof. Clay (Yale) in einer babylonischen Tontafel gefunden haben.  
 Die Inschrift ist sumerisch, stammt also aus der babylonischen Urzeit, und  
 der bedeutame Abschnitt lautet, wie folgt: „Wenn ein Sohn zu seinem  
 Vater und zu seiner Mutter sagt: (Du bist) nicht mein Vater, nicht meine  
 Mutter, so soll er von dem Hause, dem Felde, der Pflanzung, den Dien-  
 nern, dem Eigentum, den Tieren sich entfernen, und sein Vater soll ihm  
 den vollen Betrag seines Vermögensanteils geben. Sein Vater und seine  
 Mutter sollen sagen: ‚Nicht unser Sohn.‘ Von der Nachbarschaft des  
 Hauses soll er gehen.“ Hierzu bemerkt Prof. Clay in einem Vortrag:  
 „This legal banishment was for prudential reasons. The son could make  
 no further demands, and it annulled the law of inheritance, which pro-  
 vided a patrimony for him. It was also a wise provision in the interests  
 of the other children. In this respect this law, from the oldest known  
 code, seems to be an advance upon the present-day law; for if a father  
 during his life gives a son his portion and does not leave a will, the law  
 of inheritance will give him another share. The tenacity of custom among  
 Oriental peoples makes it reasonable that the parable of the prodigal son  
 was based upon legal grounds. After the son had received his portion,  
 which he had demanded, he took his departure. And when he was in dire  
 extremity, he knew he could only ask his father to make him a hired  
 servant. Upon his return his brother, who is usually condemned, quite  
 naturally was anxious to know what his father intended him to do.  
 Whereupon his father told him that all that he had belonged to him,  
 but that they would rejoice at his return, not as a legal heir, but as a real  
 son.“ Das ist ja alles interessant; nur will uns nicht einleuchten, daß  
 durch diesen Fund irgendwie ein beachtenswerter Beitrag für das Ver-

ständnis des Gleichnisses gewonnen ist. Es müßte erst bewiesen werden, daß zur Zeit Christi ein solches Gesetz, wie es auf diesem Bruchstück eines vorabrahamischen Gesetzeskodexes enthalten ist, in Palästina bestand. Denn nur wenn es sich um mehr als einen Volksbrauch, wenn es sich tatsächlich um eine Bestimmung, die als Landesgesetz Geltung hatte, handelt, würde der Sinn des Gleichnisses, und auch dann nur in einem sehr nebensächlichen Moment, berührt. Daß der jüngere Sohn nach der Sitte des Volkes, vielleicht auch nach bestehendem Eigentumsrecht, einen Teil seines Erbes fordern durfte, ist jedem Leser des Gleichnisses ohnehin klar. Mehr als eine interessante Parallele aus der Urzeit läßt sich in dem Funde Prof. Clays nicht erkennen. — 5. Sumerische Texte, die eine Erinnerung an die noachische Flut enthalten, hat Prof. Arno Böbel auf den Nippurtafeln der Universität von Pennsylvania entziffert. Von den bisher bekannten Sintfluttexten weichen diese Tafeln in folgenden Punkten ab: Die Geschichte von der Flut wird im Zusammenhang mit dem Schöpfungsbericht erzählt, also ähnlich wie in dem mosaischen Bericht. Der sumerische Noah, Zingiddu, wird beschrieben als ein Mann, der „täglich und beständig vor dem Angesicht seiner Götter“ stand, wiederum an den frommen Wandel des biblischen Noah erinnernd. Bezeichnend ist, daß in den späteren, babylonischen Versionen des Sintflutberichts dieser Zug fehlt. Es ist also über allen Zweifel gewiß, was die keilschriftliche Forschung bisher beharrlich bestritt, daß nämlich der biblische Sintflutbericht älter ist als die von Smith entdeckten Igdubartafeln. Höchst bedeutsam ist auch, daß die von Prof. Böbel entzifferten Texte Anlehnungen enthalten an die biblischen Berichte über das hohe Lebensalter der Epigonen Adams. In den Regentenlisten werden Könige der ersten und zweiten Dynastie aufgeführt mit Regierungszeiten von je 100 bis 1200 Jahren. Man fängt jetzt an, davon zu reden, daß die Überlieferungen im fünften Kapitel der Genesis sogar bis in die einzelnen Namen hinein in einem ganz direkten Verhältnis zu der babylonischen Tradition stehen. Man wird vielleicht noch den durchaus historischen Charakter dieser Berichte anerkennen müssen, wie man sich zu der Historizität des Amraphel und des Arioch bequemen mußte. — 6. In der asiatischen Türkei, in der Nachbarschaft von Mardin und Diabekir, ist während eines schweren Regengusses eine Quantität kleiner Kugeln, etwa von der Größe des Milletsamens, niedergegangen. Man glaubt, daß diese Substanz eins ist mit dem biblischen Manna. Außen waren die Kugeln gelblich, innen weiß, und sie sollen sehr schmackhaft und mehlig gewesen sein. Ein Pariser Chemiker untersuchte einige Proben analytisch und erklärte, es handle sich um eine Klasse Moosfamen, *lecanora esculenta*. Im Jahre 1828 brachte der Reisende Parrot eine Quantität derselben Substanz aus Persien, wo sie ebenfalls nach einem Regenguß auf dem Boden aufgewesen wurde. Man glaubt, daß die Masse durch Wasserhosen vom Erdboden aufgesogen und in der Luft weggeführt worden ist, bis sie mit dem Regen wieder zur Erde fiel. (Vgl. 2 Mos. 4, 14.)

G.

**Entschiedene und doch zweideutige Aussagen über den Modernismus** enthält das erste Rundschreiben Papst Benedikts XV. Einesteils wird der Modernismus in ungemessenen Ausdrücken verurteilt. Es heißt da: „Unser Vorgänger hat ganz richtig den Modernismus als Synthese aller Ketzereien bezeichnet und ihn feierlich verurteilt. Solches Urteil erneuern wir in seinem ganzen Umfang, und da diese Pestilenz noch nicht ganz ausgerottet ist,

sondern sich noch hie und da regt, ermahnen wir alle, sich ja nicht der Ansteckungsgefahr auszusetzen. Nicht nur die Irrlehren der Modernisten, sondern auch die modernistische Tendenz, den sogenannten „modernistischen Geist“, sollen Katholiken verwerfen, da dieser Geist einen Ekel hat vor allem, was alt heißt, und immer neue Dinge sucht.“ Nun hat das Wort „Modernismus“ eine sehr dehnbare Bedeutung. Es heißen Modernisten allerdings im eigentlichen Sinne die Vertreter der naturalistischen Philosophie (Entwicklungstheorie), die sich vor einigen Jahren in nicht unbedeutender Zahl unter den Fakultäten katholischer Anstalten fanden. Dieser Modernismus ist durch die Hirtenbriefe Pius' X., wie auch die oben angeführten Sätze besagen, bis auf geringe Reste ausgerottet worden. Sodann gab es in Italien eine Partei sozialdemokratischer Modernisten, die aber nicht gedeihen konnten, als die römische Klerisei ihnen ihre Unterstützung entzog. Sodann gibt es eine Gruppe Modernisten, die eine Reformbewegung in der katholischen Kirche durch Rückkehr zur Einfachheit des Kultus und der Organisation sowie zu einem geistlicheren Kirchentum anbahnen möchten, dabei aber vielfach bedenklliche, schwärmerischen und sozialistischen Einfluß verratende Reden führen. Die Organisation trägt den Namen „Die Union für religiöse Reform“, und ihr Hauptorgan heißt „Die neue Reformation“. Diese Union steht in keiner Beziehung zu irgendwelchen Parteien, sondern sucht mit ihrem Geist überall einzubringen, wo sie Aufnahme findet. Sie ist einfach eine Vereinigung gleichgesinnter Personen. Die Freiheit der Mitglieder wird in keinerlei Weise gebunden. Sie verpflichten sich jedoch, moralische Propaganda für die Sache zu machen, vornehmlich dadurch, daß sie ein echtes christliches Leben führen, da das Exempel die allgreifbarste und wirksamste Methode ist, um unter den Massen Propaganda zu machen. Die Namen der Anhänger werden geheim gehalten. Priester werden nicht um Angabe ihrer Namen gebeten. Das praktische Programm der Union, wie es durch ein Referendum angenommen worden ist, fordert: „1. Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Abschaffung des Index Expurgatorius in seiner gegenwärtigen Form; 2. die Wiederherstellung jener früheren Schranken des Gehorsams, wie sie gemäß der alten Tradition von Kardinal Newman so klar auseinandergesetzt worden sind. Absoluten Gehorsam schuldet man allein Gott, weil das menschliche Gewissen nur mit Gott nicht in Konflikt treten darf. Wenn Konflikte zwischen dem eigenen Gewissen und dem [kirchlichen] Vorgesetzten entstehen, selbst wenn dieser der Papst sein sollte, so muß man dem Gewissen den ersten Gehorsam leisten. Wenn einmal solche Schranken aufgestellt worden sind, dann wird auch der despotischen Macht kirchlicher Autorität, besonders den Priestern gegenüber, ein Riegel vorgeschoben. Auf diese Weise wird sowohl für die Geistlichkeit als für das Volk jene Freiheit des Geistes wiedererlangt werden, welche Christus proklamierte, nämlich die Freiheit der Kinder Gottes; 3. Trennung zwischen Kirche und Staat, damit die bevorzugte Stellung der Kirche, welche sich als eine fruchtbare Quelle der Korruption und der Abweichung von ihrer geistlichen Mission erwiesen hat, aufhören mag. Denn jede politische und diplomatische Funktion des Papsttums steht im Widerspruch mit der Mission der Kirche und mit dem lauterem Geist, den Christus fordert; 4. Wiederherstellung aller bürgerlichen Rechte für den Klerus, eine allmähliche Beschränkung der Zahl der Priester, welche vom Altar leben, und ihre Zulassung zu den Berufsgruppen, die sich mit dem Priesteramt wohl vertragen, indem das Wort Priesteramt in dem

höchsten und wahrsten Sinne eines Apostolats des Guten und Wahren aufgefaßt wird. Auf diese Weise würde die übermäßige und eigennütige Vormundung des Laienstandes durch den Klerus aufhören ebensowohl wie der Kult des Aberglaubens und der Gelderwerb durch den Verkauf von heiligen Gegenständen. Desgleichen sollte auch die besondere Tracht der Priester abgeschafft werden; 5. eine Reform in der Form des Gottesdienstes, das heißt, eine Rückkehr zu der ehemaligen Einfachheit, Wahrheit und Schönheit des öffentlichen Gottesdienstes, eine Rückkehr zu der Verehrung der Heiligen in dem ursprünglichen Sinne, damit der jetzige widergöttliche Kultus aufhören mag; ferner eine Wiederherstellung der primitiven Auffassung von der Bedeutung der Sakramente, damit die Theorie von der magischen Kraft des Priesters aufhören mag; eine Reform des Beichtstuhls, die Einschärfung der moralischen Verpflichtung des Christen, seine Sünden mit zerknirschem Herzen häufig vor Gott zu bekennen, und eine Auflösung jeder Verpflichtung zur Ohrenbeichte, wobei jedoch jedem genügende Gelegenheit gegeben werden soll, sich um Rat und Trost an die Ältesten der Kirche zu wenden als zu Freunden und Männern von Gelehrsamkeit und heiligem Lebenswandel. 6. An Stelle der großen Menge von Andachtsbüchern sollen dem Volke die Evangelien als Lesestoff in die Hände gegeben werden. 7. Abschaffung der lateinischen Liturgie. 8. Wiederherstellung der Rechte der Laien in der Kirche, nicht allein in der Verwaltung derselben, sondern auch in der Auswahl der Pastoren, deren Amt wieder mehr als das Amt eines Dieners und nicht eines Herrschers angesehen werden soll. 9. Die allgemeine Zustimmung zu den sozialistischen Programmen der Gegenwart mit dem Zwecke, dem christlichen Ideal einer allseitigen Hebung der Menschheit näher zu kommen. 10. Eine gegenseitige Annäherung evangelischer und katholischer Christen. 11. Das Kardinalskollegium, wenn dasselbe fortbestehen soll, sollte die universale Kirche und nicht bloß eine einzelne Nation repräsentieren." Schon der eine Satz, welcher die „Wiederherstellung der ursprünglichen Bedeutung der Sakramente und Aufhebung der Theorie von der magischen Kraft des Priesters“ fordert, bedeutet den Zusammenbruch des ganzen römischen Systems; denn eben auf der Lehre von den Sakramenten, die seit vielen Jahrhunderten im Papsttum Geltung hat, ist dieses aufgebaut. Wenn nun Benedikt XV., auch gegen den modernistischen „Geist“, ja gegen diesen vor allem, fulminiert, wen kann er damit meinen als diese Bewegung der „Union für religiöse Reform“ und ähnliche Erscheinungen? An einer andern Stelle derselben Enzyklika heißt es: „Wir wünschen, daß unser [das heißt, das katholische] Volk sich aller in jüngster Vergangenheit gebrauchten Bezeichnungen enthalte, die Katholiken von Katholiken unterscheiden [das heißt, Unterschiede unter den Katholiken aufrichten]. Unser Volk soll solche Bezeichnungen ganz vermeiden, weil sie sowohl unheilige [profane] neue Wortbildungen im Widerspruch mit Wahrheit und Gerechtigkeit sind, als auch weil sie Anlaß zu schlimmer Aufregung und großer Verwirrung den Katholiken geben.“ — Allgemeine Annahme ist, daß der Papst mit dem Ausdruck „in jüngster Vergangenheit gebrauchte Bezeichnungen“ sich auf eben diesen Ausdruck „Modernismus“ bezieht. Die Meinung wäre dann, daß hinfort nicht mehr von bestehenden Differenzen innerhalb der katholischen Kirche, von Richtungen oder Parteien innerhalb derselben geredet werden soll, damit sie der Welt ein geschlossenes Äußeres biete. Nicht nur das Wesen, auch der Name dieser gefährlichen Tendenz soll aus dem Leibe der Kirche verschwinden.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

Juli 1915.

Nr. 7.

## Der Prophet Jonas.

(Fortsetzung.)

### Geschichtlichkeit des Buches.

Nun erhebt sich die Frage: Ist der Inhalt des Buches geschichtlich oder nicht? Wir sagen mit Keil: „Sein Inhalt ist weder reine Dichtung, Allegorie oder Mythos noch eine zu moralisch-didaktischem Zwecke dichterisch bearbeitete, ins Wunderbare ausgeschmückte und mit mythischen Bestandteilen versezte Prophetensage, sondern mit allen seinen Wundern für wahre Geschichte von tiefer prophetisch-symbolischer und typischer Bedeutsamkeit zu halten.“ (Einl., S. 319.) Zur Geschichte der Behandlung dieses Buches bemerkt Bleek: „Sehr verschieden sind die Ansichten, besonders in neuerer Zeit, über den Ursprung des Buches, seinen geschichtlichen Gehalt und Zweck. Die in früherer Zeit gewöhnliche Ansicht war die, daß das Buch einen rein geschichtlichen Bericht über Begebenheiten aus Jonas' prophetischer Wirksamkeit enthalte und auch von diesem Propheten verfaßt sei. Diese Ansicht ist in beiderlei Beziehung auch neuerdings noch von mehreren Gelehrten geltend gemacht worden.“ Er nennt als solche Hävernid, Delitsch, Baumgarten und Keil. „Andere haben sich auch ohne Rücksicht auf Verfasser und Abfassungszeit für den rein geschichtlichen Charakter des Buches ausgesprochen.“ Seine eigene Ansicht spricht er in den Worten aus: „Aber als rein geschichtlich betrachtet, bietet der Inhalt des Buches Jona unüberwindliche Schwierigkeiten dar.“ (Einl., S. 400 f.) Ausführlicher stellt Hävernid die Sicherheit und die Einmütigkeit ins Licht, mit der die jüdische Kirche und die christliche Kirche bis ins 18. Jahrhundert das Buch für Jonas' Buch und für einen wahren, geschichtlichen Bericht hielt, und wie der Umchwung mit dem Rationalismus kam, dessen Unglauben und Wunderscheu. „Aus der jüdischen Kirche fehlt es nicht an schon wörtlichen Zeugnissen, die nicht bloß eine streng historische Auffassung der Erzählung unsers Buches zeigen, sondern auch die hohe Achtung beurkunden, welche man für dieselbe hegte. (Job. 14, 4. 8; 3 Matt. 6, 8.) Dasselbe gilt von Josephus (Archäol. 9, 10), der diese

Geschichte als solche seinem Werke einverleibt hat, wiewohl er sie mit einigen dem Original fremden Zügen ausschmückt, was er selbst jedoch als Tradition (*lóyos*) bezeichnet, und eine Sitte ist, wovon sich auch viele anderweitige Belege in seinen Schriften finden. Daß dieselbe Ansicht auch die des ganzen späteren Judentums war, ist gewiß; es würde überflüssig sein, hierüber die zahlreichen Beweisstellen noch ausführlich anzuführen. Nur verdient bemerkt zu werden, daß es auch hier nicht an solchen tiefer eindringenden Männern fehlte, welche, die Geschichte des Buches natürlicherweise streng festhaltend, doch die höhere Beziehung derselben nicht verkannten. So betrachteten schon Talmudisten den Jonas als das Vorbild des Messias, des Sohnes Josephs, des Leidenden Messias. Rabbalisten (göttlich nennt sie deshalb ein späterer Schriftsteller) betrachteten das Buch in bezug auf die Auferstehung der Toten. Als eine (indes wenig bedeutende) Ausnahme ist nur der Rabbiner Abarbanel aus dem 15. Jahrhundert zu nennen, der, auf das Schlafen des Jonas im Schiffe sich stützend, die Erzählung von dem ihn verschlingenden Fisch für einen Traum angesehen wissen wollte. Als die frühesten Gegner unsers Buches stellen sich die Heiden in der Geschichte dar. Vielleicht hatte sie schon Josephus im Auge, wenn er (a. a. O.) sich nach Erwähnung des Jonas gleichsam entschuldigt mit der Genauigkeit, mit der er die Geschichte darzustellen versprochen habe, daß er erzählen wolle, was er in den heiligen Schriften hierüber gefunden habe. Gewiß scheint es uns aber zu sein, daß der bekannte Feind der Christen, Lucian von Samosata, auch gegen diese Geschichte die Waffen der Satire anwandte. Theodorus von Mopsvestia nennt in dieser Hinsicht unsere Geschichte eine wenig Glauben findende und außerordentliche. Augustinus bezeichnet unsere Geschichte als Gegenstand des Hohnes der Heiden (*irrisio paganorum*; *epist.* 49, qu. 6.). Dies Wunder der Verschlingung und Erhaltung des Propheten im Bauche des Fisches wird mit Hohngelächter aufs ärgste von ihnen verspottet (*multo cachinno a paganis graviter irrisum animadverti*). Auch in Theophylakts Kommentar über Jonas findet sich die Bemerkung, daß besonders den aus den Schulen der Griechen Hervorgehenden und in ihrer Weisheit Unterrichteten jenes Wunder allen Glauben zu übersteigen scheine.

„Wenden wir uns nun zur christlichen Kirche. Auf die neutestamentlichen Aussprüche gestützt, hält diese Geschichte schon Justin der Märtyrer den Juden auf eindringliche Weise entgegen, welche sie kannten, ohne sie auf sich anzuwenden und in ihrer wahren geistlichen Beziehung aufzufassen (*Dial. c. Tryph.*, c. 107). Ebenso halten alle andern Kirchenväter, von denen man nur die Kommentare des Theodoret, Cyrillus von Alexandrien, Hieronymus u. a. vergleichen darf, die historische Basis der Erzählung und das Buch als kanonische, von Gott eingegebene Schrift fest. So auch der sonst zu Neuerungen so geneigte Theodorus, Bischof von Mopsvestia.

„Den Kirchenvätern schließen sich die protestantischen Theologen an, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der historischen Auffassung streng festhielten. Vor dieser Zeit ist, ausgenommen die beiläufig hingeworfene Vermutung von Clericus, daß Jonas von einem Schiffe mit dem Wibe eines Walfisches aufgenommen sei, und einige Spötereien englischer und französischer Deisten abgerechnet, nur die Hypothese des gelehrten Sonderlings Hermann von der Hardt, Professors in Helmstädt, zu erwähnen, der die Geschichte des Jonas als eine symbolische Darstellung der Geschichte der Könige Manasse und Josia betrachtete. Seine Schriften wurden von der Obrigkeit verboten, und für die letztere mußte der Verfasser 100 Taler Buße bezahlen, und es ward ihm untersagt, künftighin ohne vorangegangene strenge Zensur etwas zu publizieren, worauf er seine aus acht Foliobänden bestehenden Kollektaneen verbrannte. Als aber durch den Unglauben der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts die Wunder ebenso sehr in Verdacht als die Moral (die Ausbesserung des Menschen) in Ansehen gekommen war, fiel auch unser Buch der Klasse der moralischen Dichtungen anheim. So wollte es schon Semler angesehen wissen. Dazu bedurfte es nur noch des Ansehens eines Herder, J. D. Michaelis, Eichhorn, um diese dem Geschmac der Zeit so ganz zusagende Deutung zu empfehlen und zu verbreiten. Die trivialen Wahrheiten, die man in dem Buche widerlegt fand, verdienen nicht näher dargestellt zu werden.“ (Ev. Rz. 1834, 209 f.)

Man hat den Inhalt des Buches für Allegorie erklärt, für eine Parabel, für poetischen Mythos, novellenartige Behandlung einer alten Prophetensage, für eine Volksage, Legende, für einen „jungen Nachtrieb prophetischer Literatur“, im Laufe des sechsten oder zu Anfang des fünften Jahrhunderts geschrieben, in exilischem, sogar (Sitzig) im makkabäischen Zeitalter. Jrgend etwas, nur nicht Geschichte! Es soll auch fragmentarisch sein, aus verschiedenen Teilen bestehen. Man hat zwei verschiedene Urberichte angenommen, die hier zu einem umgearbeitet wurden. Man weiß auch bis auf den Vers anzugeben, was erster und zweiter Bericht ist. W. Böhme entdeckt in dem kleinen Büchlein fünf Autoren oder Redaktoren (Strack). Budde vermutet, daß das Buch aus einem Midrasch des in der Chronik angezogenen Königsbuches stamme und wahrscheinlich hinter 2 Kön. 14, 27 seine Stelle gehabt habe (Nowak, Handkom.). Die *Britannica* tißt als Weisheit auf, daß nach Köhler folgendes Interpolationen seien: „I, 8; II, 2—10; III, 9; IV, 1—4, and other passages, and the passage IV, 5—8, full of insertions and variants“. (Sehr instruktiv ist das Verzeichnis der Interpolationen: alle die Wunder; es zeigt deutlich, was der ganzen Kritik zugrunde liegt.) Die *Britannica* fährt dann fort: „After purging the text from later additions and enlargements, we obtain a brief, but simple and striking story, which, according to Koehler, formed part of a book of prophetic narrations, and therefore commenced



with 'And'." Dean Stanley (Lectures on the Jewish Church, second series, p. 351): ". . . whose story is related to us in the book of unknown authorship, of unknown date, of disputed meaning, but of surpassing interest, — the book of Jonah." Dazu bemerkt ein Raleigh: "They would plead for the liberty of vagueness. It may be this or that. We cannot tell, — it does not matter. The religious lessons will be much the same in any case." Die *Britannica* trägt auch noch vor: Die Erzählung hänge zusammen (is connected with) den Mythen von Herkules und Hesione, von Perseus und Andromeda. Das ist eine Instanz, mit der man sich doch seit längerer Zeit nur noch bei Hinterwäldnern sehen lassen darf. Keil kann sagen in seiner Einleitung: „Die Kombination der Geschichte des Jonas mit den Mythen von Dannes oder Herkules und der Hesione oder Perseus und der Andromeda haben die neueren Kritiker als unwahrscheinlich aufgegeben.“ Novak im Handkommentar: „Die Versuche, welche man gemacht hat, um unser Buch in Verbindung mit heidnischen, speziell babylonischen Mythen zu bringen, sind durchaus als gescheitert zu betrachten; es sind rein äußerliche Ähnlichkeiten, an die man sich gehalten hat.“ Hören wir über diese Mythenhypothese ein gewaltiges Wort von Delitzsch: „Was den Inhalt des Buches Jona betrifft, so will es dem neuesten Ausleger, Maurer, ebensowenig als seinen Vorgängern in der Quidproquo-Exegese wahrscheinlich bedünken, daß er irgendeine geschichtliche Basis habe. Jedenfalls hat ihm der Walfisch Jonas einen zu engen Rachen, und freilich hat der Leviathan des Hobbes einen größeren. Darum hat der Skribent entweder seiner Geschichtserzählung einen alten neuaufgestuhten Mythos beigemischt oder — ‚quid? Quod tota narratio ficta ab ipso scriptore putari potest‘. Es ist Herrn D. Maurer nicht genug, daß man nach Rosenmüllers und Gesenius' Vorgang den Propheten Jona für den verummten Herkules hält, der in den Rachen eines Seeungetüms sprang, um die an einen Meeresfelsen geschmiedete Hesione (Andromeda) zu befreien; es erscheint ihm noch bequemer, die ganze Geschichte für die fantastische Farce eines Fabulisten zu halten. Auch Winer im Reallexikon findet die Ansicht von der Umarbeitung des Herkules in den Propheten Jona nicht schlechtthin verwerflich; doch gesetzt er, daß bei dieser Manipulation nicht viel übriggeblieben sei, was an den philistäischen Andromedamythus (eine Fabelstraße, deren in einem andern Sinne schon Hieronymus und Theophylakt gedenken) erinnern könne. Aber Hitzig, Bernunft gegen Bernunft setzend, hält jede Benutzung einer alten Volksfage für unwahrscheinlich, indem er die Erzählung, die er mit seinem kritischen Skalpell jämmerlich zerfleischt, für ‚eine reine Dichtung, für ein Spiel willkürlich schaltender Phantasie‘ erklärt, für das Gebilde einer durch nichts überkommenes besengten Phantasie, das sich unzweideutig durch die Superfötation (?) gegen Ende verrate. Baur hält gar den Propheten Jona für den von der Willkür des Erzählers ausgeheckten Doppelgänger seines

Fisches und beide zusammen für identisch mit dem fischgestalteten Ungeheuer *Ῥάβνης* (*Ἐβάνης*), welches, aus dem Meere aufsteigend, die Babylonier in Kunst und Wissenschaft, Sitte und bürgerlicher Ordnung unterrichtete, was Hübner sich gefallen lassen zu wollen erklärt, „wenn wenigstens in, mit oder auf dem Fische Jona nach Babylon käme“. So wie Baur den Propheten selbst mit dem Seetiere als seinem Adjunkt für den hebraisierten Dannes, ein Ungeheuer, aus dessen Fischschwanz Menschenfüße hervortraten, das Gegenbild des Fischweibes Derleto=Semiramis, hält und in dem Jona eine klare Beziehung auf die in Assyrien göttlich verehrte Taube, das Attribut der Naturgöttin, findet, so sieht er in dem jejunium Ninevitarum das Trauerfest des Adoniskultus, in dem Kifajon die horti Adonidis und (was nicht blasphemisch sein könnte) in dem Jehobah mit seinem zwischen entgegengesetzten Gemütszuständen geteilten Wesen‘ den Adonis mit seinem wechselvollen Schicksale absonderlich. Das ist die Erzegele des Ahriman, welche die Finsternis liebhat, verwandt mit der Tierkreiserzegele von Wünsch und mit der Phalluserzegele von Noth! Mit demselben Rechte könnte man sagen, daß das Buch Jona aus dem Sirenenmythus entstanden sei, weil die Sirenen einen Fischschwanz hatten, oder daß Kolumbus nur eine Parikatur Jonas sei, weil sowohl Kolumbus als Jona eine Taube bezeichnet. Es hat kein Prophet sich durch so heidnische Kombinationen schimpfieren lassen müssen als der Prophet Jona. Mit blutendem Herzen wenden wir uns von dergleichen Auslegern weg, die, wie dort die heidnischen Schergen des Antiochus Epiphanes, die Bücher des Gesetzes hervorsuchen, ihre Götzen darein zu schreiben und zu malen (1 Makk. 3, 48), welche die Cherubim für die Donnerrosse des Jupiter, die Seraphim für serapisköpfige Schlangen, die eiserne Schlange für das Attribut des segnenden Isis, die Wundelade für ein Konterfei ägyptischer Osiriskisten und die Beschneidung für eine symbolische Unsitte halten, welche die Israeliten von den Ägyptern und diese von einem nach Diodor, Pausanias und Strabo *ἀπριμύτως* zur Welt kommenden Affen gelernt haben sollen. „Die Leute von Ninive werden auftreten am Jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht und werden es verdammen, denn sie taten Buße nach der Predigt Jonas.“ (S. 118 f.) Selbst Bleek gesteht zu, daß der Mythos von Herkules und Hesione in der Gestalt, wie die Griechen und Römer sie kannten, auch gar keine Vergleichungspunkte bietet. Erst spätere Schriftsteller, wohl erst im zweiten Jahrhundert nach Christo, erzählen, daß Herkules selbst dabei von dem Seeungeheuer verschlungen worden sei. Erst noch spätere christliche Schriftsteller erzählen, daß er drei Tage im Bauche des Tieres verweilt habe. Da sagt Bleek selbst: „Vielleicht beides, sicher das letztere, erst aus der Erzählung unseres Buches selbst.“ (Einl., S. 405.) Die Sage von Perseus und Andromeda hat nur den einen Anknüpfungspunkt, daß der Vorgang nach Toppe verlegt wird. Auch das bloß bei jüngeren Schriftstellern, bei

älteren nach Äthiopien. Baur's Einfall nennt Bleek „ganz und gar verfehlt, im höchsten Grade unnatürlich“.

Warum soll denn das Buch mit Gewalt nicht Jonas' Buch und nicht Geschichte sein? Der Verfasser nennt sich freilich nicht. Aber wir sagen mit Keil: „Wenn die in dem Buche erzählte Sendung des Propheten nach Ninive als historische Tatsache feststeht, so kann auch die Abfassung desselben durch den Propheten keinem begründeten Zweifel unterliegen und wird nicht lange nach den Ereignissen und der Rückkehr Jonas ins Vaterland erfolgt sein, da weder Inhalt noch Sprache des Buches ein späteres Zeitalter fordern.“ Delitzsch: „Mir erscheint das Buch Jona als ein unter tiefer Beschämung und göttlicher Selbstverleugnung auf Antrieb des Heiligen Geistes niedergeschriebenes Sündenbekenntnis des zurechtgebrachten Propheten, welches den prophetischen Schriften deshalb einverleibt ist, weil Jona, weissagend selbst da, als er nicht weissagen wollte, ein Typus des zukünftigen Christus war, in dem allein und durch den allein den Gläubigen auch des alttestamentlichen Hons Gnade zuteil wurde.“ (S. 122.) Der alte Starke sagt, wenn auch nicht gelehrt, so doch ganz gescheit: „Daß Jonas selbst der Verfasser sei, ist daher um so viel klarer, weil keiner so eigentlich wissen und beschreiben konnte, was mit ihm vorgegangen war, als er selbst.“

Aber, sagt man, der Verfasser redet von Jonas immer in der dritten Person. So kann er nicht Jonas selber sein. Da fällt wohl jedem alsbald der unvergessliche Cäsar ein. Der redet durchaus von sich in der dritten Person; aber es hat noch niemand dran gedacht, ihm deswegen seine Bücher abzuspochen. Auch Moses redet sehr oft von sich in der dritten Person, desgleichen Jesaias, Jeremias, Amos, Daniel; dann auch Josephus.

Die Angabe III, 3: „Ninive war (הַנִּיבָה) eine große Stadt“ soll die viel spätere Abfassungszeit des Buches beweisen. Darauf sagt Keil mit Recht: „Die Angabe: ‚Ninive war eine große Stadt‘ (3, 3) beweist weder, daß Ninive bereits zerstört war, als dies geschrieben wurde, noch daß die Größe Ninives den Zeitgenossen Jonas unbekannt war, obwohl dies letztere auch gar nicht befremden würde, indem wohl wenige Israeliten damals Ninive gesehen hatten. הַנִּיבָה ist das synchronistische Imperfekt, ganz wie Gen. 1, 2. Ninive war, als Jona hinkam, eine große Stadt von drei Tagereisen, das heißt, er fand sie so, wie dies schon Städlin bemerkt und auch de Wette anerkannt hat.“

Den Anstoß an dem *G e h e t* Jonas' haben wir schon besprochen. — Für die spätere Abfassung führt man auch an die *A r a m a i s m e n*, die das Buch enthält. Keil zählt diese auf und bemerkt dazu: „Diese gehören entweder der Sprache Galiläas oder der gewöhnlichen Umgangssprache an und beweisen nicht entfernt ein späteres Zeitalter, da keins dieser Worte mit Bestimmtheit dem althebräischen Sprachgebrauche abgesprochen werden kann, und  $\psi$  für  $\psi$  schon Richt. 5, 7;

6, 17 und öfter und selbst schon Hohel. 1, 6; 8, 12 vorkommt und auch in unserm Buche nur in den Reden der handelnden Personen (1, 7. 12) oder Gottes (4, 10) gebraucht ist. Das einzige nicht-hebräische *צו* in der Bedeutung Befehl vom Edikte des assyrischen Königs aber hat Jona als technischen Ausdruck in Ninive gehört und beibehalten.“ Überhaupt, eine alte, geschlossene Tradition vertwerfen wollen auf Grund sprachlicher Erscheinungen in einer fremden, für uns so abliegenden Sprache, die für uns doch nur vorliegt in den Büchern des Alten Testaments, deren Kenntnis bei uns ja eine so beschränkte ist, das ist doch eine prekäre Sache. Doch, das muß jemand sagen, dem man nicht entgegen kann: Das mag bei dir, mit deiner Kenntnis des Hebräischen, der Fall sein. Hören wir darüber Delitzsch, der sich in dieser Hinsicht vor jedermann sehen lassen darf; der darf eine energischere Sprache führen, als wir das tun dürften. Er sagt: „Bei unserer mangelhaften Kenntnis des alt-hebräischen Sprachschatzes kann das nicht einmal Wahrscheinlichkeitsbeweise abgeben.“ Er fährt dann fort: „Jeder Prophet hat seinen eigentümlichen Stil, wie schon eine alte Überlieferung sagt, die der Talmud uns aufbewahrt hat: Viele Propheten haben ein Thema, aber nicht zwei Weissagen in einem Stile; ja auch der Stil desselben Propheten ist je nach der über ihn kommenden Prophetie nicht heute und zu einer andern Zeit ganz derselbe“ — ein Beweis dafür, daß das Altertum auch für die Sprachnuancen der prophetischen Schriften ein Gefühl hatte, aber ungeachtet seines freien Sprachtaktes doch nicht die kanonischen Schriften wie die modernen Hebräisten von einem Verfasser zum andern, aus einer Zeit in die andere exilierte. Auch der Schreiber des Buches Jona hat seine Lieblingsausdrücke und Idiotismen.“ Dann weiter: „Wir müßten die mannigfachen Charaktere der alt-hebräischen Schriftsprache, Volkssprache und Landesdialekte (Jona war Sebulunit, also aus der Nachbarschaft Galiläas) vor Augen haben und danach das Gebiet der individuellen Freiheit des Stils umgrenzen können, wenn wir nach so wenigen an eine spätere Gestalt der Sprache erinnernden Ausdrücken, an deren Seite wir unabwiesbare Archaismen finden, dem Propheten aus Gathaschefer die Verzeichnung seiner eigenen Wundergeschichte wider das Zeugnis des gesamten Altertums absprechen wollten.“ (S. 117 f.) „Nicht die Wissenschaft an sich vertwerfen wir, wohl aber die, welche von dem Unglauben ihre unerweislichen Prämissen entnimmt, welche die unerleuchtete ungläubige Vernunft als Vernunft schlechthin und die erleuchtete gläubige Vernunft als Unvernunft ansieht. Wer wird die Väter der Kirche, Epiphanius, Chrysostomus, Basilius, Hieronymus, Ephraim den Syrer, Fulgentius u. a., die sämtlich die geschichtliche Wahrheit des Buches Jona anerkannten und zum Teil die heilsamen Lehren desselben in Kraft- und lebensvollen Homilien entwickelt haben, unvernünftig oder abergläubisch nennen? Die hatten von Natur eine ebenso selbstfluge Vernunft als die rationalen Kritiker unsers Jahr-

hundreds; aber sie gaben Gott die Ehre und glaubten seinem sich durch sich selber und durch das altkirchliche Zeugnis übergenug legitimierenden Worte. An diese ehrwürdigen, durch Schmach und Verfolgung bewährten Lehrer hat sich die lutherische Kirche angeschlossen und knüpft jetzt aufs neue die durch einen bibelfeindlichen Pseudoprottestantismus zerrissene goldene catena wieder an; über alles steht ihr das Zeugnis des untrüglichen Oberhauptes der Kirche, Jesu Christi, von dem alle Akkommodation an den Irrtum und die Lüge so fern ist als das Licht von der Finsternis.“ (S. 125 f.)

Alles andere ist Vorgeberei. Der eigentliche, im Grunde einzige Grund dafür, daß man das Buch *Jonas* nicht als geschichtliche Wahrheit anerkennen will, sind die Wunder, die es berichtet. Wir haben gesehen, welche Stellen König für Interpolationen gehalten haben wollte, nämlich gerade die Stellen, die diese Wunder berichten. Es ist, wie Häbernick sagt: „Die ganze Ansicht der Gegner der historischen Ansicht beruht ihrem Hauptgrunde nach auf einer dogmatischen Voraussetzung. Wären die Wunder in unserm Buche nicht, niemand würde hier von Parabel oder Mythos reden. Eine dogmatische Befangenheit soll aber nie die Kritik bestechen, solange sie auf den Ruhm einer unparteiischen Anspruch machen will.“ (Eb. Rz. 1834, 212.) Häbig gibt diese Anstöße an, und aus jedem Satz guckt das böse Gewissen heraus: „Die ganze Erzählung ist wunder- und märchenhaft; allein, bei Gott ist kein Ding unmöglich. Also lebt *Jonas* im Bauche des Fisches, ohne zu ersticken; also sproßt über Nacht der Kitajon zu einer Höhe, daß er einen Sitzenden beschattet. Da Jahve zu seinen Zwecken nach Gutdünken über alles in der Welt verfügt, so hat das wunderbare Zusammentreffen für den Verfasser nichts Bedenkliches. Das Los trifft gerade den Rechten; der Sturm, wie er sich zweckgemäß erhoben hat, legt sich auch zu der geeigneten Zeit; und der Fisch ist bei der Hand, den *Jonas* zu verschlingen und auch wieder auszuspeien. Nicht minder so der Baum aufzusprossen, der Wurm, welcher ihn abtötet, und der Glutwind, der seinen Verlust fühlbar mache.“ Keil macht dazu die nötigen Bemerkungen: „Aber die in dieser Auslassung hervortretende rohe, an Atheismus streifende Vorstellung von Gott und göttlicher Vorsehung beweist nicht entfernt, daß der Inhalt unsers Buches märchenhaft sei, sondern nur daß die Geschichte *Jonas* ohne Anerkennung eines lebendigen Gottes und seines Waltens im Natur- und Menschenleben weder recht gewürdigt, noch weniger begriffen werden kann.“ Dieser Unglaube kann auch wohl eine fromme Miene annehmen und mit Farrar sagen: „The book was not written that we might pore over the whale, and forget God.“

Ebenso hat man sich gestoßen an dem moralischen Wunder, daß eine ganze, große, heidnische, gottlose Stadt Buße tut auf die Predigt eines fremden Mannes, und zwar eine so allgemeine Buße vom Könige herab auf alle Einwohner; daß man dann nicht liest, daß

der Prophet dieses aufsprossende geistliche Leben fürderhin gepflegt habe. Man finde nachher auch nichts von einer frommen Stadt Ninive, sondern gleich die nächsten Propheten, wie Jesaias, Nahum, Zephanja, predigten wider Assyrien und Ninive. Sie erschienen fortwährend als Gözendienner, trotzend auf die Macht ihrer Götzen und Jehovah, wie die Götter anderer Völker überhaupt verachtend. — In etwas erklärend ist es ja, wenn man sagt: „Man muß sich dabei vergegenwärtigen, wie durch die hohe Achtung, in welcher die Mantik und das Orakelwesen in Assyrien, das als das älteste Volk, welches sich hierin auszeichnete, im Altertum angesehen wurde (Cic., De divin., I, 1), stand, diese Erscheinung vorbereitet wurde, wenigstens eine für den Propheten günstige Stimmung entstehen mußte. Man halte damit das Auffallende der Erscheinung zusammen, daß ein Fremdling, ohne daß man irgendein gemeines Interesse bei ihm voraussetzte, statt zu schmeicheln dem Volke, wie es die heidnischen Wahrsager taten, aufs bestimmteste und kraftvollste seinen nahen Untergang verkündet. Die Verbindung mit dem israelitischen Reiche konnte zu den Assyriern auch schon Kunde von den hebräischen Propheten haben bringen lassen.“ (Ev. Rz., 222.) Möglich ist auch, daß sie erfahren hatten, was Jonas dem Jerobeam geweissagt hatte, und wie das in Erfüllung gegangen war. Aber auch hier gilt es, das Walten und Eingreifen Gottes anzuerkennen. Jede Buße ist ja ein Wunderwerk der Gnade Gottes. Daß Heiden mit einem Male Buße tun, erscheint uns besonders wunderbar. Ruft doch die neutestamentliche Muttergemeinde verwundert aus, als ihr berichtet wurde von der Befehung der Heiden und der Bildung heidenschristlicher Gemeinden: „So hat der Herr auch den Heiden Buße gegeben zum Leben!“ Und wenn Gott gerade mit diesem Vorkommnis und mit diesem Buche sein alttestamentliches Israel das Lehren wollte, wie wir hören werden, dann sehen wir auch den genügenden Grund auf Gottes Seite für diese Massenbefehung. Daß hier eine ganze Heidenstadt sich bekehrte zu einer Zeit, wo Israel mit raschen Schritten dem Gericht entgegenging, das war eine demonstratio ad oculos, was der Herr später sagt: „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaac und Jakob im Himmelreich sitzen; aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsternis hinaus.“ Das kam ja im Neuen Testament oft vor, daß die Juden, an welche sich die Apostel mit dem Evangelium zuerst wandten, dieses von sich wiesen, die Apostel höhnten und verfolgten, verfluchten und lästerten, und daß dann die Heiden in hellen Scharen kamen und haten, daß ihnen das Wort auch gesagt würde. Und daß Leute nach der Befehung wieder rückfällig werden können, und zwar gründlich, gerade auch bei so herrlichem, vielversprechendem Anfang, das kommt oft vor. „Das Himmelreich ist gleich einem Säemann“, das sagt der Herr nicht bloß zur Instruktion für die Zukunft, sondern auch auf Grund der Erfahrung. Es ging immer

auch so zu, daß etliches auf den Fels fiel, wo es nur dünne Erdschicht hatte, schnell und schön aufging und grünte und ebenso schnell verdorrte, daß ihre Stätte die Gottespflanze nicht mehr kannte.

Man hat auch so im allgemeinen hin gesagt: das Buch mache gar nicht den Eindruck, daß es überhaupt Geschichte sein wolle. Köhler kann sogar sagen: es trage das Gepräge einer wahren Geschichte gerade so auffällig und deutlich wie irgendeine Erzählung in „Tausend und eine Nacht“; es sei ja so lüdenhaft. Bleek vermißt folgendes: der Name des assyrischen Königs hätte nicht fehlen dürfen; man erwarte bestimmtere Angaben, z. B. an welchem Ort Jonas wieder ans Land gekommen sei, und was in der späteren Zeit aus ihm geworden sei. Köhler (III, 2) hätte der Inhalt der Predigt des Jonas angegeben werden sollen. Wir könnten, um auch wissenschaftlich zu verfahren, diese Liste der desiderata ad libitum verlängern. Wir vermiffen durchaus die Namen der Seeleute nebst Angabe ihrer Onkel und Tanten; Alter, Dimensionen und Klasse des Schiffes wird auch nicht angegeben. Wir möchten gern wissen, in wessen Netz der Fisch gegangen ist, und ob er eßbar war; was aus dem Kikajon geworden ist, ob er hartes oder weiches Holz hatte; wieviel Kubikfuß lumber man daraus gewonnen, und andere ökonomisch, kulturgeschichtlich und religionsgeschichtlich gleich wichtige Fragen. Sunt pueri!

Ein gewaltiges Argument für die Geschichtlichkeit des Buches *Jona* ist auch die große Differenz der Kritiker in bezug auf die Fragen: Was ist es denn? und in welcher Zeit ist es dann verfaßt? Da hat man genannt: die Zeit des assyrischen Exils, die Zeit des Josia, das babylonische Exil, die nachexilische Zeit, das dritte, das vierte Jahrhundert. Sitzig verlegt es in das makkabäische Zeitalter und läßt es wegen des wunderbaren Kikajon in Ägypten, „dem Lande der Wunder“, entstanden sein. Auch Hävernid macht das als eine Instanz geltend: „Schon die Betrachtung der verschiedenen Ansichten, die hierher gehören, macht ihre Wahrheit verdächtig. Sehen wir auf die moralischen Ausleger, so stimmt keiner von ihnen mit dem andern überein.“ (Ev. Kz. 1834, 212.)

Für jeden unbefangenen Leser gibt sich das Buch als *Geschichte*, allerdings als eine wunderbare Geschichte. Gerade der Spott, den das Buch je und je hat erfahren müssen, beweist, daß das der erste, natürliche Eindruck und die allgemeine Meinung ist: das Buch will Geschichte sein. Bei einer Fabel spottet man nicht über noch wunderlichere Dinge. Aber man merkt, das Buch will Geschichte sein; und man glaubt doch nicht, daß manches, was es erzählt, geschehen sei oder auch nur geschehen könne; daher der Spott. Jonas ist eine geschichtliche Person, Ninive eine historische Stadt; was das Buch an historischen Angaben und Beschreibungen hat, stimmt mit dem, was wir sonst davon wissen. Reindl: „Hätten die Sammler des Kanons nicht an die historische Wahrheit dieses Faktums geglaubt, sondern nur

religiöse Wahrheiten im Gewande der Allegorie oder Fabel in diesem Buche erblickt, warum setzten sie dasselbe nicht unter die Hagiographa?" Häbernick: „Der Prophet Jonas ist eine historische Person. Ebenso die geographischen Verhältnisse sind genau bezeichnet. Dies zeigt, daß der Verfasser seine Schrift für historisch angesehen wissen will. Jede Erklärung, die den Verfasser eine Parabel dichten läßt, macht ihn einer Unredlichkeit schuldig, weil er dann seine Leser glauben machen müßte, daß es wirklich wahr sei, was er erzähle. Geradezu einer Unmoralität aber zeihen ihn diejenigen, welche ihm das Niederschreiben, unverbürgter Prophetensagen' zuschreiben.“ (Ev. Nj., 217.) Es ist auch je und je für Geschichte gehalten worden. Es steht im Kanon des Alten Testaments. Und da nahm man doch nicht alles hinein. Es muß auch zu einer Zeit abgefaßt worden sein, daß es da noch hinein konnte. Keil: „Die Sendung des Jona nach Ninive paßt ganz zu den geschichtlichen Verhältnissen seiner Zeit, indem die ersten Berührungen Israels mit Assur damals eintraten (Hos. 5, 13; 10, 6), und schon zwölf Jahre nach Jerobeams Tod unter Menahem das von den Propheten gedrohte Verderben durch Phul von dorther über das Reich Israel hereinbrach. (2 Kön. 15, 19.)“ (Einl., 321.) Delitzsch berichtet, daß eine uralte synagogale Fasttagslegende laute: „Der den Jona im Bauche des Fisches erhört hat, der erhöere euch!“ „In die christliche Kirche fand dieser Spott erst Eingang, als durch das Aufkommen des Deismus, Naturalismus und Rationalismus die Leugnung der Wunder und Inspiration der Schrift zum Axiom freier Forschung erhoben wurde.“ (Keil, Einl., 278.) Von der Zeit an gibt es dann eine Menge wunderlicher Hypothesen und trivialer Einfälle. Die hat Friedrichsen zusammengestellt und, wie Keil sagt, „geistlos besprochen“ in seinem Buch „Kritische Übersicht der verschiedenen Ansichten von dem Buche Jona“ (2. Aufl., 1841).

Über alle Zweifel wird aber der geschichtliche Charakter unsers Buches erhoben durch die Aussprüche des Herrn. Er tut den Juden nicht Vorhalt darüber, daß sie ein so albernes, ungehöriges Buch im Kanon haben, sondern erkennt den Kanon, wie er war und Israel vertraut war, als heilige Schrift an, die Schrift, die nicht gebrochen werden kann, als Gottes Wort. Und da hat er nicht etwa das Buch Jona ignoriert, sondern zitiert es, und zwar nicht als Mythe, Fabel und Parabel, sondern als Geschichte. Er redet von Jonas, wie er redet von Abraham, David, Salomo, der Königin von Mittag. Er redet von den Leuten zu Ninive, wie er redet von den Leuten zu Sodom und Gomorra. Er erkennt als historische Tatsache an, daß die Leute von Ninive Buße taten auf die Predigt Jonas', und beschämt und straft damit das unbußfertige und ungläubige Geschlecht seiner Tage, das gar nicht Buße tat, niewohl da mehr war als Jonas. Er sagt ihnen, sie würden am jüngsten Tage noch von diesen sehr realen Leuten zu sehen und zu hören bekommen; die würden sie verdammen. Delitzsch:



„Die Wahrheit der Geschichte des Propheten wird uns bestätigt durch den Mund dessen, der mehr ist als Jona, der, als das Licht der Welt, frei von allem Aberglauben und als die freimachende Wahrheit selber, frei von aller Anbequemung an menschliche Irrtümer war, von Jesu Christo, unserm Herrn, der uns lehrt, daß Jona nicht allein ein Wahrzeichen der Niniviten, sondern auch ein typus des Menschensohnes sei, der, wie der Prophet drei Tage und drei Nächte im Bauche des großen Fisches war, gleicherweise drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein werde.“ (S. 119 f.) Dazu die Bemerkung Keils: „Die geschichtliche Wahrheit der erzählten Begebenheiten aber wird durch den symbolisch-typischen Charakter derselben nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt, da zukünftige Heilstatsachen nicht durch parabolische Erzählungen oder mythische Dichtungen, sondern nur durch reale facta vorgebildet werden können.“ (Einf., 321.)

Wir schließen diesen Abschnitt mit einem Wort von Delitzsch: „Somit ist das Buch Jona ein historisches Gemälde von gleich tiefer psychologischer, dogmatischer und typischer Bedeutung, aus dessen dämmerndem Hintergrunde uns Christus Jesus, der Heiland nicht allein der Juden, sondern aller Völker, entgegenleuchtet; und wir finden auch hier einen altsynagogalen Lehrsatz bestätigt: Das Endziel aller Weissagungen der Propheten sind die Tage des Messias.“ (S. 122.)

(Schluß folgt.)

E. F.

## Der Unterschied zwischen dem neunten und zehnten Gebot.

(Eingesandt auf Wunsch der New Orleans-Lehrerkonferenz.)

Die Heilige Schrift lehrt, daß der Dekalog von Gott auf „zwei Tafeln“ geschrieben war, 2 Mos. 31, 18, und daß diese beiden Tafeln „zehn Worte“ enthielten, 2 Mos. 34, 28; aber wie viele Gebote auf jeder Tafel standen, und welche Worte das erste, zweite, dritte Gebot usw. umfaßt, das ist nirgends in der Schrift angegeben und liegt daher auf dem Gebiete der Mitteldinge.

Die Einteilung der zehn Gebote, welche allgemein in der lutherischen Kirche angenommen wird, ist nach dem Vorgang von Augustinus in der abendländischen Kirche die herrschende geworden, und Luther hat sie beibehalten, und das gewiß mit Recht. — Zwei Gründe sprechen sonderlich für die lutherische Einteilung der Gebote. Zunächst spricht dies dafür, daß in den hebräischen Handschriften von 2 Mos. 20 zwischen allen Geboten, ausgenommen zwischen dem neunten und zehnten Gebot, sich ein Trennungsbuchstabe findet, und daß bei der Wiederholung des Gesetzes dies auch zwischen dem neunten und zehnten Gebot der Fall ist, 5 Mos. 5, 21. Sodann nennt Christus Matth. 22, 37—39 das Gebot von der Liebe zu Gott das erste und höchste Gebot und das von der

Liebe zum Nächsten das andere. Damit stimmt gar fein die Zählung der Gebote von andern Göttern, von Gottes Namen und vom Sabbat als die Gebote der ersten Tafel, weil diese von dem unmittelbaren Dienst Gottes handeln, während die übrigen sieben Gebote, die vom Dienst des Nächsten handeln, die zweite Tafel bilden. „Denn“, wie Chemnitz sagt, „was Moses die zwei Tafeln nennt, das nennt er [Christus] das erste und zweite Gebot.“

In der lutherischen Kirche herrscht keine Meinungsverschiedenheit betreffs der Einteilung der Gebote, aber es ist in alter und neuerer Zeit viel darüber gestritten worden, worin sich das neunte und zehnte Gebot unterscheiden. Während die einen den Unterschied im Begehren selbst finden, behaupten die andern, er liege in den Objekten des Begehrens oder in beiden zugleich. Nun ist ja diese Frage zu den Problemen zu rechnen, weil die Schrift darüber keine klare Auskunft gibt, aber dennoch ist sie von einiger Wichtigkeit für den Katecheten bei der Behandlung dieser beiden Gebote.

Luther hat in der Auslegung der Gebote fast immer das neunte und zehnte Gebot zusammengefaßt und sie wie ein Gebot betrachtet, wie z. B. in seinem Großen Katechismus. Nur in seinem Kleinen Katechismus hat er sie getrennt behandelt. In seiner Auslegung der zehn Gebote vom Jahre 1528 (also ein Jahr vor dem Erscheinen des Kleinen Katechismus) sagt er: „Etliche teilen die zwei Gebote. Es liegt nicht viel an der Teilung. St. Paulus faßt es in eines zu'n Römern, Kap. 7, 7, da er spricht: ‚Du sollst dich nicht lassen gelüsten.‘ So wird nun da die Lust verboten.“ (III, 1129.)

Was nun nach Luthers Meinung in beiden Geboten verboten ist, das erhellt aus folgenden Worten: „Nach meinem Urteil scheint mir durch diese beiden Gebote der Zunder und das unüberwindliche Begehren verboten zu werden, ich meine die eigentliche Wurzel der bösen Gedanken, so daß es verstanden werden muß, daß im sechsten und siebenten Gebot das Zustimmen des Herzens und die Gebärden der Glieder verboten sind, das Wort des Mundes und das Werk des bösen Leibes, hier aber auch selbst die ersten Regungen zusammen mit dem Zunder, welcher der Ursprung jener ist. Denn wir müssen so rein werden, ehe wir ins Himmelreich kommen, daß auch keine bösen Regungen in uns seien noch irgendein Zunder, der sich zum Bösen hinneigt, sondern eine völlige Gesundheit des Leibes und der Seele, durchaus ohne alles Gebrechen, was freilich in diesem Leben nicht geschehen wird, auch nicht in unserer Macht steht.“ (III, 1341 f.) Somit meint Luther, daß im neunten und zehnten Gebot die eigentliche Wurzel und der Ursprung der bösen Gedanken, die E r b l u s t, verboten ist, während im sechsten und siebenten Gebot das Zustimmen des Herzens noch hinzukommt, und dort also die w i r k l i c h e Lust verboten wird. Mit Luther stimmt Chemnitz völlig überein, wenn er schreibt: „Bei so großer Kürze des Dekalogs kann sicherlich nicht eine solche Tautologie vorhanden sein,

daß das am Ende, und zumal nicht in einem, sondern in zweien Geboten, wiederholt wird, was schon vorher in den einzelnen Geboten verboten ist. Er [Paulus] wollte daher [nämlich mit den Worten Röm. 13, 9: ‚Dich soll nichts gelüsten‘] anzeigen, daß das Begehren des Nächsten Weibes, das im sechsten Gebot verboten ist, von dem Begehren, das im zehnten Gebot verboten ist, verschieden sei, ebenso, daß die Begierde nach dem Hause des Nächsten, die zum siebenten Gebot gehört, von der Begierde verschieden sei, von welcher das neunte Gebot redet. Aber das sechste Gebot verbietet die Affekte, zu denen die Einwilligung hinzukommt. Denn es sagt: ‚Wer ein Weib ansiehet, um ihrer zu begehren.‘ Folglich bezeichnet die Begierde in den beiden letzten Geboten nicht, daß etwas mit Überlegung bedacht und sich vorgenommen wird; denn dies wird in den vorhergehenden Geboten verboten.“ (Loc. Theol., De Lege Dei, p. 90 b.) Auch Konrad Dietrich schließt sich der Meinung Luthers und Chemnizens an. In seinen *Institutiones Catecheticae* (übersetzt von Dr. Noß, S. 122) stellt er die Frage: „Welche Art der bösen Lust ist denn in beiden [Geboten] verboten?“ und antwortet: „Verboten ist in beiden die angeborene böse Lust im besonderen, sowie in den vorhergehenden Geboten im allgemeinen die wirkliche böse Lust verboten ist. . . . Denn ein anderes ist beispielsweise das Begehren des Weibes, welches im sechsten Gebot verdammt ist, und ein anderes dasjenige, welches im zehnten Gebot verboten ist. Denn im ersteren ist diejenige Begierde verboten, welche mit der wohlüberlegten inneren Beistimmung und dem entschiedenen Willen, dasjenige zu tun, wonach man Lust trägt, verbunden ist. . . . Im zehnten Gebot ist die bloße Begierde an sich verboten, die im Herzen aufstauen kann, auch ohne daß man daran denkt, ja manchmal sogar während man wider sie ankämpft, welche niemals die bewußte Zustimmung in ihrem Geleite, noch viel weniger die äußerliche Thatünde in ihrem Gefolge hat. Das Gleiche gilt von der Begierde nach des Nächsten Haus im siebenten sowie im neunten Gebot.“

Dagegen macht Joh. Gerhard einen Unterschied zwischen dem Begehren im neunten und zehnten Gebot, weil dafür im Grundtext, 5 Mos. 5, 21, zwei verschiedene Ausdrücke gebraucht werden. Er schreibt: „Aus diesem allem schließen wir, daß die tätige (actualis) Begierde, als die bekanntere, im neunten, die erbliche (originalis) Begierde aber im zehnten Gebot verboten ist. Obwohl daher in den katechetischen Erklärungen das Gebot von der Begierde zusammengefaßt wird, so wird doch nicht geleugnet, daß es eine doppelte Art von Begierde gebe, deren jede durch die Stimme des göttlichen Gesetzes verboten wird.“ (Loc. Theol., ed. Cotta, loc. XIII, § 46, p. 247.) Wie Gerhard, so Spener, der in seinen „Katechismuspredigten“ (S. 117) sagt: „Ob wir wohl nach unserm Katechismo nur drei Gebote in der ersten Tafel rechnen, dürfen wir doch nicht fürchten, daß wir nur neun Gebote behalten, denn in der That diese zwei letzten Gebote unterschieden sind. Der Unterschied

aber ist nicht zu suchen in den Exempeln, die dazu gesetzt werden, da in einem verboten wird, zu begehren das Haus, in dem andern das Weib usw., sondern in dem Begehren selbst, daß nämlich nicht nur einerlei, sondern zweierlei Art des Begehrens sei, daher auch 5 Mos. 5, 21 zweierlei Worte im Hebräischen stehen, hingegen die Exempel vertauscht werden: daß eine heißt *gelüften*, das andere: *sich selbst gelüften machen*.“ Auch neuere Ausleger haben den Unterschied in dem Begehren nachzuweisen versucht. So z. B. Dächsel, der in seinem „Bibelwerk“ zu 2 Mos. 20, 17 bemerkt: „Daß nun aber die Bedeutung dieses zweimaligen Verbots des sich Gelüftenlassens nicht in den Gegenständen des bösen Begehrens selber liegt, beweist die Art, wie das Verbot 5 Mos. 5, 21 wiederholt wird. Dort sind nämlich die Gegenstände des Begehrens umgestellt, indem das Weib zuerst, danach aber das Haus mit dem Zuhörer genannt wird; dagegen ist das Begehren durch zwei Ausdrücke bezeichnet, die sich bestimmt voneinander unterscheiden lassen. Der erste Ausdruck, den wir beide Male auch in der vorliegenden Stelle haben (*chamed*), ist von Luther sehr gut durch ‚Laß dich nicht gelüften‘ wiedergegeben; er wird besonders gern von einem Begehren gebraucht, dem ein Schönfinden zugrunde liegt, das durch einen Reiz von außen her geweckt wird (Jos. 7, 21), während der zweite Ausdruck (*hithpael* von *avah*) mehr von dem Begehrenden selbst ausgeht, in seinen Neigungen und Bedürfnissen begründet ist. (Spr. 21, 10.) Sonach ist an unserer Stelle nur mittelbar, durch *zweimaliges* Aussprechen des nämlichen Verbots, darauf hingewiesen, daß die böse Lust zweifacher Art ist. In 5 Mos. 5, 21 wird dann die zweifache Art näher angegeben: die eine ist die im Herzen aufgeregte oder die wirkliche böse Lust, die andere die im Herzen ruhende oder die erbliche böse Lust.“ Auch in unsern Synodalkreisen sind wiederholt Stimmen gehört worden, die sich für den Unterschied im Begehren selbst betreffs der beiden letzten Gebote aussprachen. Es genügt wohl, dies hier nur kurz zu erwähnen.

Dagegen wird nun aber von vielen Exegeten und Katecheten geltend gemacht, daß der Unterschied in den Objekten des Begehrens liege. So schreibt z. B. Euler in seinem „Handbuch zum Kleinen Katechismus“: „Das neunte Gebot verbietet die Lust nach den toten, das zehnte Gebot nach den lebenden Gütern.“ Und Konrad Dietrich (*Institutiones*, S. 125) sagt: „Wie die wirkliche böse Lust in zwei unterschiedenen Geboten verboten wird, nämlich das Begehren des Weibes im sechsten, das des Hauses und Eigentums des Nächsten im siebenten, so wird ähnlicher Weise auch die angeborene böse Lust in zwei unterschiedenen Geboten verboten, nämlich das Gelüften nach des Nächsten Vermögen im neunten, das nach des Nächsten Weib im zehnten; denn wie ungereimt wäre es doch, hier ein Verhältnis der Ungleichheit finden zu wollen!“ In der Erklärung des Katechismus von P. Fr. Brunn wird der Unterschied sowohl in den Objekten als im Begehren selbst betont.

Man sieht aus den obigen Zitaten, daß der Unterschied zwischen dem neunten und zehnten Gebot je und je eine crux der Ausleger gewesen ist. Aber was soll man nun zu den verschiedenen, sich widersprechenden Urteilen der Gelehrten sagen? Wofür soll man sich entscheiden? Zunächst ist wohl in Betracht zu ziehen, ob denn überhaupt ein Unterschied zwischen den beiden Geboten vorhanden ist. Cyriacus Spangenberg, dessen Katechismuspredigten 1564 erschienen sind, hat weder im Begehren noch in den Objekten des Begehrens einen Unterschied gefunden. Angenommen, es gäbe keinen Unterschied, im neunten Gebot wäre also ganz genau dasselbe verboten wie im zehnten, dann wären es gar nicht zwei Gebote, sondern nur ein Gebot. Das zehnte Gebot wäre dann ja nur eine Wiederholung des neunten, und die Zahl der Gebote würde somit von zehn auf neun reduziert werden. Aber die Verschmelzung der beiden letzten Gebote in eins ist auch gegen den klaren Wortlaut derselben. Louis Harms bemerkt in seinen Katechismuspredigten ganz zutreffend: „Wenn nun Gott gewollt hätte, daß es ein Gebot sein sollte, so hätte er es nicht getrennt und zweimal gesagt: ‚Laß dich nicht gelüsten‘, sondern er hätte gesagt: ‚Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Haus, Weib, Anecht, Magd, Vieh‘; dann wäre es ein Gebot gewesen. Aber so will Gott, daß es zwei Gebote sein sollen, denn er trennt sie absichtlich.“ Steht das fest, daß es zwei Gebote sind, so muß auch zwischen denselben ein Unterschied sein. Liegt aber im Begehren selbst kein Unterschied, so muß er in den Objekten des Begehrens liegen. Tertium non datur. Sehen wir nun die beiden Alternative an.

Zuerst ist also zu entscheiden, ob es aus der Schrift klar bewiesen werden kann, daß im neunten Gebot die wirkliche Lust, im zehnten dagegen die erbliche Lust verboten ist. Die sedes doctrinae der Gesetzgebung ist 2 Mos. 20. Hier wird aber in beiden Geboten dasselbe Verbum für das Begehren gebraucht. Und daß im neunten Gebot nur ein Gegenstand genannt wird, im zehnten aber mehrere, das kann doch auch kein Grund sein, ein und demselben Verbum eine verschiedene Bedeutung beizulegen. Somit ist aus 2 Mos. 20 kein Unterschied im Begehren ersichtlich. Wie steht es aber mit 5 Mos. 5, 21? Hier stehen im Hebräischen zwei verschiedene Verben für „Begehren“, die mit „gelüsten“ und „sich selbst gelüsten machen“ übersetzt werden und also Synonyma sind. Kann man aus diesen Synonymen Ausdrücken mit Sicherheit eine Verschiedenheit in der Begierde nachweisen? Prof. Mezger sagt in seinen „Entwürfen zu Katechesen über Luthers Kleinen Katechismus“: „Diese Unterscheidung läßt sich aus dem Text der Gebote schwerlich nachweisen, weder aus den Objekten, die in diesen Geboten genannt werden, noch aus den verschiedenen Verben, die für den Begriff ‚begehren‘ im Hebräischen gebraucht werden.“ Prof. R. Pieper urteilt in der Erklärung des Kleinen Katechismus: „Das Begehren selbst ist in beiden Geboten dasselbe.“ Und Otto von Gerlach schreibt:

„Weder in dem Wort ‚gelüsten‘ noch in irgendeiner andern Andeutung liegt der geringste Wink, der uns veranlassen könnte, das Gelüsten von etwas anderm als einer rein innerlichen Begierde zu verstehen. Jeder Versuch, jenen [Spencerschen] Unterschied in dem sogenannten Gelüsten des neunten und zehnten Gebots nachzuweisen, ist ein vergeblicher.“

Kann demnach kein Unterschied im Begehren selbst nachgewiesen werden, worin ist er dann zu suchen? Schüpe antwortet in seinen „Entwürfen und Katechesen“ auf diese Frage so: „Läßt sich in dem Begehren kein Teilungsgrund finden, so liegt die weitere Frage nahe, ob etwa durch die Objekte des Begehrens sich ein solcher ergebe. Das neunte Gebot hat zum Objekt des Begehrens das Haus und Erbe des Nächsten, also leblose Gegenstände, Gebot 10 dagegen des Nächsten Weib, Gesinde und Vieh, also lebende Gegenstände. Schön sagt Hempel: ‚Es führt das neunte Gebot an das Haus, das zehnte in das Haus des Nächsten; denn es sind die Personen und die Dinge, die innerhalb desselben sind. . . . Freilich finden wir 5 Mos. 5, 21 das Weib im neunten, des Nächsten Haus im zehnten Gebot, woraus wieder der Schluß gezogen worden ist, daß es auf die Verteilung der Objekte hier gar nicht ankomme. Wollten wir aber das Teilungsprinzip, leblose und lebende Objekte, auch gelten lassen, so wird dasselbe durch den Schlußsatz von Gebot 10: ‚noch alles, was sein ist‘ wieder hinfällig; denn die Worte gehen, wie es scheint, wieder auf leblose Objekte. . . . An der Lösung dieser fast rätselhaften Frage haben sich die bedeutendsten Dogmatiker, Exegeten und Katecheten beteiligt, und noch immer ist *lis sub iudicibus*.“ Obgleich Schüpe hier die Frage in der Schwere hängen läßt, so hat er sich doch in der praktischen Katechese für den Unterschied in den Objekten des Begehrens entschieden.

Aber ist denn die Unterscheidung der beiden letzten Gebote nach den Objekten des Begehrens zulässig? Darf man sagen: Das neunte und zehnte Gebote unterscheiden sich durch die verschiedenen Objekte, die darin genannt werden? Da wird zunächst der Einwand gemacht, daß 5 Mos. 5, 21 zuerst gesagt wird: „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weib“ und dann: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Ader, Knecht, Magd, Ochsen, Esel noch alles, was sein ist.“ Hier, sagt man, wird im neunten Gebot das Weib genannt und im zehnten das Haus; folglich kommt es auf die Objekte gar nicht an, und daher können diese nicht der Teilungsgrund sein. Aber wenn Moses hier bei der Wiederholung des Gesetzes die Gegenstände des Begehrens in einer andern Reihenfolge aufzählt, als sie 2 Mos. 20 stehen, so sagt er damit doch keineswegs, das Begehren des Weibes sei im neunten Gebot verboten und das Begehren des Hauses im zehnten. Moses hält sich in diesem Kapitel nicht immer genau an den Wortlaut von 2 Mos. 20. So nennt er neben dem Haus auch den Ader und führt beim dritten Gebot auch einen andern Grund an, warum die Juden dieses Gebot halten sollten, als den 2 Mos. 20 an-

gegebenen. Wenn nun Moses hier die beiden letzten Gebote gleichsam zusammenfaßt, da ja beide vom Begehren handeln, und aufzählt, was Gott darin verbietet, so hebt er damit keineswegs die bei der Gesetzgebung bestimmte Reihenfolge der Gebote auf. Der Herr Christus und die Apostel haben sich auch nicht immer streng an diese Reihenfolge gebunden. So steht Matth. 19, 18. 19 das vierte Gebot nach dem achten und Mark. 10, 19 das sechste Gebot vor dem fünften. Somit ist nicht erwiesen, daß 5 Mos. 5, 21 das Begehren des Weibes im neunten und das Begehren des Hauses im zehnten Gebot verboten sei.

Dann wird dagegen der Einwand erhoben, daß am Schluß des zehnten Gebots die Worte stehen: „noch alles, was sein ist“. Darüber sagt Schütze: „Diese Worte gehen, wie es scheint, wieder auf leblose Objekte.“ Es mag dies immerhin so scheinen; aber müssen die Worte notwendig so verstanden werden, daß sie auch das Erbe oder Haus des Nächsten mit einschließen? Doch wohl nicht. Warum sollte Gott dann wohl vorher im neunten Gebot ausdrücklich das Haus genannt haben, wenn es im zehnten Gebot nochmals unter „alles, was sein ist“ mit unbegriffen wäre? Durch diese Annahme würden, soweit die Objekte in Betracht kommen, die beiden Gebote in eins zusammengeschmolzen werden. Kann man denn diese Worte nicht auch so verstehen, daß damit die Güter derselben Art, von welchen „Weib, Knecht, Magd, Vieh“ nur Beispiele sind, bezeichnet werden? So hat jedenfalls Dietrich die Worte verstanden, denn er bemerkt dazu in seinen Institutiones, S. 124, wie folgt: „Es ist also auch in diesem Gebot, wie in andern, der Teil an die Stelle und zur Bezeichnung des Ganzen gesetzt. Es wird nämlich nur die eine und andere Art namhaft gemacht, — dabei sind aber alle übrigen Arten der gleichen Gattung mit verstanden, von denen der Heilige Geist in den Erklärungen der Propheten und Apostel angibt, daß sie mit darunter zu befaßen seien, als zum Beispiel das Begehren des Mannes, des Sohnes, der Tochter, des Hausgenossen, des Fuhsns, der Kuh, des Pferdes, des Maulesels, des Kalbes, des Stiers, des Ferkels, des Schweines, der Gans.“

Außerdem kommt noch ein Umstand hier in Betracht, der deutlich anzeigt, daß der Unterschied in den Gegenständen zu suchen ist. Luther hat im Großen Katechismus in den Worten: „Diese zwei Gebote sind fast den Juden sonderlich gegeben, obwohl sie uns dennoch auch zum Teil betreffen“ mit Recht darauf hingewiesen, daß das Gesetz zu nächst den Juden gegeben ist. So wie das dritte Gebot seinem Wortlaut nach zunächst die Juden anging, so war ihnen im neunten Gebot verboten, das Haus und Erbe ihrer Väter auf irgendeine Weise zu veräußern (3 Mos. 25, 28), und wenn sie es doch verloren hatten, so mußte es im nächsten Jubeljahr an die Familie zurückgegeben werden. Trotzdem der Käufer also nur das Nuzungsrecht zeitweilig erwerben konnte, so war das Verbot doch sehr nötig, denn der Prophet Jesaias klagt: „Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen

Ader zum andern bringen“ usw. Dies beweist, daß im neunten Gebot der erbliche Familienbesitz der Gegenstand des Gebotes ist, im zehnten also, was jeder einzelne besitzt.

Fassen wir nun das Ganze kurz zusammen, so ergibt sich folgendes:

1. Man muß einen Unterschied zwischen dem neunten und zehnten Gebot anerkennen, weil man sonst entweder sich mit der Schrift in Widerspruch setzt, die ausdrücklich „zehn Worte“ angibt, oder genötigt ist, nach reformierter Weise das Bilderverbot als ein besonderes Gebot zu zählen.
2. Jeder Versuch, den Beweis zu liefern, daß der Unterschied zwischen beiden Geboten im Begehren liege, ist als vergeblich zu betrachten.
3. Der Wortlaut dieser Gebote gibt einen bestimmten Unterschied in den Objekten an, und es ist kein Grund vorhanden, davon abzugehen. Der Schreiber dieses schließt sich daher der Entscheidung an, daß der Unterschied zwischen dem neunten und zehnten Gebot nicht im Begehren, sondern in den Objekten des Begehrens liegt, so daß im neunten Gebot der unbewegliche, erbliche, im zehnten dagegen der bewegliche, lebendige Besitz des Nächsten verboten ist.

D. Meibohm.

---

### Bermischtes.

**Waffenbrüderschaft begründet Glaubensgemeinschaft.** Das ist der Oberfaß, mit dem jetzt Tröltzsch seine Theorie von der Relativität des Christentums zu beweisen sucht. Tröltzsch sieht nämlich in dem Kampf christlicher Nationen gegeneinander und in der dabei zutage tretenden Verleugnung christlicher Grundsätze, ferner in der Verbindung des christlichen England mit dem heidnischen Japan einerseits und in der Kampfgemeinschaft Deutschlands und der Türkei andererseits seinen alten Satz bewährt, daß das Christentum nur relativen Wert habe. Es ist keine Religion für die gesamte Menschheit, und damit ist auch der Traum der Weltmission aus. „Alles Historisch-Besondere an den großen Weltreligionen ist nur etwas Relatives, von höchster Bedeutung und Lebendigkeit für den Kreis, den es erfüllt, aber nicht bestimmt, zum schlechthin Allgemeinen zu werden.“ Aus der gegenwärtigen politischen, weltlichen Einigkeit der Deutschen und Türken folgert also Tröltzsch frischweg auch die religiöse und geistliche Einigkeit beider. Mit demselben Rechte hätte er das auch schließen können aus der Tatsache, daß beide, Türken wie Deutsche, zwei Augen, zwei Ohren, zwei Arme und zwei Beine haben. Echt ist bei Tröltzsch aber der Haß gegen den alten Glauben. „Da gibt es Leute“, sagt er, „die ihn [den Krieg] im Stil der Propheten des Alten Testaments als eine Strafe für den Abfall von Gott betrachten und ihn zum Thema für Bußpredigten machen. Aber was bei den Propheten eine Überwindung naturalistischer und heidnischer Denkweise durch eine freilich sehr gewalttätige ethische Idee war, das ist



in den modernen Jeremiaden eine muffige Pfaffenredensart, die man nicht ernst zu nehmen braucht.“ Die Expektorationen Tröltchs bringt D. Kade zum Abdruck und hat, wie die „A. E. L. R.“ sich ausdrückt, „auch für die obige ungewaschene Rede keine Bemerkung“. Was die Mission betrifft, so erinnert Lepsius an den Krimkrieg, in welchem England und Frankreich mit dem Sultan in Waffenbrüderschaft standen, was aber kein Preisgeben der Mission zur Folge hatte. Den Engländern gegenüber, die den Deutschen einen Vorwurf machen aus ihrer Bundesgenossenschaft mit den Türken, weist Lepsius hin auf die Tatsache, daß es die Alliierten waren, die zuerst Mohammedaner wider die Deutschen ins Feld führten, so daß jetzt mehr als 15,000 Muselmänner sich in deutscher Gefangenschaft befinden, denen in ihren Lagern sogar Moscheen errichtet und Koranbücher geliefert worden seien. Daß freilich Tröltch und die liberalen Theologen und Laien in ihrem Glauben den Türken viel näher stehen als den Christen, daran ist allerdings kein Zweifel. Und daselbe gilt von zahlreichen anglikanischen, methodistischen, presbyterianischen und vielen andern „christlichen“ Predigern und Laien, die zu den Freimaurern und andern Logen gehören. Sind Logenglieder konsequent, so mögen sie gute Muselmänner sein; Christen sind sie jedenfalls nicht. Auf solche Punkte hätte Tröltch hinweisen sollen, wenn er eine religiöse Verbindungslinie zwischen den Türken und sich und den modernen „Christen“ finden wollte. Daraus folgt aber nicht, daß das Christentum selber nur relativen Wert hat, sondern nur, daß Tröltch und Genossen lügen, wenn sie sich noch Christen nennen.

F. B.

**Verräterischer Burgfriede.** In Deutschland steht gegenwärtig die Vaterlandsverteidigung im Vordergrund politischer Interessen. Wer daraus aber folgert, daß damit auch in der Kirche die bisherigen Streitfragen ihre Bedeutung verloren haben, vermischt Geistliches und Weltliches, Kirche und Staat. Waffengemeinschaft hat mit Glaubens- und Kirchengemeinschaft nichts zu schaffen. Der Boden der Waffengemeinschaft ist das gemeinsame irdische Vaterland oder doch gemeinsame irdische Interessen. Grundlage der Kirchengemeinschaft aber ist weder Vaterland noch Rasse, sondern einzig und allein das gemeinsame Bekenntnis. Lutheraner auf seiten der Alliierten und der Deutschen könnten, obwohl sie im Kriege einander gegenüberstehen, doch gemeinschaftlich zum Abendmahl gehen. Lutheraner und Katholiken aber, obwohl sie Seite an Seite als treue Waffenbrüder kämpfen, könnten das nicht. Freilich beutet der Teufel jetzt die Waffenbrüderschaft, die doch bloß weltlich und bürgerlich orientiert ist, dazu aus, um das lautere christliche Bekenntnis in Religionsmengerei und Indifferentismus zu erstickten. Und wohl nur wenigen Klaren und in der Lehre gegründeten Lutheranern wird es gelingen, sich bei gegenwärtiger Waffenbrüderschaft vom kirchlichen Unionismus unbefleckt zu bewahren. Die Liberalen freilich freuen sich über die gegenwärtige Verwischung der Glaubensunterschiede, ja,

erklären die vorhandene Waffenbrüderschaft selber für tatsächliche Religionseinigkeit, wie wir an Tröltzsch nachgewiesen haben. Und D. Rade spricht nun in der „Christlichen Welt“ seinen Wunsch dahin aus, daß auch nach dem Kriege dieser falsche religiöse Burgfriede nicht aufhören möge. Alle Parteien seien ja einig darin, daß man Unzucht und Trunk, Lüge und Habsucht, Frechheit und Stumpfsinn und allerlei Gottlosigkeit, wie sie öffentlich ihr Wesen treiben, bekämpfen müsse. Das sei doch Einigkeit genug! Mit Recht bemerkt hierzu aber die „A. E. L. R.“: „D. Rade hat nur eins vergessen, die Stellung zum Burgherrn. Hier scheiden sich die Geister nach dem Worte des Burgherrn selbst, das er in die bekannte Frage gefaßt hat Matth. 22, 42.“ Von der kirchlichen Bruderschaft, die Rade will, ist Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, ausgeschlossen. Und der Burgfriede, den er befürwortet, ist in Wahrheit nichts anderes als Verrätereit und teuflische Verschwörung, den Burgherrn Jesus Christum aus seiner eigenen Burg, der Kirche, hinauszutwerfen. An die Stelle des alten Glaubens wollen die Liberalen die Moral setzen und an die Stelle des Reiches Gottes das Vaterland. Das Protestantenblatt schreibt: „Wenn du mich fragst: Wie baue ich an einem Reiche Gottes? so antworte ich dir das eine Wort: Sei du ein guter Deutscher! Stehe fest in deinem Vaterland! Tue da deine Pflicht und erfülle deine Aufgabe! Suche da dich zu versenken in deutsche Art und deutsches Wesen, in deutschen Geist und deutsches Gemüt. Sei deutsch in Frömmigkeit und Wille, das heißt, einfach, wahr, treu und tapfer! Hilf mit, wie du es kannst, daß wir siegen; hilf mit, daß unser Vaterland wachse und groß werde!“ Und aus dem Felde schreibt ein Soldat: „Wie wenig wird das tiefste, innigste Bedürfnis des Herzens durch die Predigt manches Pfarrers gestillt! Denn man muß da Predigten hören, über die man tatsächlich sich ärgert. Wenn ein Pfarrer unser Vaterland als Gott hinstellt, das ewige Leben als ein Leben, das fortlebt in der späteren Generation der Erinnerung, der Stachel des Todes damit erklärt wird, daß dem Tod der Stachel genommen wird, wenn man für das Vaterland stirbt, und die Hölle nur erkennt in unsern Feinden, die wir jetzt bekämpfen, so ist dies wenig geeignet, den in manchen Herzen durch das erlebte Furchtbare angezündeten Glaubensfunken zu kräftigen und zu stärken.“ In dem Deutschland, das D. Rade und die Liberalen anstreben, wäre also kein Raum mehr für Christus, das Evangelium und die christliche Kirche. So fischt der Satan jetzt im trüben und sät eifrig während der schwarzen Nacht des Krieges sein Unkraut. Wenn darum die Christen nicht wacker sind, so wird es nach dem Krieg für die Kirche eine traurige Ernte geben. Doch, was toben die Heiden usw! Ps. 2. F. V.

**Neutralität und Waffenexport.** Über Neutralität ist in den letzten zehn Monaten viel Wertvolles und Falsches geschrieben und geredet worden. Und diese falschen Anschauungen haben zu allerlei ungerechten Beschuldigungen geführt, die sich weder mit der Moral noch

mit der amerikanischen Denk- und Redefreiheit vertragen. In seiner Erklärung vom 18. August 1914 sagt Präsident Wilson: "The United States must be neutral in fact as well as in name during these days that are to try men's souls. We must be impartial in THOUGHT as well as in action, must put a curb upon our sentiments, as well as upon every transaction that might be construed as a preference of one party to the struggle before another." Wenn hiermit nicht etwa bloß gesagt sein soll, daß wir uns nicht vorschnell und ohne genügende Grundlage ein Urteil bilden sollen darüber, wer in diesem Kriege recht oder unrecht hat, und daß wir, falls ein solches Urteil in uns zustande gekommen ist, dasselbe nicht gehässig und mit Fanatismus in Wort und Schrift vertreten sollen, sondern wenn damit auch gefordert würde, daß wir uns überhaupt kein Urteil bilden, geschweige denn in Wort und Schrift für dasselbe eintreten dürften, so könnten wir unserem Präsidenten nicht zustimmen. Zur Klarheit führt hier die geläufige Unterscheidung zwischen Neutralität in Gedanken, in Worten und in Werken.

**Neutralität der Gedanken.** Verlangt man von uns, daß wir absichtlich es zu keiner Klarheit bei uns kommen lassen, wer im Weltkrieg recht oder unrecht hat, so wäre damit ein intellektueller und sittlicher Indifferentismus gefordert, der eines Menschen unwürdig ist, und eine gemachte, künstliche Neutralität, die sich mit der Ethik nicht vereinigen läßt. Wer freilich innerlich in seinen Gedanken und Urteilen, ohne dies absichtlich herbeizuführen, noch zu keiner Entscheidung gekommen ist, auf welcher Seite im Weltkriege das Recht ist, der kann allerdings, solange er also innerlich wirklich neutral ist, sich auch weder der einen noch der andern Seite zuwenden, unbedingt selbst nicht in seinen Wünschen und Gebeten. Wollte er dies dennoch tun, so würde er den Willen über die Einsicht stellen und eigene persönliche Wünsche über Gott und das Gewissen. Hat aber jemand auf Grund von Tatsachen sich überzeugt, daß das Recht im Weltkrieg auf seiten der Deutschen und das Unrecht auf seiten der Alliierten ist, so ist er eo ipso schon innerlich nicht neutral und darf es auch nicht mehr sein wollen. Und wer dann dennoch von ihm innerliche Neutralität verlangte, würde Unfittliches, Vergewaltigung der eigenen Überzeugung, von ihm fordern. Fordern kann man hier nur, daß niemand sein Urteil abschließt ohne zureichende Gründe, mit andern Worten, daß objektiv geurteilt wird. Wer also von andern schlechtthin Neutralität in Gedanken und im Herzen verlangt mit Bezug auf das Urteil, wer im Weltkrieg der schuldige Teil sei, weiß entweder nicht, was er fordert, oder er verlangt unfittliche Vergewaltigung der Wahrheit.

**Neutralität der Rede.** Was sodann die Neutralität in Worten, Reden und Schriften betrifft, so fordert die Moral, daß jeder eintritt für seine Überzeugung, für die Sache, welche er als die gerechte erkannt hat, zumal wenn diese Sache mit Lügen und Verleumdungen

umgeben wird. Es ist unterfittlich, wenn sich hier jemand furchtsam oder aus selbstfüchtigen Interessen Schweigen auflegt und dies sein Handeln obendrein als „schuldlige Neutralität“ zu rechtfertigen sucht. Es ist fittliche Pflicht, für die Wahrheit und Gerechtigkeit und für die Sache der Stummen und Unterdrückten einzutreten. Und dies Recht garantiert uns auch die amerikanische Rede- und Pressefreiheit. Wer sich also auf Grund der Tatsachen davon überzeugt hat, daß Deutschland recht hat und einen Verteidigungskrieg führt gegen seine zahlreichen Feinde, die es ungerechterweise überfallen haben, der hat nicht bloß das Recht, so zu denken, sondern er hat auch das Recht und je nach Umständen auch die Pflicht, dies auch auszusprechen und in Rede und Schrift dafür einzutreten. Wer hier von uns verlangt, daß wir schweigen und uns neutral verhalten, der fordert etwas Unfittliches und durchaus Unamerikanisches. Der Staat hat weder Recht, das Denken zu bergewaltigen, noch auch, der freien, maßvollen Rede einen Maulkorb anzuhängen. Neutralität der Rede und Schrift wird also niemand von uns fordern, der noch Moral und amerikanische Freiheit respektiert.

**Neutralität der Tat.** Anders steht es aber mit der Neutralität der Handlungen und der Werke. Über unsere Gedanken und Worte hat der Staat keine Macht, wohl aber über unsere Taten. In Amerika gibt es zwar Denk-, Rede- und Pressefreiheit, aber keine Handlungsfreiheit. Denken kann jeder, was er will, aber tun kann und darf nicht jeder, was er will. Das gilt auch mit Bezug auf den europäischen Krieg. Hier kann unsere Regierung mit Recht verlangen, daß keiner im Lande sich am europäischen Krieg in irgendeiner Weise mit der Tat beteilige. Hier kann sie strenge Neutralität vorschreiben und jeden Bürger zur Rechenschaft ziehen, der die Neutralität der Tat irgendwie bricht. Und eben diese Bedeutung hat es, wenn unsere Regierung erklärt, wie das geschehen ist, daß wir streng neutral sein und bleiben wollen im gegenwärtigen Krieg. Diese Erklärung bezieht sich und kann sich nur beziehen auf die Neutralität der Tat, nicht des Denkens und Redens. Wer sie dennoch über die Tat hinaus ausdehnen wollte auf das Denken und Reden, der würde sich an der amerikanischen Freiheit vergreifen und das Gewissen bergewaltigen.

**Waffenausfuhr und Neutralität der Tat.** Wir sind dafür eingetreten, daß die Waffenausfuhr sich nicht verträgt mit der Neutralität der Tat, die unser Präsident proklamiert hat, und unser Land beobachten muß, solange wir nicht selber in den Krieg eingreifen und für das Blutvergießen verantwortlich werden wollen. In unsern Protesten gegen diese Waffenausfuhr gründen wir uns, wie anderweitig (z. B. *Alma Mater*, S. 206 ff.) nachgewiesen, auf die Moral und das spezifisch amerikanische Bewußtsein. Die gegenwärtige entsetzliche Waffenausfuhr verträgt sich ebensowenig mit amerikanischen Prinzipien, Idealen und Interessen wie mit den fittlichen Forderungen der Wahr-

haftigkeit, Gerechtigkeit und Unparteilichkeit. „In jedem Kriege hat“, wie jüngst auch Expräsident Taft zugab, „eine Partei unrecht, und beide können unrecht haben.“ Ist das aber der Fall, so machen wir uns auch durch Ausfuhr von Waffen an Kriegführende, auch wenn solche Ausfuhr nicht wie im gegenwärtigen Kriege einseitig ist, eines Unrechts teilhaftig. Die gegenwärtige enorme Ausfuhr ist nichts anderes als tatsächliche, wenngleich indirekte, Beteiligung am europäischen Kriege und somit keine wirkliche Neutralität der Tat.

**Sophistische Rechtfertigung der Ausfuhr.** Zur Rechtfertigung der Waffenausfuhr beruft man sich auf das internationale Gesetz, welches diese Ausfuhr gestatte. Aber selbst wenn man zugibt, daß sogar unter den obwaltenden Umständen und veränderten Verhältnissen die Ausfuhr vom internationalen Gesetz erlaubt ist, so folgt noch lange nicht, daß wir uns dieses Rechtes auch bedienen sollen. Erwägungen der Sittlichkeit und amerikanische Ideale und Interessen sollten hier das Handeln bestimmen. Man hat ferner behauptet, daß das internationale Gesetz jetzt, nachdem der Krieg ausgebrochen sei, uns die Gestattung der Waffenausfuhr zur Pflicht mache. Aber dafür hat, soweit wir informiert sind, noch niemand den Beweis geliefert; zudem setzt diese Behauptung fälschlich voraus, daß die Waffenausfuhr an Kriegführende sittlich berechtigt sei. Fordert das internationale Gesetz wirklich die gegenwärtige Waffenausfuhr, so würde nach unserer Anschauung nur folgen, daß wir dasselbe in diesem Punkt zu ändern haben. Man hat ferner behauptet, daß die gegenwärtige Waffenausfuhr sich gründe aufs Gewissen. Dieser Behauptung liegt aber eine doppelte falsche Prämisse zugrunde: erstens, daß das internationale Gesetz wirklich die Waffenausfuhr uns nicht bloß gestattet, sondern zur Pflicht macht; zweitens, daß das Gewissen sich zu richten hat nach dem internationalen Gesetz statt umgekehrt, das internationale Gesetz nach dem Gewissen. Das Gewissen ist von Gott dem Menschen anerschaffen und liegt in seiner Natur, die niemand ändern kann; das internationale Gesetz ist dagegen menschlicher Mache. Kommen daher beide miteinander in Konflikt, so hat nicht das Gewissen, sondern das internationale Gesetz zu weichen. Es ist somit sophistisch, wenn man folgert: Das internationale Gesetz fordert die Waffenausfuhr, ergo ist sie Gewissenssache. Die letztlich normierende Norm bleibt auch hier das Gewissen und nicht das internationale Gesetz. Was tatsächlich folgt, falls das internationale Gesetz die Waffenausfuhr wirklich fordern sollte, ist dies, daß das menschliche Nachwerk verändert und verbessert werden muß. Endlich hat man sogar die Behauptung gewagt, daß die gegenwärtige Waffenausfuhr sich gründe auf das Wohlwollen gegen alle Nationen. Angesichts der Tatsache aber, daß der entsetzliche Handel ganze Ströme von Blut und Tränen im Gefolge hat, dürfte diese Behauptung wohl kaum mehr als ein schmerzlich-skeptisches Lächeln auslösen. Sie erinnert zu lebhaft an die Versicherung, daß die Briten gerade auch aus

purere Liebe zum deutschen Volke den Krieg wider Deutschland führen. Es wird wohl dabei bleiben, daß die mörderische Waffenausfuhr nicht bloß streitet wider wahres Amerikanertum, sondern auch wider die Moral, und daß unser Land durch dieselbe nichts Geringeres als Blutschuld auf sich lädt.

J. B.

Das englische Heiligungsblatt *Life of Faith* schreibt: „Wir hören gerade jetzt ein gut Teil von der ‚Nacht am Rhein‘. Laßt uns daran denken, daß Schnedenburger im Jahre 1849 starb. Laßt uns bedenken, daß er nichts von dem wilden Barbarentum der Hunnen wußte. Damals waren die Tage von Deutschlands Größe, als die reinen Flammen des Patriotismus heller brannten, als die Lust nach Macht es noch nicht verzehrt hatte. Aber ach! es hat den Tag hinter sich gelassen und ist in die Nacht eingetreten. Es ist von seiner Größe gefallen und in die Kleinheit der Gewissenlosen getreten. Ein feierlicher Vertrag ist nur ein Stück Papier; Neutralität ist ein bloßes Wort. Es war Großbritannien, das sich entschloß, das kleine Wort zu respektieren und das Stück Papier zu schützen. Es war Großbritannien, das beschloß, einem bloßen Wort seinen wahren Wert zu geben.“ Hierzu schreibt das Blatt der deutschen Gemeinschaftsbewegung „Auf der Warte“: „Die Herrschaft der Lüge auf seiten unserer Feinde ist eine furchtbare Macht und die Lüge im frommen Gewand der Leute von der Heiligungskonferenz in Restwid ihr Gipfel. Es wirkt auf einen wie ein Brechmittel, dies fromme Gewäsch. Heute geben alle englischen Blätter zu, daß England die Neutralität Belgiens nur im eigenen nationalen Interesse schützen wollte, sonst hätte man auf alle Neutralität gepfiffen. Davon erfahren die neutralen Staaten gerade in diesem Kriege ihr gutes Teil. Wenn *Life of Faith* noch immer das alte Märlein aufstischt, daß es Englands Gewissenspflicht gewesen sei, den feierlichen Vertrag zu schützen und dem kleinen Belgien zu helfen, so steht es, was Ehrlichkeit betrifft, heute sogar hinter den weltlichen englischen Tageszeitungen zurück und verwechselt, was in England leider nicht selten vorkommt, wieder einmal das Gewissen mit dem bedrohten Geldbeutel. Anfangs glaubte man, die englischen Christen mit ihrer Unwissenheit über die schmutzigen Triebkräfte ihrer Politik entschuldigen zu können, heute kann man dies nicht mehr, und es muß ihnen der Vorwurf bewußter, kalter Unwahrhaftigkeit gemacht werden.“ — Ist das nicht, in solcher Allgemeinheit, zu hart geurteilt?

J. B.

„Italien kämpft für die Zivilisation!“ Im gegenwärtigen Kriege wird in einem Maße wie wohl nie zuvor Falschmünzerei getrieben mit so ziemlich allen Begriffen, die hier in Betracht kommen: Neutralität, Militarismus, Vertrag, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Humanität, Gewissen, Völkerrecht usw. Ein Beleg hierfür ist der Satz an unserer Spitze. Der Wochenschauder der „A. E. L. N.“ schreibt: „Die Votenschaftsgebäude Englands, Rußlands, Frankreichs und Italiens in Berlin stehen unbeachtet und unversehrt da. Raum daß eilige Passanten einen

Blid nach den verhängten Fenstern werfen. Man weiß, daß es verlassene Häuser sind, weiß, daß sie bis zum Ausbruch des Krieges von den Botschaftern der gegnerischen Mächte bewohnt wurden; aber niemand denkt daran, sie zu beschädigen. Kein Schutzmann steht vor dem Hause Englands in der Wilhelmstraße, dessen vergittertes Portal die Worte „Dieu et mon droit“ zieren, keiner vor dem zierlichen Bau der Franzosen am Pariser Platz noch vor der russischen Botschaft oder der unsers jüngsten italienischen Feindes. Es bedarf dessen nicht. Als das deutsche Botschafterhaus in Petersburg zerstört wurde, als deutsches Eigentum in Paris und Brüssel vogelfrei war, rührte sich in Berlin keine Hand, um auch nur eine Fensterscheibe zu zerstören. Kaum aber war die Kriegserklärung Italiens gegen Oesterreich da, so fiel der Pöbel in Mailand über deutsche Wohnungen und Geschäfte her und zerstörte angesichts des zum Schutze aufgebotenen Militärs den Besitz von Leuten, mit denen man bisher im besten Einvernehmen gelebt, Geschäfte gemacht, und die als „Feinde“ anzusehen man sich eigentlich einige Mühe geben mußte. Wie die italienischen Blätter mit einem Rest von Schamgefühl versichern, waren die Soldaten nicht imstande, die plündernden Banden in Schach zu halten. Das stimmt natürlich nicht. Sofortige Verhaftung der Anführer oder ein paar wohlgezielte Schüsse hätten dem Treiben ein schnelles Ende gemacht. Aber dazu konnte sich die Regierung nicht aufschwingen. Sie hatte einmal der Straße das Recht eingeräumt, die Politik des Landes zu beeinflussen, so mußte sie ihr auch das Recht lassen, die weiteren Folgerungen zu ziehen. Dem süßen Pöbel ernsthaft entgegenzutreten, hieße ja wohl die Gefahr der Revolution heraufbeschwören, mit deren Gespenst alle die Mitglieder des Parlaments eingeschüchtert wurden, die diesen „sinnlosen“ Krieg, wie ihn der Reichskanzler treffend kennzeichnete, vermeiden wollten. Italien ist, wie in der französischen Kammer gesagt wurde, an die Seite der Mächte getreten, welche für die Zivilisation kämpfen. Die Mailänder Pöbelrotten haben dazu den Auftakt geliefert.“ Man rüde also den Satz zu Anfang unsers Paragraphen und ähnliche über die deutschen Banden usw. in das Licht der Pöbelherrschaft in London, Moskau und Mailand! Uns erinnert dies an die Falschmünzerei der Liberalen, die ebenfalls schier jeden theologischen Terminus entmannt und überall aus Weiß Schwarz und aus Schwarz Weiß gemacht haben. F. B.

Dem Weltkongreß des Jugendbundes für entschiedenes Christentum hat für dessen Sitzung in Chicago der deutsche Verband erklärt, daß er sich in seinem Gewissen gebunden fühle, nach Amerika unter den obwaltenden Verhältnissen keinen Delegierten entsenden zu können. Sie hätten in Deutschland schon seit Monaten einen viel größeren Weltkongreß von Leuten aus allerlei Volk: etwa eine Million Kriegsgefangene aus Canada, Neuseeland, Ostindien und Zentralasien, Japan und Afrika, Sudan, Algier, Belgien, Frankreich, Rußland: alles schwarze, gelbe, braune und weiße Bundesgenossen der Engländer, die

das große Argernis für die gesamte Christenheit zu unserm tiefen Schmerz herbeigeführt haben, die schwarze und gelbe Rasse gegen die weiße zum Krieg aufgehetzt und sogar evangelische Missionare mißhandelt haben. Schließlich wurde auch noch hingewiesen auf den Einfluß des Krieges auf den Jugendbund, der bei allen Opfern (bis Mai zählte er 138 Gefallene, 214 Verwundete, 61 Vermißte und den Verlust von der Hälfte der Vereine in Ostpreußen) doch in dem Kriege einen gewaltigen Aufruf Gottes zur Innerlichkeit sehe, so daß seine Mitglieder auch ohne die Weltkonferenz es ernst zu nehmen wüßten mit Gottes Wort und Gebet bei geläutertem Verständnis und treuester Opferbereitschaft für Heil und Rettung des Vaterlandes. (A. E. L. N.)

„Die seelischen Wirkungen des Krieges.“ Unter diesem Titel hat der Jeneser Psychiater D. Binswanger ein Heft herausgegeben, in dem er der „A. E. L. N.“ zufolge schreibt: „Ich hatte eine ganze Reihe nervenschwacher Jünglinge im Laufe des letzten Jahres und zur Zeit des Ausbruches des Krieges in Behandlung: ängstliche, kleinmütige, zaudernde, willensschwache Menschenkinder, deren Bewußtseins- und Gefühlsinhalt nur durch das eigene Ich bestimmt war, und die in Klagen über körperliches und seelisches Weh sich erschöpften. Da kam der Krieg. Das Krankhafte fiel wie mit einem Schlage von ihnen ab, sie meldeten sich bei der Truppe, und — was mir noch merkwürdiger erscheint — sie haben sich alle, bis auf eine einzige Ausnahme, bis zum heutigen Tage bewährt, und diese einzige Ausnahme ist nicht seelisch, sondern körperlich zusammengebrochen. Also selbst bei diesen angetrunkelten Naturen hat der große Reiniger ‚Krieg‘ sein Werk getan.“ — Wie der Krieg auch sittlich läuternd wirkt und ein Anlaß werden kann, daß früher gesäter Same göttlichen Wortes ausschlägt und Frucht bringt, dafür liegen aus diesem Kriege ebenfalls zahllose Beweise vor. Der Krieg, hat man gesagt, füllt die Hölle. Nun, jedenfalls schwerlich mehr als vielfach ein lang ununterbrochener Friede, den die Welt schändlich mißbraucht, um den Götzen Mammon, Üppigkeit, Wollust, Tanz, Theater usw. zu frönen und den Himmel hier auf Erden zu suchen. F. B.

Deutsche Kardinäle protestieren gegen französisch-katholische Lügenpropaganda. Kardinal von Hartmann, Erzbischof von Köln, und Kardinal von Bettinger, Erzbischof von München, haben eine Adresse an den Papst gerichtet, worin sie energischen Protest einlegen gegen eine Publikation, die in Paris unter dem Titel „Der Krieg und der Katholizismus“ erschienen ist. Dieses Pamphlet wurde von Monsignore Vaudrillart, Rektor des katholischen Instituts in Paris, zusammengestellt und von Kardinal Amette, Erzbischof von Paris, mit einem Vorwort versehen. Der Inhalt befaßt sich mit den angeblich von den Deutschen in Belgien, besonders gegen die Kirche, verübten Greuelthaten. Die Kardinäle von Hartmann und von Bettinger erklären positiv, daß erstlich solche Greuelthaten frei erfunden seien und sich nie zugetragen hätten, sowie zweitens, daß Kardinal Mercier nie in Haft genommen worden



sei, wie in der Heftschrift behauptet würde. Zum Schlusse sagen sie: „Wenn der französische und belgische Klerus diese Verleumdungskampagne fortsetzt, wird sich die katholische Geistlichkeit Deutschlands zu Vergeltungsmaßregeln gezwungen sehen, was der Welt ein wenig erbauliches Schauspiel christlicher Brüderlichkeit bieten würde.“

**Englands Führerschaft in der Heidenmission.** Prof. Paterson schreibt: „Das britische Reich steht, wie kein Reich vor ihm es tat, für die gerechte und wohlthätige Regierung unterjochter Rassen ein, für die Gewährung des größten Maßes von Freiheit, das mit festem Regiment verträglich ist, und für die Verbreitung der materiellen und geistigen Segnungen der Zivilisation durch ganze große Einflußsphären hindurch. Wenn wir erwägen, wie reich in vergangenen Zeiten Gottes Segen auf unserm Volke geruht hat, . . . wenn wir ferner erwägen, daß keine andere Macht imstande ist, dieselben Verantwortlichkeiten in aller Welt zu übernehmen und seine weltweite Mission für die Sache der Zivilisation, von Gesetz und Ordnung und Philanthropie auszuführen, so dürfen wir wohl glauben — bis wenigstens ein tüchtigeres Organ erscheint, um es zu ersetzen —, daß Gott dieses sein großes Werkzeug davor bewahren wird, in Stücke zerbrochen zu werden, und es erhalten für die fernere Förderung der Interessen seines Reiches.“ Deutscherseits wird dagegen betont, daß England sich dieser Führerschaft schon längst unwürdig und unfähig gemacht habe, weil es die Weltmission in den Dienst seiner Weltherrschaftsgelüste stelle. „England“, sagt O. Dettmering, „hat den europäischen Völkertkrieg in die Kolonien getragen und damit den eigentlichen Weltkrieg entfacht; England hat den farbigen Mann nach Europa geführt und heidnische Soldaten gegen Christen zum Kampf gezwungen; England hat die Missionsstationen in den deutschen Kolonien zerstört und den Krieg gegen friedliche Missionare, gegen Frauen und Kinder geführt; England hat durch den Besitz seiner Kugel und die Macht seiner Presse die gesamte Welt mit einem Netz von Lügen über die Ursache des Weltkrieges umspinnen, hat versucht, das deutsche Volk zu einem Greuel und Abscheu unter den Völkern zu machen, das nur der Vernichtung wert sei. Es ist uns unmöglich, zu glauben, daß ein solches Volk mit solchen Verbrechen gegen die Mission und gegen die Wahrheit die Führung in der evangelischen Heidenmission behalten kann. Nur eine ernsthafte Buße und Umkehr kann von einem Gericht über solche Untaten erretten, aber der englische Hochmut scheint von Einkehr und Umkehr weit entfernt.“

F. B.

**Freimaurerisch modern-religiösen Anschauungen** soll die amerikanische Mission in der Türkei huldigen. Die „A. E. L. R.“ berichtet: Ein Mitglied des Hilfsbundes für Armenien schreibt, daß sich seit dem Kriege im armenischen Volke, das durch die amerikanische Mission im englischen Sinne beeinflusst und beherrscht wurde, eine große Umdwälzung zugunsten Deutschlands vollzogen habe. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß nach Beendigung dieses furchtbaren Krieges Deutschland die geistige

Führung in der Türkei in die Hand nehmen, und daß es eine ganze Reihe deutscher Lehrkräfte an die Türkei abgeben wird. . . . Es ist gewiß kein schlechtes Zeugnis für unsere Arbeit, daß man hier unter deutscher Mission eine streng bibelgläubige, Jesu Gottheit und Erlösungstod betonende Missionsarbeit versteht. Überall, wo ein warmes Wort für den alten Bibelglauben eingelegt wird, vermutet man deutschen Einfluß gegenüber den von der amerikanischen Mission geduldeten freimaurerisch modern=religiösen Anschauungen. Gerade diese modernen Kreise sind es auch, die gegen Deutschland wüten; ihnen sind wir ein Dorn im Auge.“ Leider hat man das bisher nicht überall von der deutschen Mission rühmen können. Wir denken dabei z. B. an die wiederholten Klagen über liberale Pastoren in Osterreich. J. B.

**Pazifisten und Roosevelt.** In der Columbia University und auf anderen höheren Schulen haben Studenten sich verbunden, jeden Krieg zur Beseitigung internationaler Streitigkeiten zu bekämpfen und sich nicht als Soldaten anwerben zu lassen und die Bürger eines andern Landes zu töten, um internationale Beziehungen in Ordnung zu bringen. Das hat Roosevelt veranlaßt, diesen jungen Leuten und allen Pazifisten in seiner gewohnten polternden Weise persönliche Feigheit und krankhaften Mangel an patriotischem Pflichtgefühl vorzuwerfen. “The advocates of pacificism” — sagt er — “who have been most prominent in our country during the past five years have been preaching poltroonery. . . . For the nation as for the individual, the most contemptible of all sins is the sin of cowardice.” Nach der Weise der probritischen Presse sucht auch Roosevelt die Pazifisten durch Schimpfen zum Schweigen zu bringen. Aber man merkt die Absicht. Gehört doch Roosevelt zu den gewissenlosen Kriegshekern wider Deutschland und samt Taft, Eliot u. a. zu den Patronen der schönsten Munitionslieferanten. Auch sonst ist uns Roosevelt ja längst bekannt als ein Mann, dem Objektivität abgeht, und der aus seinen Leidenschaftlichen, selbstfüchtigen Wünschen und ehrgeizigen Plänen heraus zu reden und zu argumentieren sich gewöhnt hat. Solchen Kriegshekern gegenüber hat aber jeder loyale Amerikaner die heilige Pflicht, für den Frieden einzutreten und gegen jeden ungerechten, unnötigen und feigen Krieg, wie es unter den obwaltenden Umständen ein Krieg wider Deutschland sein würde, zu protestieren. Selbst in einer durchaus gerechten Sache darf Krieg nicht prima, sondern immer nur die ultima ratio sein. Würden wir ohne wirklich zureichende Gründe einen Krieg wider Deutschland vom Zaune brechen, so wäre jedes in solchem Kriege zerstörte Leben eine Blutschuld auf unserm Haupte. Friedfertige Gesinnung und insonderheit Abneigung gegen einen unnötigen oder gar offenbar ungerechten Krieg verrät weder Feigheit noch Mangel an Pflichtgefühl gegen das Vaterland, sondern Gewissenhaftigkeit und wahren Patriotismus. — Wie aber die Kriegsheker nach der einen, so gehen vielfach Pazifisten nach der andern Seite zu weit, indem sie

überhaupt jeden Krieg und jede Beteiligung am Kriege verurteilen, dazu schmelgen in Träumen vom baldigen Anbruch eines ewigen Weltfriedens mit allgemeiner Abrüstung und einer Weltpolizei zur Verhütung künftiger Kriege. Solche Träume sind aber utopisch; denn sie widersprechen den klaren Aussagen der Bibel über die letzte Zeit, in der wir leben, und reimen sich auch nicht mit den Erfahrungen, die die Welt seit sechs-tausend Jahren von der selbstfüchtigen und unvernünftigen Beschaffenheit der sündigen Menschen gemacht hat. Und was den Staat betrifft, so ist und bleibt nach der Schrift seine höchste Pflicht die, seine Bürger gegen Vergewaltigung zu beschützen, wo nötig, auch mit der Schärfe des Schwerts. Wenn darum der Staat im Namen der Gerechtigkeit und der Landesverteidigung den Ruf zu den Waffen erschallen läßt, so hat jeder Bürger Recht und Pflicht, diesem Rufe Folge zu leisten und Gut und Blut fürs Vaterland einzusetzen. Dem widersprechen auch weder die Warnungen Christi vor der Selbsttödtung noch auch seine Mahnungen zur Feindesliebe. Beide können in einem gerechten Kriege ebensogut zur Geltung kommen wie mitten im Frieden. Im Auftrag der Obrigkeit, die Gott eingesetzt hat, die Waffen ergreifen zur Landesverteidigung, das hat mit Selbsttödtung nicht mehr zu schaffen und steht mit der Feindesliebe ebensowenig im Widerspruch wie das Todesurteil, das der Richter gerechterweise fällt, und der Scharfrichter vollzieht.

F. B.

Der Kampf gegen das Kind ist in Deutschland trotz des furchtbaren, männermordenden Krieges noch immer nicht allgemein als die große Volksgefahr erkannt und gehakt. Zwei Kinder, ein Kind, kein Kind, das sind die drei Dämonen, die ein Volk im Grunde mehr dezimieren als der Krieg. Man sieht es an Frankreich. Was soll man aber sagen, daß kürzlich mehrere Verbände deutscher Gärtner in Berlin zusammenkommen mußten, um Stellung zu nehmen gegen die von den Arbeitgebern geforderte Kinderlosigkeit der Privatgärtner? Die Gartenbesitzer beschäftigen, wie sich herausstellte, meistens nicht nur lediges männliches Personal, sondern verlangen fortgesetzt, daß verheiratete Gärtner möglichst nur kleine Familien haben dürfen, oder daß sie gänzlich kinderlos sein und bleiben sollen. Hierzu noch ein anderes Beispiel aus der Klasse der Hausbesitzer. Ein kaiserlicher Beamter unterbreitet in einer Berliner Zeitung folgendes der Öffentlichkeit: „Bei Kriegsausbruch gezwungen, mit Frau und meinem Töchterchen nach Deutschland zurückzukehren, miete ich Mitte Januar dieses Jahres in Berlin eine möblierte Wohnung auf ein halbes Jahr. Meine Frau hatte das „große Pech“, mir und dem Vaterlande Ende März einen strammen Jungen zu schenken. Bald darauf lehrte sie mit dem „Stolz der Familie“ aus dem Krankenhaus in das Heim zurück. Drei Tage später erhalte ich von meinen Wirtsleuten einen Brief, dessen erster Absatz lautet: „Da Sie beim Mieten der Wohnung auf meine direkte Frage nach der Größe Ihrer Familie verschwiegen [?] haben, daß Ihre Frau Gemahlin im

März ein Kind erwarte, kündige ich Ihnen gesetzmäßig zum 1. Mai die Wohnung. Ich ersuche Sie hierdurch, mir innerhalb drei Tagen mitzuteilen, ob Sie diese Kündigung annehmen, da ich mich sonst genötigt sehe, die Ermittlungs-Klage gegen Sie anzustrengen.“ Des lieben Friedens halber, so fügt der Einsender hinzu, werde er ausziehen. — Obigen Fällen fügt die „A. E. L. R.“ noch folgenden hinzu: „Vor anderthalb Jahren mietete sich in München ein junges Ehepaar ein. Der Mann steht zurzeit im Felde, die junge Frau schenkte dem Vaterlande jetzt einen kräftigen Jungen. Darauf ist ihr folgendes Schreiben zugegangen: „An Herrn G. M. Im Auftrag des Herrn Oskar Streling bin ich genötigt, Ihnen die Wohnung . . . vertragsmäßig am 1. Januar 1915 für 31. März 1915 zu kündigen. Wie Sie selbst einsehen werden, muß der Charakter des Hauses, welcher schon durch die Bauart bedingt ist, gewahrt bleiben, und verträgt sich damit die Vergrößerung Ihrer Familie nicht. Wie Ihnen noch erinnerlich sein dürfte, wurde beim Abschluß des Mietvertrags dieser Punkt hauptsächlich besprochen, und tut es mir leid, Sie aus diesem Grunde als Mietspartei zu verlieren. . . .“

J. B.

**Gibbons gegen Frauenstimmrecht.** In einem offenen Briefe, der an J. R. Nugent, den ehemaligen Stadtanwalt von Newark, N. J., gerichtet ist, hat Kardinal Gibbons Gelegenheit genommen, aufs neue seine Meinung bezüglich des Frauenstimmrechts zu präzisieren. Das Schreiben, dem ein längerer Kommentar beigelegt ist, lautet, wie folgt: „Ich hege noch immer in bezug auf Frauenstimmrecht die nämlichen Ansichten, die ich bereits so oft geäußert habe: daß nämlich das Stimmrecht die Frau von ihren häuslichen Pflichten in die Arena der Politiker zerren und ihr viel von ihrer Anmut, Güte und ihrem wahren Einfluß rauben würde. Die Frau ist in der Tat eine Fürstin, aber die ihr von Gott gegebene Herrschaft sollte auf dem häuslichen und auf dem edleren Felde und Wesen liegen. Wir alle glauben, daß sie dort in ihrer Arbeit so erfolgreich sich betätigt hat, daß wir Befürchtungen hegen müssen bezüglich irgendeines Wechsels, der ihre Herrschaft auf das politische Gebiet tragen würde.“ Auf die Frage, ob das Frauenstimmrecht an sich der sittlichen Weltordnung widerstreitet, weil es das Wort: „Er soll dein Herr sein“ aufheben würde, hat Gibbons sich nicht eingelassen.

J. B.

## Literatur.

**Der apostolische Brief an die Kolosser, für Theologen und Nichttheologen ausgelegt und inhaltlich dargelegt von Carl Anthony Jörn.** 548 Seiten. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.50.

Diese Auslegung des Kolosserbriefes ist von verschiedener Seite bezeichnet worden als die beste der Schriften, mit welchen P. Jörn bisher die Kirche beschenkt habe. Wir haben uns darum auch beeilt, sie noch in dieser Nummer

zur Anzeige zu bringen, obwohl wir die fesselnde Lektüre derselben nicht zuvor beendigen konnten. Woimmer wir aber das Buch aufgeschlagen haben, sind wir auf ebenso wichtige wie richtige, auf ebenso klare wie wahre, auf ebenso erbauliche wie theologisch tiefe, auf ebenso populäre wie gründliche, auf ebenso schriftgemäße wie zeitgemäße Ausführungen gestoßen. Nur ein Beispiel für das Lehtere! S. 24 lesen wir: „Der Glaube ist eine von Gott gewirkte Begierde, sich auf Christum und sein Wort zu gründen. Und diese Begierde, eben weil sie eine Begierde, ein Begehren, ein Verlangen, ein Herzensschreien nach Christo und seinem Worte ist, ist eine Zuversicht und ein Vertrauen, daß Jesus Christus der einige Helfer und Heiland und sein Wort die einige Gotteswahrheit ist — nicht eine stets gefühlte und wonnig empfundene und ruhig genossene Zuversicht und Vertrauen, aber doch eine wahrhaftige und göttlich gewisse Zuversicht und Vertrauen, stark und mächtig sich immer erhebend aus allen Fluten, die sie erschöpfen wollen. So, so dringt der Glaube in Gottes Macht zu Christo und seinem Worte, das uns die Gnade gibt, und — hat sie. Und so kann der Glaube auch singen, und der Geist kann froh sein, und die Seele kann lachen, wenn auch unter Schluchzen und Trauern und Weinen.“ — Wer sich diese Schrift P. Jorns kommen läßt, tut keinen Fehlgriff. Verglichen mit Büchern aus andern Verlagshäusern, ist der Preis auch überaus niedrig gesetzt, was um so mehr zu beachten ist, da unser Verlag schreibt: „Mit diesem Buch haben wir ganz merkwürdige Erfahrungen gemacht. Während es in Deutschland in Arbeit war, brach der beslagenswerte Krieg aus, und als es im Spätherbst fertig in Jwidau lag, schien es unmöglich, es herüberzubefördern. Erst nachdem wir allen Ernstes bei unserer Regierung vorstellig geworden waren und auf unsere Rechte als amerikanische Bürger gepocht hatten, gelangte die Sendung, allerdings mit riesig vermehrten Kosten, in unsern Besitz. Um so mehr freuen wir uns, daß wir jetzt das Buch zur Anzeige bringen können.“

F. B.

### Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Geschichtlich dargestellt von A. Pfannkuche. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.

Insonderheit für uns Missourier, die wir uns wohl mehr und auch mit größerem Verständnis als irgendeine andere Gemeinschaft beschäftigen mit den Fragen die rechte Unterscheidung von Kirche und Staat betreffend, dürfte die Lektüre dieses Buches von besonderem Interesse sein. Zugleich geht aus demselben hervor, daß wir Amerikaner immer noch ein größeres Maß religiöser Freiheit und staatlicher Gleichheit genießen als sonst irgendein anderes Volk in der Welt, auch das moderne Deutschland nicht ausgenommen. Zum Beweise hierfür nur folgende Stelle (S. 86): „In den beiden medlenburgischen Großherzogtümern besteht dagegen noch heute die evangelisch-lutherische Kirche als ausschließliche Landeskirche. Allen andern Religionsgemeinschaften, auch der katholischen und reformierten Konfession, ist bis heute nur die Hausanacht ohne Zuziehung eines Geistlichen gestattet. Lediglich auf Grund widerruflicher landesherrlicher Konzeption bestehen einige katholische und reformierte Gemeinden im Lande. Dem entspricht es, daß das Kirchenregiment noch vom Landesherren als integrierender Bestandteil seiner Staatsgewalt und wie diese unter Konkurrenz der Stände geübt wird. In beiden Ländern hat die evangelische Kirche noch keinerlei presbyteriale oder synodale Einrichtungen, entbehrt also jeder korporativen Selbständigkeit. Auch die Anstellung der Geistlichen erfolgt durchweg durch den Landesherren.“

F. B.

### Die Psalmen Israels, nach dem Vermaß der Urschrift verdeutscht von D. Rud. Kittel. VIII und 217 Seiten. A. Deichert's Verlag, Leipzig. M. 2.50; geb. M. 3.

Aber diese Übersetzung spricht sich D. Kittel von Leipzig, der sich als Exeget, als Herausgeber der hebräischen Bibel und durch seine Geschichte des Volkes Israel einen Namen gemacht hat, selber also aus: „Ich habe mich bestrebt, sie unserer heutigen Erkenntnis vom hebräischen Metrum gemäß zu gestalten, soweit die Nachahmung eines fremden Metrums in unserer Sprache möglich ist. Ich habe mit vollem Bewußtsein mit jenem Bestreben das andere verbunden, wo es mir

irgend aus sprachlichen Gründen möglich schien, Luther zum Worte kommen zu lassen. Mancher moderne Leser wird darin vielleicht einen Nachteil zu erkennen geneigt sein, denn ich bin in diesem Punkte zumeist bis an die äußerste Grenze des mir erlaubt Scheinenden gegangen. Aber je ernster und länger ich mich in die Übersetzung Luthers vertiefte, um so stärker kam mir immer wieder zum Bewußtsein, daß eine wirklich neue, „moderne“ Bibelübersetzung nach Luther nur ein ganz Großer wagen dürfe, der wie Luther beides in gleicher Weise in sich vereinige: den für Jahrhunderte bestimmenden religiösen Genius, ja den Propheten seines Volkes, und den für Jahrhunderte bestimmenden Sprachmeister der Deutschen. Ehe ein solcher auftritt, zehren wir von Luthers Erbe. Der oft allzu peinlich scheinende Anschluß an Luther konnte mir um so leichter fallen, als ich die Entbedung zu machen glaubte, daß Luther selbst schon in überaus zahlreichen Fällen, ohne irgend die wissenschaftliche Grundlage dazu zu haben, den richtigen Rhythmus des hebräischen Urtextes instinktiv empfunden hat. Man mache den Versuch, Luthers Übersetzung aus ihrer durch die fortlaufende Schreibung verunkulteten Form in eine andere umzusetzen, welche die Zeilen nach dem Parallelismus und dem richtigen Sinn abteilt, und man wird staunen, wie vielfach er den vollkommen richtigen Rhythmus des Urtextes wiedergibt.“ — Wer aber aus den Büchern des Alten Testaments das Messianische ausschheidet, der denaturiert sie, wovon man leider auch diese Psalmenübersetzung Mittels nicht freisprechen kann.

F. B.

**Geistliches und Weltliches** zu einer vollstümlichen Auslegung des Kleinen Katechismus Luthers in Kirche, Schule und Haus. Von R. H. Caspari. 23. Auflage. Mit des Verfassers Bild und Lebensbeschreibung. Verlag von A. Deichert, Leipzig. M. 1.40; geb. M. 1.80.

Die vorliegende „Original-Vollausgabe“ hat der Verleger zum hundertjährigen Geburtstag Casparis herausgebracht. „Caspari hat in diesem Buch für Pfarrer, Lehrer und christlich gebildete Hausväter Beiträge zu einer christlich-vollstümlichen Auslegung des ganzen Katechismus gegeben. Vollstümlich ist demselben, was, wahr, tief, sinnig, schlagend, verständlich und behaltbar, in einer Form ausgedrückt ist, die ihres Eindrucks auf das christlich-deutsche Volksgemüt nicht verfehlt. Das ‚Geistliche‘, was der Verfasser gibt, sind kurze, treffende Wort-erklärungen des Katechismus- oder Schriftwortes, lebhafte, sentenziöse Aussprüche hervorragender Kirchenlehrer, erbauliche Zeugnisse der Wahrheit, wie sie, übereinstimmend mit Schrift und Bekenntnis, aus der Erfahrung des christlichen Gemütes hervorgehen. Das ‚Weltliche‘ sind Sprichwörter, Volksprüche, Dentsprüche, Gleichnisse und eine große Anzahl vollstümlicher Geschichten und Erzählungen, die, auf einen vom Christentum genährten und verklärten Volksgeist hinweisend, Eigentum des ganzen Volkes entweder sind oder werden können.“ Je und je hat man auch in unserer Mitte Casparis Buch, das seit 1853 im Markte ist, als eine gute Fundgrube betrachtet, aus der Prediger, Lehrer und Hausväter viele edle Schätze für sich selbst und die ihnen Anbefohlenen holen können. F. B.

**Kriegslieder und Gebichte** von A. W e n e l, Lutherville, Ark. 10 Cts.; 100 Stück \$7.50.

In diesen schlichten, populären, ja zuweilen naiven Liedern ist alles wahr und treu und echt deutsch gedacht und empfunden. Aber auch der loyalste Amerikaner kann bei der ergößlichen und erbaulichen Lektüre von Herzen einstimmen, weil Deutschland in diesem Kriege die Sache der Menschheit vertritt, nicht bloß den barbarischen Russen, sondern auch den Briten gegenüber, die nun schon seit Jahrhunderten ihr individuelles und spezifisches Rassenbewußtsein in einem Grade überspannen und tranthaft vergrößern, daß dabei das Menschheitsbewußtsein zugrunde und in die Brüche gehen muß, wie ja auch tatsächlich Franzosen und Russen und insonderheit die Briten in diesem Krieg vielfach in die äußerste Barbarei, wohin der aufgelassene Egoismus schließlich immer führen muß, versunken sind. — Die Hälfte des Reinertrages ist für die Witwen und Waisen der deutschen und österröichisch-ungarischen Krieger bestimmt. F. B.

**Aus Kirche und Kunst.** Von Prof. D. Leopold Witte. Zweite, mehrfach veränderte Auflage. Halle a. S. Verlag von Max Niemeyer. 1913. 482 Seiten 5×7½. Preis, gebunden: M. 6.

D. Witte war früher Superintendent und geistlicher Inspektor der Landesschule Pforta und ist auch bekannt als ein Kämpfer gegen die Bestrebungen und Annäherungen Roms. In dem vorliegenden Band sind, wie schon der Titel erkennen läßt, 17 sehr verschiedenartige Abhandlungen vereinigt, geschickt geschrieben, oft interessant und lehrreich, aber theologisch nicht immer richtig. Diejenigen über Kunst und diejenigen gegen Rom sind vorzuziehen denen über kirchliche und theologische Fragen. Zu den ersteren rechnen wir: Michelangelo. Sabonarola. Vittoria Colonna. Torquato Tasso. Gladstones Kampf gegen Rom. Ignaz von Döllinger. Luigi Desanctis, ein italienischer Protestant der Neuzeit. Zu den letzteren gehören: Die Bedeutung der dreißigjährigen Stille Jesu (wobei eine falsche Lehre von der Person Christi, auch die sogenannte Kenosis, zum Ausdruck kommt). Überlieferung und Schrift. Die unsichtbare Kirche und Rom. Die biblische Kritik eine Gehilfin der Wahrheit. Jakob Böhme. Carlyles religiöse Stellung. Vom ganzen Buche gilt: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Druck und Ausstattung sind gut. U. F.

**Die Urformen des 11. Artikels der Kontordienformel, dargeboten von Prof. Geo. J. Fritzsche, 1831 Fremont Ave., Dubuque, Iowa. 12 Seiten 6×9.**

Die beiden hier dargebotenen, den Dogmenhistoriker interessierenden Dokumente sind „Die Straßburger Kontordie vom 18. März 1563“ von Jakob Andrea (abgedruckt aus Pfaff, Acta et scripta ecclesiae Wirtembergicae) und „Die schwäbische Kontordie von 1574“, ebenfalls von Andrea (abgedruckt aus der „Zeitschrift für historische Theologie“, 1866). Natürlich kommt es bei einer Bekennnißschrift schließlich nicht auf die „Urformen“ an, sondern auf die endgültige Fassung. U. F.

**WORKS OF MARTIN LUTHER. With Introductions and Notes. Vol. I. A. J. Holman Company, Philadelphia. \$2.00.**

Über die Bedeutung Luthers, nicht bloß für die lutherische und protestantische Kirche, sondern für die ganze Christenheit, ja, für die ganze Welt, brauchen wir uns hier nicht zu verbreiten. Sie versteht sich von selbst und gehört schon lange zu den Axiomen. Wer darum Luthers Schriften auch Englisch-lesenden zugänglich macht, leistet der Kirche und unserm Lande einen großen Dienst. Es wird eben wohl dabei bleiben, daß Luther der letzte große Prophet ist, den Gott der Kirche und Welt gegeben hat. Wir freuen uns darum über diesen neuen Versuch, Luther Englisch reden zu lassen. Auch glauben wir, daß der Zeitpunkt günstig gewählt ist, da das immer näher rüdende vierhundertjährige Jubiläum der Reformation im Jahre 1917 neues und allgemeines Interesse für Luther und sein Werk nachrufen wird. Der Plan ist, in zehn Bänden die Hauptschriften Luthers mit Fußnoten und Vorreden herauszugeben. Die Herausgeber und Übersetzer, zumiß Theologen aus dem Generalkonzil, sprechen sich hierüber also aus: „The object of this edition is to present to English readers such works of Luther as will adequately show all sides of his life, character, and activity. With this end in view, the editors have selected from the writings of Luther those works which give the fullest insight into the character and doctrines of the great Reformer, and show the relation in which he stood to the economic, social, and political, as well as to the religious and ecclesiastical life of his day. They have chosen to present whole works, rather than selections or fragments of works, and the edition, when complete, will contain all of Luther's most important and significant treatises, exclusive of the commentaries, letters, and table-talk, which are already available in English translations.“ Wir haben zwar keine Zeit gefunden, die vorliegende Übersetzung mit dem Urtext zu vergleichen, wohl aber den Eindruck erhalten, daß es die sorgfältigste dieses Umfangs sein dürfte, die bisher erschienen ist. Wir können darum dem Unternehmenden nur Er-

folg wünschen. Zwar glauben wir, daß lutherische Theologen und Pastoren kaum das mehr sind und sein können, was sie sein sollten, wenn sie nicht genug Deutsch können, um Luther im eigenen, unübersetzbaren Idiom genießen zu können. Das macht aber gute Übersetzungen auch für sie nicht überflüssig. Dazu kommt, daß Luther auch vom Volk und von den Predigern aller protestantischen Denominationen gelesen werden sollte. Der vorliegende Band von 412 Seiten bietet folgende Schriften: Disputation on Indulgences (1517). Treatise on Baptism (1519). Discussion on Confession (1520). The Fourteen of Consolation (1520). Treatise on Good Works (1520). Treatise on the New Testament (1520). The Papacy at Rome (1520). f. 8.

**PRIMARY SCHOOL CAROLS.** A Hymnal for the Beginners' and Primary Departments of Sunday-schools. Lutheran Book Concern, Columbus, O. 1914. 68 Seiten 6×9. Preis: 30 Cts.

Ein Liederbuch für die ersten Jahre der Sonntagschule. Die Aufgabe, der sich das Komitee unterzogen hat, ist eine schwierige, die nur gelöst werden kann, indem man die Rücksicht sowohl auf musikalischen Wert wie auch auf den Inhalt der Lieder vielfach unberücksichtigt läßt und in der Zensur der Texte sich darauf beschränkt, geradezu Falsches und Unchristliches auszuschneiden. Weder nach Inhalt noch in bezug auf religiösen Gehalt können sich diese Primary School Carols messen mit unsern „Liederperlen“ und ähnlichen Sammlungen. Man hat es eben mit Sängern zu tun, die nur einmal die Woche — wenn so oft — zusammenkommen und dann keine Zeit auf Einüben von Liedern verwenden können. Nur so entschuldigt sich die Wahl sowohl der Texte wie der Melodien, die in dieser Sammlung vorliegen. Das spezifisch Lutherische fehlt durchaus. G.

**CRADLE-ROLL MANUAL.** A Complete Handbook for Cradle-Roll Workers. By *Katherine Williams*. Standard Publishing Co., Cincinnati. 35 Seiten 4½×6½. Preis: 35 Cts.

Die Verfasserin ist Spezialistin in ihrem Fach. Sie schreibt über den Zweck der Cradle-roll in der Sonntagschularbeit und gibt Aufschluß über die Methoden, die im Aufbau einer Cradle-roll-Abteilung sich bewährt haben. G.

---

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Die Norwegische Synode hielt ihre diesjährige Sitzung in San Francisco vom 30. Mai bis zum 7. Juni, die Forenede Kirke war in der darauffolgenden Woche in Minneapolis versammelt und die Haugesynode vom 12. Juni an in Grand Forks, N. Dak. In der Vereinigungssache hat die Norwegische Synode dieses Jahr auf ihrer Versammlung keine weiteren Schritte getan. Das Resultat der Abstimmung in den Gemeinden über die endgültige Verschmelzung soll nächstes Jahr der zum erstenmal seit 1912 wieder in Distrikten tagenden Synode vorgelegt werden. Die Kasse der Synode hat eine Schuld von etwa \$80,000, und die Schuld ist im Steigen. Man hat daher im Luther College Unterrichtsgebühren eingeführt, und die Distriktspräsidenten haben den Aufrag erhalten, Gemeinden, die ihr „assessment“ nicht bezahlt haben, so bald als möglich persönlich zu besuchen. Eine neue Gemeinde wurde aufgenommen. — Die Forenede Kirke feierte ihr fünfundsiebzigjähriges Jubiläum. Die Vorlage für die Konstitution der vereinigten norwegischen Synoden wurde angenommen. Zwanzig neue



Gemeinden wurden aufgenommen, und sechsundzwanzig Kandidaten für das Präbikariat ordiniert. Ein Jubiläumsfonds von beinahe \$800,000 ist gesammelt worden, und die Kollekte geht weiter. — Wie zu erwarten war, hat die *Haugesynode* die Vorlage für eine Konstitution der vereinigten Synoden auf den Tisch gelegt. Es war die Furcht vor der „hochkirchlichen Richtung“, die zu diesem Resultat führte. Obwohl sich das gemeinschaftliche Komitee der drei Synoden, das die Vorbereitungen in Händen hat, auf einen Paragraphen geeinigt hat, der den Haugeanern freie Ausübung ihrer Laientätigkeit (Erweckungsversammlungen usw.) zusichern soll (siehe L. u. W. 1914, 280), konnte die Versammlung doch nicht die Überzeugung gewinnen, daß organische Vereinigung mit den „hochkirchlichen“ Synoden zum Vorteil der haugeschen Frömmigkeit sein würde. „Wir haben eine hochkirchliche und eine niederkirchliche Richtung unter uns Norwegern, und diese beiden Richtungen werden nimmermehr zusammenarbeiten“, sagte einer der Redner. Andere weigerten sich zu stimmen, weil die Gemeinden nicht Zeit gehabt hätten, sich die neue Konstitution zu überlegen. Andere forderten, daß die Absolution mit Handauflegung beim Abendmahl durch einen besonderen Satz abgeschafft werde. Wie es nicht anders zu erwarten war, fielen auch Reden, in denen Bedenken wegen der großen Machtbefugnisse, die nach dieser Konstitution dem Kirchenrat zugestanden werden, zur Geltung kamen. Die neue Konstitution und die Vereinigungsartikel wurden nach langer Debatte mit 78 gegen 58 Stimmen auf den Tisch gelegt. Zugleich wurde ein Beschluß gefaßt, der die Gemeinden auffordert, bis zur nächstjährigen Versammlung über diese Materie abzustimmen. Auch die Haugesynode hat eine bedeutende Synodalschuld. Weber diese Schuld noch die viel größere der Norwegischen Synode erklärt sich aus einem Wachstum der Bedürfnisse (ein solches hat nicht stattgefunden), sondern aus einer Verminderung der Einnahmen.

Die Verleihung des Titels eines Doktors der Theologie an Prof. D. E. Brandt durch die Fakultät zu Watertown am 19. Juni ist in den Synodalorganen „*Kirketidende*“ und *Lutheran Herald* mit knapp drei Zeilen gemeldet worden. Der *Lutheran Herald* unterließ auch den Gebrauch der Gratulationsformel.

Daß wir die Norwegische Synode exkommuniziert hätten, ist eine Anklage, die der *Lutheran Herald* am 17. Juni gegen unsere Zeitschrift erhebt. Das norwegische Blatt nimmt Bezug auf einen Abschnitt, der sich L. u. W. 1914, S. 132, findet und folgenden Wortlaut hatte: „In den vor einem Jahre verabschiedeten norwegischen Vereinigungsartikeln (wohl von den Vereinigungsthesen vom Jahre 1912, *Oppjör*, zu unterscheiden) besagt der dritte Paragraph, daß sich die drei Kirchenkörper — Forenede Kirke, Norwegische Synode und Haugesynode — verpflichten, in allem Ernste die Regel beachten zu wollen, daß sie nicht gemeinschaftliche kirchliche Arbeit betreiben wollen mit den Reformierten und mit andern, die nicht denselben Glauben und dasselbe Bekenntnis haben“. Das ist ein Beschluß, der auch für die Synodalkonferenz nicht ohne Bedeutung ist. Durch diese Fassung nämlich: ‚die nicht denselben Glauben und dasselbe Bekenntnis haben‘ wird eine Gemeinde, die diesen Artikeln zustimmt, erklärt haben, daß sie mit keiner Gemeinde der Synodalkonferenz weiter kirchliche Arbeit tun kann und will. Gehört eine solche Gemeinde also zur Norwegischen Synode, so hätte sie mit solcher Zustimmung

zu § 3 ihren Austritt aus dem brüderlichen Verhältnis zu uns erklärt; denn wir gehören allerdings zu den Kirchen, die nicht auf dem Grunde des „Opgjör“ stehen, also zu denen, „who do not share the same faith and confession.“ Wenn der norwegische Redakteur aus diesem Abschnitt folgert, wir hätten die Norwegische Synode in den Bann getan, „exkommuniziert“, so hätten wir dazu folgendes zu sagen: **E r s t e n s** tun wir keine Synoden in den Bann! Der Satz im *Lutheran Herald* lautet: „Prof. Th. G. has some time ago excommunicated the Synod from the Synodical Conference.“ Selbst die Presbyterianer, Baptisten, Methodisten „exkommunizieren“ wir nicht in ihrer Gesamtheit dadurch, daß wir keine kirchliche Gemeinschaft mit ihnen haben. Glaubt Redakteur Lee vom *Lutheran Herald* wirklich, daß eine Aufhebung des brüderlichen Verhältnisses gleichbedeutend ist mit „exkommunizieren“? Oder ist diese Anklage, wie so manche andere in letzter Zeit, unter der Voraussetzung gemacht, daß kaum einem aus fünfhundert der Leser des *Herald* jene Nummer unserer Zeitschrift zugänglich sein wird? **Z w e i t e n s** ist in jenem Abschnitt auch nicht gesagt, daß wir die Gemeinden, die jenen Vereinigungsartikeln zustimmen, von Stund' an behandeln müßten, als hätten sie das brüderliche Verhältnis mit uns endgültig gelöst; selbstverständlich müßte mit solchen Gemeinden, resp. deren Pastoren, gehandelt werden, ehe das brüderliche Verhältnis abgebrochen wird. Eben dem Zwecke, solche Gemeinden auf die in vielen Fällen nicht beabsichtigte, wohl gar nicht erkannte Folge einer Abstimmung, die einer Erklärung des Austritts aus dem brüderlichen Verhältnis zu uns gleichkommt, aufmerksam zu machen, sollte jener Paragraph dienen. **D r i t t e n s** ist von einem Austritt der Norwegischen Synode aus dem brüderlichen Verhältnis zu uns in diesem Abschnitt auch mit keiner Silbe die Rede. **V i e r t e n s** „exkommunizieren“ wir auch nicht die einzelnen Gemeinden, die etwa vom Bekenntnis abweichen, mit denen vergeblich gehandelt worden ist, und die es uns dadurch unmöglich gemacht haben, mit ihnen weiter als mit Brüdern zu verkehren. Dadurch, daß wir mit einer presbyterianischen usw. Gemeinde keine Kirchengemeinschaft haben, erklären wir diese Gemeinde doch nicht als aus Heiden und Zöllnern bestehend! — Was wir in dieser Sache urteilen, ist **z w e i** **W o c h e n**, ehe jene Anklage im *Lutheran Herald* erschien, folgendermaßen im *Lutheran Witness* (Nr. 13) dargelegt worden als Antwort auf eine Frage im *Lutheran Standard*, wie wir mit der Norwegischen Synode noch im brüderlichen Verhältnis stehen können, nachdem diese durch ihre Gemeinschaft mit Forenede Kirche in ein brüderliches Verhältnis zu Ohio getreten sei: „If the *Lutheran Standard* understands reasons from the premise that 'the Missouri Synod is in fellowship of faith with the four hundred and eighteen ministers of the Norwegian Synod,' our Ohioan contemporary assumes that these 418 clergymen are a unit on the questions raised by the Madison document. As will be seen, there is a division among the clergy, so far as it was represented at last year's convention, and this division is found also among the congregations of the Norwegian Synod. The *Lutheran Standard* will understand that under the circumstances the Missouri Synod must suspend its judgment in this matter until the situation has cleared. While we believe that the Norwegian Synod is entirely capable of settling its own troubles, and requires no outside help to re-establish peace in its fold, our hopes are that the so-called majority party

will be convinced that a document which has its source, as can be conclusively shown, in an indifferentistic spirit, and which mingles Scripture doctrine and human opinion, is not a suitable basis for union. At present the minority party is growing. A pamphlet by Rev. M. F. Wiese, which sums up the objections of the so-called minority to the Madison theses, has appeared. Much bitterness of feeling has been engendered as a result of the attempt to reunite the Norwegian synods on the basis of this 'agreement,' and the Norwegian Synod now presents the sad spectacle of a violently faction-rent body. Our sincere hope is that not only within the Norwegian Lutheran churches, but among the American Lutheran bodies as a whole a lasting union may be brought about on the basis of God's Word. So much is clear from the experience of our Norwegian brethren that any attempt to unite the Church on any other basis will breed strife, and possibly result in new divisions." Das war unsere Antwort auf die Behauptung des obioschen Blattes, die Missouri synode sollte die Norwegische Synode nicht mehr, wie das in *Witness* vor kurzem gesehen war, zum "household of faith" rechnen. Unsere Antwort war: Wir tun das noch, bis der Kampf innerhalb der Norwegischen Synode ein endgültiges Resultat erzielt hat. Wie Redakteur Lee die Beschuldigung erheben kann, wir hätten die Norwegische Synode „exkommuniziert“, ist uns unverständlich. In „Lehre und Wehre“ ist lediglich davor gewarnt worden, daß norwegische Gemeinden einen Schritt tun, der zur Trennung führen muß, dessen Tragweite sie aber vielleicht nicht erkennen; und im *Lutheran Witness* ist das mittlerweile offizielle Fortbestehen des brüderlichen Verhältnisses mehrfach ausdrücklich betont worden. Wir teilen diese Sache den Lesern mit, um ihnen einen Einblick zu geben in die Methoden, die man seit 1912 innerhalb der Norwegischen Synode angewandt hat, um Kirchengeschichte zu machen. Außerdem haben wir in der Handlungsweise Redakteur Lees wieder einen Beleg dafür, wie man die offiziellen Blätter der Norwegischen Synode in letzter Zeit zur Heße gegen Missouri benutzte. G.

Was der Lutheran Standard kürzlich über unser Verhältnis zu den Norwegern sagte, hat in gewissem Sinne eine äußere Berechtigung. Im *Lutheran Witness* hatten wir die Norwegische Synode zur "fellowship in faith" gezählt. Der *Standard* schrieb darauf: "Now let us do a little ratiocinating. If the Missouri Synod is 'in fellowship in faith' with the four hundred and eighteen ministers of the Norwegian Synod, and if a goodly portion of these are in such fellowship with the members of the United Norwegian Church, it ought to follow, according to reasoning which the Missouri Synod has often applied, in order to prevent and avoid religious communion with other Lutherans, that the Missouri Synod is in fellowship in faith with the United Norwegian Church. But much worse. Since we of the Joint Synod are in fellowship in faith with the United Norwegian Church, Missouri must, according to its own statement, be in fellowship in faith with us. The only possible way out of this terrible conclusion would be to repudiate the statement that the Norwegian Synod belongs in the household of faith with the Missouri Synod." Tatsächlich sind die Dinge an einem Zustand großer kirchlicher Verwirrung angekommen. Es wird in der Norwegischen Synode allenthalben ganz offen die Glaubensgemeinschaft mit Gemeinden der Forenede Kirke und der Sauge synode be-

tätigt. Als die Haugesynode in Grand Forks tagte, hieß P. Thorgrimsen von der Norwegischen Synode in einer Ansprache die Delegaten willkommen. Pastoren der Norwegischen Synode amtieren in Gemeinden der Forenede Kirke und der Haugesynode. Es finden allenthalben Versammlungen von Pastoren und Laien der drei Körperschaften statt, wie sie unter dem Namen „Kreisversammlungen“ bisher nur von den Angehörigen jeder Synode getrennt abgehalten wurden. Man hat jetzt eine gemeinschaftliche Serie von Sonntagschul-Textbüchern. Schon seit Jahren haben die drei Synoden durch ihre Verlagshäuser ein gemeinschaftliches englisches Gesangbuch herausgegeben. Das brüderliche Verhältnis zwischen den Synoden wird also auf jede Weise betätigt, und das einzige, was den Gemeinden dieses Jahr zur Beantwortung vorliegt, ist die Frage: Soll nun eine organische Verbindung stattfinden? Und zwar läßt man das brüderliche Verhältnis gelten, obwohl leitende Theologen in der Forenede Kirke erklären, ihre Synode habe ihre Lehrstellung durch Annahme der Madisoner Thesen „auch nicht in einem Tüttel“ verändert, und obwohl die Forenede Kirke und die Haugesynode auch tatsächlich ihr Verhältnis zur Ohiosynode, zur Iowa Synode, zum Konzil usw. in keinem Stüde geändert haben. Während die Ohiosynode (durch die „Zeugnisse“ ihrer drei Theologen sowie durch die Stellung der „Kirchenzeitung“) und Iowa (durch Prof. Fritschels Buch und Aussprachen der Synodalorgane) ihre Anschauungen über Befehrung und Gradentwahl ganz in gewohnter Weise vorgetragen haben, in bezug auf die Madisoner Thesen bei diesen Synoden jedoch die größte Befriedigung herrscht — ein sicheres Anzeichen, daß in jenem Dokument tatsächlich die Stellung unserer Gegner Deckung gefunden hat —, besteht noch unsererseits offiziell das brüderliche Verhältnis zu der Norwegischen Synode, die mit diesen Körperschaften, wie der *Standard* das ganz richtig ausführt, durch die Annahme der Madisoner Thesen (via Forenede Kirke) in ein brüderliches Verhältnis getreten ist. Auf der jüngst abgehaltenen Synode der Forenede Kirke wurde aus Anlaß der Fünfundzwanzigjahrfeier auch besonders der Umstände gedacht, unter denen dieser Körper sein Leben gerufen wurde, nämlich zu dem Zweck, alle antimissourischen Elemente unter den Norwegern zu vereinigen. Darüber ist viel in den Festversammlungen geredet und in den Synodalorganen geschrieben worden, aber mit keiner Silbe wurde angedeutet, daß die Forenede Kirke durch Annahme des „Opgjør“ nun etwa ihre damalige Stellung geändert habe. Im Gegenteil, Präses Dahl betonte in seiner Jubiläumsansprache, daß die Vereinigung 1890 geschehen sei, „um die Wahrheit zu verantworten“. Daß man die Wahrheit jetzt anders auffaßt als damals, dafür fehlt auch jede Andeutung. Es kann bei solchen Äußerungen nicht ausbleiben, daß man innerhalb der Norwegischen Synode sich dessen immer mehr bewußt wird, daß die sogenannte erreichte Einigkeit auf einen Kompromiß gegründet ist. Das Stadium der Verhandlungen zwischen uns und den Norwegern entspricht daher etwa dem Verhältnis einer Orts-Gemeinde zu einem Gliede, das sich von ihr losgesagt hat, das aber die Gemeinde trotz seiner Lossage noch als Glied ansieht und als solches brüderlich ermahnt, da sie glaubt, daß es nicht in rechter Erkenntnis vor allem auch der Tragweite seines Schrittes gehandelt hat. Fällt einmal die Fiktion, daß die Madisoner Thesen eine tatsächliche Einigkeit in der Lehre statuiert haben, so wird sich auch in befriedigender Weise das Verhältnis zwischen

uns und den Norwegern klären, das dem *Standard* so wunderbar scheint und es tatsächlich auch ist. G.

Als „jährlichen Skandal der New Yorker Presbyterie“ bezeichnet der *Presbyterian* die Prüfung der theologischen Kandidaten, die *Union Seminary* mit Diplomen versehen hat. Wieder hat die Mehrzahl dieser Presbyterie das Lizentiat für den gemeindlichen Beruf Kandidaten zugestanden, die in Fundamentallehren des Christentums unsicher sind, wenn sie diese nicht einfach leugnen. Über das Resultat der Prüfung schreibt Dr. John Fog und andere in einem formellen Protest der Winderheitspartei in der New Yorker Presbyterie: „The four candidates plainly and repeatedly refused to recognize the authority of the Holy Scripture as finally determining their faith. This was shown by what three of them said of the historic fact of the virgin birth of Christ, which they seriously called in question. One of them was not specifically asked as to this point, because the Presbytery by a majority vote arrested the examination before the protestant could ask him, as he attempted to do, the questions concerning this which the others had been asked. But he had just declared categorically that he did not believe in the existence of a personal devil, and further, without qualification, that he would not teach definitely that there were any souls who would be finally lost. Another, Mr. Chamberlain, declared that he found considerable portions of the historical parts of the Bible which he could not accept, basing his opinion on what he called critical grounds. The virgin birth, the raising of Lazarus, the resurrection of Christ's body, the appearance of Jehovah to Moses in the burning bush, were among the matters thus doubted or denied; and he added voluntarily that he held such views, to quote his own language as nearly as possible, 'which you' (the questioner) 'know perfectly well are held by Canon Driver, Dr. George Adam Smith, and Dr. Francis Brown.'“ Das Resultat der Abstimmung über Zulassung des „least objectionable“ dieser Kandidaten zum Predigtamt ergab 54 Stimmen dafür und 25 dagegen. G.

Die *Union Seminary-Kontroverse* hat die Presbyterianerkirche (U. S. A.) seit sechs Jahren aufs heftigste bewegt und viel Bitterkeit verursacht. Die Presbyterie von New York hat trotz öffentlichen Protestes einer konservativen Winderheit, der jährlich in den presbyterianischen Zeitschriften erschienen, Kandidaten, die weder die Irrtumslosigkeit der Schrift noch die Lehre von der Versöhnung durch Christi stellvertretendes Leiden noch die Wunder der Schrift anerkannten, für das Predigtamt lizenziert. In den Jahren 1910 und 1911 kam die Sache auf der Jahresversammlung der Presbyterianer (U. S. A.) zur Verhandlung; doch ging man wie die Katzen um den heißen Brei und ließ schließlich sowohl das Seminar wie die New Yorker Presbyterie unbehelligt. „This temporizing policy“, schreibt ein Presbyterianer, „has gained for the Church nothing but disaster, and contempt for its authority by both Union Seminary and its traitorous tool, the Presbytery of New York. In our pulpits and universities we see Presbyterian ministers—so-called—denying the virgin birth, the resurrection, and even the deity of Christ, and otherwise discrediting large parts of the Bible. Some do this boldly; others, more subtle, and hence more dangerous, pursue the methods of the copperhead serpent,

while both classes are under the most solemn obligations to preach and teach Christ, and are paid for so doing. Hence they are the meanest of traitors and the meanest of thieves. For this increasing trend toward infidelity among many of our clergy, does there not rest some responsibility upon preceding General Assemblies because of their supine and indecisive policies pursued from year to year?" Das ist deutliche Sprache, die aber in den konservativen Zeitschriften der Presbyterianer in letzter Zeit manch ein Seitenstück findet. Dr. Fog hat ein Pamphlet herausgegeben, das vor der diesjährigen Sitzung der Generalversammlung verteilt wurde und zu einer Untersuchung der New Yorker Presbyterie auffordert. Seit 1908, wird da nachgewiesen, besteht ein Kompakt, als „modus vivendi“ bekannt, zwischen dem Union Seminary und der Presbyterie New York, vermöge dessen diese Anstalt offiziell anerkannt wird als Anstalt der Kirche, obwohl sie nicht mehr den presbyterianischen Lehrstandpunkt teilt. Die Folge davon sei gewesen: "Every spring a new class of Union Seminary students enters the ministry, taught by their professors to blue-pencil the Bible, and punctuate its most sacred passages with interrogation marks. An ancient rubric of licensure, 'We do license you to preach the Gospel,' seems in need of amendment by adding, 'And we license you to confess to your congregations that you doubt if Jesus was virgin-born; doubt if He raised Lazarus; doubt if His own body was truly raised from the dead; doubt John's Gospel; doubt the wonders and judgments of the desert in Exodus, the plague, Sinai, the manna, the Tabernacle.' How is a ministry begun in such doubts bordering on denials, sometimes tantamount to denials, likely to end for minister and people? If we sow doubt, will we reap faith?" Vor zwei Jahren wurde von der Generalversammlung ein Komitee eingesetzt mit dem Auftrag, das Verhältnis des Union Seminary zur Kirche und zum presbyterianischen Bekenntnis zu untersuchen. Auf der diesjährigen Sitzung der General Assembly stattete das Komitee seinen Bericht ab. Der Bericht füllt ein ganzes Buch und hat der Hauptsache nach diesen Inhalt: Das Komitee berichtet, daß der genannte Kompakt für ungültig, weil ohne genügende Autorisation eingegangen, zu erklären sei, daß aber das Union Seminary nach seinem charter gehalten sei, nichts gegen das Westminster-Bekenntnis und gegen die Regierungsform der Presbyterianerkirche U. S. A. zu lehren; daß es seit 1891 von dem Bekenntnis der Kirche immer mehr abgewichen sei, und daß die jetzige Lehre, die das Seminar führt, nicht mehr mit presbyterianischer Lehre stimme, sondern "altogether antagonistic thereto" sei. Dieser Bericht wurde Gegenstand langer Verhandlungen auf der General Assembly, die im Mai tagte, und wurde schließlich mit überwältigender Majorität angenommen, trotzdem Dr. Brown, Präsident des Seminars, eine Stunde und zehn Minuten gegen Annahme des Berichts geredet hatte. Die Tatsachen, die das Komitee ins Feld geführt hatte, wirkten überzeugend. Während der Verhandlungen wurde manches interessante Stück statistischen Materials angeführt. Man wies z. B. nach, daß von den 28 Gliedern der Fakultät nur 11 Presbyterianer sind, daß zwei Glieder sich schon gegen eine Anklage wegen Ketzeri haben verantworten müssen, und daß der Bibliothekar des Seminars ein suspendierter Geistlicher der Presbyterianerkirche ist. Während das Seminar, der Vereinbarung ge-

treu, im Einklang mit presbyterianischer Lehre seine Studenten ausbildete, also etwa von 1870 bis 1892, hat die Anstalt \$1,500,000 an Geschenken erhalten. Vorher, als die Konstitution noch forderte, daß alle Professoren Presbyterianer sein müssen, hatte das Seminar an Geschenken \$700,000 erhalten, also zusammen \$2,300,000. Das sind alles Summen, die unter der Bedingung, daß die Anstalt dem presbyterianischen Bekenntnis treu bleibe, geschenkt worden waren. Weil die Lehre des Seminars jetzt den Grundsätzen des Westminster-Bekenntnisses nicht mehr konform ist, sondern demselben zuwiderläuft, fordern die Vertreter der konservativen Richtung unter den Presbyterianern, daß diese Summen nun den ursprünglichen Gebern oder deren Erben zurückerstattet werden! Der *Presbyterian* schrieb vor der diesjährigen Versammlung der General Assembly: "Fidelity to the original donors and to the trust requires that the heirs or other proper parties secure such reversion by due process of law. The Church cannot escape her duty in the discharge of the trust which she once accepted. If she does, she destroys that confidence for the future upon which such trusts are made. She should institute such legal actions as will enable her to fulfil her trust. If the report shows that, doctrinally, this Seminary is in opposition to the doctrines and faith of the Presbyterian Church, then action should be taken, notifying Presbyteries of such unsoundness, and forbidding them to send their students to this seminary, and to license or ordain men from this seminary, until they have spent a given time under the care of the Presbytery, and have completed a course under another connection." Durch Annahme des Berichts über Union Seminary hat die konservative Richtung unter den Presbyterianern einen nicht zu unterschätzenden Sieg erfochten. Ob sie mit den Maßregeln, die sie jetzt zum Zwecke der Unschädlichmachung von Union Seminary in Vorschlag bringt, durchdringen wird, steht abzuwarten. G.

## II. Ausland.

„Eine religiöse Selbstbesinnung ist in diesen Tagen bei unserm Volke unleugbar“, sagt D. Wilh. Walther in seinem Buche „Deutschlands Schwert, von Luther geweiht“, aber fügt dann hinzu: „Es könnte uns aber die Freude hieran trüben wollen, daß sich doch bei vielen etwas anderes findet als die Befehrerung zu dem, in dessen Namen allein das Heil ist.“ Und das ist ein Gedanke, der Beachtung verdient. Ganz offenbar mengen sich in die religiöse Stimmung, die Deutschland in dieser furchtbaren Zeit ergriffen hat, Elemente, die nicht aus dem Christentum stammen und daher in ihrer praktischen Auswirkung sich auch geradezu in Gegensatz zum Evangelium stellen, jedoch immer in religiösem Kleid, ja größtenteils mit allen Anzeichen religiöser Begeisterung. Wir finden in einem amerikanischen-lutherischen Wechselblatt, das nicht jeden Kommentar hätte unterlassen sollen, eine Ausführung von Prof. Max Lenz in Hamburg über den „deutschen Gott“, die für diese Art Religiosität typisch ist. Lenz schreibt: „Als eine Offenbarung hat es uns alle getroffen. Wie wenige hatten doch noch den Glauben an unser Volk bewahrt angesichts des unstillbaren und immer tiefer wühlenden Habers, der es in allen seinen Schichten zerriß und ineinander verstrickt hielt! Schien es doch fast, als ob die Einheit, die wir im Kampfe gewonnen, im Frieden wieder zerfallen, und

die Institutionen, die wir uns gegeben, nur dazu dienen sollten, um alle groben Instinkte ans Licht zu bringen und den Idealismus nationaler Politik in dem Bettstreit niedrig gerichteter Interessen untergehen zu lassen. . . . Kleingläubige sind wir alle gewesen. Rührend, erschütternd, überwältigend offenbarte sich vom ersten Auftauchen der Gefahr an, welch ein tiefer Fonds von Gottesfurcht in unserm Volke, in allen seinen Schichten, ob hoch oder niedrig, Professor, Bauer oder Arbeitsmann, Christ oder Jude, Katholik oder Protestant, lebendig geblieben ist. Es sind nicht die Dogmen der unterschiedlichen Konfessionen und die aus diesen abgeleiteten religiösen oder politischen Ansprüche und Pflichten, die dabei auftauchen, sondern Ideen und Überzeugungen, welche allen Predigern und Philosophen gemeinsam sind und, frei von dogmatischer Bindung, dennoch immerdar als die Umwertung aller Werte, von der die Neunnaßflugen so viel fabuliert haben, sondern die alten, ewigen, welterbauenden Gedanken: Demut, Treue, Gehorsam, Pflichterfüllung bis aufs äußerste und ein unzerstörbarer, stürmisch vorwärts drängender Glaube an den Sieg der gerechten Sache. . . . Der Kampf der Interessen und der Ideale wird darum unter uns nicht aufhören. Das ist Menschenlos und kann gar nicht anders sein. Viel zu tief sind die Widersprüche in das Leben unsers Volkes verflochten. Auch der Streit der Konfessionen wird und soll (1) nicht aufhören. Denn es ist die Bestimmung der Deutschen, in alle Tiefen der Erkenntnis hinabzusteigen. Gottsucher waren wir von jeher und wollen es bleiben.“ Wirklich nichts mehr als dieses? Auch im Weltkrieg nur Gottsucher? Es scheint so. In einem Artikel, betitelt „Der Gott“, schreibt ein Mitarbeiter in der „Christlichen Freiheit“: „Unser Gott ist nicht und steht — er wandelt und wird, wandelt und wird durch uns. Gott ist noch zu jung für diese Wirklichkeit, weil wir noch zu jung sind für sie. Jrgendwie muß das Göttliche auch in diesem Kampfe sein; aber es zu finden ist schwer. Der erhabene Erdgeist verliert sein Klare, überlegenerhabenes Antlitz und zerfließt in ungestaltetem Dämmer. Der ewig Ruhelose, Unfertige scheint zerrissen; seine Teile wüten gegeneinander und stoßen ihre Schladen gewaltsam aus sich heraus. Der im Geflüster nächtlicher Waldträume verborgen raunte, brüllt jetzt das Weh seines Wandels aus Blut und Brand. Stirbt er? Wir wissen aus der Geschichte, wie Götter starben, hassend und vernichtend. Ist es so? Wir wissen es nicht; nur erbebend fühlen wir ihn bis ins Innerste.“ Das ist etwa zu gleichen Teilen Lästerung und Unsinn. — Andererseits gibt sich eine Art Gottvertrauen kund, aber ein Gottvertrauen, das stürmisch fordert unter Hinweis auf eigene Würdigkeit, wo man ein Verufen auf die göttliche Gnade erwarten dürfte. In der „Zwidauer Zeitung“ stand: „An unsern Grenzen stehen erbitterte Gegner. Romanen und Slaven hassen uns; sie sehnen die Stunde herbei, in der sie das Deutsche Reich zertrümmern und den deutschen Geist demütigen können; über kurz oder lang wird die Kriegsposaune wieder erschallen. Mächtig sind unsere Feinde, vervollkommen die Waffen; blutiger, mörderischer denn je wird der Zusammenprall der Völkerkaren sein. Aber wir fürchten uns nicht: Nur Gott allein kann Helfer sein, von Gott kommt Glück und Sieg.“ Er kann uns nicht in den Abgrund werfen, nachdem er uns eben auf die Höhe geführt hat; er kann nicht an böswillige Feinde unser Reich hingeben, das er selber so wunderbar uns errichtet hat. Noch hat der germanische Geist seine Arbeit für die Menschheit nicht vollendet, noch hat



er seine Kraft nicht erschöpft. Gott braucht uns noch für seine weltgeschichtlichen Ziele, für die Zwecke seines Reiches; darum kann er unser Reich, die Burg unsers Geistes, nicht in slawischer Barbarei oder romanischer, grausamer Selbstsucht zertrümmern lassen. Er muß und wird uns helfen; wir vertrauen ihm.“ Dazu sagt die „Ev.-Luth. Freikirche“ ganz mit Recht: „Solche Reden dienen nur dazu, unser Volk vermessen zu machen. Zwar hat Gott sicherlich jedem Volk seine Aufgabe in der Welt und auch für sein Reich zugewiesen. Aber er braucht kein Volk, um seine Pläne auszuführen, und wird sicherlich diejenigen stürzen, die sich selbst erhöhen. Nur ein Volk hatte die Verheißung, daß es nicht untergehen werde. Das war das Volk Israel. Aber auch dieses Volk hatte Gott nicht erwählt um seiner Vorzüge willen, sondern aus lauter Gnade. Und es blieb trotz seines Ungehorsams um der Verheißung Gottes willen, bis der Heiland in ihm geboren ward. Dann ward es auch verstoßen und dient nur noch allen Völkern als warnendes Beispiel. Kein anderes Volk hat eine solche Verheißung, auch unser deutsches Volk nicht. Und wenn uns Gott jetzt noch einmal Sieg gibt und uns wirklich vor dem Untergange bewahrt, so geschieht das aus lauter unbedingter Gnade.“

Auch aus den Kriegsbanden und Vestunden tritt uns in den Melodungen neben vielem Erfreulichen manches Störende entgegen. Bei einem Wittgottesdienst am Völkerschlachtdenkmal predigte Superintendent D. Hartung über die Stelle: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt“ und führte dann aus, wie vor 44 Jahren, so werde auch jetzt Deutschland wieder bedroht. „Hebe, o deutsches Volk, jetzt vertrauensvoll deine Augen auf zu deinem Heere, zu deinem Kaiser und zu deinen Heerführern. Das sind die Berge, von denen dir Hilfe kommt! Wer weiß, was in dieser Abendstunde in Ost oder West auf dem Kampfplatz geschieht! Möge Gott, der Lenker der Schlachten, auch ferner mit uns sein! Er möge unsere Brüder wie bisher von Sieg zu Sieg führen und uns, wie der Dichter singt, gegen den Geier im Osten, der nach Weute kreift, und gegen die Schlange im Westen, die mit ihrem Sirenenfange den frommen deutschen Geist vergiften will, in unserer gerechten Sache beistehen!“ Nach der Rede und dem Gesange „Deutschland, Deutschland über alles“ brachte der Geistliche ein jubelnd widerhallendes Hoch auf Kaiser und Reich aus. Also das deutsche Heer, der Kaiser und seine Heerführer sollen die Berge sein, von denen dem deutschen Volke Hilfe kommt! — Im Briefkasten von „Licht und Leben“ schreibt ein Laie: „Petrus predigte zu Pfingsten von den großen Taten Gottes, und dreitausend Seelen werden hinzugetan. Paulus redet immer wieder von der überschwenglichen Erkenntnis Christi und wünscht und erbittet nichts so oft und herzbeweglich, als daß seine Gemeinden erfüllt würden mit dieser Erkenntnis und gestärkt würden in allerlei Lehre. Wo bleibt bei uns die Lehre, das Hineingeführtwerden in den Gesamteinhalt der Heiligen Schrift? Wie sollen sie glauben, so sie nicht gelehrt werden? Darum hinein in die ganze Heilige Schrift! In die ganze Bibel sollten unsere Gemeinden hineingepredigt und geführt werden, in ihre Fülle, in ihre Einheit. Aber was bekommt man zu hören in den Kriegsbanden und Vestunden? Zu welchen Mitteln greift man? In unserer hiesigen Zeitung stand zu lesen: „In der nächsten Kriegsbetstunde wird die Oratorienfängerin Frä. Hilde S. aus Berlin wieder einige Arien vortragen!“ Und

die Texte zu den Kriegspredigten? Was macht man aus ihnen zurecht! Wie traurig, wenn man so ein Sprüchlein herausplüct und es dann für den Krieg passend zurechtbrückt und Auslegungen bringt, die ganz irreführend und unfruchtbar sind und der Wahrheit der Schrift entgegenstehen! Solch ein beliebter Text ist augenblicklich Offenb. 2, 10. Da wird lang und breit von deutscher Treue gepredigt, die schon Tacitus gerühmt hat, und dann wird der Schluß gezogen: Solcher Treue muß die Krone des Lebens zuteil werden. Wo bleibt da das Schriftganze, aus der der Spruch genommen ist? Wo bleibt die heilige Scheu vor solchen gewaltigen Texten und vor der Größe und Tiefe und dem erhabenen Ernst jenes Abschnittes der Offenbarung Johannis? Ferner hörte ich in den ersten Kriegstagen über Hebr. 12, 1. 2 predigen. Wer war die Wolke von Zeugen, die unsere ausziehenden Kriegsscharen begleiten sollten? Die Väter von Anno 1813 bis 1815, die Selbengeister von 1870! Man sollte meinen, der Mann, der da oben auf der Kanzel stand, hätte keine Kenntnis von Hebr. 11, wenn er so über Hebr. 12 predigen konnte. Man kann diese Erlebnisse nur mit Schmerz schreiben und mit dem Flehen des Herzens: Sende dein Licht und deine Wahrheit! Gib uns Pastoren und Apostel, die dein volles, klares, unverkürztes Evangelium predigen, und die fähig und demütig genug sind, unser Volk wieder dazu zu erziehen, in der Bibel heimisch zu werden, selbständig darin zu forschen und in ihren Gesamthalt einzudringen! — Uns liegt ein Lieberheftchen vor, das in der Gemeinde in Berlin-Steglitz in Kriegsgottesdiensten benutzt wird. Es sind das acht „Lieder für Kriegszeiten“, und keins der acht hat spezifisch christlichen Gehalt. Die Dichter sind Geibel, Theodor Körner, von Schenkendorf, Arndt. Auf den Heiland findet sich in dem ganzen Heftchen kein Hinweis, es sei denn in der Angabe „Melodie: Christus der ist“ und „Melodie: Jesus, meine Zuversicht“. Statt des Hinweises auf die Melodie hätte der Text alter kirchlicher Kernlieder in die Sammlung gehört.

G.

„Wir brauchen ein politisches Pontifikat!“ — das war die Losung der Kardinäle bei der letzten Papstwahl, und so wählten sie einen Diplomaten ersten Ranges, Cardinal della Chiesa, der erst vor einem halben Jahre in das Kardinalskollegium erhoben worden war. Die allgemeine Weltlage brachte es mit sich, daß man einen klugen politischen Kopf als Oberhirten der Kirche haben wollte; denn für das Papsttum gibt es in dem trüben Wasser des Weltkriegs viel zu fischen, wenn der richtige Mann am Ruder ist, und viel zu verlieren, wenn die Sache ungeschickt angefangen wird. Bis her hat Benedikt XV. hauptsächlich durch ein sehr geschicktes Lavieren durch die stürmische diplomatische See zweier Weltkriegsjahre das Vertrauen, das man in seinen politisch-klugen Sinn gesetzt hat, gerechtfertigt. Ohne Zweifel wird er zur gelegenen Zeit und in einer Weise, die dem Papsttum hohes Prestige und reichen politischen Gewinn in Aussicht stellt, mit Friedensvorschlägen an die kämpfenden Nationen herantreten. Durch seine Vorschläge behufs Austausch untauglicher Gefangener hat er sich schon eine Art Renommee erworben, seine Anordnung eines internationalen katholischen Kriegsbeetags hat eindrucksvolle Feiern hervorgerufen, und seine Mahnungen zur Milderung der Kriegführung im Sinne der allgemeinen Menschlichkeit wurden hüben und drüben in der Presse Gegenstand belobender Besprechungen. Welche Ansprüche aber hinter diesen scheinbar harmlosen,

allgemein christlichen Bemühungen sich verbergen, zeigen die im geheimen Konfistorium vom 22. Januar gesprochenen Worte: „Sache des römischen Papstes als des von Gott bestellten obersten Auslegers und Richters des ewigen Gesetzes ist es vornehmlich, zu erklären, daß es niemandem erlaubt ist, aus irgendwelchen Beweggründen die Gerechtigkeit zu verletzen, und das erklären wir vor aller Öffentlichkeit und mißbilligen dabei durchaus jede Rechtsverletzung, wo sie auch begangen worden sein mag.“ Das Betonen solcher Ansprüche klärt die Lage und läßt uns erkennen, mit welcher Vorsicht die scheinbar so uneigennütigen Bestrebungen des Papstes um Wiederherstellung des Völkerfriedens aufzunehmen sind. Es wird sich auch hier wieder bewahrheiten, daß der Papst sein Auge allezeit nur auf die Vermehrung der Macht des päpstlichen Stuhles gerichtet hat. G.

Nach Italiens Eintritt in die Reihe der kriegsführenden Völker veröffentlichte das päpstliche Organ *Osservatore Romano* ein Rundschreiben des Papstes, das die Form eines Briefes an Serafino Vannutelli, den Dekan des Heiligen Kollegiums, hat. Der Papst erklärt hierin, daß es sein Plan war, das Konfistorium im Juni zusammenzurufen und dem ganzen Kolleg kirchliche Angelegenheiten vorzulegen, daß aber die traurigen Ereignisse diesen Plan zunächst gemacht hätten. Darum sende er dieses Schreiben, zu dem er durch den Wunsch veranlaßt worden sei, daß ein Ende des blutigen Streites, der Europa zur Schmach gereiche, herbeigeführt werde. Das Schreiben sagt unter anderm: „In unserm Rundschreiben ermahnten Wir die Regierungen der kriegsführenden Nationen, an die Menge des Blutes und der Tränen, die bereits geflossen, zu denken und nicht länger zu zögern, den Völkern die Segnungen des Friedens zurückzugeben. Wir sagten: ‚O mögen die, in deren Händen die Geschicke ihrer Völker liegen, auf Uns hören!‘ Sicher gibt es andere Mittel und Wege, ihnen für ihre verletzten Rechte Genugtuung zu geben. Laßt sie die wählen mit Aufrichtigkeit, gutem Gewissen und gutem Willen. Mitgefühl für alle Völker, nicht Unser eigenes Interesse, treibt Uns, so zu sprechen. O daß nicht zugelassen würde, daß Unsere väterlichen, wohlgemeinten Worte unbeachtet verhallen! Aber die Stimme des Vaters, Freundes — Wir sagen es mit Trauer und gebrochenem Herzen — wurde nicht gehört. Der Krieg fährt fort, Europa mit Blut zu überziehen, und zu Land und Wasser greift man zu Mitteln, die abscheulich und mit den Gesetzen der Menschlichkeit und dem Völkerrechte unvereinbar sind. Und als wenn dies nicht schon genug wäre, so hat der schreckliche Kriegsbrand sich auch auf Unser geliebtes Italien ausgedehnt, so daß Wir auch für dieses die Gefolgschaft der Tränen und des Unheils fürchten müssen, die jeder Krieg mit sich bringt, sei er erfolgreich oder nicht.“ Weiter sagt das Schreiben, daß der Papst seine Bemühungen fortsetzt, die traurigen Folgen des Krieges zu mildern und abzuschwächen, und daß nach dem Erfolge seines ersten Vorschlages für Austausch der dienstuntauglich gewordenen Kriegsgefangenen sein zweiter Vorschlag bezüglich der Behandlung halbinalider Gefangener ebenfalls von Erfolg gekrönt zu werden verspreche. Das Schreiben wiederholt das Verlangen, daß den Kaplänen und Priestern, die im Heere dienen, besondere Vergünstigungen gewährt werden möchten, und fordert die Gläubigen auf, drei Tage lang für Einstellung der Feindseligkeiten zu beten und zu fasten. — Vergleicht man mit diesen Klagen, Hoffnungen und Ermahnungen die Machtansprüche, die der römische Stuhl in

vorreformatorischer Zeit zur Geltung zu bringen mußte, und den Herrscher-ton, mit dem in jenen Jahrhunderten der Bischof zu Rom den Fürsten und Völkern das Recht, Krieg zu führen und den Frieden zu schließen, ab sprach oder zuerkannte, so tritt die politische Ohnmacht des Papsttums im zwanzigsten Jahrhundert gerade in diesem letzten Rundschreiben des Papstes klar zutage. Im „Alten Glauben“ schrieb man kürzlich: „Die Lage des römischen Papstes ist jetzt wirklich keine beneidenswerte. Vor kurzem noch stand er als ein Friedensfürst zwischen den streitenden Nationen, Gesandte aller Völker, auch des bisher nicht vertretenen englischen, sammelten sich um ihn, Friedensfeiern und Friedensgebete gleichen Inhalts wurden für die Katholiken der verschiedenen Länder angeordnet. Mit Vorschlägen zur Milderung der Kriegsführung trat er an die Regierungen heran, mahnte auch die mächtige nordamerikanische Republik, eine Friedensliebe der Tat und Wahrheit zu beweisen. Und jetzt? Ein Kriegsstrudel, leidenschaftlicher, verbrecherischer und törichter noch als die andern, ist in der Heimat des Papsttums ausgebrochen und brandet im ‚ewigen Rom‘ am höchsten. Die Gesandten des Vatikans sind abgereist, Säulen der päpstlichen Regierung, wie der aus Oesterreich stammende Jesuitengeneral, haben fliehen müssen, jeder direkte und geheime Verkehr mit Angehörigen des ‚feindlichen‘ Auslandes ist dem ‚Stellvertreter Christi‘ von der italienischen Regierung untersagt. Gerüchte von einem päpstlichen Auszug nach Spanien oder gar nach Südfrankreich durchschwirren die Luft. Was wird werden? Zwei Wege stehen dem bedrängten Kirchenfürsten offen. Er kann inmitten des gewaltigen, die ganze Welt ergreifenden Krieges endlich und mit aller Entschiedenheit seiner eigenen weltlichen Herrschaft den Abschied geben und sich auf seinen kirchlichen und sittlichen Einfluß beschränken, der immerhin weit über die Grenzen seiner Gläubigen hinausgeht. Dann ist er grundsätzlich dem politischen Parteitreiben und nationalen Gegensätzen entrückt und ebendeshalb einflußreicher als zuvor und den Bekennern des reinen Evangeliums vielleicht noch gefährlicher. Er mag aber auch von einem Sieg der europäischen Centralmächte die Wiederherstellung des Kirchenstaates erhoffen und darauf alle seine Maßnahmen einstellen. Uns kann diese Entscheidung nicht gleichgültig sein. Denn mit der Macht der römischen Kirche werden wir in unserm Vaterland nach dem Krieg ernstlich zu rechnen haben und müssen eine notgedrungene Verteidigung darauf einrichten, ob wir es mit einem geistlichen Kirchenoberhaupt oder mit einem weltlichen Papstkönig zu tun haben. Auch möchten wir unser deutsches Volk nicht als Protektor eines wiederhergestellten Kirchenstaates mit neuen und unnötigen Lasten beladen sehen.“

G.

Die Darwinsche Lehre von der Entstehung der Arten galt jahrzehntelang als eine Hypothese, die nicht nur auf fester wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut sei, sondern auch bei tieferer Forschung sich immer mehr als den Tatsachen entsprechend erweisen würde. Das Umgekehrte ist eingetreten. Während vor zehn Jahren ein deutscher Naturforscher ein Buch schrieb, das den Titel trug: „Am Sterbelager des Darwinismus“, könnte jetzt füglich eine Fortsetzung erscheinen unter dem Titel: „Am Sarge (oder Grabe) der Darwinschen Evolutionslehre.“ Die Darwinsche Theorie ist gescheitert an den Tatsachen, und zwar hauptsächlich an den Tatsachen der Hereditäts-wissenschaft. Vor einigen Monaten wurde das wieder von einem hervor-

ragenden Mann der Wissenschaft betont, nämlich von Professor Bateson, dem Präsidenten der British Association for the Advancement of Science. Auf der in Melbourne, Australien, abgehaltenen Sitzung dieser großen Gesellschaft sagte Prof. Bateson: "Variation is postulated as the basis of all evolutionary change. Do we, then, as a matter of fact, find in the world about us variations occurring of such a kind as to warrant faith in a contemporary progressive evolution? Until lately most of us would have said 'yes' without misgiving. We would have pointed, as Darwin did, to the immense range of diversity seen in many wild species so commonly that the difficulty is to define the types themselves. The appearance of contemporary variability proves to be an illusion. Variation from step to step in the series must occur either by the addition or by the loss of a factor. Now, of the origin of new forms by loss there seems to me to be fairly clear evidence, but of the contemporary acquisition of any new factor I see no satisfactory proof. . . . Modern research lends not the smallest encouragement or sanction to the view that gradual evolution occurs by the transformation of masses of individuals, though that fancy has fixed itself on the popular imagination. Almost the last shred of this error with which Victorian philosophy loved to clothe the theory of evolution has been destroyed. Those who would proclaim that whatever is right must hereafter base their faith on superstition and not on demonstrated scientific fact. The variations which result in evolutional changes all lie hidden in the living germs of things, and are not added from without by the effects of experience and environment." Im Darwinismus hat bekanntlich der Gedanke, daß äußere Umstände auf die Einzelwesen im Tier- und Pflanzenreich einwirken, und also Variationen entstehen, die Hauptrolle gespielt. Jetzt sagt die Wissenschaft: Eine solche Übertragung von Einwirkungen ist nicht nur unbewiesen, sondern sie ist geradezu unmöglich; das Individuum kann nichts von den Eigenschaften weitergeben, die es in seinem Bestehen als Einzelwesen erhalten hat. Die langsame Ansammlung von Unterschieden, die sich von Generation zu Generation häufen, bis sich eine neue Art entwickelt habe, war das Fundament der Darwinschen Lehre. Eine solche Ansammlung von Unterschieden findet aber nicht statt. Nach neuester Forschung bleibt die Zelle, durch die sich das Einzelwesen fortpflanzt, durch alle Änderungen im Körper der Eltern unberührt, kann auch keine Verschiedenheiten weitergeben, die dann im Laufe der Zeit als Merkmale einer besonderen Art gelten könnten. Der neue Grundsatz ist: "The parents can contribute nothing to what has been received in the process of biological inheritance." "All that external circumstances may do is to give the elements of heredity a fair chance or the reverse." Bateson hält Darwin für einen großen Sammler und Ordner wissenschaftlicher Tatsachen, aber die Theorie, die er auf diese Tatsachen aufbaute, habe sich überlebt. Jenen Phrasen, die vor einem halben Jahrhundert die ganze Welt berückten: „natürliche Zuchtwahl“, „überleben der Fähigsten“, „Kampf ums Dasein“, bringt man heute in wissenschaftlichen Kreisen nur noch ein historisches Interesse entgegen, etwa wie den „Äonen“ der Gnostiker und den vier Weltten der Kabbala.

G.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

August 1915.

Nr. 8.

## Paragrafen über den neuesten Chiliasmus.

### I. Sein Wesen.

1. Die Zeitdauer von tausend Jahren, auf die zunächst die Etymologie des Wortes Chiliasmus hinweist, bildet „bloß ein untergeordnetes und nicht immer streng festgehaltenes Moment desselben“ (Kealenzl. f. prot. Theol. u. Kirche [III], 3, S. 805.) Der Ausdruck „Chiliasmus“ hatte bisher eine Beziehung vor allem auf die Idee eines herrlichen Friedens- und Wonnereiches, in welchem Christus nach seiner glorreichen Wiederkehr, als am Schlusse der zeitlichen Weltordnung, die verkörpert und auferweckten Frommen auf Erden um sich sammeln und persönlich unmittelbar regieren werde. Diesem älteren Chiliasmus, der allerdings im reformierten und auch im lutherischen Lager (vgl. z. B. die neueste Auflage der Luthardtischen Dogmatik, S. 409 f.) noch sehr viele Anhänger hat, und der in den bizarren Endreichsgedanken eines Russell und anderer Schwärmer jetzt neue Blüten treibt, ist wesentlich die Lehre von der sichtbaren Wiederkunft Christi, auch wo das Moment der tausend Jahre ganz zurückgetreten ist. Der neueste Chiliasmus unterscheidet sich von diesem, indem er außer den tausend Jahren auch jenes andere Hauptmoment, die persönliche Wiederkehr Christi, ausschaltet und die Vollendung des Gottesreichs auf dem Wege der rein geschichtlichen Entwicklung als Grundgedanken hat. Nicht von der Rückkehr Christi, sondern von der dem Christentum innewohnenden weltumbildenden Kraft läßt der neueste Chiliasmus das Glück der letzten Zeit, die ihm allerdings ewig ist, abhängig sein.

2. Der neueste Chiliasmus findet sich überall da zum Ausdruck gebracht, wo man den Advent eines idealen Weltzustandes, in dem das „Gesetz Christi“ die Völker regiert, in Aussicht stellt und darin das „Kommen des Reichs“ erblickt. „The coming of the kingdom“ ist Schlagwort des neuesten wie des alten Chiliasmus, „the fatherhood

of God and the brotherhood of man" ſein ganzes Kredo. Es folgen einige typiſche Ausſprachen.

Das neue Glaubensbekenntnis der Kongregationaliſtenkirche vom Jahre 1913 ſchließt mit dem Satz: "We work and pray for the transformation of the world into the kingdom of God; and we look with faith for the triumph of righteousness and for the life and glory everlasting."

Dr. Frank Crane ſchrieb im *Cosmopolitan Magazine* (April 1915): „Der Ruf des alten Evangeliums war: ‚Rette!‘ (save). Der Ruf des neuen Evangeliums iſt ‚Diene!‘ (serve).“ „Und doch haben wir uns nicht verändert, wir ſind nur gewachſen; wir haben gelernt, daß wir retten, indem wir dienen.“ „Wir ſind viel religiöſer als die Leute früherer Zeiten. Aber wir retten nicht den Brand aus dem Feuer, ſondern löſchen das Feuer.“ „Die Retter gaben die Welt als verloren auf und verſuchten einzelne wenige zu retten. Die Diebenden haben den kühnen Plan, die Welt umzuwandeln (transform).“

Im baptiſtiſchen „Sendboten“ vom 19. November 1913 ſchreibt E. Umbach: „Das Reich Gottes kommt in einem Volke, wenn das nationale Leben mehr und mehr durchdrungen wird von dem Geiſte Gottes, wenn die verſchiedenen Lebensbeziehungen zwischen den Menſchen in Einklang mit ſeinem Willen gebracht werden, wenn Gerechtigkeit und Liebe am Zunehmen ſind. Wir ſtehen heute vor einer wunderbaren Hoffnung im Leben der Menſchheit. Dieſe Hoffnung iſt aus einer neuen Erkenntnis geſloſſen, der Erkenntnis, daß das Reich Gottes, wie Jeſus es wollte, nicht nur ein lieblicher Traum, ſondern eine praktiſche Möglichkeit iſt. Wir ſehen endlich ein, daß hinter ſozialen Ungerechtigkeiten eben Ungerechtigkeit ſteckt, und daß Ungerechtigkeit ſchwinden muß, wenn das Reich Gottes kommen ſoll. Ja, das Reich Gottes iſt am Kommen. Wenn nicht wir, ſo werden doch unfere Kinder einen beſſeren und ſchöneren Tag der Menſchheit ſehen.“

Auch in die lutheriſche Kirche unſers Landes ſind dieſe Gedanken ſchon eingedrungen und finden hier und da Widerhall in den Zeitſchriften. Der *United Lutheran*, das Organ der Forenede Kirke (norwegiſch), redete am 3. März 1911 von den ſozialen Problemen und deren Löſung durch die Kirche und ſchloß die Ausführung dann mit den Worten: "Thy kingdom come,' we believers pray. May God's kingdom come not only to the heart of this or that individual. but to the nation, the state, the town, and village in which we live. May Christ's kingdom come with civic and public righteousness over all the land 'as the waters cover the sea.'" Daſſelbe Blatt malte am 28. Mai dieſes Jahres folgendes Bild der Zuſtände in dem zu erwartenden Gottesreich: „Je mehr das Gottesreich in die Herzen kommt, deſto brünſtiger werden Menſchen beten: ‚Dein Reich komme!‘ Die Herzen werden von Sünde gereinigt ſein, das Gewiſſen wird nicht mehr anklagen, die Behauſungen werden irdiſche Himmel ſein, das

Dorf, die Stadt, der Staat, die Welt wird verwandelt (transformed) sein durch die Macht des Reichs. Geschäfte werden nicht mehr nach dem Gesetz der Selbstsucht, sondern nach dem der Liebe geführt werden, Kapital und Arbeit werden Frieden haben, der Geist des Friedens, nicht des Krieges wird auf den Völkern ruhen. Denn Gott ist der Vater aller, und alle Menschen sind Brüder.“

Das *Lutheran Quarterly* der Generalsynode enthielt in seiner Januarnummer 1915 einen Aufsatz aus der Feder eines Rev. D. Frank Garland, D. D., Director of Public Welfare, Dayton, O., betitelt: „The Vital Needs of the Age.“ Nach einem Hinweis auf die Notstände im sozialen Leben des amerikanischen Volkes — Ehescheidungen, Kinderlosigkeit, Trunksucht usw. — wird unsere Zeit als eine bezeichnet, in der „old things are passing away, and the work of reconstruction is going forward“, und daran schließt sich der Satz: „Yet we will not falter nor fail in the task which Christ has set us. We will seek the kingdom of God in the world, the kingdom of righteousness, and though it may never come in all its fulness and blessedness for man“ (wie stimmt das mit der Schrift?), „we will still seek it, knowing that it is *always* coming“ (also kein Augenblick der Wiederkunft Christi). Dann heißt es noch: „The very life of the Church is at stake in this crisis“ — ebenfalls ein ganz klarer Widerspruch gegen die Schriftlehre vom Wesen der Kirche. Schließlich wird die Kirche aufgefordert „to help Christ realize“ (!) „the coming of the kingdom of righteousness in the earth. For He will go on redeeming men and races and nations“ (damit ist der Begriff des „redeem“ ganz im Sinne der neueren Theologie alteriert), „until 'out of the shadow of the night the world rolls into the light. It is daybreak everywhere.'“

3. Der neueste Chiliasmus gibt nicht nur vor, christlich zu sein, bewegt sich, wie an obigen Beispielen zu sehen, nicht nur in Ausdrücken, die an die Schriftworte vom endlichen Kommen Christi in Herrlichkeit erinnern, sondern behauptet, die eigentliche Lehre Jesu vom „Gottesreich“ erst entdeckt zu haben und sie nun in die Praxis umsetzen zu wollen.<sup>1)</sup> Hauptsächlich sind es Jesu Taten an den Armen, Hungrigen, Kranken, überhaupt seine Wirksamkeit unter dem gemeinen Volk, wie auch seine Reden gegen die Pharisäer, aus denen sich die neue Lehre vom Gottesreich ihren Schriftbeweis holt. Von Jesu heißt es in einem Zirkular des Social Service: „Er hat gesagt: ‚Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeist; ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherbergt.‘ Die Probleme der Wohnungsverhältnisse und der Preise von Nahrungsmitteln gehen die Kirche an (The problem of housing and of food prices concerns the

1) Zuweilen gesteht man auch kopfschüttelnd, es sei doch merkwürdig, daß die Christenheit so spät den eigentlichen Inhalt der Lehre Jesu und Zweck seiner Sendung erkannt habe!



Church)“! Was für eine Exegese! Ein anderer Verfechter desselben Gedankens zitiert die ganze Stelle (Matth. 25, 35 ff.) und beweist damit, daß die Arbeit in den großstädtischen settlement houses Arbeit für das Reich Gottes sei. Derselbe Verfasser zieht die Stelle Joel 3 an: „Sogar über die Sklaven und Sklavinnen werde ich in jenen Tagen meinen Geist ausgießen“ und macht dann die Glosse: „Das wirtschaftliche Problem hat deshalb auch seinen Platz in dem Kampf für das Reich Gottes“! Konstant ist die Umdeutung der zweiten Bitte auf ein Reich sozialer Gerechtigkeit, in welches die Welt umgestaltet werden soll, und auf die dritte Bitte als Hinweis auf eine Zeit, in der Gottes Wille auf Erden geschieht wie im Himmel, nämlich nach der Annahme des „Gesetzes Jesu“ von den Völkern. Als das „Gesetz Jesu“ bezeichnet man das Gebot der Liebe, welches wiederum in dem Menschenföndlein von der „Vaterschaft Gottes und der Brüderschaft aller Menschen“ seine nähere Auslegung und Begründung erhält.

4. Charakteristisch für die neue Anschauung vom Gottesreich ist die Bestimmung seiner Zwecke, und damit der Zwecke aller kirchlichen Arbeit, auf das Zeitliche statt auf das Ewige. Frank Crane schreibt: „Früher versuchte man, Menschen von einer Hölle hereafter' zu retten; jetzt ist man begeistert für die Aufgabe, 'to save men from hellishness here'.“ Bischof Guerry schrieb letztes Jahr im *Churchman* (18. Juli): „Die Kirche lehrt die Vaterschaft Gottes und die Brüderschaft der Menschen; somit muß sie auch diese Grundwahrheiten zur Lösung wirtschaftlicher Probleme anwenden. Wollte man eine Erlösung predigen, die nicht in dieser Welt so gut wie in der zukünftigen errettet, ein Reich Gottes, das in ferner Zukunft realisiert werden soll und nicht jetzt, so hieße das die Religion vom Leben scheiden.“ Weiter heißt es da: „The new social science of the day aims at removing the conditions which make it necessary for the beggar to lie at the rich man's gate full of sores, while he feasts within clothed in purple and fine linen.“ Eine klassische Illustration. Nicht die Frage: Wie können die fünf Brüder „diesem Ort der Qual“ enttrinnen, sondern das Problem der Arbeitslosigkeit muß die Kirche beschäftigen, wenn das Reich Gottes kommen soll.

Eine Ortsguppe von Social Service-Leuten bezahlte vor einigen Jahren in der *Baltimore News* eine Weihnachtsanzeige, in welcher hervorgehoben wurde, daß „peace on earth, good will to men“ könne nicht wahr werden, wenn man nicht verstehe, daß die Verheißungen Jesu nicht auf die Zukunft, sondern auf die Gegenwart gingen. Jesum habe einst das gewöhnliche Volk gern gehört, weil er „der Feind Mammons“ gewesen sei, und die „real message of the Church on Christmas Day“ müsse sein, daß Jesus ein großer Menschenfreund gewesen ist: „That He stopped preaching“ (1) „to feed a hungry multitude, to rescue one fallen woman, to heal one sick child, to cure a blind beggar, to praise the generosity of a poverty-stricken

widow, to enlist a humble fisherman, to elevate to the apostleship a tax-gatherer, to side against extortion and extravagance, to praise the despised publican, and condemn the selfish Pharisee." Und zwar deute diese Tätigkeit Jesu hin auf ein Reich sozialer Gerechtigkeit; seine „Liebe“ bedeute vor allem nicht "the promise of a future heaven after their hearts are hardened through sufferings of a present hell"! Selbst Schriftworte, die sich ganz unmißverständlich auf ein zukünftiges Reich der Herrlichkeit beziehen, werden umgedeutet nach dem Satze von der endlichen Herrschaft sozialer Gerechtigkeit in dieser Weltzeit. In einem Birkular heißt es: „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, vom Himmel herniederkommen“, schreibt der Seher auf Patmos und will damit die Herrschaft des Geistes über soziale Verhältnisse andeuten.“ In ihrer egegetischen Willkür findet sich zwischen dem feinsten Chiliasmus des abgefallenen Protestantismus und dem krassesten eines Russell ein merkwürdiger Berührungspunkt.

5. Bezeichnend für die kirchliche Richtung, die sich in diesen Aussprüchen zu erkennen gibt, ist auch die vollständige Vermischung von Kirchlichem und Weltlichem. Welt und Kirche werden nicht, wie das die Schrift tut, als einander entgegengesetzte Mächte dargestellt, sondern die Welt wird als ein neben der Kirche für edle Zwecke tätige, auch mit der Kirche zusammenwirkende, ihr wohl gar als Vorbild im Eifern um das Gottesreich dienende Macht anerkannt. Bischof Greer schrieb vor einiger Zeit im *Churchman* (12. November 1913): „Die Aufklärung unserer Tage bereitet dem Kommen des ‚Wortes im Fleisch‘ den Weg.“ Und wie wird dieses Kommen gedacht? „Jesus kommt zu einem Volke, zu einer Generation, zu einem Zeitalter, wie er zu dem einzelnen kommt, nämlich nur dann, wenn das Bedürfnis nach ihm sich sehr stark fühlbar gemacht hat.“ Dann wird ausgeführt, daß in den altruistischen Bestrebungen unserer Zeit sich ohne Zweifel der Geist Christi offenbare, der zwar Christum noch nicht gefunden habe, aber auf dem Wege zu ihm sei!

Diese Gedankenreihe lehrt immer wieder, wo die neuesten Anschauungen über das Gottesreich zu Worte kommen. Der Grundgedanke ist stets dieser: Unter den gärenden Massen wirke recht eigentlich der Geist des Evangeliums; die „Ideale“ Jesu vom Reiche Gottes rängen dort nach Ausdruck, und die Kirche habe nun die Aufgabe, sich als treibende Macht dieser Bewegung anzugliedern und die Führerschaft in allen altruistischen sozialen Bewegungen zu übernehmen. Das heißt dann das „Reich Christi bauen“. In diesem Sinne ist z. B. zu verstehen, was Umbach in dem schon angeführten Aufsatz im „Sendboten“ schreibt: „Wir fragen uns: Wie kann es möglich sein, daß der Geist Gottes sich in irgendwelcher bemerkbaren Stärke irgendwie kundgeben sollte, und man seinen Einfluß nicht zu allererst und in besonderer Weise in dem kirchlichen Leben fühlen könnte? Als ob der Geist Gottes an die Kirche gebunden wäre; als ob die Kirche das ein-

zige Werkzeug des Geistes Gottes wäre; als ob es keine andern Kanäle gäbe, durch die er sich auch ergießen könnte; als ob die Geschichte nicht wiederholt den Beweis geliefert hätte, daß der Geist Gottes gerade nicht an die Kirche gebunden ist, sondern sich oft genug auch außerhalb derselben sehr kräftig bekundet hat.“ Im *Constructive Quarterly* schrieb Philipp Snowden letztes Jahr (Juninummer): “We desire to see the Church exercising a dominating influence over the minds and actions of men and women, because we believe that it, of all institutions, is the one specially qualified to prepare the way for the establishment of the coming of the kingdom of God upon earth. The religious instinct is deeply embedded in human nature, and there is an almost universal longing among the people who can now stand aloof from the Churches for the help of a Church which will satisfy their craving for the spiritual life.” Man beachte, wie in diesem Ausspruch einerseits Gottesreich und Kirche unterschieden, andernteils aber der natürliche religiöse Instinkt als die treibende Macht zur Einführung des Gottesreichs hervorgehoben wird. Ein Baltimorer Pastor erklärte zu Anfang dieses Jahres: „Jeder Dienst am Gemeinwesen ist christlich. Die Kirche ist jetzt in der üblen Lage, daß die Welt in bezug auf die Behandlung sozialer Fragen sie eingeholt hat und jetzt von ihr fordert zu beweisen, daß sie die Kraft besitzt, ihre Lehre effektiv zu machen.“

Überall also derselbe Gedanke, der auch durch den schon erwähnten Artikel im *Lutheran Quarterly* sich hindurchzieht, daß die außerkirchliche Menschheit schon zur Erkenntnis der sozialen Lehre Jesu gekommen sei, ja schon danach praktiziere, ihre Verwirklichung anstrebe, und die Kirche höchst bedauerlicherweise nachhinke und die große Gelegenheit, die Führerschaft in den Reformbewegungen unserer Zeit zu übernehmen, gar versäumen möchte. Nur indem sie dieser Aufgabe gerecht werde, könne sie die Massen an sich ziehen, vor allem auch „die Arbeiter wieder gewinnen“.

6. Vermeintlichen Schriftgrund findet man für den neuesten Chiliasmus nur, indem man

a. von allen hermeneutischen Regeln absieht. Weder Zweck einer biblischen Schrift noch Kontext der benutzten Stellen noch ihr Wortlaut erfahren die nötige Beachtung. Jeder biblische Anklang an Reformideen wird aufgegriffen und als das Wesentliche am Christentum urgirt. Der neue Chiliasmus kennt keine Exegese.

b. Der ganze Lehrinhalt der Heiligen Schrift wird schlechthin ignoriert. Dogmen sind, außer der „Vaterschaft Gottes und Brüderschaft der Menschheit“, nicht vorhanden. Sämtliche Episteln werden ihres vorwiegenden Lehrinhalts wegen auch behandelt, als seien sie religiös minderwertig, und als habe sich die Christenheit jedenfalls nicht um ihren Inhalt zu kümmern. Man beschränkt sich auf die Evange-

lien und streicht dort sorgfältig alle Lehren. Der neue Chiliasmus kennt keine Dogmatik.

7. Wider die neue Auffassung vom Gottesreich streitet:

a. die Lehre Christi vom „Reich Gottes“, „Himmelreich“, als einem Reich, das aa. zu der Welt im Gegensatz steht, bb. nicht mit äußerlichen Gebärden kommt, cc. nicht Essen und Trinken ist, sondern dd. auf die Ewigkeit gerichtet ist;

b. die Lehre Christi von seiner persönlichen Wiederkunft. Von einer solchen sieht der neue Chiliasmus, im Gegensatz zu älteren Formen dieser Irrlehre, durchaus ab;

c. die Lehre Christi von der Fortdauer des Bösen auf Erden bis zu seiner Wiederkunft zum Gericht. Nach neuer Auffassung wird das Unkraut nicht mit dem Getreide wachsen bis zur Ernte, sondern es wird das Unkraut nach und nach in Weizen umgewandelt werden (*“the transformation of the world into the kingdom of God”*);

d. die Lehre Christi von der Kirche als einem Gottesreich unter Bedrückung. Die *ecclesia pressa* gibt es nicht mehr. Es sind alle die Stellen unverständlich geworden, die von einem Schmach- und Verfolgungsleiden um Christi willen reden. Selbst der *Outlook* bemerkte in einer Besprechung des Schaller Matthäus'schen Buches, *“The Social Teachings of Jesus”*, das den Social Service in der Lehre Jesu zu begründen sucht, es sei durch diese Darstellung ein Christentum geschaffen, das keiner Verfolgung durch die Welt mehr ausgesetzt sei;

e. die Schriftlehre von der Sünde als persönlicher Schuld. Diese Lehre findet sich im neuesten Chiliasmus nicht wieder. Man arbeitet nicht mehr an der Rettung einzelner Seelen, sondern an der Rettung des Gemeinwesens. In einem Zirkular dieser Richtung heißt es: *“The process of individual salvation works from within a single heart out upon a world that is to be redeemed; the process of communal salvation regenerates social conditions in order to shape aright the lives of individuals.”* Und in diesem *“process of communal salvation”* soll sich natürlich der Fortschritt gegen die alte Methode zu erkennen geben. Ein Kapitel wie das dritte im Johannesevangelium mit seinen schneidenden Gegensätzen von Welt- und Gottesreich, Irdischem und Himmlischem, Fleisch und Geist, Zorn und Gnade, Schuld und Sühne, von der Wiedergeburt des einzelnen und dem dadurch erwirkten Eintritt in das Gottesreich (V. 5) ist in jedem seiner Sätze, in jedem Begriff, der darin zum Ausdruck kommt, den neuen Vorstellungen vom Gottesreich entgegengesetzt;

f. die Beschreibung der Kirche des letzten Weltalters. Nach Darstellung der Schrift wird die Kirche nicht in solchem Maße auf die Welt eingewirkt haben, daß schließlich das „Gefetz Christi“ im Leben der Völker regiert, sondern es wird die Endzeit eine Zeit des größten Abfalls sein. Der Heiland spricht im Hinweis auf diese Zeit: *„Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, daß er auch werde Glauben*

finden auf Erden?“ Er beschreibt sie als eine Zeit so großer Ungerechtigkeit und solcher Herrschaft des Bösen, daß, so es möglich wäre, auch die Auserwählten verführt würden;

g. die Lehre von der Sendung Jesu. Er kam, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Er kam, sein Leben als Sühnopfer dahinzugeben. Er kam als das Lamm Gottes, die Sünden der Welt zu tragen. Das sind alles Gedanken, die der neueren Auffassung von kirchlicher Arbeit, die ja durchweg von der neueren Lehre vom Gottesreich normiert wird, ganz und gar fernliegen. Und doch hat Christus nicht nur solch klares Zeugnis von dem Zweck seiner Sendung abgelegt, daß man ganze Seiten in den Evangelien streichen muß, um den Gegensatz zu dem neuen Gedanken vom Gottesreich aus dem Mittel zu schaffen, hat nicht nur solch klares Zeugnis auch dafür abgelegt, daß er nicht als ein neuer Gesetzgeber, vielmehr als Weltheiland gekommen ist, sondern hat auch gerade, als man einmal von ihm forderte, eine Sache der Zivilgerechtigkeit zu entscheiden, den Dienst verweigert mit den Worten: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt?“ Der Mann hatte seinen Blick aufs Diesseitige gerichtet. Im folgenden macht ihm Jesus klar, wie das enden muß, wenn er nicht Umkehr zu einem Leben hält, das durch den Gedanken an die Ewigkeit bestimmt wird. (Luk. 12.)

h. Man trennt das Kommen des Gottesreichs ab vom Wirken des Geistes im Wort. Der Altruismus, die Reformgedanken, die philantropischen und humanen Betätigungen von einzelnen und von Organisationen gelten den neuesten Chiliasiten als Wirkungen des Geistes Jesu. Wie man damit angefangen hat, in solchen Bewegungen etwas spezifisch Christliches zu erkennen, so mußte man in demselben Maße, als man zu der aufs Jenseits gerichteten Religion des Neuen Testaments in Gegensatz trat, die Autorität der Schrift in Fragen des menschlichen Handelns fallen lassen und „von der Lehre Jesu an die Person Jesu appellieren“. Man gibt vor, diese Person erst jetzt recht erkannt zu haben, indem man nämlich aus den evangelischen Berichten alles gestrichen hat, was seine Gottheit, seine Sendung als Weltheiland, vor allem die „Opfertheorie“ stützen würde, und sich lediglich an Aussprüche Jesu hält, aus denen man Bezugnahmen auf die soziale Ordnung konstruieren kann. Man redet dann auch vom „Geist Jesu“, der in der Welt tätig sei und das Gottesreich vorbereite; aber damit ist nicht im geringsten das gemeint, was die christliche Kirche unter den Tätigkeiten des Geistes Christi (Wiedergeburt, Heiligung, Trost usw.) versteht. Der neuen Richtung ist er eben nicht der Geist Jesu Christi und Gottes, sondern der Geist Jesu — ein Ausdruck, der sich in der Schrift nicht findet —, und darunter hat man dann vage Vorstellungen von einem Durchdringen der „Ideale Jesu“ im Gedankenleben der Menschen und ihrer endlichen Verwirklichung im Gottesreich. Wo die Politik gesäubert wird, wo Kapital und Arbeit ausgesöhnt, der Saloon,

die Prostitution und die Ehescheidung abgeschafft werden, wo die Masse durch eugenischen Unterricht aufgebeßert, wo für Entwaffnung der Nationen und Weltfrieden agitiert, wo auf Athletik und Vergnügungen im ethischen Sinne eingewirkt wird, wo alle Formen präventabler Krankheiten bekämpft und das Gefängniswesen durch Anwendung der „moralischen Überredung“ auf die Sträflinge zu Besserungsanstalten umgewandelt wird, wo das Volk im allgemeinen geistig bereichert, in seinen Sitten verfeinert, ihm ein erhöhtes Maß ästhetischen Lebensgenusses gewährleistet wird: da sei der Geist Jesu tätig, da komme das Gottesreich, da erfülle sich das Wort von der Herrschaft Christi über die Völker und von seinem Kommen in Herrlichkeit, nämlich in der Herrlichkeit einer umgewandelten (transformed) menschlichen Gesellschaft nach dem Satze von der Vaterschaft Gottes und der Brüderschaft aller Menschen.

## II. Ursprung.

8. Der Gottesreichsidee unserer Zeit liegt der Evolutionsgedanke zugrunde. Die Welt ist in einem Prozeß der Fortentwicklung, und zwar in der Richtung aufs Gute. Im Gegensatz zur Schriftlehre, die nur ein Ausschneiden des Bösen durch das Weltgericht, nicht aber eine allmähliche Transformation einer vom Bösen beherrschten Welt in das Gottesreich kennt, stellt man sich die Zukunft der Welt als eine nie ganz abgeschlossene, endlose Entwicklung aufs Gute hin vor.

9. Von der neueren Theologie, die ja schließlich selber wieder in der Entwicklungslehre gegründet ist, hat die moderne Vorstellung vom Gottesreich übernommen a. die Beiseitsetzung der Bibel als des Wortes Gottes. Man findet in der Social Service-Literatur Aussprüche aus der Zendavesta und andern heidnischen Religionsbüchern der Heiligen Schrift als Autoritäten gleichgestellt. b. Christus ist ihr der Mann der sozialen Reform, der vollkommene Gesetzgeber. Alles, was die Schrift von seinem Erlöser- und Mittleramt sagt, ist, wie in der neueren Theologie, entweder als ein dem Urchristentum fremdes Philosophem gestrichen oder wird ins Irdische umgedeutet. Statt der sichtbaren Rückkehr zum Endgericht hat man ein Kommen, das sich in der Regelung sozialer Verhältnisse, Arbeiterschutz, Tiererschutz, public playgrounds, Milchinspektion usw. zu erkennen gibt. Wie die moderne Theologie naturalistisch ist, so hat auch der neue Chiliasmus das geistliche Element so gut wie gestrichen. In einer Sammlung von Liedern über das kommende „Königreich“, die in einer Nummer des Social Service Magazine *The Survey* enthalten war, war jede Bezugnahme auf Veröhnung, Buße und Bekerung, auf das Leben nach dem Tod, auf Himmel und Seligkeit ausgelassen, und die Einleitung besagte, statt Lieder über „atonement, sin, and sacrifice“ habe man Lieder gewählt, „that hold to the sunny way“. Also genau das Urteil der neueren Theologie über die „Blutreligion“, „Opfertheorie“

als eine mit der „frohen Religion Jesu“ unvereinbare Gedankenreihe. c. Wie die moderne Theologie, so wehrt sich auch der neueste Chiliasmus gegen den Gedanken von der gänzlichen Verderbtheit des menschlichen Willens. Statt in der Sünde findet er in sozialen und ökonomischen Mißverhältnissen den Grund aller Übel. Nicht die böse Lust, sondern ungesunde Umgebung, die Eintönigkeit der täglichen Arbeit, ein berechtigtes, nur irreführendes Verlangen nach Lebensgenuß ist ihm die Ursache der Ausschweifung, Unzucht, Gefeklosigkeit usw. So gelangt man zu dem Satz: Nicht das Individuum, sondern die menschliche Gesellschaft trägt die Schuld an bestehenden Übeln. Anders kann ja auch der einzelne nicht beurteilt werden, wo der unperfönlliche Gott der modernen Theologie, zu dem also auch kein perfönlliches Verhältnis möglich ist, an die Stelle des Bibeltottes getreten ist. Ja, man sieht überhaupt von der Religion als Grundlage einer „nach den Idealen Jesu verwandelten Menschheit“ ab. Das Motto ist: „Die Kirche muß mit den Massen in Kontakt kommen, durch Religion, wenn es geht, ohne Religion, wenn nötig.“ Die Fiktion von dem „historischen Christus“ im Gegensatz zum Christus der Evangelien hat man der neueren Kritik abgelernt und setzt diesen Gedanken jetzt in die Praxis um. Der ganze neuere Chiliasmus mit seinem Social Service und Reformbewegungen ist eigentlich nur die praktische Seite der pelagianischen, pantheistischen, ganz auf das Diesseitige, Zeitliche, gerichteten neueren Theologie.

10. Der Sozialismus mit seinen ebenfalls durchaus auf das Zeitliche abzielenden Weltverbesserungsgedanken hat in den kirchlichen Gemeinschaften durch seine Anklagen gegen die Kirche, sie sei die Freundin der Klassen und nicht der Massen, eine Reaktion erzeugt, die nun in einem Hinarbeiten auf eben die Ziele, die sich der Sozialismus gestellt hat, die Bedeutung der Kirche für das Volk, ja ihren Bestand retten will. Besonders der sogenannte Christliche Sozialismus, dessen Grundsatz ja „die Vaterschaft Gottes und Brüderschaft der Menschen“ ist, hat diese Reaktion hervorgerufen. Man fürchtet den Vorwurf, die außerkirchlichen Massen hätten den inneren Kern des Evangeliums als einer weltumwandelnden Macht besser erfaßt als die Kirche, die Christi Namen trägt. Man fürchtet vor allem die Anklage, daß die Kirche die Menschheit „mit Hoffnungen auf das Jenseits vertröste“. Siehe hierzu die § 5 angeführten Aussagen.

11. Hierzulande sind es auch vor allem die Logen, die sich ja dem kirchlichen Christentum gegenüber brüsten mit ihrer „Wohltätigkeit“, und denen man das Zugeständnis gemacht hat, die Kirche könne gar wohl von ihnen lernen, wie man den Satz von der „Vaterschaft Gottes und Brüderschaft der Menschen“ in die Tat umsetzt. Durch Fürsorge für das materielle Wohl besonders der „Arbeiterklasse“ (ein undefinierbarer und viel mißbrauchter Begriff!) will man der Loge jetzt Konkurrenz machen.

## III. Wirkungen.

12. Konkret äußert sich der neue Begriff des Gottesreichs vor allem im sogenannten Dienst am Gemeinwesen (Social Service). Man will das ganze private und öffentliche Leben nach dem „Gesetz Christi“ (und darunter versteht man den Altruismus, das Prinzip der dienenden Liebe) umgestalten. In dem Maße, in dem dieses gelingt, kommt das Gottesreich. Die Kirche soll den Ton angeben in aller sozialen Reform, sie soll den Kampf gegen Armut, öffentliches Laſter, entfittlichende Vergnügungen, gegen Tanzhallen, Saloons, unsittliche Theater, gegen schmutzige Politik, gegen Ausbeutung der Arbeiter durch die Arbeitgeber sowie den Kampf für Einwandererschutz, Gefängnisreform, Jugendgerichte, Mutterpensionen, überhaupt die Unterstützung jeder Bewegung, die auf Besserung ökonomischer und sozialer Verhältnisse abzielt, auf ihre Fahne schreiben. „Du sagst“, lasen wir im *Lutheran Observer* vom 14. November 1913, „daß es die Aufgabe der Kirche ist, einzelne Seelen zu bekehren. Aber hat sie keinen andern Zweck? Während die Welt durch faule Politik, angekrankte Gesellschaft und ein greuliches ökonomisches System immer tiefer sinkt, muß die christliche Kirche hinter einzelnen Personen hinterhertrippeln (mince along after individuals)!“ Und weiter: „Es ist unbestreitbare Tatsache, daß Jesus eine Gesellschaft gründen wollte, die nicht auf Erpressung, Ausſaugung und Kompetition beruht, sondern auf Liebe, Dienst und Kooperation.“ Hier ist der Berührungspunkt des Social Service besonders mit dem Sozialismus. Die angeführten Sätze sind typisch. Sie ließen sich mit schier endlosen Beispielen aus der Social Service-Literatur belegen. Dagegen sagen wir, daß sich eine solche Auffassung von dem Gottesreich, das Jesus gründete, nur behaupten läßt, indem man den ganzen Begriff der Sendung Jesu alteriert. Sein Werk war allerdings, der Welt zu verkündigen, daß sie einen gnädigen himmlischen Vater habe; aber nur die sind nach der Lehre der Schrift Kinder Gottes und Brüder untereinander im biblischen Sinne, die Jesum im Glauben als ihren Heiland angenommen und durch den Geist Gottes die Kindſchaft empfangen haben. Nie bezeichnet die Schrift die Menschheit schlechthin als einen Verband von Brüdern, nirgends gibt sie der Vorstellung Raum, daß Jesus gekommen sei, ein irdisches Reich durch Umwandlung der Welt in ein Gottesreich zu gründen. Jesus hat den Geiz der Pharisäer, die der Witwen Häuser fraßen, gestraft, wie auch die christliche Kirche den Geiz und alle Ungerechtigkeit bei Hohen wie bei Niederen, wo beides sich findet, öffentlich strafen soll. Und doch war Jesus eben nicht das, was er nach den Wortführern der Social Service-Bewegung gewesen sein soll. Er war kein Agitator, der gegen die industriellen und ökonomischen Schäden seiner Zeit — es gab solche! — einen Feldzug geführt hätte. Er war gekommen, die Liebe Gottes zu den Sündern zu offenbaren, durch sein stellvertretendes Leiden die Sünden der Welt



zu helfen, die einzelne Seele durch sein Wort und Geist zu erneuern und das neutestamentliche Gottesreich, zu dem alle gehören, die sein Verdienst mit bußfertigen Herzen ergreifen, zu gründen, in welchem er allerdings regiert, und zwar nicht durch altruistische Geistesströmungen, sondern durch sein Wort. Das ist wahr, wo dieses Reich Christi, die Kirche, besteht, da folgen alle zeitlichen Segnungen, die es überhaupt auf Erden gibt. Man vergleiche die Kultur der Länder, in denen das Evangelium seine Sauerteigskraft bewiesen hat, mit den Verhältnissen in der Türkei, in Persien, in Tibet, in Indien. In ganz China gab es kein Hospital, kein Waisenhaus, keine Fürsorge für Alte, Kranke und Krüppel, ehe das Evangelium dort verkündigt ward. Und es ist der Grundirrtum des neuen Chiliasmus, dasjenige als Ziel der kirchlichen „Mission“ zu bezeichnen, was allezeit nur dort als by-product befunden worden ist, wo sie ihrer eigentlichen, wahren Mission, den Sünderheiland Jesum Christum zu predigen, gerecht geworden ist. Nur wo die Boten Christi Buße und Vergebung der Sünden, die Kraft des Blutes Christi, das Wort vom Reich des Welterlösers gepredigt haben, sind dann auch die zeitlichen Segnungen gefolgt, die wir in christlichen Ländern vor Augen sehen. In diesem Sinne ist gesagt: „Dein Wort macht Leib und Seel' gesund.“

Gewiß, dem Beispiele ihres Herrn folgend, soll die Kirche die Armen nähren, die Nackenden kleiden, allen Leidenden Hilfe leisten. Und das hat sie zu keiner Zeit in so umfassendem Maße, mit solcher Opferwilligkeit getan als in der ersten Zeit, in der auch jeder Gedanke an ein Zusammenwirken der christlichen Kirche mit der römischen Weltmacht zur Umwandlung der Gesellschaft ausgeschlossen war. Man lese die Apologeten der ältesten Zeit, überhaupt die patristische Literatur, und man wird auch nicht den leisesten Anklang finden an die Weltverbesserungsgedanken des heutigen protestantischen Christentums. Man erkannte nicht einmal Philosophen wie Seneka, Epiktet und andere, die auch von der Brüderschaft aller Menschen, von dem „größeren Vaterland“, vom Leben für andere, von dem Dienst am Gemeinwesen redeten, als Kampfesgenossen an, sondern bezeugte ihnen und ihren Anhängern Christum. Nicht durch Anpassung an heidnische Reformgedanken, deren die Welt voll war, nicht durch „Anerkennung des Guten“, das sich bei den Heiden gefunden hätte, sondern durch Kampf gegen die ganze Gedankenwelt, gegen alle bestehenden Einrichtungen des Heidentums, sofern sie dem Geist Christi widersprachen, hat die Kirche gesiegt. Erst als die Kirche reich wurde, und man sich ihr des Brotes und der Fische wegen anschloß, ging's bergab mit ihr. Bald war das Papsttum da.

Der Social Service hat weder in der Schrift noch in der Geschichte der christlichen Kirche, außer wie man sich beide nach dem Grundgedanken der Evolution zurecht konstruiert hat, irgendetwas anhaltend dafür, daß die Kirche ihre Mission in der Unterstützung sozialer Reformen

bewegungen zu erkennen habe. Falsch ist es, wenn ein Lutheraner vor der Inter-Church Federation in Philadelphia den Ausspruch tat, die Pflicht der Kirche sei, "to secure material blessings for all men", falsch auch die Definition des Gottesreiches als "a social ideal". Das Gottesreich ist kein menschliches Ideal, sondern eine göttliche Realität. Es besteht nicht in den materiellen Gütern, in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem Heiligen Geist.

13. Der Unionismus ist notwendige Begleiterscheinung dieser Bewegung. Man sagt sich, die Kirche müsse vereint sein, gemeinsam handeln, um die sozialen Übel aus dem Weg zu räumen. Mit Entzweiung weist man den Einwurf, es müsse die Einigkeit doch in der Lehre gegründet sein, von sich; wo so viele Übelstände auf Abstellung durch die Kirche harrten, könne man sich unmöglich durch „theologische Differenzen“ vom gemeinschaftlichen Handeln abhalten lassen!

14. Durch den neuen Chiliasmus ist die Kirche in die Politik geraten. Wir lasen kürzlich: "The recent progressive movements in this country show that Christianity at last is getting in its work even in our civic life, and that Christians not only pray, 'Thy kingdom come,' but are actually voting, 'Thy will be done.' A cleaner government for our cities will remedy a great number of municipal ills."

15. Daher auch die Befürwortung des *Frauenstimrecht*, da man von den Frauen besondere Unterstützung für Reformpläne erwartet.

16. Unmittelbar verknüpft mit dem modernen Gottesreichsgedanken sind die Prohibitionsbewegung, die Bewegung, welche Einführung der Bibel in die öffentlichen Schulen bezweckt, die Laymen's Movement, die Weltfriedensbewegung und die Sabbatsbewegung.

17. In dem Vereinswesen der reformierten Gemeinschaften, vor allem in der Y. M. C. A., hat der Gedanke von der Diesseitigkeit des Gottesreiches die Wirkung gehabt, daß der religiöse Grundzug in diesen Vereinen fast geschwunden ist. Man will reine, gesunde, starke Körper gewinnen und meint, die Seele komme dann von selber zurecht. Daher kann der Jude Rosenwald in Chicago einem Zweig der Y. M. C. A. \$50,000 schenken. Man ist die Schmach Christi glücklich los geworden.

18. In der Mission gibt sich die Einwirkung dieser Bewegung in zersetzender Weise kund. Man predigt den Japanern, den Chinesen, den Hindus Jesum als den Idealmenschen, in dem der Satz von der „Vaterschaft Gottes und der Brüderschaft aller Menschen“ am vollkommensten zum Ausdruck gekommen sei. Besonders in die amerikanische und deutsche Heidenmission ist diese Ansicht von dem Reich tief eingedrungen.

19. Am tiefsten hat der neue Chiliasmus die christliche Predigt beeinflusst. Nicht nur hat die reformierte Predigt jetzt weniger als je

den Charakter der Schriftauslegung, ohne den uns keine Predigt denkbar scheint, sondern man streift immer mehr den Lehrcharakter überhaupt ab und benützt die Kanzel als Stützpunkt einer Propaganda zur Förderung moderner Reformunternehmungen, vor allem jetzt der Prohibition und des Weltfriedens, wenn man nicht gar mit dem Theater in Wettbewerb tritt, um „die Massen zu ziehen“. G.

---

## Der Prophet Jonas.

(Schluß.)

### Tendenz und Lehre des Buches.

Das Buch *Jona* ist kein tendenziöser Mythos, keine didaktisch-moralische Dichtung und dergleichen, sondern ein geschichtlicher Bericht über Begebenheiten aus *Jonas'* prophetischer Wirksamkeit. Aber doch hat das Buch einen didaktischen Zweck. Das haben auch die Sammler des alttestamentlichen Kanons gemerkt; deswegen haben sie es unter die Propheten gesetzt und nicht unter die Geschichtsbücher. Das Buch *Jona* ist doch so ganz anders als die andern prophetischen Bücher, ist mehr analog den Berichten über die Wirksamkeit des *Elias* und des *Elisa*. Es ist eben eine Tatweisagung, und *Jonas* selbst ist eine lebendige Weisagung.

Man hat nun mancherlei angegeben als die Lehre des Buches, manches, was es ganz gewiß nicht lehren soll, und anderes, was es in dem Sinne nicht lehren soll. *Renan* hielt es für eine beißende Satire auf die Propheten. *Hizig* hielt dafür, daß das Buch geschrieben sei, um die Zweifel niederzuschlagen, welche sich an die Nichterfüllung prophetischer Weisagungen knüpfen konnten (hier nach *Hizig* mit besonderer Beziehung auf die angebliche Nichterfüllung der Rede *Obadja's*). Oder man fand darin die Lehre, daß ein Volk und eine Religion Gott so lieb sei wie die andere. Man sah dann das Buch an als eine Illustration des Apostelworts: „daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm“, wobei man beide natürlich mißverstand und mißbrauchte. Man fand darin die weitgehendste Toleranz eingeschärft. *Farrar* wendet das sogar auf den Disput über dieses Buch selbst an: „Those who have accepted it as a miracle have anathematized those who looked on it as a moral figure; and those who have regarded it as a moral figure have derided those who believe it to be a miracle. Both sets of reasoners might have learned from this remarkable book lessons of the love of God for man and of the tolerance due from men to one another.“ Oder man hat es auf allerlei Weise allegorisch gedeutet. Eine solche Allegorie, die ihres tödtlichen Unsinns wegen eigentlich wert wäre, daß man sie vorführte, vervollständigt *Delitzsch* folgendermaßen: „Wie originell, wie tief, wie mühevoll erfunden! Wir haben zur Voll-

ständigkeit der Allegorie nichts hinzuzutun als: das Fahrgeld des Propheten Jona ist die moderne Kritik, der Ballast des Schiffes ist die aufgeblasene Polihistorie, und die Kajüte des Schiffes ist der rationalistische Unsinn, in dem man heutzutage schläft und schnarcht und träumt.“ (S. 125.)

Oder man hat als die Tendenz des Buches angegeben allgemeine Wahrheiten, die das Buch ja auch lehrt, und die man herausstreichen würde, wenn man über das Buch predigen würde, die an der einen oder andern Stelle zum Ausdruck kommen, aber doch nicht die Grundidee des Buches sind, z. B.: Gottes Wege sind anders als unsere Wege; das Prophetenamt ist schwer, aber köstlich; Jehovah ist gütig und gern verzeihend; Gott ist bereit zur Rache und zur Vergebung; das richtige Verhalten zu den prophetischen Drohungen; daß das Erfüllen oder Nichterfüllen der göttlichen Strafdrohungen von Buße, resp. Unbußfertigkeit der Adressaten abhängig sei; Belehrung über das Prophetenamt, Weissagung und Erfüllung; daß ein Prophet sich Gotte nicht entziehen könne und solle; daß man Gottes Wort verkündigen soll, ob es dem eigenen Denken, Fühlen und Wünschen entspricht oder nicht.

Auch Luther hebt mancherlei wichtige und erbauliche Wahrheiten aus dem Buche hervor, wie wir das in der Predigt auch tun würden. Er hält Gottes Walten in Jonas' Falle der Kirche und dem einzelnen Christen zum Troste vor. „Wer sollte Gott nicht von Herzen trauen und wider alle Teufel, Welt und rasenden Tyrannen höchmütiglich trocken und stolz sein auf Gottes Güte, wenn er dies Exempel bedenkt, daß Gottes Gewalt und Gnade so viel vermag, daß sie Jonam mitten im tiefen Meer, dazu mitten im Walfisch, das ist, nicht in einerlei, sondern vielerlei Tod, von allen Menschen, von allen Creaturen verlassen und unbekannt, so leichtlich erhält und wiederbringt, als sei es ihm keine Mühe, und richtet solches nur mit einem Worte aus? Als sollte er uns sagen: Siehe, das tue ich mit einem Worte; was meinst du, daß ich könnte tun mit meinem Geist und Kraft?“ Desgleichen den Trost für Prediger: „Dazu ist er auch ein Trost aller, so das Wort führen sollen, daß sie nicht verzweifeln sollen an der Frucht des Evangelii, wie fast es auch sich übel anlährt, und nicht scheint, daß es viel Frucht und Nutzen bringe.“ Ebenso zur Warnung: „So pflegt Gott immerdar zu tun, wenn sein großer Zorn vorhanden ist, daß er zuvor sein Wort scheidt und etliche errettet. . . . Wir haben auch jetzt dieselbige Gnade und großes Licht göttlichen Wortes; darum ist gewiß ein groß Verderben vorhanden; da will Gott etliche holen, ehe denn es kommt und bringe uns gar um, wo wir uns nicht bessern. Wie wir uns denn, leider, übel genug anlassen, auch der Strafen bereits große Stücke angegangen sind.“ Item zum Trost den Christen in Sündennöten: „Aufs andere, daß wir Gottes Gnade recht lernen kennen und an unserm Verdienst nicht hängen, weder am guten noch bösen, sondern wissen, daß uns weder Sünde verdammt, noch gute Werke selig machen,

allein aber Gottes Gnade uns erhalte, und uns beide, Sünde und gute Werke, verdammen, so wir in Sünden verzweifeln und auf gute Werke uns verlassen. . . . So ist nun das auch uns ein großer Trost, daß wir sehen, wie auch die allergrößten, trefflichsten Heiligen so gräßlich sündigen wider Gott, und nicht wir allein arme, elende Sünder sind, sondern sie auch Menschen gewesen, Fleisch und Blut gehabt wie wir, auf daß auch wir nicht verzagen, ob wir sündigen und fallen, so fern, daß wir nur nicht aus dem Reich der Gnaden fallen durch falsche Lehre und Aberglauben. Denn gleichwie im Reich der Gnaden keine Sünde so groß ist, die nicht vergeben werde, also ist außer der Gnade kein Werk so gut, kein Leben so heilig, das nicht verdammlisch sei."

Aber das alles ist nicht die eigentliche Lehre des Buches. Die gibt Luther so an: „Denn diese Geschichte Jona ist darum geschrieben, daß Gott uns zeige seine Wunder, nämlich daß sein Wort da am allerersten Frucht schaffet, da man es am wenigsten meint, wiederum da am wenigsten schafft, da man es am meisten sich versteht.“ Richtig heißt es in einem Aufsatz, betitelt: „Die Idee des Buches Jona“, in der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“ (1851, S. 106): „Die Wahrheit, welche dem Propheten an dem Kikajon zu beschämender Erkenntnis gebracht wird, ist auch die Grundidee des ganzen Buches. Es ist die Wahrheit, daß auch die Heiden in den göttlichen Heilsratschluß inbegriffen sind. Der tatsächlichen Offenbarung dieser Wahrheit, die es wohl wert war, daß um ihretwillen einige Wunder geschehen, dient Jonas Berufung, dient seine wunderbare Erhaltung, dient seine Predigt und deren Erfolg, und dient endlich die beschämende Zurechtweisung, die er erfährt. So verstanden, ist das Buch Jona eins der tiefstinnigsten Bücher des Alten Testaments und unter allen Büchern des Alten Testaments sozusagen das neutestamentlichste. . . . Der Alte Bund selber ist's, der in Jona auf der Flucht vor dem Neuen begriffen ist. Das Buch Jona ist ein Morgenstrahl der überschwenglichen Klarheit des Neuen Bundes. Es steht so einzigartig im Alten Testamente da wie der Abschnitt von Melchisedek.“ (S. 106.)

Schön sagt Baumgarten in dem vielzitierten Aufsatz „über das Zeichen des Propheten Jonas“ in der Rudelbachschen „Zeitschrift“ (1841, II, S. 6 ff.): „Welch eine Geschichte mitten im Alten Testamente, mitten in dem schroffsten Gegensatz zwischen Israel, dem Sohne Jehovahs, und den Heiden, die Jehovah nicht kennen und sich gegen ihn empören, hineingestellt! Lasten und Bannsprüche gegen die Heiden gibt es genug im Alten Testament und besonders in den Reden der Propheten, und in der Tat entspricht auch dies dem faktischen Verhältnis, welches zwischen Israel und den Heiden besteht. Mizraim, Amalek, Kanaan, Beleschet, Aram, Assur, Babel treten nach der Reihe als die Todfeinde Israels auf. Zwar werden neben den schärfsten Drohungen und den schrecklichsten Flüchen auch liebevolle und tröstliche Verheißungen gegeben; und wenn das Herz der heiligen Sänger Israels überwallt vor Freude, so zieht es den ganzen Erdkreis und

die Heerscharen des Himmels hinein in seinen Jubel, und auch die Heiden und Inseln müssen teilhaben an dem Heile Jehovahs. Aber einmal sind dies größtenteils ferne Aussichten, und dann bleiben David, Salomo und Jesaias mit ihren Hoffnungen und Wünschen für die Heiden in Jerusalem, und das Ohr der Heiden vernimmt keinen Laut von der guten Botschaft Jehovahs an die Völker. Hier aber ist Jonas, der muß hinaus unter die Unbeschnittenen; hier ist eine Urstadt der Heidenmacht, welche an Gott glaubt und von ihrem Fürsten an bis zu ihrem Vieh herab sich Kastei wegen ihrer Missetat; hier ist eine Schar rohen Schiffsvolks, das Jehovah anbetet. Wenn ein prophetischer Gedanke in unserm Buche enthalten ist, so muß er hier liegen, und wenn von einem Zeichen des Jonas die Rede ist, so muß es dieses sein. . . . Welche Idee ist es nun, die in dieser Weise in der Geschichte des Jonas offenbart wird? Ohne Frage die Idee, daß die Heiden sich bekehren werden zu ihrem Gott. Dieser Gedanke hat schon im Protevangelium, in welchem der Sieg dem Weibessamen verheißen wird, seine Wurzel; dieser Gedanke ist im noachitischen Bunde, der alle Völker umfaßt, in dem Segen Noahs, nach welchem Japhet, von dem die vielen Inseln, wo die Hauptmacht der Heiden sitzt, bevölkert sind, in den Segen Sems aufgenommen werden soll; dieser Gedanke herrscht in der Völkertafel, in welcher die Völker und Zungen vorläufig von der heiligen Geschichte entlassen werden, um dereinst wieder aufgenommen zu werden. In dem Bunde mit Abraham tritt wiederum der Segen, der über alle Geschlechter kommen soll, stark hervor. Und als das israelitische Königtum in Salomo seine Vollendung erreichte, wurde die partikularistische Hülle von dem universalistischen Gedanken mannigfach durchbrochen. Da endlich das Königtum selber zerfiel, und Israel seinem Verderben immer rascher entgegeneilte, erwacht die Hoffnung, daß die Heiden dereinst Jehovah anbeten werden, besonders mächtig in den Propheten. Wenn irgendeine Idee in der Zeit der vorbereitenden Ökonomie das Heraustrreten in die Wirklichkeit forderte, so war es diese; und wenn irgendeine Zeit dazu geeignet war, so war es die Zeit, in welcher Israel sein letztes Heil verachtete. So ward denn Jonas zu einem Träger dieser Idee ausersehen. Aber welcher ein Träger! sagt man — Jonas, der vor Jehovah flieht, als er die Heilsbotschaft nach Ninive bringen soll, Jonas, der im Unmut sich den Tod wünscht, als seine Predigt an die Heiden die schönste Frucht getragen: dieser Jonas ist Träger der Heidenbekehrung! Und dennoch, oder vielmehr eben in seiner Schwachheit zeigt sich dieser Beruf des Propheten. Daß Jonas ein Mann ohne Glauben und Mut gewesen sei, ist an sich undenkbar, und außerdem heißt er in der Geschichte ein Knecht Jehovahs. Daß nun der Knecht Jehovahs schwach wird in seinem Beruf, beweist nur, daß der Beruf über die Gegenwart hinausgreift. Was verlangt man denn von einem Propheten des Alten Testaments? Man bedenke doch, daß die Scheidewand zwischen Israel und

den Heiden nicht von Menschen aufgerichtet war, und daß daher niemand sie wegnehmen konnte als der, welcher das Gesetz mit seinen Satzungen zu vertilgen vermochte (Eph. 2, 15). Man bedenke, daß es sich nicht handelt um Anerkennung der Hoffnung einer Heidenbekehrung, sondern Jonas sollte in den Gedanken der gegenwärtigen Heidenbekehrung sozusagen ganz aufgehen. Dies vermochten selbst nach der Erscheinung Christi nicht einmal alle Apostel; Petrus mußte durch eine besondere Vision für die Mission unter den Heiden vorbereitet werden, und dennoch blieb er Apostel der Beschneidung. Der einzige Paulus ist Apostel der Heiden, in ihm ist das, was die Geschichte des Jonas als Zukunft andeutet, lebendige und kräftige Gegenwart geworden. Aber was gehörte auch dazu, um einen Paulus zu bilden! Vor allen Dingen mußte vorhergehen die Aufhebung der Scheidewand zwischen Israel und den Heiden, vollzogen durch das Kreuz Christi. Dieser objektiven Seite mußte eine subjektive entsprechen: in dem, der von Mutterleibe an zum Apostel der Heiden bestimmt war (Gal. 1, 15), mußte das Judentum zu einem solchen Extrem kommen, daß es sich selber vernichtete und über sich selber hinaustrieb. Dies geschah dem Paulus, denn er starb dem Gesetze durch das Gesetz (Gal. 2, 19). Aber dies konnte nicht eher eintreten, als bis das Gesetz das Evangelium nicht mehr in sich, wie unter dem Alten Bunde (vgl. Ps. 1; 19; 119), sondern außer sich hatte. Wer also zwischen Altem und Neuem Testament zu unterscheiden weiß, der wird sich nicht wundern, daß Jonas noch kein Paulus ist.“

Und zwar lehrt das Buch nicht nur, daß die Heiden auch Teilnehmer sein sollten an der Gnade Gottes, sondern es bahnt schon den Gedanken an, den der Heiland seinem gottlosen Geschlecht vorhält: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben werden“ (Matth. 21, 43). „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaac und Jakob im Himmelreich sitzen. Aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsternis hinaus, da wird sein Heulen und Zähneklappern“ (Matth. 8, 11. 12). „Die Leute von Ninive werden auftreten am Jüngsten Gerichte mit diesem Geschlechte und werden es verdammen; denn sie taten Buße nach der Predigt Jonas“. Und siehe, hier ist mehr denn Jonas“ (Matth. 12, 41). Das stand ja auch schon im Alten Testament. Aus Mose nimmt ja Paulus das Drohwort Gottes an sein Volk: „Ich will euch eifern machen über dem, das nicht ein Volk ist, und über einem unverständigen Volk will ich euch erzürnen“ (Röm. 10, 19).

#### Der Typus.

Noch müssen wir mit Reil sagen: „Damit ist jedoch die tiefere Bedeutung der Geschichte Jonas nicht erschöpft. Sie reicht noch weiter und gipfelt in dem typischen Charakter des dreitägigen Aufenthalts Jonas im Bauche des Fisches, worüber Christus uns belehrt, als er

die Juden auf das Zeichen des Propheten Jona mit den Worten verwies: „Gleichwie Jona war drei Tage und drei Nächte in des Walfisches Bauch, also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte im Inneren der Erde sein.“ Diese Worte stehen Matth. 12, 39, Luk. 11, 29 und, kürzer, Matth. 16, 4. Der Herr hatte viele Wunder getan, um seine göttliche Sendung, Messianität und Gottheit zu beweisen. Diese Zeichen sollten vollkommen genügen, da sie wörtliche Erfüllung der Weissagung waren. Ihre bloße Aufzählung glich schier einem Zitat aus den Propheten (Matth. 11, 5; vgl. Jes. 35, 5). Da war für aufrichtige Israeliten nicht mehr nötig, als daß sie diese Zeichen und Wunder sahen und hörten. Wie der Herr selbst den Johannsjüngern sagt: „Saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret.“ Mehr war nicht nötig. Und doch kam diese gottlose und ehebrecherische Art und begehrte von ihm ein Zeichen vom Himmel. Die Zeichen, die er tat, waren ihnen nicht auffällig genug; sie wollten ein recht auffälliges, ein Zeichen vom Himmel herab; welcher Art, das wußten sie wohl selber nicht. Da sagt ihnen der Herr: Es soll ihnen kein ander Zeichen gegeben werden; dies soll das letzte und höchste sein: das Zeichen des Propheten Jonas. Und zwar soll die Gleichheit nicht liegen in der Predigt, in der Wirksamkeit, sondern in dem genannten Widerfahrnis, wie er ja selber, mit „denn“ anfangend, sagt. Das letzte, höchste Zeichen ist sein Tod und seine Auferstehung. Dasselbe sagt er Joh. 8, 28: „Da sprach Jesus zu ihnen: Wenn ihr des Menschen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ich es sei und nichts von mir selber tue.“ Und Joh. 2, 19 gibt er auf die entrüstete Frage bei der Tempelreinigung: „Was zeigst du uns für ein Zeichen, daß du solches tun mögest?“ die Antwort: „Brecht diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn aufrichten.“ Das ist immer das größte und das endgültige Zeichen: seine Auferstehung. Da macht er mit seinen Feinden gleichsam den Kontrakt: Tötet mich, und am dritten Tage werde ich wieder auferstehen. Stehe ich nicht am dritten Tage wieder auf, dann sollt ihr das Recht haben, mich für einen Verfänger des Volks auszuschreien. Stehe ich aber auf, dann sollt ihr mir glauben. Deswegen fürchteten auch die Bösewichter, daß „der letzte Betrug ärger werde denn der erste“, wenn das gesagt würde: er sei auferstanden von den Toten. Denn sie sprachen: „Wir haben gedacht, daß dieser Verfänger sprach, da er noch lebte: Ich will nach dreien Tagen auferstehen“ (Matth. 27, 63). Seine Auferstehung ist das eine große Zeichen. Daher die Apostel mit der Predigt des Evangeliums genannt werden Zeugen seiner Auferstehung. So geben wir mit Recht als einen Hauptzweck der Auferstehung Christi an den Beweis, daß sein Wort ewige Wahrheit ist.

Jonas nun war ein typus Christi, ein Vorbild seiner Auferstehung. Das steht nicht im Buch. Ob Jonas selbst es gemerkt hat? Luther sagt: „Darum ist es mehr ein Gleichnis denn eine Allegorie; und nie-



mand dürfte es so deuten, wo es Christus nicht selber hätte getan. Nun, davon ist hier nicht viel zu reden, weil es alles selbst am Tage und in aller Welt bekannt ist, wie Christus gestorben und auferstanden ist, und daß solches das Wunderzeichen sei, so den ungläubigen Juden gegeben ist, ja aller Welt vorgetragen wird durch das Evangelium, auf daß sie wissen sollen, wie sie allzumal durch dasselbige Wunderzeichen und treffliche göttliche Werk erlöst sind und daran sich halten sollen mit rechtem Glauben.“

Weil der Apostel den Christen zu Ephesus, die weiland Heiden waren und die Vorhaut genannt wurden von denen, die genannt sind die Beschneidung nach dem Fleisch, die mit der Hand geschieht, schreibt, daß sie zu der Zeit waren ohne Christum, Fremde und außer der Bürgerschaft Israels und Fremde von den Testamenten der Verheißung, keine Hoffnung hatten und ohne Gott in der Welt waren, daß sie aber nun nahe geworden sind durch das Blut Christi, der aus beiden eins hat gemacht und den Zaun abgebrochen, der dazwischen war, nämlich das Gesetz, so in Geboten gestellet war, und beide versöhnte mit Gott in e i n e m Leibe durch das Blut Christi, und hat die Feindschaft getötet durch sich selbst und kommt nun im Evangelium und verkündigt den Frieden denen, die ferne waren, und denen, die nahe waren, daß sie durch ihn haben den Zugang alle beide in e i n e m Geiste zum Vater: so ist die Kombination nicht uneben, die Keil nach Hengstenberg macht: „Um diesen typus, das heißt, den gottgeordneten Zusammenhang des vorbildlichen Ereignisses mit seinem Gegenbilde, zu verstehen, dazu bietet uns die Antwort den Schlüssel, welche Jesus gab, als kurz vor seinem Todesleiden Philippus und Andreas ihm sagten, daß etliche Griechen unter denen, welche hinaufgekommen waren, daß sie anbeteten auf das Fest, Jesum gerne sehen wollten, nämlich der zweifache Ausspruch Joh. 12, 23 f.: ‚Die Zeit ist kommen, daß des Menschen Sohn verklärt werde. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibet’s allein; wo es aber erstirbet, so bringet’s viele Frucht‘ und B. 32: ‚Und wenn ich erhöht werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen.‘ Diese Antwort Jesu läuft darauf hinaus: daß die Zeit, die Heiden zuzulassen, jetzt noch nicht gekommen sei; aber in dem ‚Die Stunde ist kommen‘ usw. liegt zugleich die Erklärung: die Heiden dürfen sich nur ein klein wenig gedulden, da mit der Verherrlichung des Menschensohnes ihre Verbindung mit Christo unmittelbar zusammenhängt, worin die ganze Rede B. 32 ausläuft. Dieser Ausspruch unsers Herrn, daß sein Tod und seine Verklärung notwendig sei, damit er alle, auch die Heiden, zu sich ziehe, oder daß er durch seinen Tod die Scheidewand aufhebe, wodurch bis dahin die Heiden vom Reiche Gottes ausgeschlossen waren, worauf er schon Joh. 10, 15. 16 hingedeutet, lehrt uns die Geschichte Jonas als ein wichtiges, bedeutsames Glied in der Kette der Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten erkennen.“ E. P.

## Bermischtes.

**Bekenntnis und Burgfriede.** Auf der Versammlung der Positiven Union in Potsdam sagte P. Hölkel: „Der sogenannte Burgfriede hat seinen Ausgang von dem Kaiserwort hergenommen: ‚Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche.‘ Ein idealer Zustand wird damit gefordert: aller Parteihader ist vergessen, wir wollen sein ein Volk von Brüdern! Trotzdem ist es eine Mißdeutung des Burgfriedens, wenn man jetzt vielfach die Preisgabe dessen fordert, was wir uns als feste Überzeugung erworben haben. Indem man die Lösung des Burgfriedens vom politischen auch auf das kirchliche Gebiet übertragen hat, sieht man in manchen Kreisen die Aufgabe des Burgfriedens in der Preisgabe des festen kirchlichen Bekenntnisses zu dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Um alle verfügbaren Kräfte in der Landeskirche zu einen, will man die Grundlinie des kirchlichen Bekenntnisses verwischen und als unbedeutend hinstellen. Das darf nicht sein. Die Rücksicht auf Friedensbestrebungen darf nie zur Beugung des Bekenntnisses führen. Auch in der Zeit des Burgfriedens müssen wir daran festhalten, daß das Bekenntnis zu Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, die Grundlage der Kirche ist. Nun und nimmermehr darf der Friede zwischen den kirchlichen Richtungen durch die Preisgabe des Bekenntnisses erkaufte werden. Ein religiöser Geist weht jetzt durch unser Volk. Da ist es die Aufgabe der Kirche, die religiös angeregten Menschen zur Erkenntnis der Herrlichkeit Jesu und seiner Königsherrschaft hinzuführen. An dieser Königsherrslichkeit unsers Heilandes dürfen wir nicht herumdeuten lassen. Ebenso dürfen wir unsere Stellung zur Welt nicht von dem sogenannten Burgfrieden verwässern lassen. Wo schwere sittliche Schäden in der Gegenwart bemerkt werden, sei es im Etappengebiet bei unsern Soldaten, sei es bei unsern Kriegerfrauen, da muß unsere Kirche den Mut finden, mit aller Tatkraft die Abstellung der Schäden zu fordern. Für das Verhalten der Kirche wie des einzelnen muß jetzt in der Zeit des Burgfriedens ebenso wie sonst das Wort Gottes als Richtschnur dienen. Dort sind die starken Wurzeln unserer Kraft. Menschenweisheit vergeht, aber das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit. Lange hat sich nicht solche Gelegenheit geboten, das Wort von Jesu zu predigen, der die Auferstehung und das Leben ist, wie jetzt in der harten Kriegszeit. Unsere Soldaten, unsere Dabeingeblichen wollen jetzt nicht ein verwässertes Evangelium, sie wollen das ganze, ungeteilte Gotteswort.“ — Gewiß ist es erfreulich, daß Hölkel den kirchlichen Burgfrieden, die *Treuga Dei*, mit den Liberalen zurückweist. Soll aber wirklich Christus allein der Herr und Meister seiner Kirche sein und bleiben, so muß er, auch während des Krieges, jeden Vertrag der Wahrheit mit der Irrlehre bekämpfen nach dem Wort Jesu, das im Kriege nicht weniger gilt als im Frieden: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede“ usw. J. B.

**Der Anteil der Freimaurer am Kriege.** Unter dieser Überschrift lesen wir in der „A. E. L. R.“: Allen Deutschen war es ein Rätsel, woher das Aufflammen des Deutschenhasses in der ganzen Welt kam. Daß England uns den Platz an der Sonne nicht gönnte, war begreiflich aus den Instinkten seines Egoismus, der keinen Konkurrenten duldet. Aber was hatten wir Italien getan? Nichts; vielmehr nur Gutes. Was Amerika? Nichts; man schmelgte in gegenseitiger Freundschaft (Austauschprofessoren!). Und dennoch der allgemeine Haß gegen Deutschland! Betreffs Amerikas hat man uns soeben eine Erklärung zu geben versucht. Geh. Oberregierungsrat Dr. Meyer-Gerhard, der aus Amerika zurückgekehrt ist und im Auftrage des Botschafters Grafen Bernstorff die deutsche Regierung durch mündlichen Vortrag über die Stimmung in Amerika unterrichtet hat, veröffentlicht soeben im „Tag“ einen längeren Aufsatz, in dem er die Gründe für die zwischen Deutschland und Amerika bestehenden „Mißverständnisse“ untersucht. Die Verstimmung der Amerikaner sei begründet in der angeblichen Verletzung der Neutralität Belgiens, in dem „Militarismus“ und in dem „Lusitania“-Fall. Aber diese Gründe leuchten nicht ein. Ist Amerikas Rechtsempfinden wegen „Neutralität“ so fein besaitet, warum zürnt es nicht mit England, das das Recht der Neutralen bis zum Ertriden abspürt? Verabscheut es den „Militarismus“, so hat ja Frankreich denselben „Militarismus“ wie Deutschland; aber an Frankreich sendet man Munition! Bleibt nur noch die „Lusitania“. Aber die „Lusitania“ wurde ja erst torpediert, als der Krieg längst im Gange war, und Amerikas „Mißstimmung“ gegen Deutschland seit Monaten sich reichlich betätigt hatte. Die „Mißstimmung“ muß tiefere Gründe haben als die auf den Tisch der Öffentlichkeit niedergelegten. Vielleicht hat M. Kennert (bisher in Rom) in seinem Artikel über „Die Freimaurer in Italien“ in den „Südd. Monatsheften“ (Juni 1915) eher die Sache getroffen, indem er auf den Anteil der Freimaurer (nicht der deutschen) am gegenwärtigen Weltkriege den Finger legt. Er schreibt mit Rücksicht auf Italien: „In der Tagespresse, Literatur, in Versammlungen, Vereinen, an den Universitäten, in den Familien schlich etwas Deutschfeindliches heran, etwas kaum Bestimmbares, das sich überall festsetzte, festfog, seine Beute hielt. Die ganze Atmosphäre war vergiftet davon. Wer aufmerksam beobachtete, merkte bald, daß dieses Etwas sich auf freimaurerischem Gebiet fortbewegte und seine Weisungen aus England und Frankreich erhielt. Die Logen waren die Fangarme Englands und Frankreichs. So war es in Italien, so wird es in andern neutralen Ländern gewesen sein. Gewiß, auch in nichtfreimaurerischen Kreisen wurden gehässige Stimmen laut, aber die Kerntruppen bildeten die Freimaurer. Nominell war in Italien Herr Ferrari Großmeister der Logen, in Wirklichkeit Nathan, ein in England geborner und erzogener Freimaurer, der bis kurz vor seiner Erwählung zum Bürgermeister von Rom, einige sagen bis zu dieser Zeit, englischer Staatsbürger gewesen

war. Seitdem er in Rom die Herrschaft führte, wurde das Tempo der Deutschenheße schneller. Die Flammen zuckten in ganz Italien auf, und die Fangarme mehrten sich. Alles Deutsche wurde verächtlich beiseitegeschoben. Zeitungsschreiber und akademische Lehrer gaben sich große Mühe, der Menge einzureden, daß die deutsche Nation auf allen Gebieten, dem wissenschaftlichen, künstlerischen, moralischen, wirtschaftlichen, sogar dem militärischen, minderwertig sei. Zerrbilder von Deutschland zu liefern, schien die einzige Aufgabe zu sein, die den schreibenden und redenden Freimaurern noch oblag.“ Für seine Behauptung bringt Kennert ein geheimes Rundschreiben der führenden mailändischen Loge vom 20. September 1914 zum Abdruck, welches Stellung nimmt gegen Deutschland, jubelt über den bevorstehenden „Triumph einer neuen Ära, die frei von Thronen und Altären“ sei, zu einer Versammlung auffordert, um den Großmeister in dieser Sache zu hören, und im voraus zugleich jeden ermahnt, „schweigend zum Opfer seiner eigenen Überzeugung bereit“ zu sein. Die in der erfolgten Sitzung gefaßten Beschlüsse verlangen intensive Arbeit, um Stimmung zu schaffen für den Krieg zugunsten der Triple-Entente. Schon im September vorigen Jahres steuerten also die Logen, die in Italien wie in England und Frankreich die meisten Stadtverwaltungen und die Regierungskreise beherrschen, dem Bruch und Kriege mit Osterreich zu. „Die deutschfeindlichen Blätter, voran die *Tribuna*, der *Messaggero*, der *Corriere della Sera*, verloren jedes Maß, ein Hezartitel folgte dem andern; in den politischen Versammlungen wurde jeder Redner, der im friedlichen Sinne sprach, niedergeschrien: „Hoch der Krieg! Nieder mit Osterreich! Nieder mit Deutschland!“ Bis in die kleinsten Bergstädte hinein ging der Wellenschlag.“ Auf die Anfrage der deutschen Freimaurer Leugnete der italienische Großmeister das Rundschreiben sowohl wie die gefaßten Beschlüsse ab. Nachforschungen haben aber erwiesen, daß das Rundschreiben schon am 2. September in der freimaurerischen *L'Acacia* veröffentlicht und dann am 20. September allen Freimaurern besonders zugestellt wurde, und daß auch die Beschlüsse von der Versammlung am 23. September wirklich gefaßt worden sind. Die italienischen Freimaurer deckten sich also mit dreisten Lügen, als sie schon den Dolch gezückt, den sie ihren deutschen Brüdern in den Rücken zu stoßen beschlossen hatten. Den Logen gehören auch viele Waldenser an und viele Offiziere der italienischen Armee. Grey und Churchill sind selbstverständlich ebenfalls Freimaurer. Und in Amerika sind, wie alle Welt weiß, die Logen schier allbeherrschend. Auf diese Tatsachen gründet Kennert die Behauptung: „Auf dem engverzweigten internationalen Freimaurernetz beruht die Macht Englands und Frankreichs in den neutralen Ländern; sie fanden fertige Instrumente und wußten, wo sie den Hebel einzusetzen hatten.“ Ein Schlaglicht fällt hierbei auf die vielgerühmte „Weltbrüderschaft“ der Freimaurer, die auf Befehl des italienischen Großmeisters in Haß, Verrat und Lüge wider die Deutschen verwandelt

wurde. Die freimaurerische Weltbrüderschaft ist also weiter nichts als eine heuchlerische Phrase, um Gimpel zu fangen, ein Euphemismus für die Herrschsucht der freimaurerischen Führer, deren Hauptquartier je und je in London war. „Weltherrschaft“, das ist auch das geheime Ziel der Freimaurerei, deren leitende Geister Briten sind und Briten sein müssen. Daß auch der hartnäckige probrittische Fanatismus in unserm Lande im Zusammenhang steht mit der Freimaurerei und zum Teil auf dieselbe zurückzuführen ist, steht auch nach unserer Meinung außer Frage.

J. B.

Der Papst versucht neutral zu sein, nicht bloß in Worten, sondern auch in Gedanken und Reden. Wie er sich bemüht, es mit keiner Partei zu verderben und seine Position auf der fence zu bewahren, zeigt die Unterredung mit Latapie, dem Mitarbeiter der *Liberté*. Auf eine Frage Latapies, ob es notwendig sei, eine Untersuchung durchzuführen, um zu wissen, ob die Neutralität Belgiens verletzt wurde, erwiderte der Papst: Die Deutschen und Österreicher bestreiten alle gegen sie erhobenen Anschuldigungen und erheben ihrerseits Anklage. Der Bischof von Cremona versichert, daß die italienische Armee achtzehn österreichische Priester als Geiseln mitnahm. Österreichische Bischöfe versichern, die russische Armee nahm katholische Priester als Geiseln mit. Die Deutschen erklären, daß die Bevölkerung Löwens auf ihre Truppen geschossen habe, erklären auch, daß die Franzosen einen Beobachtungsposten auf den Türmen der Kathedrale von Reims hatten. Andererseits erklären die Vertreter von sieben Kongregationen Belgiens dem Kardinalstaatssekretär, daß sie in ihrer Kongregation keinen einzigen Fall von Gewalttätigkeit zu verzeichnen hätten. Der Papst fuhr fort: Wir werden die Bibliothek in Löwen wiederherstellen und zum Wiederaufbau der Kathedrale beitragen. Jeder Schuß auf die Kathedrale von Reims hallte in meinem Herzen wider, aber die Stunde ist noch nicht gekommen, um die Wahrheit aus allen widersprechenden Behauptungen herauszuschälen. Latapie sprach sodann von der Verhaftung des Kardinals Mercier und der Torpedierung der „Lusitania“. Der Papst entgegnete: Bezüglich des Kardinals Mercier werde ich Sie in Erstaunen versetzen: er war niemals verhaftet. Er kann ganz nach seinem Belieben in seiner Diözese umhergehen. Der Papst erklärte mit tiefer Bewegung: Ich kenne keine furchtbarere Tat als die Versenkung der „Lusitania“. Aber, fuhr er fort, glauben Sie, daß die Blockade, die Millionen unschuldiger Geschöpfe zum Hungerleiden verurteilt, etwa von menschlichen Gefühlen eingegeben ist? Der Papst fügte schließlich hinzu, er werde nach dem Kriege vielleicht einen Syllabus herausgeben, in dem die Doktrinen der Kirche über die Kriegsbräuche zusammengefaßt, und die Rechte und Pflichten Kriegführender für die Zukunft geregelt würden. Man werde darin zweifellos eine Verurteilung aller während des Krieges begangenen Verbrechen finden. — Die Wahrheit im Weltkrieg scheint der Papst gut genug zu kennen. Seiner Unterredung mit Biegand kurz vor Ostern

zufolge scheint auch der Papst die amerikanische Waffenausfuhr für un-  
recht zu halten. Als guter Politiker aber, der sich auf alle Fälle ein-  
richtet, um für sich selber einen Gewinn zu erzielen, kommt er mit der  
Sprache nicht heraus. Hält es doch der Papst mit dem Grundsatz, daß  
alle Wahrheiten sich den päpstlichen Interessen zu fügen haben. Wem  
der Papst darum schließlich zufallen und recht geben wird, das hängt  
ganz ab von den Vorteilen, die ihm dadurch werden. Die treibende  
und alles beherrschende Macht im Papsttum war je und je nicht etwa  
die Wahrheit, sondern das Interesse. F. B.

Zu den beiden evangelischen belgischen Kirchen hat der Zentral-  
vorstand des Gustav-Adolf-Vereins nun Stellung genommen. Zwischen  
der Belgischen Nationalkirche und dem Zentralvorstand ist das alte  
Verhältnis wiederhergestellt. Die der Belgischen Nationalkirche ange-  
schlossenen evangelischen Gemeinden dürfen mit Erlaubnis des General-  
gouvernements in Brüssel weiter unterstützt werden. Dagegen scheidet  
die Belgische Missionskirche bis auf weiteres vom Unterstützungsplan  
aus. Die Missionskirche hat selbst das Verhältnis durch ein Schreiben  
vom 21. April gelöst. In diesem Schreiben spricht der Verwaltungs-  
ausschuß seinen Dank aus für die bisherige Hilfe seitens des Gustav-  
Adolf-Vereins, aber auch den Entschluß, daß es angesichts der augen-  
blicklich schmerzlichen Lage und der ernststen Ereignisse von 1914 in  
Belgien vorzuziehen sei, daß die Beziehungen einstweilen suspendiert  
werden. Die „A. G. L. R.“ bemerkt dazu: „England bezahlt nämlich  
mehr.“ F. B.

„Englischer Sauerteig.“ In einem Briefe von dem methodistischen  
Bischof Külsen über die Stimmung in Deutschland lesen wir: „Durch-  
halten‘ ist das Wort, das man jetzt sehr viel hört. ‚Wir müssen durch-  
halten, und wir werden durchhalten, koste es, was es wolle.‘ Diese  
ruhige, unbeugsame Entschlossenheit ist mir bei dieser letzten Reise noch  
mehr aufgefallen als bei meiner ersten. Da schwinden alle Kleinlichen,  
selbstischen Fragen, da verstummt der Hader der Parteien. Ein Streit  
der Arbeiter wäre eine Unmöglichkeit. Nur einige lutherische Pastoren  
machen eine Ausnahme. Die können sich auch die Gelegenheit nicht  
entgehen lassen, ohne öffentlich und privatim die Methodisten zu ver-  
dächtigen als ‚englischen Sauerteig‘, den man jetzt gründlich ausfeigen  
müsse. Sonst glaube ich, daß kein anderes Volk heute so geschlossen  
und so einheitlich dasteht wie das deutsche Volk.“ Bischof Külsen  
möchte offenbar die Kriegszeit dazu ausbeuten, um in Deutschland für  
den indifferentistischen Methodismus, der bekanntlich auch bereits christ-  
liche Länder für sein Arbeitsfeld hält, im trüben zu fischen. Aber der  
Kampf ob dem allerheiligsten Glauben, den Gott seiner Kirche ver-  
ordnet hat, darf auch im Kriegsgetümmel keinen syncretistischen Burg-  
frieden mit den Methodisten und andern Irreligiösen schließen. Die  
Grundlage der deutschen Kriegseinigkeit ist keine religiöse, sondern eine  
politische: der deutsche Patriotismus, welcher mit Religion und Kirche

nicht vermischet werden darf. Dieser bürgerlichen Kriegseinigleit widerstreitet es auch nicht im geringsten, wenn Lutheraner fortfahren, die falschen Lehren der Methodisten und anderer Sekten zu bekämpfen und sich gegen ihre sektiererischen Übergriffe zu verteidigen. Falsch ist es dabei auch nicht, wenn sie das Schwärmerische am Methodismus als „englischen Sauerteig“ bezeichnen; denn von England und englischen Sekten aus ist er in Deutschland eingedrungen. Grundsätzlich aber wäre es, wenn man in Deutschland den Methodismus nur darum ablehnen wollte, weil er englischen Ursprungs ist, und nicht, weil er unbiblisch und unchristlich ist. In einer Welt voll Lüge und Irrtum kann die christliche Kirche ohne Polemik ebensowenig fertig werden wie Christus selber und seine Apostel. Objektiv und wahrhaft kirchlich ist diese Polemik aber nur, wenn sie sich einzig und allein gründet auf das klare Wort der Schrift ohne jegliche Beimischung von Argumenten, die subjektiven Neigungen oder Abneigungen entspringen. Die christliche Wahrheit ist eben weder deutschen noch englischen noch amerikanischen, ja selbst nicht jüdischen, sondern einzig und allein göttlichen Ursprungs. Und obwohl sie in dem unwiedergeborenen Herzen keines Menschen, auch nicht des natürlich edelsten Deutschen oder Engländer, Anklang findet, so entspricht sie doch dem geistlichen Bedürfnis der Engländer sowohl wie der Deutschen, ja aller Menschen, weil eben alle ohne Ausnahme Sünder sind. Der Vater unsers Herrn Jesu Christi — das ist der Gott der Engländer sowohl wie der Deutschen. Ein aus dem deutschen oder aus dem englischen oder aus dem amerikanischen Wesen entsprungener Gott aber ist ein Götz.

F. W.

Die belgische „Neutralität“ ist in gewissen neutralen Kreisen noch immer der Angelpunkt, um Deutschland ins Unrecht zu setzen. Die „Südd. Monatshefte“ (April 1915) geben jetzt zusammenfassende Übersblicke, die auf aktenmäßigem Material beruhen und nicht unnützlich zu lesen sind. In einem Artikel, „Belgische Kultur am Kongo“, jagt der Verfasser, Joseph Hofmiller, am Schluß: „Flugschrift auf Flugschrift, Buch auf Buch erschienen in England gegen die Kongogreuel. Neben Morel stellte sich Conan Doyle mit seinem Werk ‚Das Kongoverbrechen‘ (deutsch bei Dietrich Reimer, Berlin). Von Dezember 1908 bis Dezember 1909 unterbreitete die englische Kongoliga dem britischen auswärtigen Amt nicht weniger als vierzehn Denkschriften über belgische Greuelthaten im Kongo. Mit einem Male verschwinden all die Bücher aus dem Buchhandel, die Broschüren sind wie weggeblasen, die Kongoliga selbst löst sich auf, scheinbar ohne jeden Grund und Anlaß. Was war da geschehen? Belgien hatte England endlich bei dessen Angriffsplänen auf Deutschland Einverständnis und Mitwirkung zugesagt (die Verhandlungen waren 1906 durch den damaligen englischen Militärattaché in Brüssel, Oberstleutnant Barnabiston, eingeleitet worden). Was geschieht darauf in England? Sofort erkennt die Regierung die Übernahme des Kongostaats durch Belgien an, gegen die sie sich seit 1885

gesträubt hatte. Was in Belgien? Sofort wird die Armee vermehrt, werden die Festungen verstärkt; sofort beginnt die systematische Aufnahme des belgischen Kriegsschauplatzes durch den englischen Generalstab (vgl. Nordd. Allg. Ztg., 1. Dezember 1914), deren Ergebnis in den vier Bänden des Geheimbuchs *Belgium, Road and River Reports Prepared by the General Staff, War Office*, niedergelegt ist. Es gibt keine Kongogreuel mehr, keine englische Entrüstung mehr. Tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles. (Alles gereicht zum Besseren in der besten der möglichen Welten.) In der Tat, die Geschichte der Kongogreuel konnte keinen würdigeren Abschluß, keine wirkungsvollere Pointe finden: zwei Halunken versöhnen sich, damit der Kleinere dem größeren beim nächsten Einbruch sicher Schmiere steht.“

(A. E. L. S.)

In dem gleichen Heft heißt es in dem Artikel „Die belgische Neutralität“: Immer mehr empfand Belgien in den letzten Jahrzehnten die Neutralität als politisch und militärisch hinderlich und zugleich als wertlos. Wie sie los werden? war die Frage. Sie sei überhaupt seit 1870 (durch Gladstones Doppelvertrag mit Preußen und Frankreich) beendet, meinte in amtlichem Gutachten der Oberst Ducarme 1901, derselbe, der 1906 als Generalstabschef mit dem englischen Militärattaché in Brüssel über gemeinsame Operationen der verbündeten Engländer und Belgier verhandelte. Aber diese Lösung schien doch etwas gefährlich. Einfacher war, alle Verpflichtungen der Neutralität allmählich abzuschüteln, alle Freiheiten auszudehnen. Ed. Descamps 1902: die Neutralität bestehe in Friedenszeiten überhaupt nicht; die Frage, ob der neutrale Staat im Frieden schon Allianzen schließen dürfe, sei lediglich eine Frage der Klugheit. E. Nys 1900: Die Neutralität kann jederzeit vom Neutralen einseitig gekündigt werden, von den Garanten aber nur durch gemeinsamen Beschluß. So weit die Theorie. Und die Praxis? Eisenbahnwesen und Festungssystem werden vollkommen geändert — zugunsten Deutschlands, zugunsten Englands und Frankreichs. Entgegenstehende Neutralitätsverpflichtungen? Ministerpräsident Frère-Orban: „Wir errichten Festungen, wie sie uns passen, ohne uns durch pompöse Phrasen über unsere angeblichen internationalen Verpflichtungen beeinflussen zu lassen.“ Anfang 1906 entwirft der belgische Generalstabschef nach Besprechungen mit dem englischen Militärattaché einen Operationsplan für eine englisch-französisch-belgische Kooperation gegen Deutschland, der vom englischen Generalstabschef geprüft und gebilligt wird, und trifft ein umfassendes, vertrauliches Abkommen: man einigt sich über englische Truppenkontingente und -transporte, über belgische Karten und Reglements, über Oberbefehl, Landungsplätze, Verpflegungsbasis, englischen Aufmarsch ins Operationsgebiet, Zuteilung von Dolmetschern und Gendarmen, Verwundetenfürsorge, über belgische Spionage im deutschen Rheinland. Man liefert England seitdem fortlaufend bis 1914 Material zu Handbüchern für die englische Truppen-



führung in Belgien, die Daten über die belgische Mobilmachung und die Verteidigung von Antwerpen. Der englische Gesandte in Brüssel unterhält sich über die gleichen Dinge mit dem belgischen Minister des Äußeren. Die Vorbereitungen sind auf beiden Seiten gut geführt, bis zum Ende gediehen. Lord Roberts 1913 über die Marokkokrise 1911: „Unser Expeditionskorps wurde in Bereitschaft gehalten, um sich sofort nach Flandern einzuschiffen.“ Der englische Militärattaché Bridges zum belgischen Generalstabschef Jungbluth über die gleiche Krise: die englische Regierung hätte unmittelbar eine Landung in Belgien vorgenommen, selbst wenn Belgien keine Hilfe verlangt hätte. Bericht des belgischen Militärattachés aus London vom April 1914: „Des circonstances qu'il est impossible de déterminer, mais qu'il faut prévoir, pourraient amener le Gouvernement Britannique à vouloir intervenir rapidement sur le continent et en particulier dans nos provinces.“ („Etliche Umstände, die man nicht bestimmen kann, aber doch voraussehen muß, haben die britische Regierung zu dem Entschluß veranlaßt, rasch das Festland zu betreten und insonderheit unsere Provinzen.“) — Belgien war seit 1906 in den Ring der deutschlandsfeindlichen Mächte eingetreten. Es glaubte, seine Ziele besser zu erreichen durch Allianzen als durch seine alte Neutralität, die ihm lästig war, und es wählte unter dem Schuß dieser Neutralität heimlich seine Bundesgenossen da, wo die größere Zahl ihm den sicheren Sieg zu versprechen schien. Politisch und militärisch lieferte es sich diesen Mächten seitdem aus; eine Entscheidung gegen sie, für die andere Seite, wäre ihm schlechterdings nicht mehr möglich gewesen: es hatte aufgehört, ein neutraler Staat zu sein.

(A. E. L. K.)

Die Mitbenutzung katholischer Kirchen zum evangelischen Militärgottesdienst wurde bedingungsweise vom Bischof von Metz gestattet. Das betreffende Schreiben lautet: „Unter Hinweis auf die obigen in Abschrift mitgeteilten Schreiben ersuche ich die Herren Pfarrer, den Mitgebrauch der katholischen Kirchen durch Protestanten für den Militärgottesdienst zuzulassen, wenn eine militärische Behörde in Anbetracht der schlechten Witterung und des Mangels eines andern geeigneten Lokals dies verlangt. Als Voraussetzung gilt, daß die Pfarrer rechtzeitig von diesem Verlangen der Militärbehörde benachrichtigt werden, sowie daß durch die Abhaltung des protestantischen Gottesdienstes keine Störung der üblichen katholischen Gottesdienste stattfindet. Der Gebrauch der Kirche beschränkt sich auf das Schiff; Chor und Altäre sind ausgenommen. Das Allerheiligste ist aus dem Tabernakel zu entfernen.“ — Die „A. E. L. K.“ beschwert sich bitter über diese Nichtanerkennung der Protestanten seitens des Bischofs. „Der Bischof von Metz“ — schreibt sie — „hört seit Monaten täglich den Kanonendonner des Krieges, protestantische und katholische Soldaten kämpfen Seite an Seite und sterben miteinander und füreinander, an so manchem Grabe finden sich Protestanten und Katholiken in dem einen ‚Waterunjer‘, das

sie über ihm beten, und in dem einen Kreuz, das sie über ihm aufrichten. Man fühlt es dem Bischof von Metz in seinem Schreiben an, für ihn gibt es nichts Gemeinsames in Glaube und Anbetung zwischen Katholiken und Apatholiken, resp. Protestanten, kein Verständnis und kein Entgegenkommen für das christliche Bedürfnis protestantischer Kämpfer.“ Wir meinen, der Bischof von Metz hat in der Sache nur konsequent gehandelt, und Protestanten erniedrigen sich selbst, wenn sie mehr von ihm erwarten, als er ihnen gewährt hat. Protestantismus und Katholizismus verneinen sich gegenseitig schlechthin. Solche Gegner dürfen darum auch keine gegenseitigen kirchlichen Vergünstigungen erwarten.

**Jungfrau von Orleans und die Revanche.** Die „A. E. L. N.“ berichtet: Der Erlaß, durch den Bischof Benzler den lothringischen Klerus angewiesen hat, Bilder oder Statuen der Jungfrau von Orleans aus den Kirchen und Vereinslokalen zu entfernen, beginnt mit folgendem Satz: „Ich sehe mich veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß die öffentliche Verehrung der seligen Johanna d'Arc unter den gegenwärtigen Verhältnissen in gewissen Kreisen in einem politischen Sinne aufgefaßt und ausgebeutet werden kann.“ Zum Verständnis der bischöflichen Maßnahme sei daran erinnert, daß seit etwa einem Menschenalter die Jungfrau von Orleans in steigendem Maße in Frankreich als Schutzpatronin in den Revanchebestrebungen gefeiert wird. So z. B. am 16. August 1909 in nächster Nähe der Grenzen des Meher Bistums in Bruville bei Mars-la-Tour, wo der französische Hauptmann Broucard auf einem Feste des Souvenir Français sich in folgender Weise ausließ: „Laßt uns der Verehrung der Jeanne d'Arc treu bleiben, der Heiligen des französischen Vaterlandes; laßt uns sie ehren, aber vor allem ihre Stimme hören. Durch sie wird ein Tag kommen, da kein Fußbreit französischen Landes mehr unter dem Joch des Fremdlinges sein wird. An diesem Tage werden die endlich gerächten Toten von 1870 in ihren Gräbern vor Sonne sich erheben, und unsere Brüder in Elsaß-Lothringen können dann ganz laut sagen, was sie uns in Metz und Roiffesville ganz leise sagten: Vive la France!“

**Die Sittlichkeit im deutschen Heer** betreffend schreibt P. Paul le Seur, jezt Garnisonpfarrer in Brüssel: 1. Es ist undankbar gegen unser tapferes Heer, und es widerspricht den Tatsachen, wenn man hier oder da in der Heimat der Meinung ist, als seien unsere Truppen im belgischen Okkupationsgebiete vollständig verseucht und sittlich verwahrlost. 2. Soweit ich die Dinge selbst beobachtet habe und von andern an Ort und Stelle unterrichtet bin, haben wir durchaus keinen Grund anzunehmen, daß es in sittlicher Beziehung in unserm Heere in diesem Kriege schlimmer stände als etwa in dem Kriege 1870/71 oder in irgendeinem andern. 3. In Belgien wird der Kampf gegen das in Frage stehende Übel mit außerordentlich erfreulicher Tatkraft und Klarheit geführt. Ich brauche es nicht zu sagen, daß die Soldatenheime und der Dienst von uns Feld-Militärpfarrern in diesem Kampfe nicht gering

anzuschlagen sind. 4. Wir haben Grund anzunehmen, daß es in den feindlichen Heeren in der genannten Beziehung schlimmer steht als bei uns. Wir dürfen nicht vergessen, daß in einem Volkshere nicht nur die besten, sondern auch die schlechtesten Glieder des Volkes stehen. So sehr wir uns davor hüten müssen, einzelne sehr schmerzliche Erscheinungen zu verallgemeinern, um die Dinge dunkler zu malen, als sie sind, so klar ist mir freilich auch das Andere: Der Krieg zeigt vielen Unkundigen, was die Kundigen längst mit großer Sorge gesehen hatten. Er muß uns dazu antreiben, mit viel größerem Ernst und des Zieles ganz klar bewußter Tatkraft das Familienleben in unserm Volke zu stärken und durch Schule, Kirche, Vereine usw. treuer und opferfreudiger als je an der sittlichen Erziehung unsers Volkes zu arbeiten. Untreue in dieser Schicksalsstunde Deutschlands könnte sich fürchtbar rächen.

**Deutsche evangelische Missionsgesellschaften.** Zusammen zählten alle 26 deutschen evangelischen Missionsgesellschaften zu Anfang des vorigen Jahres 741 Haupt- und 4032 Nebenstationen, 1063 ordinierte Missionare, 21 Missionsärzte, 305 sonstige Missionsarbeiter und 248 Missionschwestern; 321 eingeborne Pastoren und 8642 sonstige besoldete eingeborne Missionsarbeiter; 710,350 Heidenchristen, 330,291 abendmahlsberechtignte Gemeindeglieder; 4559 Schulen, inkl. 72 Seminare, mit 246,151 Schülern. Getauft wurden im Jahre 1913 aus den Heiden 33,421 und 29,703 Christenkinder; Ende 1913 standen im Taufunterricht 64,557 Heiden. Die Einnahmen in der Heimat betrugen 10,174,156 Mark, auf den Missionsgebieten 2,811,817 Mark, die Gesamtausgabe 13,233,442 Mark, das Gesamtdefizit fast 2 Millionen Mark. Die meisten Hauptstationen hatten Herrnhut (156), Warmen (117), Berlin (95), Basel (73), Hermannsburg (59), Leipzig (47) und die Gohnerische Mission (30); die meisten Missionare: Basel (228), Warmen (171), Herrnhut (142), Berlin (133), Leipzig (62), Hermannsburg (60) und die Gohnerische Mission (43); die meisten Schwestern: Basel (40), Berlin (31), Liebenzell, Jugendbund (29), Warmen (25), Leipzig (19); die meisten eingebornen Pastoren: Basel (58), Herrnhut (48), die deutsche China-Allianz-Mission (46), die Gohnerische Mission (43), Warmen (40), Berlin (31), Leipzig (27). Die Seelenzahl betrug bei den größeren älteren Missionsgesellschaften: 219,153 bei Warmen, 100,606 bei Herrnhut, 89,491 bei der Gohnerischen Mission, 77,213 bei Hermannsburg, 73,575 bei Berlin, 72,101 bei Basel, 25,791 bei Leipzig, 16,550 bei Breklum, 11,341 bei Bremen, 6459 bei der Mission der Hannoverschen evangelisch-lutherischen Freikirche und 4058 bei Neuendettelsau. Getauft wurden im Jahre 1913: von Warmen 16,908 Heiden, von Basel 4266, von Berlin 2309, von Breklum 2075, von der Gohnerischen Mission 1541, von Hermannsburg 1353, von Leipzig 1006, von Bremen 967 und von Neuendettelsau 378. Schulen: Basel 865, Warmen 846, Berlin 695, Herrnhut 440, Leipzig 419, die Gohnerische Mission 314,

Hermannsburg 290, Bremen 188 und Bielefeld 104. Die Einnahmen in der Heimat betragen: bei Basel 2,076,200 Mark, bei Herrnhut 1,150,213 Mark, bei Berlin 1,102,406 Mark, bei Barmen 1,058,449 Mark, bei Leipzig 993,611 Mark, bei Hermannsburg 566,674 Mark, bei der Gohrnerſchen Miſſion 419,688 Mark, bei Neuendettelsau 390,465 Mark, bei Drekum 304,565 Mark, bei dem Allgemeinen Evangelisch-proteſtantiſchen Miſſionsverein 282,725 Mark, bei Bielefeld 264,010 Mark, bei der Pilger-Miſſion St. Chriſtina 257,079 Mark und bei Bremen 247,614 Mark. Dazu kamen an größeren Einnahmen auf den Miſſionsgebieten: bei Herrnhut 1,073,889 Mark, bei Basel 651,900 Mark, bei Berlin 248,017 Mark, bei Barmen 226,107 Mark, bei Hermannsburg 150,643 Mark, bei Leipzig 94,651 Mark, bei Neufirchen 88,545 Mark, bei Bremen 79,436 Mark und bei der Gohrnerſchen Miſſion 59,445 Mark. Das Defizit betrug: bei Berlin 661,078 Mark, bei Barmen 260,685 Mark, bei der Gohrnerſchen Miſſion 235,636 Mark, bei Bremen 211,738 Mark, bei Neuendettelsau 133,187 Mark, bei Herrnhut 83,478 Mark, bei der deutſchen Blindenmiſſion in China 77,667 Mark, bei Bielefeld 46,153 Mark, bei Hermannsburg 38,271 Mark und bei Basel 29,400 Mark. Dagegen hatten abgeſchloſſen mit einem Barbeſtand: die Hannoversche Freikirche 41,013 Mark, Drekum 32,533 Mark, der Allgemeine Evangelisch-proteſtantiſche Miſſionsverein 31,981 Mark, Leipzig 8888 Mark und der Berliner Frauenverein für China 684 Mark. Die Einnahmen in der Heimat umfaſſen neben den eigentlichen Miſſionsgaben auch Vermächtniſſe und Zinſen, nicht aber Kaſſenbeſtände vom Vorjahre. In den Einnahmen auf den Miſſionsgebieten ſind außer den Miſſionsopfern der Seidendricken auch ihre Kirchengemeindeſteuern, Regierungſchulbeihilfen und Induſtrieerträge der Geſellſchaften enthalten. (A. C. L. S.)

---

## Literatur.

**Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., iſt erſchienen:**

1. „Regiſter zum Magazin für ev.-luth. Homiletik und Paſtoralthologie.“ Deutſch-englische Monatsſchrift. Jahrgang 1—38. Bearbeitet von P. H. Schmidt. (\$1.00.)
2. Synodalbericht des Eſtlichen Diſtrikts mit einem vorzüglichen Referat von Präſes F. C. Verwiebe über das zeitgemäße Thema: „Die Reformation durch Luther ein Werk Gottes.“ Nimm und lies! (15 Cts.)
3. Synodalbericht des Nord-Illinois-Diſtrikts mit lehrreichen Verhandlungen über die „Erhaltung und Regierung Gottes“ (Referat: Prof. G. Cifrig). (15 Cts.)
4. „Berea Bible Class Lessons, 1915/16.“ Edited by Paſtors L. Sieck, W. F. Wilk, and A. Doerffler. Contents: „David, the King of Israel. Peter, the Apoſtle of Jeſus.“ (10 Cts.)
5. „The Reformation.“ A Program for the Reformation Festival and Children's Day. (5 Cts.; zwölf Copl.: 48 Cts.; hundert Copl.: \$3.50 und Porto.)

**Die Schuld der Kirche am Kriege und im Kriege.** Von O. Bill-  
komm. Jüridau, Sachsen. 25 Bf.; 50 Expl.: M. 5.

Es ist dies ein Sonderabdruck eines vorzüglichen Artikels aus der „Ev.-Luth. Freikirche“, der den Weltkrieg, der immer noch das Interesse monopolisiert, vom christlichen Standpunkte aus beurteilt.

**Dein Reich komme! Kriegspredigten über das Vaterunser** von P. D. E.  
C r e m e r. Bertelsmann, Gütersloh. M. 1.20; geb. M. 1.50.

In diesen Predigten werden die sieben Bitten des Vaterunsers ausgelegt und zumeist in geschickter Weise auf die Kriegszeit angewandt. Wir lassen etliche Proben folgen. Seite 31: „Wie sah es denn vorher aus, ehe der Krieg ausbrach, in den Völkern? War da Friede und Einigkeit? Nein, wahrlich nicht, sondern alle waren gegen alle, ein Kampf der Parteien, ein Kampf der Stände: die Untertanen waren gegen ihre Obrigkeiten, die Niedrigen gegen die Hohen, die Armen gegen die Reichen; es war ein Krieg aller gegen alle bis in den Frieden des Hauses hinein: die Frau kämpfte gegen den Mann, die Kinder gegen die Eltern, die Schüler gegen die Lehrer. Jeder strebte in jedem Stand und in jedem Verhältnis nach mehr Rechten für sich. - Ich, ich, — das war der Geist, der überall regierte. Und wenn der Geist im Innern der Völker herrscht, da soll nach außen, im Verhältnis der Völker zueinander, der Geist des Friedens und der Liebe regieren? Welche Blindheit, das zu erwarten! Welche Verblendung, zu meinen, dieser Geist der Auflehnung gegen alles, was über uns ist, könnte der Welt den Frieden geben!“ S. 62: „Um Gnade, um viel Gnade, bitten und dann doch seinem Nächsten gegenüber auf dem Rechte stehen, ist ein unvereinbarer Widerspruch. Wer auf dem Rechte steht seinem Nächsten gegenüber, kann nicht erwarten, daß Gott ihm gegenüber Gnade vor Recht ergehen läßt. Aber wie ernst ist das! Wie schwer wird es uns oft, auch nur kleine Kränkungen zu vergeben! Und nun gar jetzt, in der Lage, in der wir uns unsern Feinden gegenüber befinden! Wahrlich, da handelt es sich nicht um kleine Kränkungen! Welch eine Größe der Bosheit und welche Summe von Unrecht tritt vor unsere Augen, wenn wir an unsere Feinde denken! Mit was für einem Haß verfolgen sie uns! Die Regeln, auf die wir stolz waren als auf ein Zeichen, daß das Christentum doch eine Macht geworden war im Völkerleben — hat es den Krieg nicht verhindern können, so konnte es doch seine Schreden lindern — die Regeln des Völkerrechts: uns gegenüber gelten sie nicht mehr! Man tötet unsere Verwundeten, oft unter Martern, man sticht ihnen die Augen aus, man beschränkt den Krieg nicht auf die bewaffnete Macht, man bewaffnet die Einwohner des feindlichen Landes gegen uns, man vergreift sich an unsern Frauen und Kindern! Und das sollen wir alles vergeben? Der Verwundete, dem die Augen ausgestochen werden, der sollte seinem Peiniger vergeben, der sollte selbst anders Gnade finden, als wenn er seinem Feinde vergibt? Eine sehr ernste Frage!“ S. 66: „Nein, unsere Schuld gegen Gott ist keineswegs geringer als die der Menschen gegen uns: es bleibt dabei: die 10,000 Pfund sind wir Gott schuldig, und was Menschen an uns getan haben, sind doch demgegenüber nur die 100 Groschen. Und darum bleibt es auch jetzt unsere Aufgabe, daß wir unsern Feinden vergeben. Das heißt nicht, daß wir uns nicht wehren sollen gegen sie: der Heiland verlangt nicht, daß man den Dieb ruhig einbrechen lasse, sondern sagt, daß man, wenn man es weiß, sich darauf einrichtet. Es bedeutet auch nicht, daß wir ihr Unrecht ungestraft lassen: auch der Vater, der vergibt, muß doch oft strafen. Es bedeutet darum nicht, daß wir ihren Greueln nicht wehren und die, an denen sie geschehen, nicht an ihnen rächen. Aber es bedeutet, daß wir ihnen gegenüberstehen mit der Bitte, daß Gott sie zur Erkenntnis ihres Unrechts bringe, wie es im alten Kirchengebet heißt: „Unsere Feinde, Befolger und Lasterer wollst du vergeben und sie belehren.“ Es bedeutet, daß im Jore die Liebe nicht aufgehoben wird, daß wir uns im Kampf als Christen erweisen, auch wo sie es nicht tun. Daß das beides wohl vereinbar ist, kämpfen und lieben, gegen und doch für einen Menschen beten, das sehen wir an David, der Gottes Hilfe gegen Saul mit heißen Gebeten erflehte und doch seiner schonte, als er in der Höhle in seine Hand gegeben war. Das bleibt unsere Aufgabe: denn auch wir sind in diesem Kriege trotz unsers Rechtes angewiesen auf Gottes Barmherzigkeit.“ S. 83: „Was für eine grausame, bittere Enttäuschung für alle die, die so viel zu sagen wußten von dem beständigen Fortschritt der Menschheit

in Bildung und Gefittung, welch bitterer Hohn auf unsern Stolz auf unsere Kultur ist doch dieser Krieg! Welch bittere Demüthigung für alle, die noch glauben, daß das Gute doch stärker sei im Menschenherzen als das Böse! Wie stolz waren wir auf unsere Barmherzigkeit, unsere Menschenliebe! Und nun diese Macht des Hasses, diese Herrschaft der Ungerechtigkeit, dieses Meer von Lüge, diese Wildheit und Grausamkeit! Dieselben Leute, denen wir das Evangelium predigen, werden von denen, die es ihnen predigen, gegen die geführt, die es glauben! Welcher Grad der Heuchelei! Das ist das allerschwerste an diesem Kriege, daß er ein Kampf ist mit der Bosheit.“

F. B.

**Die adventistische Lehre. Eine Widerrufung.** Von Rev. D. M. Can-  
r i g h t. Mit zwei ergänzenden Kapiteln bearbeitet von F.  
M u n z. Methodist Book Concern, Cincinnati. 241 Seiten  
4½×6½, in Leinwand mit Titel gebunden. Preis: 60 Cts.  
portofrei.

Anfragen von verschiedenen Seiten her zeigen uns, daß die Adventisten des Siebenten Tages in der neuesten Zeit wieder besonders eifrig sind, ihre schwärmerischen Irrtümer zu verbreiten, dabei in zielbewußter Weise unsern Gemeindegliedern nachgehen, ihnen ihre eigenen Schriften aufdringen und allerlei Verwirrung und Unheil anrichten. Wir machen deshalb auf das obengenannte Werk aufmerksam, das von einem, der 28 Jahre selbst Adventist gewesen ist und hervorragende Ämter in dieser Gemeinschaft bekleidet hat, geschrieben ist. Es gibt viel Aufschluß über die Geschichte und Lehre der Adventisten, die sonst nicht so leicht in einer solchen Zusammenstellung zu finden ist, zeigt ihren durch und durch verkehrten Standpunkt und ihre greuliche Schriftverdrehung und kann darum solchen, die mit dieser Setze zu tun haben, gute Dienste leisten. Freilich müssen wir auch betonen, daß nicht alles stichhaltig ist, und bei der Widerlegung der adventistischen Irrtümer selbst Irrtümer mit unterlaufen. Der Verfasser hat sich, nachdem er aus der adventistischen Gemeinschaft ausgetreten war, den Baptisten angeschlossen. Die deutsche Ausgabe, von dem bekannten Methodisten F. Munz bearbeitet, ist keine bloße Übersetzung, sondern läßt manches aus dem englischen Original weg und fügt anderes hinzu.

L. F.

**THE LOEB CLASSICAL LIBRARY. St. Augustine's Confessions, with an English Translation by William Watts. Zwei Bände; 471 und 479 Seiten. — The Apostolic Fathers, with an English Translation by Kirsopp Lake. Zwei Bände; 409 und 395 Seiten. London: William Heinemann. New York: The McMillan Co. Preis jedes Bandes, 4×6½, in Leinwand mit Goldschnitt und Goldtitel gebunden: \$1.50.**

Seit einigen Jahren erscheint die auf beiden Seiten des Ozeans von einer Reihe Gelehrter vorbereitete und sehr günstig aufgenommene Loeb Classical Library, bis jetzt etwa 40 Bände. Von der Wahrnehmung ausgehend, daß — leider — die humanistische Bildung abnimmt, und die Kenntnis des Griechischen und Lateinischen geringer wird, will sie die Meisterwerke der alten Literatur in der Weise zugänglicher und gelesenener machen, daß sie auf der einen Seite das Original, auf der gegenüberstehenden eine gute englische Übersetzung desselben bietet — ohne Zweifel ein Plan, der vieles für sich hat. Mit den griechischen und lateinischen Klassikern haben wir es hier nicht zu tun, wohl aber bringen wir zur Kenntnis, daß in dieser Sammlung auch Werke, die dem Theologen interessant, lehrreich und wichtig sind, erscheinen sollen. Zwei liegen schon vor, Augustins „Konfessionen“ und die Schriften der apostolischen Väter. Die Bekenntnisse des größten lateinischen Kirchenvaters gehören ohne Zweifel nicht nur zu den wichtigsten Schriften desselben, sondern zur Weltliteratur und haben zu allen Zeiten auf die Leser den tiefsten Eindruck gemacht. Sie bezugen die Wahrheit des vielzitierten Wortes, daß Augustin in ihnen ausspricht: Tu fecisti nos ad Te, Domine, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te. (I, 1.) Sie schildern uns mit einzigartiger Offenheit die Gedanken und Ereignisse seines früheren Lebens, und seine fromme Mutter tritt lebendig vor unsere Augen. Es ist bekannt, daß Karl v. Raumer diese „Konfessionen“ wiederholt in einem

Kränzchen mit seinen Studenten las, woraus seine schöne mit Anmerkungen versehene Ausgabe hervorgegangen ist. Eine deutsche Übersetzung ist in Reclams Universalbibliothek billig zu haben. Hier aber haben wir noch etwas Besseres. Das lateinische Original nach einem guten Texte und eine gute alte Übersetzung von 1631, die am Rande auf die Schriftstellen verweist, dazu in einem so bequemen, handlichen Format, daß sie, wie alle Bände der gut und gefällig ausgestatteten Sammlung, in jeder Rocktasche Platz finden kann. — Dasselbe Lob gilt der Ausgabe der ältesten kirchlichen Schriftsteller nach den heiligen Aposteln, den sogenannten apostolischen Vätern. Die beiden Bände enthalten die beiden Briefe des Klemens von Rom, die sieben des Ignatius, Polylarps Brief, die im Jahre 1883 wiederaufgefundene Lehre der zwölf Apostel, die sogenannte „Didache“, den Barnabasbrief, den „Hirten des Hermas“, den Bericht über das Martyrium des Polylarp und den Brief an Diognet. Jeder, der sich auch nur etwas mit der alten Kirchengeschichte beschäftigt hat, weiß, welche Bedeutung diese Schriften dafür und auch für die Geschichte des neutestamentlichen Kanons haben. Und niemand wird Polylarps Schreiben an die Philipper oder die schlichte Schilderung seines Märtyrertodes oder den einzigartigen Brief an Diognet ohne Bewegung lesen. Bei diesen Bänden ist jedem Schriftstück auch eine Einleitung beigegeben, und die Übersetzung ist von Kirsopp Lake angefertigt, einem jetzt vielgenannten englischen Gelehrten auf dem Gebiet des Neuen Testaments, der früher in Leiden, jetzt in der Harvard University lehrt. Die Lektüre dieser Bändchen kann schon verbinden das Sprachliche und Sachliche, das Nützliche mit dem Angenehmen.

E. F.

**FIFTY REASONS. Copernicus or the Bible?** By *Rev. F. E. Pasche*, Morris, Minn. 20 Cts.

P. Pasche hat sich schon wiederholt über den Kopernikanismus vernehmen lassen. Der Subtitel deutet die Stellung des Verfassers an, nach welcher der Kopernikanismus im kontradiktorischen Widerspruch zur Bibel steht: „Philosophy and vain deceit or true science? Which is right? The Bible and practical astronomy or the Babel of theoretical, poetical Newtonian fiction?“ Pasches Schrift fordert zu einer ersten Prüfung auf, zu welchem Zwecke wir sie hiermit auch unsern Lesern empfehlen möchten. Bezogen werden kann die Schrift vom Verfasser.

F. P.

**SEVENTH-DAY ADVENTISM RENOUNCED.** By *Rev. D. M. Canright*. Fleming H. Revell Co., New York, Chicago, Toronto. 418 Seiten 5×7½, in Leinwand mit Titel gebunden. Preis: \$1.00.

**NORTHWESTERN PUBLISHING HOUSE, MILWAUKEE**, hat uns zugesandt:

1. „Luther and Our Fourth of July.“ By Wm. Dallmann. (5 Cts.)
2. „Why the Congregational Meeting?“ By Wm. Dallmann. (5 Cts.)

— Es sind dies zwei populäre Traktate, die niemand ohne Interesse und Nutzen lesen wird.

F. P.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Die Generalsynode trat Ende Mai in Akron, O., zu ihrer zweijährlichen Versammlung zusammen. Es wurden brüderliche Grüße empfangen von Gesandten der United Synod South, des Generalkonzils und von dem Federal Council of the Churches of Christ in America. Aus den Berichten über die Sitzungen geht hervor, daß eine starke Partei innerhalb dieses Kirchenkörpers eine Annäherung an andere lutherische Synoden angustreben sucht und darüber sogar die Beziehungen zu andern protestantischen Kirchenkörpern zu lockern bereit ist. Es trat diese Stimmung in mehr als einem

der in Akron gefaßten Beschlüsse zutage. Als die synodale Kommission, die an den von episcopaler Seite eingeleiteten Unionsversammlungen ("On Faith and Order") teilnimmt, berichtete, entspann sich eine Debatte über die Frage, ob man nicht diese Kommission aufheben sollte, da der episcopale Begriff von "order" (geweihtem Stande) nimmermehr Lutheranern zuzagen würde, und außerdem solches brüderliche Verhandeln mit andern Denominationen, wie die Tätigkeit dieser Kommission erfordere, die Aussichten auf Lutherische Einigkeit abschwächen müsse. Schließlich wurde das stehende Komitee wieder ernannt, da man sich etwas von dem Zeugnis für die lutherisch-biblische Stellung, die man auf diese Weise vor den Reformierten ablegen könne, versprach. Ähnliche Kraftproben zwischen der radikalen und konservativen Partei erfolgten bei der Behandlung anderer Vorlagen. Als die Kommission für Sonntagsschulliteratur berichtete, und die Empfehlung eingebracht wurde, der Kommission Vollmacht zu geben, gemeinschaftlich mit den Kommissionen des Konzils, der Ohio synode, und der Synode des Südens eine Serie von Sonntagsschullektionen herauszugeben, wurde von liberaler Seite geltend gemacht, daß damit der erste Schritt geschähe in der Richtung auf Abschaffung der „internationalen“ Sonntagsschullektionen und damit auf Lösung des Bandes, welches jetzt die Generalsynode mit dem Sunday-school Council of Evangelical Denominations verbindet. (Das gedruckte Protokoll dieses Council von Januar 1915 enthält den Bericht des Ausschusses der Generalsynode, S. 20, in einer Reihe mit Berichten der methodistischen, baptistischen, evangelischen usw. Kommissäre.) Wieder wurde solchen Bedenken gegenüber betont, man habe die erste Pflicht gegen Lutherische Kirchenkörper, und die Kommission für Sonntagsschullektionen erhielt ihre Vollmacht. D. Fehl Delf, der ja die linksliberale Richtung in der Generalsynode repräsentiert, berichtete später über die Tätigkeit des Federalkonzils protestantischer Kirchen. Die Unternehmungen des Konzils wurden gutgeheißen, doch wurde der Vorschlag, diese Tätigkeiten durch einen Zuschuß von \$500 zu unterstützen, an das Exekutivkomitee der Generalsynode verwiesen. Die zwei Zeitschriften, der *Lutheran Observer*, das von einer Privatgesellschaft geeignete Organ der liberalen Partei, und das konservative Synodalorgan, *Lutheran Church Work*, sollen verschmolzen werden, indem der Verlag die Aktien des *Lutheran Observer* zu Pari (\$22,150) aufkauft. Ein neues Gesangbuch, das zugleich eine Gottesdienstordnung enthält, wird von der Generalsynode, dem Generalkonzil und der Vereinigten Synode des Südens gemeinschaftlich herausgegeben. Die Empfehlung eines Komitees, im dritten Artikel für „christliche“ das Wort „katholische“ (Kirche) einzufügen, wurde niedergestimmt. Das Generalkonzil, die Generalsynode, die Ohio synode und die Iowa synode werden eine gemeinsam geplante Feier des Reformationsjubiläums abhalten. Als Reaktion gegen das Eindringen des social service-Gedankens sehen wir den Beschluß an, der „in Anbetracht der vielen Reformbewegungen, durch die man die Kirche in Unternehmungen zu ziehen sucht, zu denen sie keinen Veruf hat“, die Pastoren und „church-leaders“ auffordert, „die wahre Lehre von der Kirche, wie sie in der Augsburgischen Konfession vorliegt, daß nämlich die Kirche ist ‚die Gemeinde der Heiligen, in welcher das Evangelium recht gelehrt wird, und die Sakramente recht verwaltet werden‘, zu studieren und damit für die Arbeit der Gnade, Buße, Glauben, Rechtfertigung, Bekehrung, als erste Werke der Kirche, den



ersten Platz zu bewahren“. Ermutigend ist auch ein Beschluß, der die Beteiligung von Logen an kirchlichen Zeremonien verurteilt. Doch wurde die Prohibitionsbewegung in einem andern Beschluß unterstützt. Das ganze lutherische Volk wird aufgefordert, „always to exercise their rights of citizenship in behalf of those movements which endeavor wisely to promote the moral, intellectual, social, industrial, economic betterment of all classes of people“. In den offiziellen Berichten wurde darüber geklagt, daß die Zahl der Kommunizierten in der Statistik zurückgehe, und daß durch Mangel an Kandidaten für das Predigtamt die Missionsarbeit der Generalsynode stark behindert werde.

Auf eine Schrift P. Wiefes, in welcher die Stellung der Minoritätspartei innerhalb der Norwegischen Synode zur kirchlichen Vereinigung auf Grund der Madisoner Thesen Ausdruck findet, haben wir an dieser Stelle schon kurz hingewiesen. Die Schrift umfaßt 64 Oktavseiten. Nachdem im ersten Abschnitt unter der Überschrift „Von christlicher Glaubens- und Lehreinigkeit“ das sola Scriptura behandelt worden ist, wendet sich der Verfasser zu einer „übersicht über frühere norwegisch-lutherische Vereinigungsversuche bis 1910“. Hier wird besonders darauf hingewiesen, daß bis zum Beginn des neuen Stadiums in den intersynodalen Verhandlungen (1910) die Gegner der Norwegischen Synode sich beharrlich geweigert hätten, den Ausdruck, Gott richte sich in der Belehrung nach dem menschlichen Verhalten, die Seligkeit hänge in gewissem Verstande nicht allein von Gott ab, als synergistisch zu verurteilen. Der dritte Abschnitt handelt von der Frage: „Was ist der eigentliche Streitpunkt im Gnadenwahllehrestreit?“ P. Wiefes Antwort lautet: Es handelte sich um den Ausdruck „Verhalten“. Man lehrte, die Wahl sei geschehen mit Rücksicht auf das menschliche Verhalten. „Obwohl man sich mit großem Fleiß und scheinbar mit großer Gelehrsamkeit auf die ‚Dogmatiker‘ berief (für Luther hatte man wenig Gebrauch), so hütete man sich doch sehr davor, mitzuteilen, daß die alten Lehrer, obwohl sie die sogenannte ‚zweite Lehrform‘ gebraucht haben, niemals die neuere Um-schreibung (in Ansehung des Verhaltens) benutz haben, die nicht nur zweideutig, sondern grundfalsch ist.“ Betonte die Synode mit großem Ernst, daß die Wahl eine gänzlich freie Gnadenhandlung Gottes sei, zu der er sich durch schlechterdings nichts in uns hat bestimmen lassen, so haben die Gegner das stets als Calvinismus verurteilt. Wiese führt dann aus: Ist der Glaube Erklärungsgrund für die Wahl, und zwar nicht sofern er Gottes Gabe, sondern sofern er ein Werk des Menschen ist, so ist er allerdings ein „Gesetzeswert“ und gleichbedeutend mit „Verhalten“. Im folgenden Abschnitt wird dann referiert, wie es in den Jahren 1911 und 1912 in der Vereinigungssache weiterging. Erst wird auf den indifferentistischen Geist in der Forenede Kirche hingewiesen, die zwar das Urteil ihres Präses Dahl über die Lehre der Norwegischen Synode (dieselbe sei unbiblisch und unlutherisch) schweigend hingenommen hatte, aber trotzdem einen offiziellen „Brudergruß“ an die Norwegische Synode überbringen ließ. Das Wort D. Kildahls wird angeführt: zwar halte ein großer Teil der Forenede Kirche die Lehre der Norwegischen Synode für falsch, doch könne man „einander dennoch ja die Bruderhand reichen“! Wiese erinnert dann an den Ausspruch Paul Gerhardts in seinem Testament (1676): „Hüte dich vor den Synkretisten! Sie suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu.“ über das

„Opgjör“ urteilte Wiese schon 1912: „Es sagt sowohl ja als nein.“ Das Madisoner Komitee habe nach der Aussage eines Gliedes desselben die Absicht gehabt, „eine gemeinsame Form zu finden, der beide Parteien zustimmen könnten“, die also (bemerkt W.) nichts Wesentliches an der Lehre ändern würde, die man bisher geführt hatte. Ihm ist das „Opgjör“ ein Glied in der Kette der unionistischen Vereinigungsversuche, die man seit Bucers Zeit gemacht hat. Und zwar wolle man mit einem „Gastwerk“, das in einer so wichtigen Sache anstößig ist, eine äußerliche Einigkeit zustande bringen. Der letzte Abschnitt der Broschüre beschäftigt sich mit den Mängeln der Madisoner Thesen und den Versuchen, die man gemacht hat, diese Thesen zu retten. Wiese tabelt, daß man nicht an den Traktat angeknüpft hat, der 1911 erst in „Lutheraneren“ erschien (siehe L. u. W. 1915, S. 101), und der Präses Dahls Urteil, die Norwegische Synode führe „unlutherische und unbiblische Lehre“, zu verteidigen suchte. Man habe den Kernpunkt, nämlich die Aussage in jenem Traktat, die Wahl sei wenigstens teilweise abhängig vom „Verhalten“ des Menschen, umgangen. Die Madisoner Thesen hätten ausdrücklich den Satz verwerfen sollen, „daß Gott in der Wahl Rücksicht genommen habe auf das Verhalten des Menschen gegen die rettende Gnade oder sich dadurch habe bestimmen lassen“. Über Pontoppidans Frage 548, welche das „Opgjör“ der Lehre der Konfessionsformel koordiniert, wird geurteilt, sie enthalte nicht die Lehre von der Wahl. Die Koordination sei ohne Halt in Schrift und Bekenntnis. Larsen wird angeführt, der 1912 öffentlich aus sagte: „Pontoppidans Bestimmung der Wahl ist nicht die Bestimmung, welche die Schrift bietet.“ Die älteren Dogmatiker, sofern sie die zweite Lehrform benutzten, haben sachlich richtig gelehrt und die Form durchbrochen. Das wird aus Arnd, Lassenius und andern mit ausführlichen Zitaten belegt. Das „Opgjör“ sei ein Kompromiß. Daß man „ohne Vorbehalt zwei verschiedenen Lehren zustimmt, sei allerdings eine psychologische Unmöglichkeit, aber gerade das tut offenbar das „Opgjör“. Man sei versucht, einfach von Sophisterei zu reden, wenn man nicht wüßte, daß diese Koordination in guter Meinung geschehen sei. Tatsache bleibe aber, daß das „Opgjör“ „ohne Vorbehalt“ zwei Lehren einander gleichstelle, von denen die eine sich nicht in Schrift und Bekenntnis finde. Die Stellen Matth. 15, 9; 1 Kor. 4, 6; 1 Sam. 3, 9 und die Bekenntnisschriften werden angeführt, um darzutun, daß das Schriftprinzip in der Lehrdarstellung nicht verletzt werden darf. Unionistisch sei es, zwei einander widersprechende Lehren „ohne Vorbehalt“ als richtig anzuerkennen. Der folgende Satz ist gesperrt gedruckt: „Wenn es etwas in der Welt gibt, was den Namen ‚falsche Lehre‘ mit Recht verdient, so ist es gewiß eine solche uneingeschränkte Erklärung, durch die man ein Prinzip aufstellt, welches so offenbar nicht nur eine einzelne Lehre, sondern das Fundament, die Richtschnur für alle Lehre in der Kirche, verletzt.“ „Man hat nicht auf dem Grund der Apostel und Propheten (Eph. 2, 20) gebaut, sondern auf Menschnautorität“, wobei nochmals daran erinnert wird, daß keiner der Lehrväter, die im „Opgjör“ angeführt werden, „ohne Vorbehalt“ die zweite Lehrform als Ausdruck der Wahllehre anerkannt habe. Ferner wird auf die Konstitution der Norwegischen Synode hingewiesen, die keine Entscheidung von Fragen des Gewissens oder der Lehre durch Stimmenmehrheit gestatte. Man sagt einfach: Die Synode hat die Sache er-

ledigt, es besteht jetzt Glaubenseinigkeit; und wer dagegen Einwand erhebt, wird mit Bitterkeit abgewiesen. „Überhaupt ist die Art und Weise, in der man bisher die Anerkennung des ‚Doggör‘ hat aufrechterhalten wollen, un-lutherisch und unchristlich, eine sündliche Vergewaltigung, die, weil sie gegen Schrift und Bekenntnis streitet, kein Gewissen binden kann, sondern als ‚null and void‘ zu bezeichnen ist.“ Schließlich wird noch auf den in der zweiten These geübten Betrug hingewiesen, die mit den Worten anhebt: „Da beide Synoden erkennen, daß die Konkordienformel (Artikel XI) die Schriftlehre von der Wahl enthalte“ usw. Dazu bemerkt Wiese ganz richtig: „Hier wird das als Voraussetzung behandelt, was eben nicht der Fall ist“; denn es bestehe ja seit Anfang des Gnadenwahllehrestreits eine grundverschiedene Auffassung dieses Bekenntnisartikels, indem nämlich die Gegner in demselben eine Wahl „im weiteren Sinne“ finden, die mit dem allgemeinen Gnadenwillen identisch ist. „Hier wird ein Spiel getrieben (obwohl zum Teil unbewußt), wodurch Tausende von Christen in die Irre geführt und verwirrt werden.“ Und da man darauf besteht, es sei alles in bezug auf die Lehre jetzt ins reine gebracht, und es sei nur über die Außerlichkeiten, die vor dem Eingehen einer organischen Verbindung zu beraten seien, weiter zu verhandeln, „so hat man auch gewiß keinen Grund zu erwarten, daß Gott ein solches unverständiges Unterfangen segnen werde, um so weniger, als man auf eine fast unchristliche Weise alle Warnungen zurückgewiesen hat“. Auf die Lehrrsäße dieser Thesen, besonders auf Satz 1, wird dann Melancthon's Ausspruch über ein „Vereinigungsbuch“ angewandt: „Willst du es verbessern, du kannst's mit leichter Mühe: mach' einen Strich durchs Ganze.“

Seit einiger Zeit mehrt sich in der schwedischen Augustanasynode die Zahl derer, die den Austritt der Augustanasynode aus dem Generalkonzil befürworten. Im *Lutheran Companion* kamen kürzlich einige Einsender zu Worte, von deren Ausführungen über die Frage der Trennung vom Konzil wir folgendes im Auszug mitteilen: „Have We a Quarrel with the General Council?“ Diese Frage wird in einem der genannten Artikel mit einem Hinweis darauf beantwortet, daß die Augustanasynode ihrer Organisation nach ein Generalkörper ist in demselben Sinne wie das Konzil. Wie das Konzil aus Synoden bestehe, so bestehe die Augustanasynode aus „Konferenzen“, die sich jederzeit als voneinander unabhängige Synoden konstituieren könnten. Dazu komme noch die Schwierigkeit für den Betrieb der Heidenmission, der aus dem gegenwärtigen Verhältnis zum Konzil erwachse. Wir lesen: „Should our Synod by a regular action decide to have a separate field in India, such a decision will not be arrived at without serious and prayerful consideration, and we can hardly believe that the General Council should refuse to grant such a request having heard the reasons. Should such a request come from our Synod and not be granted, that might lead to separation; otherwise there can be no special ground for a separation as far as we can see. . . . The matter of our mission in India must be a real burden to our souls, in the way the word ‚burden‘ is spoken of in the books of the Old Testament prophets. We cannot be satisfied any more with empty figures and misleading resolutions. We know that there is only one missionary to every two districts, that the zenana work is almost dead, that no work whatsoever is done among the

caste people in the way of evangelizing, etc.; and this is not an accidental circumstance, it is the actual condition after we have been in the field over seventy years. . . . No matter what sort of attributes we are given, it remains a fact, from the past and present history of our relation to the mission in India, that we shall not be able to get out the men and women we need, unless we have our foreign mission work entirely in our own hands. . . . We believe with the majority in our Synod that the General Council is too large a body of churches and synods to feel the responsibility of this common mission, and to command the confidence and cooperation that is an easy matter in a small body." Unter der Überschrift "Shall We Separate?" schreibt ein anderes Glied der schwedischen Synode in demselben Blatte: „Trennung vom Konzil würde das kirchenregiment vereinfachen und unnatürliche Komplikationen wie auch Mißverständnisse aus dem Wege räumen.“ Es heißt dann weiter: "Our Synod has now a Mission Board for the mission in China. The same board could manage the mission in India if our Synod had a mission," das heißt, eine unabhängige Mission, "there. Our Synod would then be rightly represented on the mission field in India. Now it spends about twenty-four or more thousand dollars yearly on missions there, but if you look into any missionary statistical report, the name of our Synod cannot be found as doing any work there, because it has no mission of its own. The General Council gets the credit. What a difference if a missionary from India and one from China comes to us! The one from India, if I shall speak frankly, represents the General Council on the mission field, while the one from China represents our Synod. . . . Separation is not only justified, but made necessary by the similar organizations of the General Council and our Synod. The General Council, if we exclude our Synod, is divided into districts. And so is our Synod in conferences. Each conference of our Synod corresponds to a district synod of the General Council. The two church bodies carry on very much the same work. The General Council has its own immigration home and mission in New York and elsewhere. So has our Synod. The General Council has its own publication house, official papers, seminary and other schools, orphan homes, and other branches of inner mission activity and home mission, and so has our Synod. Our Synod must take care of its own work, and the General Council of its work. It is improper that our Synod shall send delegates to help to take care of the General Council's work. . . . A great danger that our Swedish Evangelical Lutheran Church and its work will be extinct in this country will be removed if we separate from the General Council. It is evident that there are only two alternatives for our Synod, that is, either to sever its present connection with the General Council and live, or to be more unified with the General Council, and become extinct as a Swedish Evangelical Lutheran church body. This is the condition, and the undersigned has with great sorrow observed and wondered that some of our Synod's leaders are not able to, or do not want to, see this, but are continually advocating the union, and thereby hindering the independence, growth, and life of our Synod. They try to defend themselves with the statement that the General Council is only an advisory body. But this is misleading. It is evident that, as far as the General Council's district

synods are concerned, the advice is law. And if it is law for them, it is equally so for our Synod. If this principle is carried out in all its consequences, it means the extinction of our Synod. . . . Our Synod has never had, or been offered, any financial aid from the General Council, and yet given itself away to the General Council. Even if it had received aid, this would not justify the union. Our Synod has responsibilities to the traditions of the Church of our fatherland and forefathers and not to the General Council." Man befürchtet also, daß nach und nach, wie die verschiedenen Konferenzdistrikte der schwedischen Synode mehr und mehr verenglischen, sich die Gemeinden an das Konzil anschließen werden, so daß in kurzer Zeit etwa die Gemeinden in New York sich an das New York-Ministerium, diejenigen in Illinois sich an die Chicagosynode, die in Minnesota sich an die Synode des Nordwestens usw. angeschlossen haben werden, die Augustanasynode also im Konzil aufgegangen, von demselben absorbiert sein wird. Dieser Beweggrund hat nicht wenig dazu beigetragen, daß die Augustanasynode in ihrer Sitzung am 14. Juni einen Beschluß faßte, der auf eine Veränderung in dem zwischen Augustana und dem Konzil bestehenden Verhältnis hinstrebt. Ein Komitee von vier Pastoren und zwei Laien brachte Resolutionen in der Sache ein. Vier, zwei Pastoren und die beiden Laien, beantragten, die Synode solle ihr Verhältnis zum Generalkonzil ganz lösen. Die Minorität beantragte, es beim alten zu lassen. Man nahm zunächst den Minoritätsbericht vor, konnte sich aber nicht einigen. Die Debatten waren lebhaft und warm; namentlich das jüngere Element trat für Lösung des Verhältnisses zum Generalkonzil ein. Endlich wurde folgender Antrag angenommen: „Beschlossen, daß die Augustanasynode das Generalkonzil ehrerbietig auffordert, seine Konstitution so abzuändern, daß die Augustanasynode nicht länger in der Stellung einer Distriktsynode zum Generalkonzil stehe, sondern in der einer Hauptsynode (of a general body), damit das Generalkonzil nur ein beratender Kirchenkörper werde — grundsätzlich und praktisch, so daß dann auch eine Föderation aller lutherischen Kirchenkörper unsers Landes ermöglicht werde.“ Hierzu bemerkt der *Lutheran Companion*: "This practically means that the General Council will once more be placed in the position where it will either have to materially modify its principle of union, or see the Augustana Synod withdraw. . . . One thing is apparent, that this matter will not be settled permanently by more or less flattering resolutions that aim at pacifying without yielding anything." Daß das Generalkonzil sich durch diesen Beschluß bewegen lassen wird, von seinem Prinzip abzugehen, also ein nur beratender Körper zu werden, ist nicht zu erwarten. § 4 der Fundamental Principles des Konzils lautet: "A free, Scriptural General Council or Synod, chosen by the Church, is, within the metes and bounds fixed by the Church which chooses it, representatively that Church itself." Das Generalkonzil ist nach diesem und dem siebenten Satz nicht ein beratender, sondern ein gesetzgebender Körper. Gerade in den letzten Jahren ist die legislative Funktion des Konzils eher schärfer betont worden, als daß in diesem Punkte etwa eine Stimmung sich gezeigt hätte, die solchen Strömungen wie der jetzt in der schwedischen Synode hervortretenden Menschenschaft tragen würde. Die diesjährige Sitzung des Konzils findet im Herbst zu Rod Island, also in der Hochburg der schwedischen Lutheraner, statt. G.

Gegen den Vorwurf des Unitarismus sucht man gewisse Theologen presbyterianischer Predigerseminare dadurch zu retten, daß man betont, sie gehörten nicht der unitarischen, sondern der Kongregationalistengemeinschaft an. Wer die Lage der Dinge unter den Kongregationalisten kennt, weiß, daß damit nichts gewonnen ist. Bekanntlich hat jede Gemeinde von Kongregationalisten ihr eigenes Glaubensbekenntnis. Manche dieser Bekenntnisse halten fest an den Grundwahrheiten des Christentums, andere, viele sind durchaus unevangelisch, ja unitarisch gehalten. So ist es möglich, daß Dr. Youg vom Seminar in Auburn, ein Kongregationalist, Lehren vorträgt, die von Unitariern als mit ihren Anschauungen übereinstimmend angeführt und verbreitet werden. Dr. Henry Preserved Smith vom Union Seminary ist ein kongregationalistischer Geistlicher, hat aber, ehe er nach Union Seminary berufen wurde, in dem unitarischen Meadville-Seminar unterrichtet. Als Probe für die Übereinstimmung der Unitarier mit der kirchlichen Richtung, die von Prof. Youg vertreten wird, diene folgende bezahlte Anzeige, die im *Lancaster (Pa.) News-Journal* erschien, um der Arbeit eines Evangelisten (Stough), der, wie es scheint, die Lehre von der Veröhnung durch Christum vortrug, Abbruch zu tun: "Popular evangelism has often given currency to a form of Christolatry which results in a Jesus cultus rather than in the establishing of the great fundamental verities of religion. Any interpretation of Jesus Christ which obscures His own supreme emphasis upon His Father God, fails to express the mind of Christ. His passion to reveal His heavenly Father to men condemns the methods of those who would make the historical Jesus the center of our human worship.' These striking words, breathing the best spirit of Unitarianism, are not from the pen of a Unitarian, but from the pen of a prominent Presbyterian professor in the Auburn Theological Seminary, Herbert Alden Youtz. They show the real community of spirit that exists between the Unitarians and all the really progressive scholars and preachers of the great orthodox bodies. The Unitarian attitude represents the only religious attitude of the future. Get into line with the spirit of the times by acquainting yourself at first hand with Unitarian principles." Daß Monisten für ihre Ansichten sich auf theologische Lehrer einer protestantischen Gemeinschaft berufen können, ist im amerikanischen Kirchenleben vorerst noch auffallend genug, um in der reformierten Presse eine Art Sensation hervorzurufen, wie das auch z. B. durch die oben angeführte Anzeige geschehen ist. Jetzt wirft man der presbyterianischen Generalversammlung vor, sie habe geschlafen, als sie die Wahl des kongregationalisten Youg bestätigte, und fordert Änderungen in der Verfassung, damit solche Ärgernisse nicht mehr vorkommen können. Der Schaden liegt wohl tiefer.

G.

## II. Ausland.

Unter die „Kriegsgruel“ verdienen gewisse Aussprüche liberaler Theologen in jüngster Zeit gerechnet zu werden. Der bekannte Wanderredner D. Traub brachte es neulich zu folgendem Gedanken: „Ich fragte mich schon manchmal, ob die Griechen mit dem Schierlingsbecher ihres Sokrates auch so gute Geschäfte zu machen verstanden wie die Christen mit dem Kreuz des Einzigen.“ Ein in doppelter und dreifacher Hinsicht abscheulicher Ausspruch. Und Traub gehört zu den „frommen“ Liberalen. Daß der radikal

ungläubige Prof. Tröltzsch aus der Genossenschaft zwischen Deutschland und der Türkei den Schluß zieht, es sei jetzt erwiesen, daß jede Religion nur relativen Wert habe, ist schon an dieser Stelle gesagt worden. Tröltzsch hat seitdem in verschiedenen Zeitschriften diesen Gedanken weiter ausgeführt. Der „Alte Glaube“ bemerkt dazu: „Wie Männer, die solch eine Stellung einnehmen, von einer inneren Stärkung des Christentums reden können und an dieser Stärkung selbst teilnehmen wollen, ist uns ein Rätsel. Sind sie es doch gerade, welche mit ihrer relativen Beurteilung des Christentums alles tun, um es zu entkräften und seine Weltmission zu lähmen. Man sage nur einmal denen, die im blutigen Kriegsschreden ihren Heiland und durch ihn ihren Gott gefunden haben, daß es nur die ‚religiöse Auffassung der weißen Menschenseite‘ sei, von dem veröhnnten Vater Jesu Christi zu reden und ihn als wahren Gott anzubeten: eine energische Abschüttelung dieser grundsätzlichen Religionsertweichung wird die Folge sein, oder es legt sich ein Meiß auf den soeben aufgeblühten Christenglauben, und niemand kann ihn zu neuem Leben erwecken.“ In den „Preussischen Jahrbüchern“ schreibt D. v. Hauff, man habe jetzt vielleicht Gelegenheit, Pfarramt und Kirchliches Dogma überhaupt los zu werden! Luther habe doch nur um der Ordnung willen die Anstellung der Pfarrer beibehalten. Diese ganze Einrichtung sei eigentlich unchristlich. Man müsse die Gemeinde ganz anders als bisher an den Aufgaben der Kirche teilnehmen lassen. Zu diesem Zweck müßte auch andern als Pastoren das Recht zur Trauungsrede ebenso zugestanden werden wie die Predigt auf der Kanzel. Wieviel wäre erreicht, was wäre das für eine „Freude, wenn wir Pfarrer und Kirchenlehre ganz stillschweigend los werden könnten, ohne daß jemand etwas davon merkt!“ Und so etwas wird in einem noch christlich sein wollenden Blatt, und in dieser Zeit, gedruckt. Unglaublich! Dabei ist es gerade auch die liberale Theologie, die sich jetzt, zu einer Zeit, da die Weltfriedensapostel zum größten Teil ernüchtert oder wenigstens verstummt sind, noch mit dieser seltsamen Verirrung des gesunden Menschenverstandes allen Ernstes abgibt. Man rechnet den Gedanken von einem endlichen Weltfrieden zu den „Urgedanken des Evangeliums“. Darüber hatte sich vor zwei Jahren die „A. E. L. St.“ geäußert: „Geh's tatsächlich in der realen Welt der Wirklichkeit nicht mehr vorwärts, dann wirft man sich um so leidenschaftlicher den Utopien und ideologischen Träumereien in die Arme. Was hat der Liberalismus erreicht? Er hat die Menschen kirchlich entfremdet, die Gotteshäuser leer gepredigt, auch die Katheder der Offenbarungstheologie diskreditiert; jetzt steht er in Gefahr, von der entchristianisierten Welt beseitigt zu werden.“ Man hat die biblische Eschatologie aufgegeben und sieht nun in dieser Friedenshoffnung eine Art Ersatz. Hat man erst den Gedanken der Erbsünde zer schlagen und der neuen Auffassung Raum gegeben, wonach die Sünde etwas „Notwendiges“, ja „Naturnotwendiges“ bedeutet, dergestalt, daß es auf dieser Erde sündige Menschen und Menschengruppen, Verbände, Staaten, Völker überhaupt nicht geben kann, dann ist man jeder optimistischen Schwärmerei über die Zukunft der Menschheit in die Hände geliefert. Kommt die moderne Entwicklungsidee noch dazu, die uns zu immer höheren, „göttlichen“ Zielen führt — und der Himmel auf Erden ist bald zu erwarten. Natürlich fällt dann die Zukunftshoffnung des Christentums dahin; höchstens als „Ewigkeitsgedanke“ lebt sie noch ein bloßes Erinnerungsleben in den Ge-

mütern. Mit solchen Phantastereien will man dem evangelischen Volk Deutschlands einen Ersatz bieten für die Tröstungen des Evangeliums, die man ihm entwendet hat. Solche Theorien mögen einer religiös gleichgültigen, dem Materialismus und der Genußsucht ergebenen Zeit als Beruhigungsmittel genügt haben, in Zeiten großer Not jedoch, wie sie dieser Krieg gebracht hat, sind es morsche Stützen, löcherichte Brunnen, die kein Wasser halten. Auch in dieser Notlage bietet die neuere Theologie dem Volk Steine statt Brot, einen Skorpion für ein Ei. Dem deutschen Volk, das heute mit dem deutschen Mönch Luther mit dem Ruf: „Meine Sünde, meine Sünde!“ zu Gott schreit, kann nur Trost und Hoffnung kommen aus der durch Gottes Geist gewirkten Gewißheit: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden.“

Über den Zorn Deutschlands gegen seine Feinde stellt D. Amelung im „Alten Glauben“ eine ausführliche Betrachtung an. Es wird erst daran erinnert, daß es wohl einen gerechten Zorn gibt, der uns aber selten ganz rein und heilig entgegentritt. „Die Sünde vermengt die reine mit unreiner, unheiliger Blut. Sie macht das gerechte Aufwallen unsern tiefsten Inneren leicht zu dem verzehrenden, unheilbringenden Jähzorn mit all seinen unedlen, häßlichen, den Menschen entwürdigenden Erscheinungen. Deshalb mahnt Jakobus die Leser seines Briefes so eindringlich: ‚Ein jeglicher Mensch sei schnell zu hören, langsam aber zu reden und langsam zum Zorn‘, 1, 19. Und Paulus ruft den Ephesern nochmals zu: ‚Zürnet, und sündigt nicht‘, das heißt, wenn ihr zürnet, so sündigt nicht, laßt euren Zorn nicht einen unreinen, unheiligen sein. Nicht den Zorn an sich will Paulus vertwehren, sondern den sündigen Zorn.“ Die Schrift redet ja vom Zorn Gottes, der nicht etwa „im Widerspruch zu Gottes Liebe steht, sondern die notwendige Rehrseite derselben ist. Ist er doch nichts anderes als die Gegenwirkung der Heiligkeit Gottes gegen den in der Sünde in Erscheinung tretenden Widerspruch gegen ihn und seinen Liebeswillen“. Sittlich berechtigt, heilig ist der Zorn des Menschen nur dann, „wenn er ein Abbild ist des Zornes Gottes, mit andern Worten: wenn er das Widergöttliche, Sündige, Niedrige, Unwahre verneint, und wenn er selbst nicht den Charakter sündiger, unreiner Leidenschaft an sich trägt“. Daß das deutsche Volk eines solchen Hasses gegen das Böse, das Gemeine fähig sei, habe man in letzter Zeit bezweifeln müssen. „Unsere Jugend zumal machte vielfach einen so blasirt-gleichgültigen Eindruck, sie schien so sehr dem Sinnengenuß ergeben, so wenig hohen Idealen zugewandt. Und im reiferen Alter schien der kühle, berechnende Verstand, der nur die eine Frage kennt: Was nützt es mir, was hab' ich davon? zur Alleinherrschaft gelangt zu sein. . . . Da kam der Krieg, der große, gewaltige Krieg. Und zu meiner Freude sah ich, daß ich mich geirrt hatte, daß das deutsche Volk noch eines großen Zornes fähig ist. Ich weiß wohl“, fährt D. Amelung dann fort, „daß dieser Volkszorn nicht frei ist von dem unreinen Zufuß sündig-fleischlicher Leidenschaft. Er stellt sich oft ungebärdig, er will mit dem Auge um Auge, Zahn um Zahn' des Gesetzes grausamen Ernst machen. Zorntriefende, haßerfüllte Lieder, namentlich gegen England, verbreiten sich mit Bindeseile unter unsern Truppen draußen im Felde wie in der Heimat. . . . Wir wollen Gott immer wieder bitten, daß er unser ganzes Volk in dieser Zeit großer Gerichts- und Gnadenheimsuchung nicht versinken läßt in niedrigen Haß, in unfruchtbares Schimpfen und Schelten.“



Andererseits solle man aber auch nicht kleinlich an dem „großen Zorn“ Deutschlands nörgeln und darüber „die Berechtigung und hohe sittliche Bedeutung solch großen Volkszornes vergessen“. Dann geht der Verfasser des Artikels auf die Ursachen ein, die dem Zorne Deutschlands zugrunde liegen. „Zorn wurde ausgelöst in allererster Linie durch den unmittelbaren Anlaß des Krieges, den nichtswürdigen Fürstenmord zu Serajewo“, den Amelung als „eine der abscheulichsten, gemeinsten Freveltaten, welche die Weltgeschichte kennt“, bezeichnet. Sodann sei der Zorn Deutschlands erregt worden durch „die Unsumme von Lug und Trug, von gebrochenen Ehrenworten in den höchsten Kreisen, von niederträchtiger Heuchelei, die dem Kriege vorausging, und die doch schließlich nichts anderes bedeuteten, als daß Rußland seine schützende Hand über die Mörder von Serajewo erhob und sich so vor aller Welt als mitschuldig an dem himmelschreienden Verbrechen hinstellte“. „Dieser, anhaltender Zorn den Franzosen gegenüber ist mir nirgends entgegengetreten. Sie sind eben die Erbfeinde. Man nahm Frankreichs Kriegserklärung als etwas Selbstverständliches hin. So trägt denn auch der Kampf mit den Franzosen in diesem vielfach aller Kultur hochsprechenden Kriege den verhältnismäßig ritterlichsten Charakter an sich, wie uns Nachrichten über Vorgänge im Bereich der Schützengräben usw. immer wieder beweisen. Eifers ist mir hier in der Heimat sogar tiefes Mitleid entgegengetreten mit dem armen, unglücklichen Land. . . . Ähnlich sind die Gefühle gegenüber dem unglücklichen Belgien. Zorn, gerechten Zorn, hat die Verlogenheit und Heuchelei der belgischen Regierung hervorgerufen, die unter dem Schein der Neutralität sich mit Leib und Seele unsern Gegnern verschrieb. . . . Mit dem unglücklichen Lande selbst und seiner von oben her belogenen und verhekten Bevölkerung hat man in Deutschland warmes Mitleid. Der eigentliche Gegenstand des tiefsten Zornes, ja, wir müssen es bekennen, auch des tödlichsten Hasses ist in diesem Kriege England. Ich bin weit entfernt davon, alle Zornausbrüche gegen England in Schrift, Wort und Lied in Schutz zu nehmen. Sie sind zum Teil mehr als fleischlich-leidenschaftlich.“ . . . Und doch sei der lodernde Zorn gegen England an sich nicht ungerecht. „Was man haßt, worüber man so leidenschaftlich zürnt, sind nicht die Engländer an sich, sondern bestimmte, dormalen in ihnen verkörperte und mit voller Brutalität zutage tretende hassens- und verabscheuenswerte Grundsätze. Denn schon jetzt ist es als eine unumstößliche geschichtliche Tatsache anzusehen, daß gerade England es gewesen ist, welches diesen blutigsten aller Kriege gewollt und mit kalt berechnendem Verstand bis ins einzelnste vorbereitet hat. England trägt in allererster Linie die Verantwortung für alle Ströme von Blut, die geflossen sind und noch fließen werden, für all das unsagbare Herzleid, das der Krieg über die Völker Europas, ja der Welt gebracht hat.“ Dann folgt ein charakteristischer Passus: „Daß aber das ‚fromme‘ England, das so stolz ist auf seine Leistungen für die Kulturentwicklung der Menschheit, auf seine Verdienste um die Heidenmission, auf die Aufhebung der Sklaverei, sich dazu erniedrigt hat, den Heidenvölkern Afrikas und Asiens das traurige Schauspiel vor Augen zu führen, wie die Weißen, in welchen jene bisher Vertreter des Friedens gesehen haben, einander blutig befehden, die armen Hindus, welche an die strahlende Sonne Indiens gewöhnt sind, erbarmungslos dem nordischen Winter und den deutschen Maschinengewehren preiszugeben und seine Luft

daran zu sehen, wie die Ghurkas, heimtückischen Bestien gleich, nächstlicherweilte an die deutschen Posten herantrieben, um ihnen meuchlings das Messer in die Kehle zu stoßen, während Jung-England, soweit es über den nötigen Besitz verfügt, lieber daheimbleibt und Fußball spielt" usw. Durch die „gemeinste Habsucht“ sei England in den Krieg getrieben worden. Dann wird aber hervorgehoben, daß eine Voraussetzung erfüllt sein müsse, wenn der Zorn Deutschlands gegen seine Feinde sittlich berechtigt sein solle: „Aus dem Zorn gegen die Feinde muß heiliger Zorn gegen das Gottwidrige in unserer Mitte, in unserm Herzen werden. Aus der Anklage muß Selbstanklage, mit andern Worten: aus dem Zorn muß Buße und Rufen zur Buße werden. Oder sind wir etwa rein von dem, was wir im Zorn unsern Feinden vorwerfen? Wir wären armselige Pharisäer, wenn wir das behaupten wollten. Vergessen wir doch nicht, daß wir bis zum Ausbruch des Krieges oft gesagt haben: So geht es nicht weiter. Gottes Gerichte müssen kommen. Unser Volk ist verloren, wenn nicht dem Übermut, dem Reichthum, der Gottlosigkeit gesteuert wird! Nun ist Gottes Gericht über die Völker Europas hereingebrochen, grausiger, als wir je geahnt. Sollen wir da vergessen, was auch in unserm lieben Vaterland gen Himmel geschrien und Gottes Zorn herausgefordert hat? . . . Mammonismus, schnöder Egoismus, alleiniges Wertlegen auf materiellen Vorteil und gröberen oder feineren Sinnengenug — ist nicht die Seele unsers Volkes seit Jahren, ja Jahrzehnten in immer steigendem Maße davon beherrscht gewesen? Hat sich nicht die alte Wahrheit: ‚Geiz ist eine Wurzel alles Übels‘ in Verbrechen und Sünden ohne Zahl auch innerhalb unsers deutschen Volkes bestätigt? Haben nicht falsche Propheten in Menge die reine Diesseitigkeit als höchste Weisheit unserm Volk angepriesen, und war die ihnen andächtig lauschende und willig folgende Gemeinde nicht riesengroß?“ Hier müsse das deutsche Volk Umkehr halten, wenn es wirklich in seinem Zorn gegen die Feinde von solch hohen Motiven bestimmt sei, wie D. Amelung glaubt annehmen zu dürfen. G.

„Gott strafe England!“ Was speziell den „Gruß“: „Gott strafe England — er strafe es!“ anbelangt, so sagt die „Evangelische Kirchenzeitung“ dazu: „Es sollte klar sein, daß der Wunsch: ‚Gott strafe England!‘ nicht geeignet ist, als allgemeiner Gruß gebraucht zu werden. Christen müssen doch alles vermeiden, was geeignet ist, Rachegefühle zu wecken oder zu stärken. Daß solche in reichem Maße gegen England vorhanden sind, läßt sich nicht leugnen. Sie sind auch nach dem ganzen Verhalten unsers bittersten Feindes sehr erklärlich, aber trotzdem mit christlicher Gesinnung nicht vereinbar. Lassen wir uns von dem Geiste Christi leiten, so müssen wir mit seinem Gebot der Liebe gegen unsere Feinde Ernst machen und alles vermeiden, was die entgegen gesetzte Stimmung begünstigt.“ Der „Gruß“ hat, wie aus Zeitungsnotizen hervorgeht, schon weitere Verbreitung gefunden. „Um so mehr“, lesen wir im Hamburger „Nachbar“, „gilt es, davor zu warnen, wenn man den Namen Gottes ernst nimmt. Die Strafe Gottes auf ein ganzes Volk und Land herabzuwünschen, davor soll jeder Christ sich hüten. Wir sind nicht Richter über das Schicksal der Völker, sondern Gott allein. Ganz abgesehen davon, daß ein Gruß unter uns niemals zu einer Verwünschung gegen andere ausarten kann, weil damit der Gruß in sein Gegenteil verwandelt wird, haben wir deutschen Christen jetzt in diesem welterschütternden Krieg mit all seiner Not, die auch uns trifft, obwohl wir überzeugt sind, mit

reinem Gewissen ihn auf uns genommen zu haben, erst recht die Verpflichtung, uns das Wort der Schrift vor Augen zu halten: „Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ Das Gemeinschaftsblatt „Auf der Warte“ erinnert: „Allerdings wollen wir den Herrn bitten, daß er uns bewahre, damit unser gerechter Zorn, den wir gegen Englands Verhalten haben, nicht in ungöttlichen Haß gegen seine Kinder in England umschlägt.“ In einer Predigt behandelte Generalsuperintendent Fr. Laufen das Thema: „Die fünfte Bitte des Vaterunsers und England.“ Er stellt die Frage, ob das „wie wir vergeben unsern Schuldigern“ vertagt werden könne bis nach dem Kriege. „Wir wollen ja heute noch so miteinander beten. Wenn wir aber mit dem Haß gegen irgendeinen Menschen, mit dem Haß gegen England, sagen: Vater, vergib uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben, so bitten wir ja Gott: Rache es mit uns, wie wir es mit unsern Feinden machen: vergib uns nicht. Wir würden uns nicht Segen, sondern Fluch erbitten. . . . Der Haß sieht so kraftvoll aus, aber er ist nicht Stärke, sondern Schwäche. Der bittere Haß scheint vielen der Weg zum Sieg zu sein. Er ist es nicht. Im Haß . . . verlieren wir Gott. Gott ist nicht im Haß; Gott kann nur mit denen sein, die mit ihm sind, dem Gott der ewigen Liebe. . . . Aber können wir denn unsern Feinden, die wider uns stehen, schon vergeben? Sünde muß doch Sünde bleiben, als Sünde genannt und als Sünde gestraft werden. Ja, gewiß: wir wollen den Willen der Nation hassen, die unser friedliebendes Volk so schmähtlich überfallen hat und uns verderben will. Wir wollen hassen die satanischen Gewalten des Hochmuts und des Eigenmutes, des Verrats und der Grausamkeit, der Lüge und der Heuchelei. Wir wollen rücksichtslos kämpfen und die Mittel der Zerstörung gebrauchen, so schrecklich sie sind. Wir können nicht anders, aber wir hassen nicht die Menschen. Der niedrige, Verderben und Tod bringende Haß ist persönlich. Der wahrhaftige, segenspendende Haß ist sachlich. Gott wohnt auch im Haß, im Haß gegen das Böse. . . . Die hohen Worte, die wir gebraucht haben, sind nur Lebenswahrheit, wenn wir sagen können: Wir hassen zuerst bei uns selbst, was dem Frieden im Wege steht; wir suchen Vergebung für uns selbst bei Gott und Menschen, auch den andern Völkern gegenüber. Wir sind bereit zur Versöhnung, wir hören die Worte unsers Meisters: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ G.

Die theologische Fakultät in Dorpat wurde dieses Frühjahr von den Russen aufgehoben. Schon längst ist bekanntlich die alte deutsche Hochschule Dorpat russisch gemacht worden. Die theologische Fakultät war noch ein letzter Rest des Deutschtums. Jetzt soll sie in ein lettisches und ein estnisches Seminar für Theologiestudium verwandelt worden sein. G.

Der Rikuyufall hat seinen Abschluß gefunden in dem Bericht des Erzbischofs von Canterbury, des anglikanischen Primas, über die Verhandlungen des Komitees, das den Fall zu untersuchen hatte. Es handelte sich bekanntlich um einen Unionsgottesdienst, den anglikanische Missionare in Zentralafrika mit Baptisten, Methodisten und Vertretern anderer „ungeweihten“ Kirchengemeinschaften abgehalten hatten, und der in einer Art Föderation der anglikanischen mit andern Missionaren gipfelte. Dagegen hatte der Bischof von Zanzibar Protest erhoben, und es schien, als ob die beiden Richtungen der anglikanischen Kirche, die Hochkirchlichen und die

Niederkirchlichen, wirklich an dem Scheidewege angekommen wären. (Siehe L. u. B. 1914, S. 90.) Doch haben die Erwartungen, daß eine Spaltung in der anglikanischen Kirche jetzt unvermeidlich sei, sich als unbegründet erwiesen. Die Anglikaner sind viel zu indifferentistisch, um es dahin kommen zu lassen. Das "Pronouncement" des Erzbischofs von Canterbury gesteht fast jeden Punkt zu, den die Missionare von Mombasa und Uganda zur Verteidigung ihrer Praxis geltend gemacht hatten. In bezug auf Kanzelgemeinschaft mit Andersgläubigen lautet das Urteil: "We see no essential difficulty in inviting a minister or lay person not of our own communion to address our people, providing the bishop inviting him, or authorizing the invitation, is satisfied as to his qualifications." Auch Nichtkonfirmierte dürfen zum Abendmahl zugelassen werden "at the pastoral discretion of the bishop". Daß man den Gottesdienst in Sikuhu mit gemeinschaftlichem Abendmahlsgang beschlossen hatte, wird als nicht gravierend angesehen, denn es sei diese Handlung "unpremeditated and prompted by a deeply Christian impulse" gewesen, sei deshalb gewiß auch dem Herrn wohlgefällig gewesen "for the purity of its motive and for the love there was in it"! Das Föderationsprogramm, an dem der Bischof von Tangibar besonderen Anstoß genommen hatte, besagte, daß "for the present all recognized as ministers in their own churches shall be welcomed as visitors to preach in other federated churches". Hieron urteilt die Kommission: "No fundamental principle seems to me to be involved. It is a matter of local and, primarily, of diocesan administration." Der Sieg der liberalen (Broad-church)-Partei scheint vollständig zu sein, und die anglikanische Kirche ist um einen guten Schritt dem Punkte näher gerückt, da, wie Canon Gore das vor einiger Zeit ausdrückte, kein Mensch mehr sagen kann, wie sie auch in den Fundamentallehren des Christentums steht.

**Französischer Aberglaube.** Ebenso bigottisch, wie sie früher dem Papsttum huldigten und an die Ammenmärchen des Katholizismus glaubten, sind die Franzosen jetzt — und wohl gerade deshalb — dem unsinnigsten Aberglauben verfallen. Und hierin zeichnen sich die Pariser vor allen andern aus. Nach den Mitteilungen eines deutschen Blattes geht aus dem neuen Pariser Adreßbuch hervor, daß die französische Hauptstadt nicht weniger als 34,607 Somnambulen, Hellseher, Okkultisten, Magnetisierer, Wahrsager usw. männlichen und weiblichen Geschlechts beherbergt. Diese Zahl ist aber sicherlich zu niedrig gegriffen; denn sie umfaßt nur die berufsmäßigen Hexenmeister, während die Tausende, die den Verkehr mit dem Jenseits sozusagen nur im Nebenberuf betreiben, im Adreßbuch unter andern Professionen verzeichnet stehen. Jede Friseurin, Federarbeiterin und andere Berufsgenossin versteht sich aber auf den Umgang mit den Geistern ebensogut wie die ein eigenes „Atelier“ unterhaltenden Magier. In jedem Falle ist so viel sicher, daß es in Paris, der Stadt der Intelligenz, bedeutend mehr Wahrsager und verwandte Berufe gibt als Ärzte und Apotheker. Der Verkehr mit dem Jenseits ist sehr einträglich. Von einer von der Pariser vornehmen Damenwelt sehr geschätzten Wahrsagerin ist bekannt, daß sie im Jahr nicht weniger als 50,000 Franken allein für Reklame in den Zeitungen und Revuen ausgibt. Überhaupt sind für die französischen Blätter die Anzeigen der Hellseher, Kartenleger, Kaffeegrunddeuter, magnetischen Somnambulen eine ergiebige

Einnahmequelle; denn sie nehmen im Angeigentheil der Zeitungen einen breiten Theil ein. Hier erscheinen die Astrologen „neuen Genres“, die Händler mit „beglaubigtem Galgenstrick“, die „Horoskopredakteure“, die „ägyptischen“ Magier und „diplomierten“ Kartenleger. Madame X., „ist die einzige Wahrsagerin der Welt, die sich der Fluidopathie bedient, deren Ergebnisse Staunen erregen“; Madame Y. benachrichtigt ihre Kundschaft, daß „ihrem Atelier ein Advokat beigegeben sei für den Fall, daß die Enthüllungen aus dem Jenseits Anlaß zu irgendwelchen Prozessen gäben“; Madame Z. „ist im Besiz eines Diploms der okkultistischen Wissenschaften, das ihr für ihre außerordentlichen Leistungen auf diesem Gebiete zuerkannt worden ist“. Ein Provinziale, der seine „Beeinflussungen“ auf schriftlichem Wege ausführt, empfiehlt sein radiotelepathisches Verfahren, mit dem jede beliebige Person an jedem beliebigen Ort dem Willen eines andern unterworfen werden kann. Er verrät sein Geheimnis gegen Einsendung von fünf Franken „per Postanweisung“. Ein „durchaus seriöser“ Pariser empfiehlt ähnliches mit Hilfe eines sicher wirkenden Talismans, während sich eine Dame, die ihre Geheimnisse, „indischen Faktoren entrisen“ hat, sich verpflichtet, die unwahrscheinlichen Dinge wahr zu machen. Alle diese Anzeigen bringen manchen Zeitungen drei- bis vierhunderttausend Franken im Jahr ein. Nicht viel weniger aber verdienen die Geheimwissenschaftler selber. So ist nachgewiesen worden, daß mehrere okkultistische Kabinette tägliche Einnahmen von 800 bis 1000 Franken haben. Unter diesen Umständen kann es nicht wundernehmen, wenn ein Beamter der Pariser Polizei, der sich besonders mit diesen Dingen beschäftigt, zu dem Ergebnis gekommen ist, daß der „skeptische“ Pariser, der Bastillen stürmt, Könige vertreibt oder ihnen den Kopf abschneidet, weder an Gott noch den Teufel glaubt, täglich (1) für etwa 200,000 Franken Astrologie, magnetische Wahrsagungen, Mitteilungen aus dem Jenseits auf dem Wege über den Kaffeegrund oder durch das Pizettspiel usw. konsumiert. Sind diese Zahlen aber richtig, dann beläuft sich der Umsatz der „geheimen Berufe“ allein in Paris auf jährlich 73 Millionen Franken. Das sind traurige Erscheinungen, die tief blicken lassen. Was anders will man aber von einem Volk erwarten, das jahrhundertlang von nichts anderm wußte als dem römischen Zeremoniendienst, der nur das Auge ergötzt, das Herz aber unberührt läßt, und dem das seligmachende Evangelium durch fanatische Priester und römische Söldlinge gewaltsam entrisen wurde? Rom hat sich an dem französischen Volk schwer versündigt, und die Frucht seiner Ausfaat ist eine furchtbare. Seit Frankreich durch römische Verheerungen seine edelsten Bewohner, die Jugenotten, welche dem Blutgericht entronnen sind, vertrieben und sich völlig dem Papst in die Arme warf, ist es immer mehr dem Un- und Aberglauben verfallen, bis es auf einer Stufe angelangt ist, von der aus es nicht viel tiefer sinken kann.

(2861.)

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

September 1915.

Nr. 9.

## Luther über den Krieg.

Schier zahllos sind die Schriften und Artikel, welche über den Krieg, der jetzt schon länger als ein Jahr in Europa wüthet, erschienen sind. Auf die hier auftauchenden ethischen Grundfragen ist bisher dabei aber verhältnismäßig wenig Licht gefallen. Schier überall tappen immer noch viele im Finstern, wenn sie z. B. Antwort geben sollen, ob der Krieg etwas Erlaubtes sei oder schlechtthin verurteilt werden müsse. Die gedankenlose Menge freilich, auf welche Kriegsheizer wie Roosevelt spekulieren, machen sich über solche und ähnliche Fragen keine sonderlichen Strupel. Der Krieg, meinen sie, suspendiere die Moral, und es gehe dann nach dem englischen Grundsatz: "Right or wrong, my country!" Der vermeintliche eigene Nutzen und der Vorteil des eigenen Landes steht ihnen höher als Gott und die Stimme des Gewissens. In das entgegengesetzte Extrem fallen die Pazifisten, die uneingeschränkt jeden Krieg schlechtthin verurteilen und damit den Standpunkt des Christentums und der wahren Moral zu vertreten vorgeben. Diesen Friedensaposteln schließen sich auch die meisten Sektenkirchen an, die ebenfalls vom Krieg in einer Weise zu reden pflegen, als ob er schlechtthin und unter allen Umständen verwerflich sei. Dabei verwickeln sie sich freilich, in Amerika sowohl wie in England, in Widerspruch, daß sie auch zugleich nicht bloß eifrig eintreten für Waffenlieferung an die Alliierten, sondern ihre Meinung offen dahin kundgeben, daß zuerst einmal die Deutschen niedergedrungen und für alle Zeiten „unschädlich“ gemacht werden müßten, um einen Zustand herbeizuführen, in welchem ihre Ansichten von der absoluten Verwerflichkeit jedes Krieges in die Praxis umgesetzt werden könne.

Eine der besten Schriften über die prinzipiellen Fragen den Krieg betreffend ist nun ohne Zweifel das Pamphlet D. W. Balthers von Klostod: „Deutschlands Schwert durch Luther geweiht“ (Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig; Preis: 1 Mark). Und dies verdankt es vornehmlich der Tatsache, daß Balthers Luther zu Worte kommen

läßt, den „Propheten der Deutschen“, der, weil er aus dem Vollen der Schrift schöpft, auch die Fragen den Krieg betreffend uns zur Klarheit und Gewißheit führt. Die ebenso korrekte als furchtlose und erfolgreiche Stellung, die das deutsche Volk bisher im Weltkrieg seinen Feinden gegenüber eingenommen hat, ist gewiß nicht zum geringsten Teil immer noch eine Nachwirkung der gewaltigen Persönlichkeit und Tätigkeit des großen Reformators, dem selbst ein Bismarck auch diesen Ruhm nicht streitig machen will und kann, daß er der Größte aller Deutschen ist. Waltherr hat es verstanden, in meisterhafter Weise Luthers Gedanken über den Krieg herauszustellen, und wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu tun, wenn wir sie nicht bloß auf diese Schrift verweisen, sondern auch an dieser Stelle seine Ausführungen der Hauptsache nach folgen lassen mit einem zusammenfassenden Satz an der Spitze jedes Paragraphen.

Die Liebe macht unter Umständen auch den Krieg zur Pflicht. — Ein heispiellos blutiger Krieg hat Deutschland gepackt. Haben wir aber ein göttlich legitimes Recht, an einem solchen Morden und Brennen uns zu beteiligen? Ist es nicht Christenpflicht, um jeden Preis den blutigen Krieg zu vermeiden? Mit Recht hat man gesagt, der Kampf ums Recht sei sittliche Pflicht: „Der Herr hat das Recht lieb“ und: „Recht muß doch Recht bleiben.“ Luther aber geht auch hier zurück auf die Liebe. „Alles, was Gott gebietet und haben will, ist die Liebe.“ „Alle Werke des Gesetzes sind nicht darum geboten, daß man sie nur schlecht tue“, sie sind vielmehr „dahin gerichtet, daß man damit erzeige die Liebe, die im Herzen ist, welche Liebe das Gesetz erfordert und vor allen Dingen haben will“. Was wider die wahre Liebe ist, das ist widergöttlich, würde es auch Gehorsam gegen Gottes Wort zu sein scheinen. Was die christliche Liebe fordert, das ist göttlich, auch wenn es nach unserm natürlich menschlichen Urteil abstoßend sein sollte. Darum soll man kämpfen für das Recht, weil die Liebe dies fordert kann. Und erst dann ist es ein christlicher Kampf ums Recht, wenn die christliche Liebe dazu treibt. Nur wenn der Krieg als Pflicht der Liebe verstanden werden kann, darf von seiner Berechtigung auch für den Christen die Rede sein. Dann aber ist er nicht nur berechtigt, sondern heilige Pflicht. Freilich hat man gesagt: „Krieg ist Krieg.“ Aber man muß zwei Arten von Krieg, wie Luther sagt, „weit, weit voneinander scheiden“. Der eine, der Angriffskrieg, ist des Teufels; dem gebe Gott kein Glück. Der andere, der Verteidigungskrieg, ist Gottes Wille. Einzig von diesem ist hier die Rede. Luther führt aus: „Was ist Krieg anders, denn Unrecht und Böses strafen? Warum kriegt man, denn daß man Frieden und Gehorsam haben will? Ob's nun wohl nicht scheint, daß Würgen und Rauben ein Werk der Liebe ist, weshalb ein Einfältiger denkt, es sei nicht ein christlich Werk, zieme auch nicht einem Christen, so ist's doch in der Wahrheit auch ein Werk der Liebe. Gleich wie ein guter Arzt, wenn die Seuche so böse und

groß ist, muß Hand, Fuß, Ohr oder Augen lassen abhauen und verderben, auf daß er den ganzen Leib errette. So man ansiehet das Glied, das er abhauet, scheint es, er sei ein greulicher, unbarmherziger Mensch. So man aber den Leib ansiehet, den er will damit erretten, so findet sich's in der Wahrheit, daß er ein trefflicher, treuer Mensch ist und ein gut christlich Werk tut. Also auch, wenn ich dem Kriegsamt zusehe, wie es die Bösen straft, die Ungerechten würgt und solchen Jammer anrichtet, scheint es gar ein unchristlich Werk zu sein und allerdinge wider die christliche Liebe. Sehe ich aber an, wie es die Frommen schützt, Weib und Kind, Haus und Hof, Gut und Ehre und Friede damit erhält und bewahret, so findet sich, wie köstlich und göttlich das Werk ist, und ich merke, daß es auch ein Bein oder Hand abhauet, auf daß der ganze Leib nicht vergehe. Denn wo das Schwert nicht mehrete und Friede hielte, so müßte alles durch Unfriede verderben, was in der Welt ist. Derhalben ist ein solcher Krieg nichts anderes denn ein kleiner, kurzer Unfriede, der einem ewigen, unermesslichen Unfrieden wehret, ein kleines Unglück, das einem großen Unglück wehret. Ja, wenn die Leute fromm wären und gerne Frieden hielten, so wäre Kriegen die größte Plage auf Erden. Wo rechnest du aber hin, daß die Welt böse ist, und die Leute nicht wollen Frieden halten, rauben, stehlen, töten, Weib und Kind schänden, Ehre und Gut nehmen? Solchem gemeinen aller Welt Unfrieden, davor kein Mensch bleiben könnte, muß der kleine Unfriede, der da Krieg oder Schwert heißt, steuern.“ (Erl. Ausg. 51, 284; 14, 167; 22, 249.)

Wider die Bösen hat Gott der Obrigkeit das Schwert gegeben. — Gewiß will es uns wie ein schreiender Widerspruch vorkommen, wenn wir, nach oben blickend, uns den Herrn der Welt vorstellen, der „die Liebe“ und „der Gott des Friedens“ und „der Vater der Barmherzigkeit“ heißt, und dann die Menschen hier unten auf Erden in blutigem Kriege ohne Gnade und Erbarmen mit dem Schwerte aufeinander einstürmen und einander zerfleischen sehen. Aber es ist kein Widerspruch. Sondern eben weil Gott die Liebe ist und darum wenigstens vor dem Argsten die Menschen bewahren will, darum will er gegen die Bösen das blutige Schwert gebraucht haben. „Darum ehret auch Gott das Schwert also hoch, daß er's seine eigene Ordnung heißt und will nicht, daß man sagen oder wähen solle, Menschen haben es erfunden und eingefeszt. Denn die Hand, die solch Schwert führt und würgt, ist auch alsdann nicht mehr Menschenhand, sondern Gottes Hand, und nicht der Mensch, sondern Gott hänget, rädert, enthauptet, würgt und krieget. Es sind alles seine Werke und Gerichte. Summa, man muß im Kriegsamt nicht ansehen, wie es würgt, brennet, schlägt und fängt. Denn das tun die einfältigen Kinderaugen, die dem Arzt nicht weiter zusehen, denn wie er die Hand abhaut oder das Bein absägt, sehen aber nicht, daß es, um den ganzen Leib zu retten, zu tun ist. Also muß man auch dem Kriegs- oder Schwertsamt zusehen mit männlichen



Augen, warum es so würgt und greulich tut, so wird sich's selbst beweisen, daß es ein Amt ist an ihm selbst göttlich und der Welt so nötig und nützlich als Essen und Trinken oder sonst ein Werk." (22, 250.) Hat Gott aber der Obrigkeit das Schwert gegeben; so ist es auch einerlei, ob es sich um einen einzelnen Verbrecher handelt oder um einen so beispiellos furchtbaren Krieg wie den jetzt entbrannten. „Denke du selber, wenn man das Stüde einräumt, daß Kriegen an ihm selbst unrecht wäre, so würden wir danach auch müssen alle andern Stüde einräumen und unrecht sein lassen. Denn so das Schwert ein Unrecht wäre im Streiten, so würde es auch unrecht sein, wenn es die Übeltäter straft oder Friede hält. Und kurzum, alle seine Werke würden unrecht sein müssen. Denn was ist recht kriegen anders, als die Übeltäter strafen und Friede halten? Wenn man einen Dieb, Mörder oder Ehebrecher straft, das ist eine Strafe über einen einzelnen Übeltäter. Wenn man aber recht kriegt, so straft man einen ganzen großen Haufen Übeltäter auf einmal, die so großen Schaden tun, wie groß der Haufe ist. Ist nun ein Werk des Schwertes gut und recht, so sind sie alle recht und gut. Es ist doch ein Schwert und nicht ein [weicher] Fuchsschwanz und heißt Gottes Horn, Röm. 13, 4.“ (22, 252.)

Daß im Kriege auch Unschuldige auf beiden Seiten getroffen werden, macht ihn nicht unrecht, entspricht vielmehr der Absicht Gottes. — Was vor allem uns den Krieg so grauenvoll macht, ist dies, daß dadurch auch so viele Unschuldige getroffen werden. Wenn das Haupt des Mörders unter dem Weile fällt, haben wir das befreiende Bewußtsein, daß ihm nur sein Recht geschieht. Wie ein schwerer Druck liegt es aber auf uns, daß im Kriege Unzählige ohne ihre eigene Schuld leiden und sterben müssen. Dies hat auch Luther empfunden, zugleich aber auch klar gemacht, worin das seinen Grund hat. „In einem gerechten Kriege“, sagt er, „darf man nicht darum sorgen, ob es einen Unschuldigen oder einen Schuldigen tötet. Denn hier muß der Gerechte mit dem Ungerechten herhalten, wenn es Gott so will, wie es auch bei der Pest und andern Plagen der Fall ist. Es ist ein bekanntes Sprichwort: Ein Nachbar ist dem andern einen Brand schuldig. Man muß nicht darauf sehen, daß dadurch viele Witwen und Waisen werden, sondern Gottes Wille und Gericht ist anzusehen.“ (Wm. A. 14, 233.) „Wenn wir beieinander wohnen, müssen wir auch allgemeines Unglück erwarten. Und ob wir gleich nicht Ursach' geben: doch, weil wir mit in dem Haufen [solcher] sind, die Ursach' geben, müssen wir mit-leiden. Wen Gott gestraft haben will, den strafet er. Darum müssen wir nichts denn die Not ansehen, welche Gottes Wille und Horn bringt.“ (33, 293.) Wir Menschen sind nun einmal untereinander verbunden und nehmen teil am Glück wie am Unglück anderer. Daß Feuer im Hause des Nachbarn kann auch meinem Hause verhängnisvoll werden. Ja, mein Haus brennt vielleicht völlig nieder, während das seine zum größten Teil erhalten wird. Ich sterbe an der Seuche,

die ein anderer auf mich übertragen hat, während er genesen kann. Straft die Obrigkeit einen einzelnen Schuldigen, so leiden auch alle die mit, die zu ihm gehören, auch wenn sie völlig frei von jeder Mitschuld sind. Nach Gottes Willen sind wir eben nicht nur Individuen, sondern auch Teile eines Ganzen. Darum trifft das Schwert nicht bloß die Urheber des Krieges, sondern das ganze Volk und gerade auch das Volk, welches nach Gottes Willen die Strafe an den Gottlosen vollstreckt. Auch dies leptere ist unvermeidlich, weil es keine andere Möglichkeit zur Strafvollziehung an einem „ganzen großen Haufen von Übeltätern“ gibt. Zugleich wird dadurch der Krieg zu einer „Plage“, einer von Gott verhängten Züchtigung. Er ist eine Plage, ebenso wie Seuchen und andere „einen ganzen Haufen“ treffende Schicksalsschläge es sind, doch „der größten Strafen eine. Feuerung und Pestilenz sind [dagegen] wie Fuchschwänze, ja nicht zu vergleichen mit dem Kriege“. (62, 173.) Es ist „eine Not“, in die uns „Gottes Wille und Zorn bringt“. Leiden darum auch viele „Unschuldige“ unter dem Iodernden Kriegsfeuer, so steht uns doch ein protestierendes „Warum“ nicht zu. „Wen Gott gestraft haben will, den strafet er“, mag nun die von ihm verhängte Plage gemeint sein als eine eigentliche Strafe oder mehr als „Züchtigung zur Besserung“.

Ein Christ muß dessen gewiß sein, daß er auch als Kriegsmann in einem seligen Stande lebt. — Seinen Jüngern hat Jesus befohlen: Überwindet das Böse mit Gutem. Ist damit nicht den Christen jede Beteiligung am Kriege untersagt? Gerade solche Gedanken haben Luther zu seiner Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können“ betwogen. Denn wenn ein Krieger in jenem Irrtum befangen ist, dann ist nur ein Doppeltes möglich. Er wird entweder mit bösem Gewissen kämpfen. Aber „nur wer mit gutem, wohlunterrichtetem Gewissen streitet, der kann auch wohl streiten, sintemal es nicht fehlen kann: wo gut Gewissen ist, da ist auch großer Mut und ledes Herz. Wo aber das Herz led und der Mut getrost ist, da ist die Faust auch desto mächtiger, und beide Roß und Mann frischer, und gelingen alle Dinge besser, und schicken sich auch alle Fälle und Sachen desto feiner zum Siege, welchen denn auch Gott gibt“. Oder aber man wird sich durch die Überzeugung, daß man mit dem Kämpfen und Morden im Kriege gegen Gottes Willen handelt, dazu bestimmen lassen, „nichts mehr nach Gott zu fragen und beide, Seele und Gewissen, in den Wind zu schlagen“, während doch gerade dann, „wenn Krieg vorhanden ist, als in Todesnöten und Gefahr, am meisten an Gott und für die Seele zu denken ist“. (22, 246.) Mit Recht berufen sich auch nach Luther Christen, wenn ihre Obrigkeit sie zum Kriege ruft, auf das Wort des Apostels: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Aber damit will Luther keineswegs dem einzelnen Krieger alle Verantwortlichkeit abnehmen. Vielmehr kann nach seiner Überzeugung auch eine Verweigerung des Gehorsams Pflicht werden, dann

nämlich, wenn die Obrigkeit von uns eine Sünde fordert. Und woher nehmen die Millionen, die nicht auf den Ruf der Obrigkeit warten, sondern sich freiwillig zu den Fahnen drängen, das Recht zum Kämpfen? Wie finden diese sich ab mit den Worten des Neuen Testaments, nach denen — wie Zeitgenossen Luthers sich ausdrückten — „die Christen keinen Befehl zu streiten haben, weil sie eine Lehre von Christo haben, daß sie dem Übel nicht sollen widerstehen, sondern alles leiden“? (22, 252.)

Vom Reich der Welt muß man wohl unterscheiden das Reich Gottes, die Christen, die unter sich das weltliche Schwert nicht gebrauchen sollen. — Hören wir Luther: „Wir müssen Adams Kinder und alle Menschen teilen in zwei Teile. Die ersten [gehören] zum Reich Gottes, die andern zum Reich der Welt. Die zum Reich Gottes gehören, das sind alle recht Gläubigen in Christo und unter Christo. Nun siehe, diese Leute bedürfen keines weltlichen Schwerts noch Rechts. Und wenn alle Welt rechte Christen, das ist, recht Gläubige, wären, so wäre kein Fürst, König, Herr, Schwert noch Recht not oder nütze. Denn wozu sollte es ihnen? Dieweil sie den Heiligen Geist im Herzen haben, der sie lehret und macht, daß sie niemand unrecht tun, jedermann lieben, von jedermann gerne und fröhlich Unrecht leiden, auch den Tod. Zum Reich der Welt aber gehören alle, die nicht [wahre] Christen sind. Denn sintemal wenige glauben, und das wenigere Teil sich hält nach christlicher Art, hat Gott [für diese] außer dem christlichen Stand und Gottes Reich ein ander Regiment verschafft und sie unter das Schwert geworfen, daß sie, ob sie gleich gerne wollten, doch nicht tun können ihre Bosheit; und ob sie es tun, daß sie es doch nicht ohne Furcht noch mit Friede oder Glück tun mögen, gleichwie man ein wildes, böses Tier mit Ketten und Wanden faßt, daß es nicht beißen noch reißen kann. Denn wo das nicht wäre, sintemal alle Welt böse und unter tausend kaum ein rechter Christ ist, würde eines das andere fressen, daß niemand könnte Weib und Kind ziehen, sich nähren und Gotte dienen, womit die Welt wüste würde. Darum muß man diese beiden Regimente mit Fleiß scheiden und beides bleiben lassen: eines, das fromm macht, das andere, das äußerlich Friede schafft und bösen Werken wehret. Keines ist ohne das andere genug in der Welt. Da siehest du, wo Christi Worte hingehen, daß die Christen nicht sollen rechten noch das weltliche Schwert unter sich haben. Eigentlich sagt er's nur seinen lieben Christen. Die nehmen's auch alleine an und tun auch also. Sie sind im Herzen also durch den Heiligen Geist genaturt, daß sie niemand übel tun und von jedermann willig übel leiden. Wenn nun alle Welt Christen wäre, so gingen sie alle diese Worte an, und sie täte also. Nun sie aber Unchristen ist, gehen sie diese Worte nichts an, und sie tut auch nicht also, sondern gehöret unter das andere Regiment, da man die Unchristen äußerlich zwingt und bringt zum Frieden und zum Guten.“ (22, 66.)

Nur durch die Liebe zum Nächsten läßt sich ein Christ das Schwert in die Hand drücken. — Luther fährt darum also fort: „Jetzt habe ich gesagt, daß die Christen untereinander und bei sich und für sich keines Rechts noch Schwerts bedürfen; denn es ist ihnen kein noch nütze. Aber weil ein rechter Christ auf Erden nicht ihm selbst, sondern seinem Nächsten lebt und dienet, so tut er von Art seines Geistes auch das, dessen er nichts bedarf, das aber seinem Nächsten nuß und not ist. Da nun aber das Schwert ein großer, nötiger Nutzen ist aller Welt, daß Friede erhalten, Sünde gestraft und den Bösen gewehret werde, so gibt er sich aufs allerwilligste unter des Schwertes Regiment, ehret die Obrigkeit, dienet, hilft und tut alles, was er kann, das der Gewalt förderlich ist, auf daß sie im Schwang und bei Ehren und Furcht erhalten werde. Denn er siehet danach, was andern nuß und gut ist, wie Paulus Röm. 13, 7 lehret, gleichwie er auch alle andern Werke der Liebe tut, deren er nichts bedarf. Denn er besucht die Kranken nicht darum, daß er selbst davon gesund werde. Er speiset niemand, daß er selbst der Speise bedürfe. Also dienet er auch der Obrigkeit nicht, daß er ihrer bedürfte, sondern die andern, daß sie beschützt, und die Bösen nicht ärger werden. Wo er's nicht täte, so täte er nicht als ein Christ, dazu wider die Liebe. Deinem Nächsten sollst du helfen, daß er Friede habe und seinem Feinde gesteuert werde. [Christus spricht zu dir:] Halt du dich also, daß du erstens alles leidest, damit du der Gewalt [des Schwertes] nicht bedürfest, daß sie dir helfe und diene, nuß und not sei, und [zweitens], daß du ihr helfest, dieneest, nuß und not seiest. Ich will dich höher und viel zu edel haben, denn daß du ihrer bedürfest; sondern sie soll dein bedürfen. Das ist das andere Stück, daß du dem Schwert zu dienen schuldig bist und es fördern sollst, womit du kannst, es sei mit Leib, Gut, Ehre und Seele. Also gehet's denn beides fein miteinander, daß du zugleich dem Reiche Gottes und der Welt Reich genug tuest, äußerlich und innerlich, zugleich übel und Unrecht leidest und doch übel und Unrecht strafest, zugleich dem Übel nicht widerstehest und doch widerstehest. Denn mit dem einen siehest du auf dich und auf das Deine, mit dem andern auf den Nächsten und auf das Seine. An dir und an dem Deinen hältst du dich nach dem Evangelio und leidest Unrecht als ein rechter Christ für dich. An dem andern und an dem Seinen hältst du dich nach der Liebe und leidest kein Unrecht für deinen Nächsten. So ist nun, meine ich, das Wort Christi [daß wir nicht dem Übel widerstreben sollen] vereinigt mit den Sprüchen, die das Schwert einsehen.“ Freilich behält es für den Christen etwas Entsetzliches, wenn er sein Schwert mit Menschenblut röten soll. Aber, sagt Luther, „ist ein Werk des Schwertes gut und recht, so sind sie alle recht und gut“. Mit Grauen blickte man bekanntlich in früheren Zeiten auf die Scharfrichter. Nachdem aber Luther dargelegt hat, daß ein Christ aus Liebe „dem Schwerte zu dienen schuldig ist“, weil es „aller Welt und deinem Nächsten ganz nuß und not ist“, fährt er fort:

„Darum, wenn du sähest, daß es an Hentzen und Bütteln . . . mangelte, und du dich dazu geschickt fändest, solltest du dich dazu erbiehen und darum werben, auf daß ja die nötige Gewalt nicht verachtet und matt würde oder unterginge. Denn die Welt kann und mag ihrer nicht geraten. Ursach': Denn in solchem Falle gingest du einher ganz in fremdem Dienst und Werk, das nicht dir noch deinem Gut und Ehre, sondern nur dem Nächsten und andern nützt.“ „Liebe des Nächsten achtet nicht ihr Eigenes, suchet auch nicht, wie groß oder geringe, sondern wie nuß und not die Werke dem Nächsten oder der Gemeine [der Gesamtheit] sind.“ (22, 73. 81.) Ist nun das Kriegsschwert von Gott gewollt, so ist auch seine Handhabung „ein sonderlicher Gottesdienst“. „Gottesdienst aber eignet niemandem so eben als den Christen.“ Darum „gebührt das Schwert den Christen zu eigen vor allen andern auf Erden“. (22, 77.) Eben weil sie es niemals für sich selbst, zu ihrem eigenen Dienst, gebrauchen, weil sie von allem persönlichen Rachegefühl und allen egoistischen Motiven frei sind und nur um Gottes und des Nächsten willen in die Schlacht ziehen, ist ihr Tun reiner Gottesdienst, auch ihr „Würgen, Hauen, Stechen“.

Selbst christliche Prediger machen sich durch Eintritt in den Kriegsdienst an sich nicht des heiligen Amtes unwürdig. — Das Konzil zu Nizäa vom Jahre 325 hatte eine schwere Buße denen auferlegt, die „um der Religion willen“ den Kriegsdienst aufgegeben und dann doch wieder erwählt hätten. Luther aber schreibt: „Warum verdammt dies Konzil die militia, das ist, den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit, daß Mönche in solchem Gehorsam nicht sollen selig werden? Denn das wäre noch zu leiden, daß die Möncherei würde gelobet. Aber daß die ordentliche militia dagegen wird verdammt, als könnte St. Antonius (der um dieselbe Zeit gewesen ist, den sie aller Mönche Vater und Anfang nennen) nicht mit gutem Gewissen dem Kaiser im Kriege dienen, das ist zu viel.“ (25, 309.) Leichtfertige Vertauschung des Predigtes mit dem Kriegsdienst jedoch verurteilt auch Luther. „Nicht zu leiden ist die Unordnung, daß ein Christ sein Amt lasse und nehme eines andern weltlichen Amt an sich, daß ein Bischof oder Pfarrer sein Amt lasse und nehme eines Fürsten oder Richters Amt an. Wenn ich Kaiser, König oder Fürst wäre, wollte ich meine Bischöfe und Pfaffen ermahnen, daß sie daheim blieben, ihres Amtes mit Beten, Fasten, Lesen, Predigen und armer Leute warteten. Wo sie aber als die Angehörigen wollten ja mit im Kriege sein, wollte ich sie mit der Gewalt Lehren, ihres Amtes zu warten.“ (31, 39.) Erfordert es aber die große Not des Vaterlandes, so dürfen auch Pastoren mit dem Gefühl stolzer Freude ihr Leben zur Rettung des Vaterlandes wagen. Weil man aber den Dienst im Felde für ehrenvoller hält, das darf einem Pastor nicht genügen, sein ihm von Gott aufgetragenes Amt mit dem Kriegsdienst zu vertauschen. Ist die Arbeit an der Gemeinde vor den Menschen nicht so ehrenvoll als das Ringen und Fallen in der blutigen Schlacht, so haben

wir von Luther gelernt, daß vor Gott nicht das Tun groß ist, „daß da scheineth vor den Leuten“. Vielmehr wer in dem von Gott ihm angewiesenen Beruf den durch Gott mit ihm verbundenen Menschen dient, der lebet „Gott zu Ehren und den Menschen zu Nuß“. Der tut vor Gott geltende gute Werke, auch wenn seine Tätigkeit noch so unscheinbar und verachtet wäre, „wenn es gleich so gering wäre, als einen Strohhalm aufheben“. (43, 319; 16, 126.) Dazu kommt bei vielen Christen das Gefühl, von dem sie sich nicht befreien können, daß „Hauen, Stechen und Würgen“ sich für Friedensboten des Evangeliums nicht ziemt. Und solange dies gilt, so lange muß auch hier Luthers so oft betonte Mahnung gelten, „die Schwachen zu schonen“, also um der nun einmal bei vielen herrschenden Empfindungen willen die Diener der Kirche so weit als möglich vor der Teilnahme am Blutvergießen zu bewahren. Können doch auch Pastoren, ohne selbst die Waffen zu führen, als Feldprediger dienen, zumal nach Luther gerade „in der Gefahr und Todesnot des Krieges am meisten an Gott und die Seele zu denken ist“. Wird aber die Lage eines Volkes so arg, daß kein Waffenfähiger zu entbehren ist, so gilt Luthers Ausspruch: „Der Papst hat festgesetzt, daß die Geistlichen nicht kämpfen dürfen. Aber Gotte muß jeder gehorchen. Wenn er von Gott gerufen wird, so darf er nicht einmal fragen, ob er auch unrecht handle. Magst du also Papst oder Mönch oder Laie sein, wenn Gott dir gebietet, mit dem Schwerte zu kämpfen, so gehorche!“ (Wm. A. 31, 39.)

Wer den Krieg anfängt, ist im Unrecht und führt keinen gerechten Krieg. — Nur ein „rechter Krieg“ ist Gottesdienst. Recht behauptet aber ja jeder zu haben. Also was heißt „recht kriegen“? Luther schreibt: „Das will ich vor allen Dingen zuvor gesagt haben: Wer Krieg anfängt, der ist unrecht, und ist billig, daß der geschlagen oder doch zuletzt gestraft werde, der am ersten das Messer zückt. Gott läßt von ihm singen Ps. 68, 31: ‚Er zerstreuet die Völker, die Lust zu kriegen haben.‘ Da hüte dich vor! Der lügt nicht. Laß dir das gesagt sein, daß du weit, weit voneinander scheidest Wollen und Müssen, Lust und Not. Harre, bis Not und Müssen kommt, ohne Lust und Willen. So kannst du mit gutem Gewissen dich wehren. Siehe an die rechten Krieger. Die zuden nicht bald, trocken nicht, haben nicht Lust zu schlagen. Aber wenn man sie zwingt, daß sie müssen, so hüte dich vor ihnen, so scherzen sie nicht. Ihr Messer steckt fest. Aber müssen sie es zücken, so kommt's nicht ohne Blut wieder in die Scheide. So sei in diesem Stück das erste: Etllicher Krieg wird aus Lust und Willen angefangen, ehe denn der andere angreift; etllicher aber wird aus Not und Zwang aufgedrungen, nachdem man ist von einem andern angegriffen. Der erste ist des Teufels; dem gebe Gott kein Glück! Der andere ist ein menschlicher Unfall; dem helfe Gott!“ (22, 270.) Zu Luthers Zeit hielten die meisten es durchaus nicht für eine Schande, wenn ein Fürst zur Erweiterung seiner Herrschaft zum Schwerte griff.

Vornehmlich durch Luther hat sich aber die Überzeugung Bahn gebrochen, daß „ein Fürst nicht darum von Gott zum Fürsten gemacht ist, damit er sich seiner Gewalt, Gutes und Ehre freuen und Lust und Troß darin haben solle“, sondern allein „um seiner Untertanen willen“, „die Seinen zu schützen und ihnen Friede zu schaffen“. (22, 274.) Eine Folge hiervon ist, daß jetzt auch der, welcher tatsächlich „anfängt“, den Schein zu wahren sucht, als sei er durch den Gegner zum Kriege gezwungen worden. Und der komplizierte und verfeinerte Apparat der Diplomatie in der Gegenwart bietet eine Fülle von Wegen zur Täuschung. Aus der bloßen Tatsache also, daß die eine Partei zuerst los schlägt, folgt noch nicht, daß sie den Krieg angefangen hat, und umgekehrt. Luther rät darum, ein Fürst solle dann zum Schwerte greifen, „wenn er sieht, daß man seine Untertanen angreift, oder findet das Messer gezückt mit der Lat“. (22, 275.) Im Gespräch mit Freunden äußerte er einmal: „Die Unseren haben stets und noch [jetzt] um Frieden gebeten und gefleht, wurden aber provoziert und gereizt, daß sie sich und ihre Untertanen schützen und wehren [für den Fall eines Angriffs sich verbünden und rüsten] mußten vor ungerechter Gewalt. Aber die [die Gegner] wollen keinen Frieden geben. Es ist [in solchem Fall] nicht gut, lange zu harren. Besser ist es, man komme zubar, ehe andere kommen! *Melius est praevēnīre quam praevēnīri.*“ (59, 13.) „Wenn er [Luther] der Landgraf von Hessen wäre“, würde er jetzt zum Schwerte greifen. In Wirklichkeit hat dann nicht er „angefangen“, denn er hat den Krieg nicht gewollt. Freilich fügt Luther hinzu: „Mir als einem Prediger gebührt nicht, solches zu raten, noch weniger zu tun.“ Denn immer hat er betont, daß er als Theolog sich kein entscheidendes Urteil in rein politischen Fragen anmaßen könne. Die Frage ist also nach Luther nicht die, wer zuerst den Krieg erklärt, sondern ob man durch „Lust“ oder durch „Not“ zum Krieg getrieben wird. Ein Fürst müsse in seinem Herzen sagen können: „Wie gerne wollte ich doch Frieden haben, wenn meine Nachbarn wollten! Aber mein Nachbar zwingt und dringt mich zu kriegem.“ Ob jemand „Lust zu kriegem“ hat, zeigt sich also in der Friedenszeit. Luther preist einmal Friedrich den Weisen: „Da er manchen bösen Tüdd beide von seinen Nachbarn und sonst allenthalben leiden mußte und solche Ursache zu kriegem hatte, daß ein anderer toller Fürst, der Lust zu kriegem hat, zehnmal hätte angefangen, ließ er dennoch sein Messer stecken, gab immer gute Worte und stellte sich, als fürchtete er sich fast sehr, und floh fast und ließ die andern scharren und pochen, blieb gleichwohl vor ihnen sitzen. Da er darum angeredet ward, warum er sich so ließe pochen, antwortete er: Ich will nicht anheben; muß ich aber kriegem, so sollst du sehen, das Aufhören soll bei mir stehen.“ (22, 272.) Und ist es nicht, als hätte Luther Kaiser Wilhelm, der 43 Jahre lang und mehrmals selbst zum Bedauern seiner Freunde den Frieden gehalten hat, Ziele gezeichnet, wenn er schreibt: „Fein ist es und auch not, daß

man wider die Feinde feste Städte und Schösser, guten Harnisch und Waffen habe. Aber nichts ist es dagegen, so ein Fürst eine Friedeburg bauet, das ist, der Lust zu Frieden hat und Frieden bei den Seinen handhabet. Denn das sagen selbst die Römer, die größten Krieger auf Erden, daß Kriegen ohne Not sei [so viel wie] Fischen mit einem goldenen Harnen, welcher, so er verloren würde, so könnte ihn die Fischerei nicht bezahlen; finge er aber etwas, so überträfen die Kosten doch den Gewinn allzu weit. Man darf nicht Krieg anfangen oder danach ringen, er kommt wohl selber ungebeten allzubald. Man halte Friede, solange man nur immer kann. Es erstattet der Sieg doch nimmer, was verloren wird durch den Krieg.“ (39, 244.) Und wenn man es jetzt der deutschen Regierung zum Vorwurf macht, daß sie dem perfiden Albion gegenüber in der Friedensliebe zu weit gegangen sei, so hat schon Luther dieselbe Erfahrung gemacht, z. B. mit seinem aus reiner Friedensliebe an Heinrich VIII. gerichteten „demütigen“ Briefe. Der König veröffentlichte Luthers Brief mit einer Antwort, die des Deutschen reine Motive schändlich verdrehte, und von den Gesinnungsgenossen erschien eine Flut von Schriften gegen Luther, die der Welt triumphierend verkündeten, Luther habe seine Lehre widerrufen. Dieser schrieb: „Ich bin ein Schaf und bleibe ein Schaf, daß ich so leichtlich glaube“, daß ich so vertrauensfelig bin. Er schämte sich aber dessen nicht: „Was ich getan habe, reuet mich nicht, weil ich's dem Evangelio zu Dienst getan habe, und freue mich über die Maßen sehr, daß [es] so herzlich guter, einfältiger Meinung von mir geschehen ist und so schändlich und lästerlich von der Welt wird angenommen. Denn das ist mir ein gewisses Zeichen, wie es Gott so wohl gefällt. Ich habe das Meine getan und bin unschuldig an ihrem Blut.“ (30, 8.)

Sich wohlgerüstet halten, schließt keine Mitschuld am Ausbruch des Krieges in sich, wohl aber habgierige Verwendung unerlaubter Mittel im wirtschaftlichen Wettbewerb der Völker. — Die beständig gesteigerten Rüstungen Deutschlands, hat man gesagt, hätten seine Feinde gereizt und den Ausbruch des Krieges unvermeidlich gemacht. Und gewiß haben sie den umliegenden Völkern bewiesen, daß Deutschland kein absolutes Vertrauen zu deren Friedensliebe hatte. Aber haben nicht die Tatsachen gezeigt, daß solches Mißtrauen nicht unberechtigt, und daß das Rüsten gegen die so lange drohende furchtbare Gefahr nur eine heilige Pflicht war? Zu den Psalmworten: „Er macht feste die Riegel deiner Tore“ (Ps. 147, 13) bemerkt Luther: „Man muß durch das Wort ‚Riegel‘ nicht allein die eisernen Riegel, so der Schmied macht, verstehen, sondern alles andere auch, was da hilft Schutz halten. Und Gott will nicht haben, daß man ihn versuche und wollte nichts tun zum Schutz der Stadt, sondern du sollst bauen und Riegel machen, die Stadt besetzen und dich rüsten auf das beste, das du vermagst.“ (41, 156.) Der Zündstoff, der den Krieg auslösende ließ, ist der neidische Haß der Nachbarvölker ob des gewaltigen Aufschwungs



von Deutschlands Macht, Einfluß, Industrie und Handel. Hat Deutsch-  
land, was wir aber nicht zu beantworten vermögen, dabei durch Ver-  
wendung unerlaubter Mittel andere Völker gereizt, so wäre das eine  
Mitschuld am Kriegsbrande. Wie Gott den Mammonsdiener straft,  
 davon schreibt Luther: „Wenn die ewige Speise verachtet wird, so muß  
 Gott die leibliche Speise von uns nehmen, und kommt dann Krieg und  
 allerlei Unglück und lehrt uns mores. Es kann die Strafe um unserer  
 Undankbarkeit und bösen Rutwillens wegen nicht lange außen bleiben.  
 Denn es wird nicht allein sein Wort verachtet, sondern man macht es  
 also grob, daß man ihn schier nicht will lassen unsern Gott mehr sein.  
 Man sammelt also [irdische Güter] ein, als wäre unser Gott gestorben.“  
 „Der Geiz [die Habsucht] hat die Leute besessen, daß jetzt kein Klagen  
 [mehr] hilft. Daß da nicht sollte eine Strafe kommen, das wäre ein  
 Wunder. Unser Gebet hat's bisher aufgehalten. Wollte Gott, es  
 bliebe die Strafe bei der Pestilenz und teurer Zeit, und nur nicht Krieg  
 käme.“ (47, 236. 210.) Ohne Zweifel haben aber die Feinde Deutsch-  
 lands eine entsetzliche Schuld auf sich geladen, daß sie als Mittel zum  
 Siege im wirtschaftlichen Wettbewerb einen Krieg angefaßt haben,  
 der unermessliche Ströme von Menschenblut fordert und himmelhohe  
 Berge von Jammer und Elend aufstürmt. Die Deutschen können sich  
 darum auch, obgleich sie sich vor Gott ebenfalls schuldig geben müssen,  
 die Worte aneignen, die einst Luther schrieb, als ein Angriff der Katho-  
 liken gegen die Evangelischen drohte: „So nun unser Gewissen in  
 solchem Fall unschuldig, rein und sicher ist, so laß fröhlich hergehen und  
 aufs ärgste geraten, wie es Gottes Zorn verhängen will. Wir wissen,  
 daß sie solchen Krieg nicht mögen in Gottes Namen anfangen, können  
 auch nicht beten noch Gott um Hilfe anrufen. Und Trost sei ihnen allen,  
 beide sämtlich und sonderlich, geboten, daß sie dürften von Herzen zu  
 Gott sagen: Hilf uns, Gott, in dieser Sache kriegeln! Denn ihr Ge-  
 wissen ist zu hoch beschwert mit Lügen, Lästern, Blut, Mord und allen  
 Greueln. Darum weil sie mit bösem Gewissen um lästerlicher Sache  
 willen kriegeln, sollen sie auch kein Glück noch Heil haben. So wollen  
 wir dazu einen Segen über sie sprechen, der soll also heißen: So fromm  
 ihr vor Gott seid, und so gute Sache ihr habt zu kriegeln, so groß Glück  
 und Sieg gebe euch Gott! Amen.“ (25, 8.)

Daß man eine gerechte Sache hat, verbürgt aber noch nicht absolut  
 den Sieg. — Muß im Kriege siegen, wer das Recht auf seiner Seite  
 hat? Luther hat die Weltgeschichte um Auskunft gefragt und hat ge-  
 funden: „Gemeinlich ist es in allen Historien [so] ergangen, daß die  
 verloren haben, die den Krieg angefangen haben, und gar selten die  
 geschlagen sind, die sich haben wehren müssen“ (22, 270), also im Rechte  
 waren. „Gemeinlich“, aber nicht ausnahmslos läßt Gott die ge-  
 rechte Sache siegen. Weil Luther dies wußte, darum hat er sogar bei  
 einem Kriege, den er mit flammenden Worten für heilige Pflicht erklärt  
 hatte, doch ein Unterliegen nicht für ausgeschlossen gehalten. Als die

„Bauern“ „öffentliche Aufrührer, Straßenräuber und Mörder“ geworden waren, hat er von der Obrigkeit gefordert, zum Schwert zu greifen und „mit gutem Gewissen dreinzuschlagen, solange sie eine Ader regen kann“. Und doch hat er auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt, es könne „geschehen, daß die Bauern oblägen, da Gott vor sei! Denn Gott sind alle Dinge möglich, und wir wissen nicht, ob er vielleicht wolle durch den Teufel alle Ordnung und Obrigkeit zerstören und die Welt in einen wüsten Haufen werfen“. (24, 307.) Er erklärt auch, warum es nicht unmöglich sei, daß der gerechte Gott die Obrigkeit unterliegen lasse, trotzdem sie ihren Feinden, den Aufrührern, gegenüber im Rechte sei: „Will Gott euch strafen, wie ihr verdient habt, als ich besorge, so straft er euch, und wenn der Bauern hundertmal weniger wären. Er kann wohl Steine zu Bauern machen und durch einen Bauern hundert von den Euren erwürgen, daß euch all euer Harnisch und Stärke zu wenig wird.“ (24, 275.) Hält Gott es für notwendig, uns zu strafen, so kann er diese Strafe auch durch solche Menschen an uns vollziehen lassen, die uns gegenüber im Unrecht sind. „Welches Teil geschlagen wird, es habe recht oder unrecht, muß es für eine Strafe von Gott aufnehmen.“ (22, 102.) Denn Gott gegenüber haben wir niemals Recht, „die wir täglich viel sündigen und wohl eitel Strafe verdient haben“. Darum soll uns das frohe Bewußtsein, für eine gerechte Sache zu kämpfen, wohl das Herz und die Faust stärken und wohl mit der Hoffnung auf Sieg erfüllen. Niemals aber sollen wir auf unser gutes Recht pochen, niemals in ihm die Garantie des Sieges zu haben ver-  
meinen. Ja, nach Luthers Überzeugung könnte gerade diese Verirrung Gott dazu nötigen, uns den Sieg zu versagen: „Wenn du nun gleich gewiß und sicher bist, daß du gezwungen wirst zu Kriegen, so mußt du dennoch Gott fürchten und vor Augen haben und nicht so herausfahren: Ja, ich werde gezwungen, ich habe gute Ursach' zu kriegen. Willst du dich darauf verlassen, das gilt auch nicht. Wahr ist es, rechte, gute Ursache hast du, dich zu wehren. Aber du hast darum noch nicht Siegel und Brief von Gott, daß du gewinnen werdest. Ja, eben solcher Troß sollte wohl machen, daß du mühest verlieren, darum daß Gott keinen Stolz noch Troß leiden kann. Das gefällt ihm wohl, daß man sich vor Menschen und Teufel nicht fürchte, led und trozig, mutig und steif wider sie sei, wenn sie anfangen und unrecht haben. Aber daß damit sollte gewonnen sein, als wären wir es, die wir's täten oder vermöchten, da wird nichts draus. Sondern er will gefürchtet sein und solch ein Liedlein von Herzen hören singen: Lieber Herr, mein Gott, du siehest, daß ich muß kriegen, wollt's ja gerne lassen. Aber auf die gerechte Sache baue ich nicht, sondern auf deine Gnade und Barmherzigkeit. Denn ich weiß, wo ich mich auf die rechte Ursache verlasse und tröste, solltest du mich wohl billig lassen fallen als den, der billig siele, weil ich mich auf mein Recht und nicht auf deine bloße Gnade und Güte verlasse. Darum ist's ein wunderlich Ding: Ein Kriegsmann, der

rechte Ursache hat, der soll zugleich mutig und verzagt sein. Vor Gott soll er verzagt, furchtsam und demütig sein und demselben die Sache befehlen, daß er's nicht nach unserm Recht, sondern nach seiner Güte und Gnade schide, auf daß man Gott zuvor gewinne mit einem demütigen, furchtsamen Herzen. Wider die Menschen [dagegen] soll man kock, frei und trohzig sein, als die doch unrecht haben, und also mit trohzigem, getrostem Gemüt sie schlagen." (22, 275.)

Daß sich die Deutschen von ihren Feinden vorteilhaft unterscheiden durch ihre Wahrheitsliebe und Treue, garantiert ebenfalls nicht unfehlbaren Sieg. — In religiöser und sittlicher Beziehung steht es wohl besser in Deutschland als bei seinen Feinden, bei denen gerade auch in Verbindung mit dem Krieg so viel Böses ans Licht gekommen ist. Auch Luther würde wohl diesem Urteil zustimmen, obgleich er „seinen lieben Deutschen“ auch ihre Nationalsünden sehr ernst vorgehalten hat. In der Gegenwart dürften vielleicht einige seiner Aussprüche über Deutschlands jetzige Feinde interessieren. Er meint etwa: „Die Deutschen sind einfältiger und haben die Wahrheit lieber denn die Franzosen und Engländer, welches auch die Sprache genugsam anzeigt, daß sie läppisch und zischend die Worte pronunzieren und reden. Darum sagt man von den Franzosen: sie schreiben anders, denn sie reden, und reden anders, denn sie es meinen.“ Ein andermal äußert er: „Heute ist Frankreich das eingebildetste Reich.“ Der Beherrscher der Franzosen sei „ein Fürst über Esel. Denn alles, was er die Seinen [tun] heiße, das täten sie wie die Esel“. „Monströs“ nennt er es, was für „Bundesgenossen“ die Franzosen im Kriege nicht verschmähten, da sie in ihrem Heere bei Pavia 800 turcos gehabt hätten. „Vorzeiten“, erklärt er, „seien die Deutschen nach England transfertiert“, aber von den „Stoten“, die sich damit vermischt haben, urteilt er, sie seien „die allerhoffärtigsten, stolzeiten und unverschämtesten“; sie „meinten und ließen sich dünken, sie seien allein Leute vor andern“. Von dem damaligen König von England schreibt er, dieser „handle und rede wider sein eigenes Gewissen“, habe nur „seinen Vorteil“ im Auge, suche nicht, wie er sage, „Gottes Ehre, sondern wolle tun und machen, was ihn gelüste“. Weil er „nicht Lust zur klaren, gewissen Wahrheit habe, verdrehe er und rede sich heraus, ob er gleich das Maul reißen muß wie der Hecht, wenn er sich von der Angel reißt. So ist auch anzusehen, welche Leute jetzt bei ihm gewaltig sind. Dieselben haben auch kein Gewissen, und ist also das Sprichwort wahr, daß der Herr und Knecht gleichgesinnt seien. Gold und Geld macht ihn so kock, daß er denkt, man müßte ihn anbeten, und Gott könne sein nicht entbehren“. Die Russen scheint Luther nicht näher gekannt zu haben. Über die Italiener (speziell die Venetianer) schreibt er einmal: „Sie sind neutrales, tragen auf beiden Achseln, hängen den Mantel nach dem Winde. Welches Teil Sieg hat, mit dem halten sie es.“ Dagegen freut er sich über das deutsche Volk: „Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch erhaben

und erhalten, denn daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat. Und obwohl die welsche und griechische Unart einreißt, so ist dennoch gleichwohl noch das übrig bei uns, daß kein ernsteres, greulicheres Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn daß er einen [andern] Lügner schilt oder gescholten wird. Wenn nun solch Laster auch zu Hofe ist, wenn Fürsten gegen andere auch so tun, das ist der Beelzebub.“ Aber auch dann, wenn eine gerechte Vergleichung des deutschen Volkes mit seinen jetzigen Feinden noch so sehr zu dessen Gunsten ausfiele, so wäre dadurch die Möglichkeit, daß sie über es siegen, doch noch nicht ausgeschlossen. Denn, so hat Luther aus dem Studium der Weltgeschichte und den Erlebnissen einzelner gelernt: „Manchmal straft Gott auch [relativ] fromme Leute durch böse Vuben.“ Daß er dennoch gerecht bleibt, „wird sich schon zu seiner Zeit finden“. (62, 421; 10, 274; 61, 355; 64, 432; 55, 244; 62, 435; 39, 356; 31, 42.)

Den sicheren Sieg verbürgt auch nicht die deutsche Einigkeit, Tapferkeit und starke Rüstung. — Nach ihren ersten herrlichen Siegen in Belgien jubelten die Deutschen: ihren gewaltigen, aufopferungsbereiten, siegesfrohen Heeren würden die Feinde nicht standhalten können. Auch Luther hat geäußert, „Deutschland gebe die besten Kriegerleute“, „sie hielten [aus] als ein Mann“, und „wenn Deutschland nur einen Herrn hätte, so wäre es nicht zu gewinnen“. (62, 172.) Aber noch viel öfter und mit größter Energie hat er die andere Wahrheit verkündigt: „Ein Kaiser oder Fürst soll den Vers im Psalter wohl lernen: Ich verlasse mich auf meinen Bogen nicht, und mein Schwert hilft mir nicht. Wahr ist's, Roß, Mann, Waffen und alles, so zum Streit not ist, soll man haben, auf daß man Gott nicht versuche. Aber wenn man's hat, soll man nicht darauf trözen, auf daß man Gottes nicht vergesse oder verachte. Denn es stehet geschrieben: Aller Sieg kommt vom Himmel.“ (31, 65.) Man hat wieder den Ausspruch jenes siegreichen Königs als hohe Weisheit gepriesen, daß der Herrgott immer auf der Seite der stärksten Schwadron sei. Sollte damit nur gesagt sein, daß es unerlaubt ist, von Gott Sieg zu erwarten, wenn man nicht auch selbst alle seine Kraft daransetzt, um ihn zu erkämpfen, so würde damit nur eine oft von Luther betonte Wahrheit ausgesprochen sein. Will aber jener Ausspruch besagen, daß der Sieg, den manche von dem Herrgott erwarten, einzig von der Stärke des Heeres abhängt, so hat Luther diesen Gedanken nicht allein für unchristlich, sondern auch für unterheidnisch erklärt. „Auch die Heiden haben eingesehen, daß [im Kriege] weder Klugheit noch Macht allein etwas vermögen. Daher haben sie alles der Fortuna zugeschrieben und gesagt, das Glück sei Herrscherin über den Ausgang des Krieges. So haben sie die Tatsache durch ihre Erfahrung gelernt, wenn sie auch die Ursache nicht verstanden, die uns die Heilige Schrift zeigt, wenn sie sagt, daß Gott es ist, der den Königen den Sieg gibt. Wenn Gott

sich unserer Wehr und Waffen bedient, wenn er sie leitet und regiert, dann sind sie glücklich. Wenn er sie nicht regiert, dann schaden sie sogar.“ (19, 274.) Denn „selbst wollen der Mann sein, der es tun und Ehre einlegen könne“, ist „Vermessenheit, womit du alles verdirbst und Gott wider dich reizest und erzürnest. Denn er ist der Hoffart und Vermessenheit feind, als die ihm seine Ehre nimmt und wider das erste Gebot strebet“. Wenn man mit eigener Klugheit und Macht auszukommen meint, „so muß denn unser Herrgott dieweil droben müßig sitzen und schwaßt dieweil mit seinem Engel Gabriel und spricht: Lieber, was machen die weisen Leute, daß sie uns nicht auch in ihren Rat nehmen? Sie sollten wohl noch einmal wollen den Turm zu Babeln bauen. Lieber Gabriel, fahre hin und nimm Jesaja mit dir und lies ihnen eine heimliche Lektion zum Fenster hinein und sprich: Beschliehet einen Rat, und es werde nichts daraus! Beredet miteinander, und es bestehe nicht! Denn mein ist beide Rat und Tat! Und es geschah also. So soll's sein!“ (39, 271.)

Nur so lange wird das Deutsche Reich unzertrümmert bleiben, als es für Gottes Zwecke noch brauchbar ist. — Wenn Luther singt: „Das Reich muß uns doch bleiben“, so meint er nicht Deutschland, sondern das Himmelreich, das uns bleiben muß, wenn auch das Deutsche Reich zer schlagen würde. Von den Weltreichen aber schreibt Luther: „Gott gibt jedem Lande seine Zeit zu wachsen und zu steigen, daß es an Reichthum, Macht, Ehre und Gewalt zunimmt und erweitert wird, grünen und in Ehre und Würde schweben möge. Aber wenn es auch wiederum unsern Herrgott Zeit dünkt, daß solches Land wieder fallen und zu Boden gehen solle, so fällt es auch plötzlich wiederum dahin, daß es niemand aufhalten kann. Ja, wenn es an eisernen Ketten hänge oder auf eisernen Pfählen stünde, so muß es doch zertrümmern und zu Boden gehen.“ (35, 5.) Warum nun sollte es noch nicht „unsern Gott Zeit dünken“ können, das Deutsche Reich zu „zertrümmern“? Etwas wegen der deutschen Kultur? Aber wenn Luther vom möglichen Untergang gewaltiger Reiche redet, so nennt er die Griechen und Römer, die von Völkern überwunden wurden, die in ihren Augen Barbaren waren. Freilich hat Gott Deutschland das Evangelium gegeben und ihm damit eine göttliche Mission unter den Völkern anvertraut! Aber diese Mission fällt dahin, wenn Deutschland das ihm anvertraute Pfund nicht treu bewahrt und verwendet. „Wenn man Christum an einem Ort nicht hören will, so kommt er an einen andern. Jerusalem, Griechenland und Rom haben ihn nicht wollen leiden, so ist er zu uns gekommen. Und wenn wir ihn nicht hören wollen, so wird er andere finden, die ihn hören werden.“ (40, 163.) Dieser Gedanke ist freilich für Luther nahezu unerträglich gewesen. Wenn er daher den großen Undank der Deutschen gegen die von Gott ihnen verliehenen hohen Güter bemerken mußte, so hat er in der Regel doch nur solche Gerichte Gottes drohen zu sehen gemeint, die eine Läuterung

nicht aber eine Zerstörung beabsichtigten. Er unterscheidet das Gleichnis des Propheten Jeremia, wonach dem Töpfer ein Gefäß nicht geraten ist, und dieses deshalb nur scheinbar vernichtet, in Wirklichkeit aber zu einem brauchbaren Gefäß umgeformt wird, von dem Gleichnis des Jesaia, wonach das nicht mehr zu reinigende Gefäß zerschmettert wird, daß nicht eine Scherbe davon heil bleibt. Nach jenem Gleichnis ist es dem Volk Israel ergangen, als es von den Babyloniern besiegt wurde, nach diesem Gleichnis aber, als Jerusalem von den Römern zerstört wurde. Und einigemal hat Luther mit Bittern und Jagen für möglich gehalten, daß jene Deutschlands Besserung bezweckenden Plagen Gottes, wie Krieg, Pestilenz, teure Zeit, fruchtlos sein möchten, daher das andere Gericht, der Untergang, drohen könnte: „Ich weis sage nicht gern, will auch nicht weis sagen. Denn was ich weis sage, sonderlich das Böse, kommt gemeiniglich mehr, denn mir lieb ist. Ich besorge aber und muß sorgen, es werde unserm deutschen Lande auch einmal gehen wie Jerusalem [in der letzten Zerstörung]. Ach, Gott helfe, daß meine Sorge fehle [fehlgehe], und meine Prophezeiung Lüge sei!“ „O Deutschland, Deutschland, daß du die Zeit deiner Heimfuchung nicht erkennst! Wie wird's dir zuletzt gehen? Viel ärger denn Jerusalem.“ (63, 361.)

Auf Sieg hoffen darf Deutschland, wenn seine Christen sich die Züchtigung zur Buße dienen lassen, und wenn es als Volk zur bürgerlichen Zucht und Ehrbarkeit zurückkehrt. — Schon der beispiellos entseßliche Krieg ist eine unsagbar schwere Züchtigung. Was kann bewirken, daß sie zu keiner Zerbrechung werde? Was bestimmt den Weltregenten dazu, ein Volk zu „zertrümmern“, oder ihm Sieg über seine Feinde zu geben? Die Anschauung, als müsse Gott in jedem Falle dem Rechte auf Erden zum Siege verhelfen, ruht auf der falschen Voraussetzung, als bestände der Zweck unsers Daseins in dem natürlichen irdischen Leben. Sein Reich ist ihm alles. Um seines Reiches willen sind die Menschen da, und tut er alles, was er tut. Dieser Zweck entscheidet auch über die Schicksale der Völker. Luther führt aus: „Dem Reiche Gottes, der Kirche, gilt die Verheißung: ‚Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet‘ (Jes. 49, 16), das ist: Ich bin deiner eingedenk bei allem, was ich tue. Was ich auch tun mag, das tue ich zu deinem Besten. Gleichwie Paulus spricht: ‚Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen‘, Röm. 8, 28. So öffnete der Kaiser Augustus durch den Frieden [den er herbeiführte] die Welt, damit das Evangelium desto weiter könnte ausgebreitet werden. So hat der König von Babel die Juden gen Babel geführt, damit das Wort und Gesetz Gottes auch unter die Heiden ausgebreitet würde usw. So, spricht er, geschieht alles, was ich wirke, es sei Gutes oder Böses, für dich, um deines Nutzens willen.“ (23, 94.) Bleibt darum selbst die Heimfuchung einer schweren Kriegsnot bei einem Volke fruchtlos, so mag es Gott als für seine Ziele fernerhin unbrauchbar zertrümmern lassen,

selbst von einem Volle, das zu dem Kriege kein Recht hatte. Als im Jahre 1529 die Türken wieder einmal in Deutschland einzudringen drohten, setzte Luther auseinander, wer gegen diese Feinde „zu streiten von Gott Befehl habe“. „Derselben Männer sind zwei.“ Der eine ist der Kaiser, der an der Spitze des deutschen Heeres mit dem Schwerte dreinschlagen muß. Der andere ist „Christianus mit seinem Heer“. Diesen andern aber stellt Luther als den Allerwichtigsten an die erste Stelle. Was soll nun der Christ als solcher, mag er nun auch unter dem Kaiser mit den Waffen kämpfen oder nicht, was soll er als Christ in dem Kriegsringen tun? Als Christ soll er die unsichtbaren Mächte sehen, die an dem Kampfe beteiligt sind, und soll danach ringen, daß er nicht von ihnen Verderben zu erwarten habe. „Sintemal der Türke ist unseres Herrgotts zornige Rute und des wütenden Teufels Knecht, so muß man zuvor vor allen Dingen seinen Herrn, den Teufel selbst, schlagen und Gotte die Rute aus der Hand nehmen, daß also der Türke für sich selbst, ohne des Teufels Hilfe und Gottes Hand, in seiner Macht allein erfunden werde. Dasselbige soll nun tun Christianus, das ist, der frommen, heiligen, lieben Christen Haufe. Das sind die Leute, so zu diesem Kriege gerüstet sind und wissen damit umzugehen.“ Diesen Kampf führen die Christen durch „Buße und Gebet“. Denn durch „unsere großen, unzähligen Sünden und Undankbarkeit haben wir Gottes Zorn und Ungnade verdient, daß er uns dem Teufel und Türken billig in die Hände gibt“. So „muß also wahrlich dieser Streit an der Buße angefangen sein, wir müssen unser Wesen bessern, oder wir werden umsonst streiten“. (31, 42.) Lassen sich also die Christen durch die Züchtigung des Krieges zur Buße und zum Gebet treiben, so dürfen sie auch auf Gottes Hilfe hoffen. Selbst durch wenige mag Gott da Glück und Sieg geben. Wenn Luther für den Krieg gegen die Türken seine Weisungen erteilt in dem Verlangen, damit zum Siege der deutschen Waffen beizutragen, so erklärt er auch: „Ich schreibe diesen Unterricht nicht in der Hoffnung, daß er von allen sollte angenommen werden. Es ist mir genug, wenn ich etliche Fürsten und Untertanen könnte mit diesem Buch recht unterrichten. Es sollte [schon dann] Sieg und Glück genug da sein. Es ist wohl mehrmals geschehen, daß Gott durch einen einzelnen Mann einem ganzen Königreiche Glück und Heil gibt. Dies rede ich darum, daß es uns nicht soll schrecken noch irgends bewegen, ob der größere Haufe ungläubig oder unchristlicher Meinung unter des Kaisers Panier streite. Man muß auch bedenken, daß ein einzelner Abraham gar viel vermag“ (31, 65) (der mit seinem Schwert vier Könige überwand und mit seinem Gebet den Lot und die Seinen vor dem Untergang bewahrte). Und auch der bürgerlichen Ehrbarkeit hat Gott Verheißungen gegeben. Luther unterscheidet scharf zweierlei „Frömmigkeit“. Die eine ist „nicht eine irdische, sondern himmlische Gerechtigkeit“, die „aus dem Tode in das ewige Leben setzt“, da „wir diesen Artikel im Glauben fassen und wissen,

wir sitzen in dem Reich der Gnade, weil Christus uns unter seine Flügel genommen“. (14, 211.) Die andere Frömmigkeit aber ist „hier auf Erden. Auch sie hat Gott verordnet. Sie heißt eine weltliche oder menschliche Gerechtigkeit“, da „ein jeglicher tut, was ihm befohlen ist, und niemand sich vergreift an eines andern Amt, Güter oder Person“. Nur um das Vorhandensein dieser auch dem natürlichen Menschen erreichbaren Sittlichkeit handelt es sich bei der Frage, ob Gott ein ganzes Volk mit Plagen züchtigt. Denn, so schreibt Luther, auch über diese äußerliche, bürgerliche Rechtschaffenheit hat Gott „einen Segen gesprochen und daran gehängt: Wer vor der Welt fromm ist, soll es auch genießen, daß es ihm wohlgehe und lange lebe. Wo aber ein ganzes Volk böse und verkehrt wird, schickt er Pestilenz, Teuerung, Krieg und andere greuliche Plagen, damit er das Land umkehre und rotte sie aus; wie den Juden, Griechen, Römern und anderen geschehen ist“. (14, 207.) Haben also die Deutschen das Recht auf ihrer Seite, und lassen sie sich die Züchtigung des Krieges zur Selbstbesinnung dienen, so sollen sie zwar auf nichts von dem allem, sondern einzig auf „Gottes Güte und Gnade“ ihre Siegeshoffnung gründen und auch im Blick auf die Niesenanstrengungen ihrer Feinde, sie zu vernichten, nicht den Mut sinken lassen, sondern mit Luther sagen: „Sind wir [gegen sie] nur wenige und [von ihnen] verachtet, sie dagegen ruhmvoll, viele, reich und groß, dennoch werden wir durch Gottes Hilfe ihnen überlegen sein und unbefiegt bleiben, wenn wir nur den Herrn auf unserer Seite haben und nicht auf Menschen, sondern auf Gottes Hilfe bauen.“ (19, 275.) „Derweil sollen sie sich selbst plagen und martern mit ihren bösen Anschlägen und Gedanken, keine Ruhe und Feier haben, zusammen reiten und ihre eigenen Teufel sein, [die] mit ihrem Haß und Meid sich zerbeißen und zerfressen. Das sehe ich, und mittlerweile lache ich ihrer als der Narren und sage: Ihr sollet's nicht machen, wie ihr wollt; drückt, treibt, rennt, lauft, praktiziert, wie ihr wollt: ihr sollet doch nichts ausrichten! Ihr großen Kaiser, Könige und Herren, stoßet die Köpfe zusammen und denkt: So und so wollen wir's machen! Aber es soll vergeblich sein.“ (48, 183.) F. W.

(Schluß folgt.)

## Vermischtes.

**Bibelsprüche und Lieberverse.** D. Nisch schreibt: „Am besten ist überall der daran, der einen reichen Schatz von biblischen Kraftsprüchen in seinem Gedächtnis mit sich trägt. Bei der Seelsorge erreicht man viel mehr, wenn man an ein dem Verwundeten vertrautes Schriftwort anknüpft. Wie schmerzlich machte sich mir dabei fühlbar, daß wir bei dem zerrissenen evangelischen Kirchentwesen Deutschlands keinen eiser-



nen Bestand von Bibelworten, Liederversen und Melodien haben, den man bei jedem evangelischen Deutschen als bekannt voraussetzen darf. Der Krieg drängt auf allen Gebieten zur größeren Einheitlichkeit. Gott sei Dank, daß wir wenigstens im Wortlaut der deutschen Lutherbibel eine deutsche Einheitlichkeit besitzen, die ich im Verkehr mit Sachsen, Preußen, Oldenburgern, Württembergern, Bayern sehr schätzen lernte. Der Krieg macht eine Durchsicht des religiösen Memorierstoffes zur Pflicht. Die Zahl der schlichten Bibelworte, die auf Erden fromm leben, tapfer streiten, geduldig leiden und getrost sterben helfen, Worte praktischen Christentums, muß vermehrt und eine gegenseitige Annäherung der Landeskirchen erstrebt werden, die wenigstens einen gemeinsamen eisernen Bestand von Bibelworten und Liederversen sicherstellt. Das ist auch eine der vielen Aufgaben, die der Krieg als Bibelbote der evangelischen Kirche Deutschlands zur Pflicht macht. Wir dürfen künftig gewiß nicht alles nur auf den Krieg zuschneiden — er ist ein Ausnahmezustand —, aber wir wollen uns doch gerne von ihm zur Abstellung von Mängeln mahnen lassen.“ — Fehlen aber die Bibelworte darüber, wie man recht glauben soll, so fehlt im Grunde alles. J. B.

**Die Lutheraner der Welt und der Weltkrieg.** Die „A. E. L. A.“ schreibt: „Es ist ein wunderbares Schauspiel, die Haltung der Lutheraner in der Welt zu diesem Weltkrieg zu beobachten. Da sind zuerst die in Amerika, diese ersten Vorläufer gegen die englische Lügenpresse, Eiferer gegen die amerikanischen Munitionsendungen nach England und Frankreich und feurige Zeugen für Deutschlands gerechte Sache; die in ihren Kirchen für uns beten und große Versammlungen für uns veranstalten. Da sind die Schweden, die treu bewährten, die den Propst Gudmar Hogner als offiziellen Vertreter der schwedischen lutherischen Kirche zum Leipziger Missionsfest sandten, wo er, das gemeinsame germanische Erbe der Schweden und Deutschen betonend, ausrief: „Unsern germanischen Ursprung und das gemeinsame Erbe können wir Schweden niemals verleugnen. Wir haben vielleicht den Deutschen etwas gegeben, aber wir haben noch Größeres empfangen. Olaus Petri, der Reformator Schwedens, war ein treuer Schüler Luthers. Das werden wir niemals vergessen. Wenn man Sie Barbaren nennen will, dann möchten auch wir Barbaren sein.“ Da sind unsere lutherischen Brüder in Rußland, die freilich schweigen müssen; aber dafür leiden sie für uns. Sie haben sich der gefangenen Deutschen so redlich und treu angenommen, daß man einige ihrer Besten vor Gericht zog und nach Sibirien als Verbrecher verbannte. Sogar aus Frankreich hat die Lutherische Konferenz einen ergreifenden Beweis empfangen, daß man auch dort das lutherische Bruderband nicht vergessen hat, wenn man auch selbstverständlich für sein Vaterland Blut und Leben zu opfern entschlossen ist. . . . Wie erklärt sich diese vortreffliche Haltung der Lutheraner in der Welt, da doch andere evangelische Verbände und Denominationen so sehr versagt haben?“ — Im Gegensatz zum ver-

schwommenen, subjektivistischen Sektentum, das Geist und Gewissen verwirrt, verleiht das nüchterne, objektive Luthertum ein scharfes sensorium für die Wahrheit sowohl wie ein empfindliches Gewissen für Recht und Gerechtigkeit. F. B.

Die unwürdige Behandlung der deutschen Missionare in Kamerun rechtfertigt E. C. Wilson, Direktor der englischen Baptistenmission, wie folgt: „Niemand kann sich verwundern oder beklagen, daß die Bewohner alle Missionare aus dem neueroberten Gebiete entfernten. Haben doch einige der Missionare die Waffen gegen die Verbündeten ergriffen. [Diese Männer genügten ihrer Dienstpflcht!] Nichts von diesen Beschwerden scheint uns mehr als die unvermeidlichen Unbequemlichkeiten einer Gefangennahme im Kriege in einer afrikanischen Kolonie. Kamerun war eine deutsche Siedelung. Wenn bei der Eroberung die Eingebornen sich gegen die Deutschen schlecht benahmen, so folgt daraus noch nicht, daß dieser Vorwurf auf die Engländer fällt. Was den Verlust des Gepäcks betrifft, so haben auch einige britische Offiziere ihr ganzes Gepäck verloren. Das ist ein Mißgeschick, das jeden treffen kann.“ Über den Tod der Frau Missionar Märtenz in Kamerun scheint sich Herr Wilson nicht, folgendes zu schreiben: „Man kann höchstens sagen, daß der Tod dieser armen Frau durch die Entbehrungen und Aufregungen des Krieges und durch die Gefangennahme ihres Mannes beschleunigt wurde. Westafrika und die Goldküste sind nun einmal in der Missionsgeschichte ein Todesland. Frau Märtenz ist nicht die erste Missionschwester, die den Folgen der Entbehrungen, der Aufregung und des Reisens in jenen Gebieten zum Opfer gefallen ist. Selbst in Friedenszeiten ereignen sich viele solche Todesfälle. Es klingt fast lächerlich, daraus ein Märtyrertum zu machen, während Hunderte und Tausende von Opfern des Krieges, Männer, Frauen und Kinder, in Europa dahingerafft werden. Wir können schwer diese Zeilen ganz ruhig schreiben, wenn wir an Belgien denken oder an die Versenkung von Passagierdampfern wie der ‚Galaba‘ durch Unterseeboote, die doch auch Missionare an Bord hatte.“ „Bei ihrer Ankunft in Liverpool sind die Missionare, wie wir hören, von dem Mob in den Straßen verhöhnt und mit Unrat beworfen worden. Das mag schwer für sie zu tragen gewesen sein; aber es liegt keine Andeutung vor, daß den Gefangenen ein Leid zugefügt wurde, oder daß die Behörden die zu ihrem Schuß erforderlichen Schritte unterließen. Kurz, keine dieser Tatsachen rechtfertigt das hochtönende Pathos, mit dem sie aufgebauscht werden.“ Der Leiter der deutschen Baptistenmission bemerkt zu diesem Artikel: „Wir bedauern dieses von Herzen, müssen aber gerade deswegen die Wahrhaftigkeit der an ‚Eides Statt‘ gemachten Aussagen um so mehr betonen. Im übrigen überlassen wir die ganze Sache ‚dem, der da recht richtet.‘“ — Die rohe Gefinnung, welche hier Wilson an den Tag legt, ist wohl eine Folge der verrohenden Wirkung des Krieges. F. B.

Dr. Milber, Missionar der schottischen Freikirche, rät der englischen Regierung, die übrigen 442 deutschen Missionare in Indien von ihren Stationen zu entfernen. Er schreibt, daß die „Verfügung, die den deutschen Missionar in Freiheit und auf seinem Posten läßt, vom christlichen Standpunkt aus sehr schön erscheint; aber der Pfad der Pflicht ist durchaus nicht immer ein angenehmer. Wir müssen den Thatfachen ins Auge sehen, wie sie sind. Je edler der Charakter eines Deutschen ist und je größer sein Einfluß, um so wahrscheinlicher wird er dem Geist bitterer Feindschaft gegen Großbritannien Raum gewähren, welches Besitz von seinem Lande ergriffen hat, und er wird ein um so gefährlicherer Feind unserer Freiheit werden und der Arbeit, die ganz augenscheinlich Gott unserer Obhut anvertraut hat. Wie sehr wir es auch bedauern, so erscheint es doch nach allem Hin- und Her-sinnen notwendig, daß alle Deutschen, und insbesondere diejenigen, die durch ihr Wissen und ihren Charakter den größten Einfluß haben, von allen Orten entfernt werden müßten, in denen sie die Macht haben, unsern Gegnern in diesem ungeheuren Kampfe zu helfen. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß auch die deutschen Damen, die mit diesen Missionaren in Verbindung stehen, ebenfalls von dieser Maßregel betroffen werden müssen. Eine solche Entfernung ist ja die größte Freundlichkeit, die wir unsern guten deutschen Freunden erweisen können. Sie werden so dem Bereich der Möglichkeit entrückt, solchen großen Versuchungen ausgesetzt zu sein. Wie ehrlich sie auch sein mögen, wie zögernd sie auch den Vortheil ihrer Lage wahrnehmen mögen, so können sie doch nicht taub gegen die Stimme des Patriotismus sein, wenn sie nicht jede Gelegenheit ergreifen, um den Feind zu schädigen, der den Untergang ihres Vaterlandes beschlossen hat. Außerdem ist nichts Neues und Hartes in dem Vorschlag, alle feindlichen Missionare aus einem Lande zu entfernen, das mit ihrem Volke Krieg führt“. Hierzu bemerkt die „A. E. L. R.“: „Milber, dem seine Kirche die höchsten Ehren verliehen hat, ist Präsident der Generalsynode. Und nun ein solcher Befürworter der Zerstörung des göttlichen Werkes der Mission? Und dazu diese Pharisäermaske, die im Namen der christlichen Liebe dem andern den Hals umdreht. Genau so begründeten die Dominikaner ihre Keßerverbrennungen als ‚die größte Freundlichkeit für diese.“

F. B.

**Die Waldenser und der Krieg.** Der Gustav-Adolf-Verein hatte doch recht gehabt, als er sich weigerte, den Waldensern die Hand schnell zum Frieden zu bieten. Damals gaben sie noch gute Worte und nannten die berüchtigten Ausführungen in *La Luce* eine Privatansicht des betreffenden Verfassers. Jetzt aber schreibt dasselbe Blatt einen mit „Directione“ gezeichneten Artikel, in dem jede Maske fallen gelassen wird. Der Artikel nennt es eine heikle Sache, über Deutschland zu sprechen; nicht heikel in politischer Hinsicht; ein Mann wie Bethmann-Sollweg, dem Verträge nur Papierfetzen seien, sei ja, wird mit Spott

bemerkt, der berufenste Moralprediger, um unter dem „heiligen Jorn des Reichstags“ auf den „italienischen Verrat“ mit Fingern zu deuten. Jeder vernünftig denkende Italiener sei mehr als überzeugt, daß das Scheitern der langen Verhandlungen mit dem Dreibund als eine Günst der Vorsehung zu preisen sei. Heikel sei die Sache aus einem andern Grund. Während man sich mit dem Donaureich niemals durch Bande der Solidarität oder der Zuneigung verbunden gefühlt habe, haben doch die Leute von *La Luce* und die evangelischen Italiener im allgemeinen mit dem deutschen Volk viel Gemeinsames gehabt, Gemeinschaft in Erinnerungen, in Glauben und in den religiösen Zielen. „Für das deutsche Volk hegten wir Bewunderung, Hochachtung und aufrichtige Liebe, und eben diesem Volk müssen wir nun unsere völlige Enttäuschung, unser tiefstes Bedauern darüber ausdrücken, daß es nichts Eiligeres zu tun hatte, als Osterreich bei seinem Vorgehen gegen Serbien zu unterstützen.“ Zur Enttäuschung sei aber die größte Entrüstung hinzugekommen. Deutschlands Kriegführung sei unvereinbar mit jedem christlichen Empfinden. Der Einfall in Luxemburg und Belgien sei niemals zu rechtfertigen. Das heiße die gesamte Menschheit und die gesamte Christenheit ohrfeigen. Das Verhalten der deutschen Truppen gegen jene unglückliche Bevölkerung, die das hochheilige Recht zur Verteidigung ihrer Heimat gehabt habe, sei eines zivilisierten und vollends eines christlichen Volkes ganz und gar unwürdig. Die deutschen Brüder würden ja diese Worte auch irgendwie zu lesen bekommen. Aber jede Verständigung mit ihnen sei nun ganz ausgeschlossen. Man wolle ihnen wenigstens sagen: „So sehr wir auch das Verhalten eures Landes beklagen, und so energisch wir es bekämpfen, wir empfinden keinen Haß gegen euch. Nach dem Frieden werdet ihr so nach und nach das soziale, moralische und religiöse Unheil ermaßen können, für das sich die Ehrbaren und Aufrichtigen unter euch blindlings geopfert haben, und dann werdet ihr uns wieder Brüder heißen und werdet begreifen, daß die äußeren Feinde nichts waren gegen den eigentlichen Feind, den ihr unter euch selbst habt.“

(A. E. L. R.)

Der Krieg hat auch die katholische Kirche zur Verbreitung der Bibel angeregt. Der katholische Mosellaverlag in Trier gibt ein Matthäusevangelium heraus, übersetzt und erklärt von D. J. Eder, sodann als Taschenausgabe eine Evangelienharmonie und die Apostelgeschichte vom gleichen Übersetzer mit bischöflicher Approbation und Empfehlung. Darin heißt es unter anderm: „Besonders in den Heerlagern draußen im Felde wie in den Lazaretten unserer Krieger regt sich solches Verlangen [nach ernster Geistesnahrung]. Wie könnte diesem Hunger christlicher Helden-seelen besser entsprochen werden als durch Darbietung des Gotteswortes der Heiligen Schrift, das, wie einst das Manna, eine Himmelspeise ist, die für gläubige Herzen alle Süßigkeit enthält und jede Seelenkraft verleiht. . . . Möge der göttliche Geist, der in der Heiligen Schrift zu den Menschen redet, allen Lesern

die Gnade verleihen, daß sie sein mächtiges Feuerwort verstehen, damit es ihnen werde eine Quelle der Weisheit, eine Leuchte ihren Füßen und ein Licht auf ihren Lebenswegen. Trier, am Feste des heiligen Apostels Matthias, 1915. M. Felig Korum, Bischof." Unter den Anzeichen, daß dieser Krieg ein gegenseitiges religiöses Verständnis der beiden christlichen Schwesterkirchen fördert, verdient diese Tatsache Beachtung. Große Geldmittel sind zum Druck und Vertrieb dieser Bibelhefte unter Katholiken bereitgestellt. — So die „A. E. L. R.“ Mit den Christen in der römischen Kirche wäre allerdings schon ein Verständnis möglich, nie und nimmer aber mit der curia Romana. Bis zum Jüngsten Tag wird da Luthers Urteil stehen bleiben: „Actum est de papa et pontificiis!“ Und was die Verbreitung der Bibel durch die römischen Würdenträger betrifft, so hat sich solche noch immer erwiesen als eine zwar unliebsame, aber durch die Umstände gebotene Maßregel, die der Papst so bald als tunlich wieder aufhebt. Auch im vorliegenden Fall ist der Zweck ohne Zweifel vor allem der, die Papisten vor protestantischen Einflüssen zu schützen und ihnen ein papistisches Substitut für die eigentliche und ganze Bibel zu geben, die Papisten in den Schützengräben in den Händen ihrer protestantischen Kampfgenossen finden.

F. B.

Daß der Karfreitag in München fernerhin als ein christlicher Feiertag im Sinne der Gewerbeordnung begangen werden könne, danach suchte man protestantischerseits um die Mitwirkung des katholischen Ordinariats nach. Die erzbischöfliche Behörde aber antwortete ablehnend: „Auf das geschätzte Schreiben vom 11. März beehren wir uns zu erwidern, daß wir aus prinzipiellen Gründen, welche in der dogmatischen Auffassung des Karfreitags und in dem katholischen Begriff eines kirchlichen Festes liegen, nicht in der Lage sind, zur Einreihung des Karfreitags in die Zahl der Festtage im Sinne der Gewerbeordnung mitzuwirken. Wenn die protestantische Gemeinde es schmerzlich empfindet, daß hier der Karfreitag nicht als Festtag gefeiert werde, so darf darauf hingewiesen werden, daß die Katholiken es ebenso schmerzlich empfinden, daß trotz des weiten Entgegenkommens des Heiligen Stuhles gegen die Zeitverhältnisse die noch aufrechterhaltenen Festtage St. Peter und Paul und Mariä Empfängnis staatlich als volle Feiertage nicht anerkannt werden, und ein diesbezügliches Gesuch abschlägig beschieden wurde. Zahlreiche Katholiken werden dadurch ebenso wie viele Protestanten am Karfreitag abgehalten werden, an den genannten Festtagen ihren religiösen Verpflichtungen nachzukommen.“

Deutsche Methodistenprediger haben an die „Bischöfliche Methodistenkirche“ unsers Landes einen Brief mit 17 Unterschriften gerichtet, in dem sie sich bitter beschwerten, daß die offizielle Presse der Methodisten in Amerika von Anfang an in den Ton der Presse Englands eingestimmt und über Deutschland unwahre Nachrichten und ungerechte Urteile verbreitet habe. Ihre Beschwerden fassen sie in folgende Punkte

zusammen: „I. Wir sind der Überzeugung, daß in einem solchen Konflikt, wo so viele widerstreitende Interessen zusammenlaufen, es die Pflicht einer internationalen Kirche gewesen wäre, in ihren amtlichen Organen die äußerste Zurückhaltung zu beobachten, nicht Partei zu ergreifen und sich jeder Verletzung der nationalen Gefühle ihrer Kirchengliedererschaft zu enthalten. Statt dessen hat unsere kirchliche Presse sofort gegen Deutschland Partei ergriffen und dadurch 1. den deutschen Methodistern eine lokale Stellung zu ihrer eigenen Regierung erschwert, 2. sie in ihrem Vertrauen zu ihrer eigenen Kirche erschüttert und 3. unsere Kirche dem deutschen Volke und der deutschen Regierung gegenüber nicht wenig kompromittiert. II. In dieser Zeit der Not, wo wir uns von unserer eigenen Kirche verlassen fühlen, war es ein tröstendes Lichtbild, daß unser verehrter Bischof, Dr. J. L. Nilsen, jenen mannhaften Artikel ‚Wer trägt die Schuld?‘ an die amerikanische Presse richtete, der zum Glück auch den Weg in die Presse Deutschlands gefunden hat. Er wirkte wie eine rettende Tat und hat uns vor einer noch viel größeren Schädigung durch das hervorgerufene Vorurteil bewahrt. III. Es ist selbstverständlich und bedarf keiner Begründung, daß wir deutschen Methodisten uns mit unserm Volke eins fühlen. Wir sind auch durch das Evangelium keines andern belehrt worden. In keinem Teile unsers Volkes können Vaterlandsliebe und nationales Empfinden stärker pulsieren als in der Prediger- und Mitgliederschaft des deutschen Methodismus. Tausende unserer Mitglieder kämpfen unter den deutschen Fahnen. Bereits zweihundert unserer Brüder und Söhne sind den Heldentod fürs Vaterland gestorben, und das Blut vieler Hunderte von Verwundeten aus unsern Reihen ist für dasselbe geflossen. An zweihundert unserer Krieger sind für hervorragende Tapferkeit mit dem höchsten militärischen Ehrenzeichen, dem Eisernen Kreuz, ausgezeichnet worden. Die erste weibliche Person, die dasselbe auf dem westlichen Kriegsschauplatz erhielt, war eine methodistische Diakonisse. Um so mehr haben uns die Angriffe der amerikanischen Presse auf unsern Kaiser mit tiefem Schmerz erfüllt. Wir, die wir wissen, was wir an unserm Kaiser haben, lieben ihn als einen für das Wohl des Landes treubeforgten Vater, als einen friedliebenden Monarchen und können das Urteil über seinen Charakter getrost der Geschichte überlassen, die ihn allen Verleumdungen der Gegenwart zum Troß seinerzeit rechtfertigen wird, und es scheint uns, daß sie schon angefangen hat, mitten in dieser Kriegszeit für ihn Zeugnis abzulegen. Dennoch protestieren wir auf das nachdrücklichste, daß solche Zerrbilder wie im *Christian Advocate* vom 6. August und anderswo in der methodistischen Presse erscheinen konnten. . . . IV. Ihrem internationalen Charakter entsprechend, hätte die Bischöfliche Methodistenkirche gerade in dieser ernstesten Kriegszeit eine wunderbare Gelegenheit gehabt, ein edles, wahrhaft christliches Werk zu tun als Vermittlerin zwischen den streitenden Völkern, ein gegenseitiges Sichverstehen anzubahnen und

schon während des Krieges den Grund zu einer nach dem Kriege neu zu knüpfenden Gemeinschaft zu legen. Aber diese goldene Gelegenheit hat sie für immer verscherzt durch die Schuld einiger ihrer leitenden Männer, die ihre politischen Instinkte nicht zu zügeln vermochten und von dem Strom der öffentlichen Meinung sich fortreißen ließen, in das „Kreuzige ihn“ einzustimmen. Das ist um so mehr zu bedauern, da die Bischöfliche Methodistentirche die einzige protestantische Kirche mit internationalem Charakter ist. Zwar haben edel denkende Mitglieder unserer Kirche zahlreiche Liebesgaben gespendet, um die durch den Krieg verursachten Notstände zu lindern, und wir danken solchen von Herzen für ihren Sympathiebeweis, müssen aber hinzufügen, daß Kollekten nicht gutmachen können, was durch die Parteinahme der methodistischen Presse verborben worden ist. Nicht minder hat es uns befremdet, daß die methodistische Presse gegen die einseitige Unterstützung einer kriegsführenden Partei mit Kriegsmaterial kein tadelndes Wort gefunden hat. Das ist ja keine politische Frage mehr, sondern eine sittliche Frage allerersten Ranges; denn es handelt sich hier um das Gewissen eines ganzen Volkes, besonders nachdem Amerika einen Gebetstag um Beschleunigung des Friedensschlusses angeordnet hatte. Hier mußten wir erwarten, daß die methodistische Presse das Widersinnige zwischen beiden Maßnahmen brandmarken würde. Aber auch hierin sind wir getäuscht. Tatsache ist, daß die Geschosse, unter denen unsere Deutschen, auch unsere methodistischen Jünglinge und Männer, auf den Schlachtfeldern zusammenbrechen, größtenteils von Amerika geliefert werden, und sehr viel Blut, das auf deutscher Seite fließt und fließen wird, durch Waffen vergossen wird, die in amerikanischen Fabriken geschmiedet wurden. Kann die christliche Presse Amerikas dagegen stumm bleiben? Ist sie daran schuldlos? Oder will Amerika den Krieg zuungunsten Deutschlands beeinflussen? Wir können diese Frage nicht beantworten, aber müssen sie stellen.“ — Man hat behauptet, daß der Weltkrieg gleichbedeutend sei mit dem Bankerott des Christentums. Das ist selbstverständlich Unsinn. Wohl aber hat der Weltkrieg die Gedanken vieler ans Licht gebracht und gerade auch gezeigt, daß vielfach das offizielle Kirchtum, wie es insonderheit von den Sektengemeinschaften Amerikas vertreten wird, in der Tat bankerott ist und selbst den natürlichen Sinn für Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Liebe verloren hat. F. W.

„Nach uns die Sintflut!“ In Frankreich sind der amtlichen Statistik zufolge in den ersten sechs Monaten des vorigen Jahres 25.000 Seelen weniger geboren als gestorben. Worin hat dies seinen Grund? Gustav Hervé schreibt in seinem Blatt *Guerra Sociale*: „Ich höre arme Frauen in Trauer beim Lesen der Bevölkerungsstatistik sagen: ‚Wir haben noch zu viel Kindern das Leben gegeben, da wir sie ja doch nur für die Schlachtbank erzogen.‘ Arme Frauen, die nicht sehen, daß wir vielleicht die Schlächtereier gerade darum haben, weil Franzosen und Französinen seit 44 Jahren vor den Lasten der Vater-

und Mutterchaft zurückgeschreckt sind. Ach, die elende Rechnung, die wir fast alle gemacht haben! Um unserer Tochter eine schöne Mitgift zu lassen, um unsere Ländereien nicht für mehrere Kinder zu zersstückeln, um uns nicht zu binden, um des Wohllebens willen haben wir fast alle diese schöne Rechnung gemacht, daß wir um so glücklicher seien, je weniger Kinder wir hätten. Und so sind wir langsam ein Land der Junggesellen und einzigen Söhne geworden. Wohl liebten wir, jeder auf seine Art, unser Land; aber noch mehr liebten wir unser Wohlsein. Bei uns verwandelten sich die Länder in Einöden, sogar die Städte vegetieren nur trotz des Zustroms der Bauern. Wozu sich abmühen, vor allem für wen? Nach uns die Sintflut.“ Das trifft den Punkt. Ihren letzten Grund hat die widernatürliche Abnahme der Geburten im theoretischen Atheismus und praktischen Materialismus, dem Reichtum und Genuß das höchste Gut und sich egoistisch-Ausleben das höchste Lebensideal ist. Von diesem alles zersetzenden Geiste sind aber nicht etwa bloß die Franzosen angegriffen. F. W.

**Verbot der Antikonzeptionspropaganda in Bayern.** Die „A. E. L. R.“ berichtet: „Was in der Friedenszeit von warmherzigen Freunden unsers Volkes oftmals, aber vergeblich gefordert worden ist, das hat uns der Kriegszustand beschert: ein Verbot der Antikonzeptionspropaganda. Das stellvertretende Generalkommando des 2. bayerischen Armeekorps in Würzburg erließ unter dem Betreff „Öffentliche Sicherheit, hier Erhaltung und Sicherung der Volkskraft“ im Kreisamtsblatt von Unterfranken vom 25. Juli folgende, wärmstens zu begrüßende Verfügung: „Unter Bezug auf Art. 4, Ziff. 2 des Kriegszustandsgesetzes wird verboten: 1. die Ankündigung der Behandlung von Geschlechtskrankheiten durch Personen ohne staatliche Anerkennung und die Behandlung dieser Krankheiten durch solche; 2. die öffentliche — wenn auch maskierte — Anpreisung und der Verkauf von Abtreibmitteln, insbesondere von stiel förmigen Pessaren und Mutterspritzen mit langem Ansatz außer durch Apotheken und auf ärztliches Rezept; 3. die Anwendung solcher Mittel durch Personen ohne staatliche Anerkennung; 4. die öffentliche Ankündigung, Anpreisung oder Zurschaustellung von antikonzeptionellen Mitteln; 5. der Vertrieb solcher Mittel durch hausierende Agenten.“

**Unzucht im deutschen Heer.** Die Zeitschrift des deutsch-evangelischen Vereins zur Förderung der Sittlichkeit schreibt: „Von allen Seiten werden wir gebeten zu raten und zu helfen, daß es mit der Unzucht im Heer, mit den Geschlechtskrankheiten im Westen und Osten und daheim besser wird. Wir können daran im Augenblick, so schmerzlich das uns selber ist, nicht viel ändern. Diese Notstände beruhen auf einem falschen System im Staat und beim Militär, das die leitenden Stellen des Staates noch aufrechterhalten, von dem während langer Jahre der Geist des öffentlichen Lebens und das sittliche Empfinden im Volke und der Geist des Heeres beeinflusst ist. Gegen dieses System



führen wir schon lange einen schweren Kampf, der, abgesehen von Teilerfolgen, vergeblich war, da wir wenig unterstützt wurden, nicht einmal von der Kirche und von der Inneren Mission, geschweige denn von breiteren Kreisen im Volk oder von der öffentlichen Meinung, die vielmehr unter der Macht dieses Systems steht. . . . Nach diesem bisher uneingeschränkt herrschenden System gilt in Deutschland das sechste Gebot für die männliche Jugend nur bis zum vierzehnten Jahr. Nach diesem Jahr stellt der Staat den Männern untersuchte Dirnen zur Verfügung, oft in besonderen und besonders kenntlich gemachten Häusern, sogar häufig in unmittelbarer Nähe des Turn- und Spielplatzes, der Universität, der Schule, der Kirche. In weitem Maße und ohne Bedenken macht namentlich die Jugend von dieser Staatseinrichtung Gebrauch, zumal der Staat den Besuchern durch die ärztliche Untersuchung der Dirnen eine gesundheitliche Sicherheit vortäuscht, obwohl die Gefahr der Ansteckung nach übereinstimmendem Urteil der Ärzte trotzdem eine große ist. Durch diese offenkundigen Zustände wird die Sittlichkeit auch des weiblichen Geschlechts im allgemeinen bis in die jugendlichen Jahrgänge hinein herabgedrückt. Von dieser Art Erziehung des deutschen Volkes zur Sittlichkeit ist namentlich das Militär durchdrungen, bei dem nach mittelalterlichen und französischen Ueberlieferungen Unzucht noch nicht für entehrend gilt, und durch dessen Schule ein großer Teil der deutschen Jugend hindurchgeht. Der in der Heimat schon unsittlich erzogene und an die Unzucht gewöhnte junge Mann wird im Felde schwerlich sich sittlich halten. In Frankreich scheint in diesen Fragen nach den schlimmsten Erfahrungen Vernunft und Gewissen aufzuwachen. Deutschland ist noch mit Blindheit geschlagen.“ — Nach andern Berichten zu urteilen, scheint uns obiges weder dem deutschen Heere noch der deutschen Regierung ganz gerecht zu werden. Was den Staat betrifft, so kommt er überall und in verschiedener Beziehung auch in die Lage, zwischen zwei moralischen Übeln das geringere wählen zu müssen. Das gilt auch von der Unzucht, die eben in verschiedenen Formen auftritt. Und wer meint, daß man mit Staatsgesetzen die Unzucht aus der argen Welt verbannen könne und müsse, der kennt weder das menschliche Verderben noch die eigentliche Aufgabe des Staates. Daß jedoch der Staat aus staatlichen Gründen grobe Unzucht wie andere Laster so viel als möglich einzudämmen suchen soll, versteht sich von selbst.

J. B.

**Was sich aus einer Nachricht machen läßt.** „Kölnische Zeitung“: Als die Nachricht von der Einnahme Antwerpens bekannt wurde, läuteten die Glocken. — *Matin*: Nach der „Kölnischen Zeitung“ sind bei der Einnahme von Antwerpen die dortigen Pfarrer gezwungen worden, mit den Glocken zu läuten. — *Times*: Nach einer Meldung des *Matin* aus Köln sind diejenigen belgischen Pfarrer, die sich bei der Einnahme von Antwerpen weigerten, die Glocken zu läuten, aus ihrem Amt vertrieben worden. — *Corriere della Sera*: Nach einer Meldung der *Times* aus Köln über Paris sind die unglücklichen belgischen Pfarrer,

die sich bei der Einnahme von Antwerpen weigerten, mit den Glocken zu läuten, in Zuchthausstrafe genommen worden. — *Matin*: Nach einer Meldung des *Corriere della Sera* aus Köln über London wird bestätigt, daß die barbarischen Eroberer von Antwerpen die unglücklichen belgischen Pfarrer zur Strafe für ihre heldenmütige Weigerung, mit den Glocken zu läuten, als lebendige Klöppel in die Glocken hängten, mit dem Kopf nach abwärts.

**Dernburg und Meyer-Gerhardt über Frauenstimmrecht.** In einer Versammlung des „Deutsch-amerikanischen Komitees für Frauenstimmrecht“ in New York erklärte Dernburg: er sei zwar noch kein „Suffragist“, aber er trete entschieden für das Frauenstimmrecht in die Schranken. Die deutsche Frau sei berufen, nach dem Kriege eine bedeutende politische Rolle zu spielen, und sie werde wahrscheinlich das Stimmrecht erhalten. Er verwies auf die Verdienste, die sich die deutschen Frauen während des gegenwärtigen Krieges um das allgemeine Wohl erworben hätten, und meinte, das Vaterland dürfe diese großen Verdienste nicht vergessen und müsse sie belohnen. Die Belohnung müsse in der politischen Gleichberechtigung bestehen. Meyer-Gerhardt stimmte mit Dernburg darin überein, daß die deutsche Frau auf Grund ihrer Verdienste zum Stimmrecht berechtigt sei. Die Frau sei in neuerer Zeit in alle geistigen Gebiete eingedrungen und habe sich dem Manne gleichstehend, ja oft überlegen erwiesen. Ihre treue Arbeit während des Krieges werde in Deutschland hochgeschätzt und werde letzten Endes ihre Früchte tragen, nämlich den Frauen das Stimmrecht einbringen, und zwar mit Unterstützung des Staates. Die „Ref.“ bemerkt: „Wenn dieser Bericht stimmt, dann haben die beiden Herren ein paar kapitale Böcke geschossen. Nichts liegt gerade jetzt so fern wie das Frauenstimmrecht in Deutschland. Denn eben dieser Krieg hat gegenüber abwegigen Strömungen, wie sie sich leider schon unter uns zeigten, das Männerrecht und die Männerpflicht zur Leitung und Verteidigung des Staates dargetan. Kleinstaaten wie Dänemark mögen sich das Frauenstimmrecht leisten; Deutschland kann es nicht. Wäre übrigens das Stimmrecht ein Lohn für Verdienst, dann hätten unsere Frauen diesen Lohn wahrlich nicht erst jetzt durch den Krieg, sondern schon längst verdient. Der Lohn für allen Segen, den die deutsche Frau auch jetzt während des Krieges um sich verbreitet, sei der, daß man es ihr weiterhin vergönnt, abseits vom Lärm und Streit des öffentlichen politischen Lebens ihr Werk zu tun. Eine ‚bedeutende Rolle‘ wird die Frau nach dem Kriege spielen, nur, bitte, keine ‚bedeutende politische Rolle!‘ — Vernünftige Frauen erblicken in dem Stimmrecht, womit man sie beglücken will, nur ein Danaergeschenk, das sie betrügt um die hehre Würde, die liebliche Anmut und den köstlichen Beruf, die die Natur, die Gott selbst dem Weibe verliehen hat.

F. W.

Nicht weniger als 280,000 Juden wurden seit Mitte Mai in Rußland vertrieben. Der „Jüdischen Rundschau“ zufolge erging Mitte

Mai der Befehl, die Gouvernements Kowno, Kurland und einen Teil des Gouvernements Suwalki „von Juden zu evakuieren“. Die Frist bis zum Wegzug schwankte zwischen acht Stunden und dreißig Stunden. Im Gouvernement Kowno allein wurden etwa 180,000 Seelen von der Ausweisung betroffen. Ausgewiesen wurden auch Greise und Kinder, Frauen, die im Wochenbett lagen oder ihrer Niederkunft unmittelbar entgegen sahen, Schwerkrante, Wahnsinnige, Krüppel, Blinde, ferner die Familien der eingezogenen Reservisten und alle jüdischen Soldaten, die sich mit Erholungsurlaub in ihrer Heimat aufhielten oder sich in den Lazaretten befanden. Alle jüdischen Krankenhäuser und Hospitäler wurden von den Behörden geschlossen. Die ausgewiesenen Juden erhielten Befehl, nach den östlichen Provinzen auszuwandern. Trotz der ungeheuren technischen Schwierigkeiten gab es weder Rücksicht noch Aufschub. Etwa 35,000 bis 40,000 Personen wurden am 18. und 19. Mai innerhalb dreißig Stunden in sogenannten „Extrazügen“ abtransportiert. Jeder dieser Züge bestand aus 40 bis 70 Güterwagen, in die man Männer, Frauen und Kinder, Gesunde und Kranke, Menschen, Vieh und Mobiliar zusammengepackt hatte. Den Zügen war es verboten, auf den Stationen zu halten. Ein großer Teil der Ausgewiesenen fand in diesen „Extrazügen“ keinen Platz mehr. Zehntausende fuhrn auf Bauernwagen hinaus, für die horrenden Preise (50, 80 und 100 Rubel) gefordert wurden. Zehntausende gingen zu Fuß. Jüdische Abordnungen begaben sich zu dem Premierminister Goremykin sowie zu dem Minister des Innern Maklatow, um die Katastrophe abzumenden. Jedoch erst nach vollbrachter Tat kam am 22. Mai der Befehl, wonach die ganze Maßregel rückgängig gemacht werden sollte, und bald stellte es sich heraus, daß die Zurücknahme des Ausweisungsbefehls an entwürdigende Bedingungen geknüpft war. Fürst Tumanow erklärte der jüdischen Abordnung, daß die Juden nur dann zurückkehren dürften, wenn sie aus den Reihen der Rabbiner und der wohlhabenden und einflussreichen Juden Geiseln stellten, die „in Fällen des kleinsten Verrats seitens der Juden gehängt werden würden“. Auf Grund dieser Unterredung beschloß man, von der Erlaubnis, in die alten Heimstätten zurückzukehren, keinen Gebrauch zu machen, da die an diese Erlaubnis geknüpfte Bedingung die Ehre des Judentums herabwürdigt. Seit Mitte Mai sind also außer den durch die früheren Ausweisungen Betroffenen weitere 280,000 Juden vertrieben.

**Gefallene Masken.** Was man bisher als die Höhe der Kultur und Entwicklung angestaunt und gepriesen, hat der Krieg vielfach als trügerischen Schein ohne jegliches entsprechende Sein erwiesen. Überall Heuchelei, elende Heuchelei! Schier allgemein hat man mit den edlen Worten Freiheit, Gerechtigkeit, Humanität usw. scheinheiligen Betrug getrieben. Der Krieg hat die Masken heruntergerissen und die gepriesene moderne Kultur als elenden Firnis an den Pranger gestellt. Zwischen den Trägern der höchsten Kulturen ist der dümmste, ge-

häßligste, gemeinste und rohste aller Kriege ausgebrochen. Gerade die Völker, welche den Weltkrieg aus purer Rach- und Selbstsucht heraufbeschworen haben, werden nicht müde, der Welt vorzulügen, daß sie denselben nur führen im Interesse der Humanität und Kultur. Ja, selbst für die Waffenausfuhr hat man sich in Amerika berufen auf das Gewissen und auf die Humanität! Der „G. d. G.“ schreibt S. 207: „Zugleich ist aber auch offenbar geworden, daß bei allen äußeren Fortschritten der Zivilisation die eigentliche Kulturentwicklung sehr unbedeutend geblieben ist. Nicht nur Rußland, sondern auch Belgien, England und Frankreich haben in der Kriegführung die ganze Roheit des finstesten Mittelalters betätigt. Sie haben die Bestimmungen des Völkerrechts wie wertlose Papierfetzen behandelt. Die Verwendung von Dummgeschossen, die Meuchelmorde der Freischärler, die Verstümmelung von Verwundeten, die Mißhandlungen und Hinrichtungen wehrloser Gefangener sprechen aller Kultur Hohn. Und geradezu zum System machte England die Unkultur durch seine Aus Hungerungsversuche der feindlichen Zivilbevölkerung, durch Unterbindung der Zufuhr sogar an neutrale Staaten, schließlich durch angeordneten Mißbrauch der neutralen Flagge. Eine Kulturleistung eigener Art waren auch die ungeheuren Waffenlieferungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika an England und Frankreich, angesichts deren es grotesk wirkt, wenn drüben ein Wetttag für baldige Wiederherstellung des Friedens anberaumt wurde. So hat sich die gesamte Kulturentwicklung als Schein erwiesen. Sie ist schmachvoll zusammengebrochen. Götterdämmerung ist gekommen, die Urzustände sind wiedergekehrt.“ Der Weltkrieg hat die Bibel mit ihrer Lehre vom allgemeinen und gänglichen Verderben des Menschen, von der gerade die „Gebildetsten“ unter den Kulturvölkern Europas und Amerikas nichts mehr hören mochten, wieder zu Ehren gebracht.

F. B.

**Hundertzwei Millionen Deutsche.** Der „G. d. G.“ schreibt: „Die Bevölkerung des Deutschen Reiches wird jetzt auf 68 Millionen angegeben. Setzen wir davon eine Million für Nichtdeutsche ab. Wir werden sehen, daß außerdem 35 Millionen im Auslande leben, welche von deutschen Eltern abstammen und Deutsch als ihre Muttersprache reden. Davon kommen 19 Millionen auf Europa und 16 auf übersee. In der österreich-ungarischen Monarchie 12½, in der sogenannten deutschen Schweiz 2½, in Rußland 2½ (nach amtlicher Zählung sogar 4½, was übertrieben erscheint), in allen andern Ländern Europas zusammen 1½; im ganzen 19 Millionen. Die Zahl der Deutschsprachigen in Übersee ist schwerer zu bestimmen. Wenn die Nachkommen aller derjenigen deutsch geblieben wären, welche jenen 13 Krefelder Mennonitenfamilien gefolgt sind, die sich als die ersten am 6. Oktober 1683 in Nordamerika ansiedelten, dann betrüge die Zahl unserer Volksgenossen in den Vereinigten Staaten zum mindesten 30 Millionen. Die letzte Zählung weist aber nur knapp 15 Millionen nach, während die in Nord-

amerika erscheinenden deutschen Zeitungen und Zeitschriften 16 Millionen herausrechnen. In Canada wohnen etwas mehr als 400,000, dagegen in dem von Revolutionen zermühten Mexiko jetzt nur noch höchstens 10,000, in Guatemala 1000, in den übrigen mittelamerikanischen Staaten und auf allen westindischen Inseln kaum 5000. Ganz anders stellen sich die Zahlen in Südamerika: Brasilien: 500,000 bis 600,000; Argentinien, Uruguay und Paraguay: 200,000 bis 250,000; Chile: 40,000; Peru, Bolivien und Venezuela: mindestens 10,000. In ganz Amerika leben rund 16½ Millionen, deren Muttersprache Deutsch ist. Ganz Afrika wird mit 70,000 eingeschätzt; Australien und Neuseeland mit 150,000. Der nahe und ferne Orient wird nach dem Verlust von Kiautschau nicht mehr als 100,000 haben. Wir wollen, um sicher zu gehen, annehmen, daß in übersee nur 16 Millionen Deutsche leben. Die Berechnung stellt sich mithin so: Unser Volksstamm hat rund 102 Millionen Mitglieder, nämlich 67 im Reiche und 35 im Auslande.“ — Wenn man bedenkt, daß in Bildung, Tüchtigkeit, Willensstärke und Ausdauer die Deutschen wohl keinem Volke in der Welt nachstehen, so kann man ermessen, welchen Einfluß sie in der Welt haben könnten, wenn sie sich nicht, wie man gesagt hat, als „Kulturdünger“ unterpflügen ließen. Sind doch auch auf kirchlichem Gebiet die Anglikaner, Methodisten und andere Sekten in Amerika von den Deutschen fett geworden.

F. B.

„Wer die Hand Englands anfaßt, faßt den Tod an“, schrieben wir vor Monaten. Von einer einzigen Seite wurde uns dies als unchristlich verdacht; aber die Geschichte des Krieges hat es bestätigt. Rußland faßt die Hand Englands an. Was hat es davon? Anfang Februar bedeckten bereits 743,000 tote Russen das Schlachtfeld, und seitdem Niederlage auf Niederlage. Ein großes Stück seines Landes ist von den Deutschen eingenommen; das erst besetzte Galizien muß es Stück für Stück wieder hergeben; über eine Million sind in Gefangenschaft. Wo ist der Gewinn? Belgien hat die Hand Englands angefaßt. Was hat es davon? Seine Heere liegen erschlagen, sein König ist ein König ohne Land, Städte und Dörfer sind verwüstet, das Land bis auf einen kleinen Rest in der Hand der Deutschen. Frankreich hat die Hand Englands angefaßt. Was hat es davon? Eine seiner schönsten Provinzen ist ihm genommen, seine Männer und Jünglinge verbluten sich an der Front. Das Volk beginnt auszusterben, weil ihm der Nachwuchs fehlt. Italien hat jetzt die Hand Englands angefaßt. Was hat es davon? Es ist in den Bund des Todes eingetreten, und bald werden auch dort die Leichenfelder ihre beredte Sprache führen. Amerika hat die Hand Englands angefaßt, wenigstens durch seine massenhaften Lieferungen an Geschützen und Munition. Was hat es davon? Es hat damit den Krieg verlängert, es allein ist schuldig, daß das große Morden weiter geht, und damit hat es eine ungeheure Blutschuld auf sein Land geladen, die kein Dollar wieder verfühnen kann. Diese Blutschuld aber kommt wieder

zuerst auf Englands Rechnung. England ist bedeckt mit Blut und wadet in Blut, immer neue Völker führt es zur Schlachtbank; Millionen von Toten schreien schon gegen es zu Gott. Und das sollte Gott nicht heimsuchen? . . . Wie auch der Ausgang dieses Krieges sein möge, England wird noch antworten müssen, wenn Gott seine Anklage gegen das einst so christliche Land erhebt: „Das Blut eurer Brüder schreit zu mir von der Erde.“  
(A. E. L. R.)

**Scheinheilige Salbaberei und Schwärmerei** ist es, wenn der englische Evangelist F. B. Meyer schreibt: „Es scheint, als ob die ganze deutsche Nation plötzlich von einem bösen Geist besessen sei, und daß wir nicht nur gegen Fleisch und Blut, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, zu kämpfen haben. Die Kinder Gottes, die gläubig beten können, sollten deshalb auf Eph. 6, 13—18 achten. Wenn das Ürgernis des Krieges auf uns kommen muß, wollen wir wenigstens darum bitten, daß der Fürst dieser Welt abgeschlagen und gebunden werde, damit er kein Öl in die Flammen gieße. Gott wartet auf gläubiges Beten als verordnetes Mittel, durch das seine Kraft dieses Übel hemmen und niederhalten kann. Die Zeit der Heiden wird jetzt erfüllt, mit großem Krachen geht dies vor sich; die Elemente zerschmelzen vor Hitze, und der Tag naht, an dem alles, was Gott durch seine Propheten geredet hat, in Erfüllung geht. (Lut. 21, 34 ff.) Wir müssen deshalb mit anhaltendem Flehen darum bitten, daß die Macht der Finsternis zurückgehalten, und das Reich Gottes gebaut werde, daß der Spätregen eintrete, und das auserwählte Volk in seine Stadt gesammelt werde.“ Den Sektenkirchen Englands ist vielfach die britische Weltherrschaft gleichbedeutend mit dem in der Schrift geschilderten Reich Gottes und der Herrschaft des auserwählten Volkes. Gottes auserwählte Werkzeuge wären dann Grey, Churchill, Asquith, Lloyd George, Kipling, Northcliffe, Poincaré, Nikolajewitsch und unsere eigene Zingopresse!  
F. B.

**Der Weltkrieg nährt den Haß.** Die utopische Weltverbrüderung mit dem allgemeinen Weltfrieden aller Völker unter der väterlichen Oberherrschaft Englands, wovon die Pazifisten, die Freimaurer und Logen und die liberalen Theologen in Europa und Amerika so viel und gerne träumten, hat Gott durch den Weltkrieg wie irdene Töpfe zerschmettert. Schwärmer aber lassen sich von ihrem Wahn nicht abbringen. Je mehr die Gründe, auf welche sie bisher gebaut, zusammenbrechen, desto stärker wird die fixe Idee. So predigen denn jetzt auch dieselben Friedensschwärmer, die der Weltkrieg zuschanden gemacht, daß eben dieser schreckliche Krieg die Völker zur Besinnung bringen und als süße Frucht der Welt die Verbrüderung und den so heiß ersehnten Weltfrieden schenken werde. Aber auch diese Hoffnungen sind für jeden halbwegs vernünftig denkenden Menschen eitel Wahngebilde. Allen Anzeichen nach wird vielmehr die Frucht des Weltkrieges ein allseitiger bitterer Haß sein. Wird doch jetzt schon systematisch darauf hinge-

arbeitet, den Haß zu nähren. Um selbst die Kinder wider die Deutschen zu verhexen, hat die französische Regierung den Lehrern einen deutschfeindlichen Leitfaden für den Geschichtsunterricht gegeben, der den Haß predigt und ihn begründet mit den bekannten Lügen über deutsche Grausamkeiten. Haß gegen Deutschland predigt und organisiert auch das bekannte katholische Blatt in England *The Tablet*. In seiner Nummer vom 21. August veröffentlicht es z. B. "An Appeal to the Nation, Issued by the Anti-German League for Publication throughout the British Empire". In diesem Appell wird geredet von dem „teutonischen Ausfall“, der die Existenz der Briten bedrohe. Englands große Torheit und Sünde sei, daß es Deutschlands Handel habe aufkommen lassen. Auch nach Schluß des Krieges will die Liga den Handel mit Deutschen verpönt haben. "Made in Germany", das sei "the mark of the Beast". "Brave men have died in their thousands for the love of Britain. If you patronize the miscreants who have perpetrated this crime against civilization, you defile their sacred name and memory. When offered goods bearing the mark of the Beast, we ask you to think of the vast army of phantom dead, of the poor breastless women, of the outraged girls, of the little children torn to pieces, of our brave soldiers with their faces beaten to a pulp as they lay wounded, and of the sinking of the *Falaba* with over a hundred innocent passengers, amid the jeers of the fiends on the pirate submarine, and the *Lusitania* with hundreds of helpless victims sacrificed to the blood-lust of the Butcher of Berlin." Wie die Wilden (*savages*) müsse man darum die Deutschen bekämpfen, ihren Handel zerstören, sie mit sozialem Ostracismus strafen (*ostracize them socially as a pestilent and cankerous growth*) und auf immer sie für den britischen Handel unschädlich machen. Zwar habe man in England kein Lied des Hasses, auch keine Kultur, die den Frauen die Brüste abschneide, aber der britische Handel stehe auf dem Spiele! Die Deutschen müßten aus allen Stellen vertrieben werden, insonderheit "the German waiter (a born eavesdropper, subsidized by Satan the Second) and the German hairdresser (always a spy)". Wegen ihrer Verbrechen in Belgien und Frankreich müßten die Deutschen ohne Gnade aus allen Stellen verdrängt werden. England müsse dem Beispiel Rußlands folgen, das alle Deutschen für immer aus seinem Lande verbannt habe. Auch nach dem Kriege dürfe England nicht vergeben und vergessen. Vielmehr müsse der neue Kriegsruf, der jetzt schon die Kinder zu lehren sei, lauten: "Everything German taboo." Die Liga werde bald Millionen Glieder haben, um in Wort und Schrift diese „antideutsche Lehre“ zu predigen. — So ist die Frucht, die überall in der Welt, auch in Amerika, dieser Krieg bisher erzeugt hat, gesteigerter Haß, vertiefte Zwietracht und vermehrte Selbstsucht, was alles nicht danach angetan ist, die von Schwärmern ersehnte Weltverbrüderung mit dem Friedensmillennium herbeizuführen. J. B.

**Freimaurerei, Pazifismus und der Krieg.** In der vorigen Nummer von „L. u. W.“, S. 358 f., haben wir hierüber bereits berichtet. Dem dort Gesagten fügen wir etliche Bemerkungen hinzu. Der liberalgesinnte D. Geher schreibt: „Die freimaurerische Bewegung hat im protestantischen Deutschland keinen äußeren Widerstand zu überwinden gehabt. Von Friedrich dem Großen bis zu Wilhelm I. waren sogar die preussischen Könige Mitglieder der Loge. So hat sich die Maurerei bei uns sehr maßvoll, man könnte fast sagen konservativ, gehalten. Ganz anders dagegen entwickelte sie sich in den katholischen Ländern, sofern sie da überhaupt Boden fassen konnte. Da sie von der katholischen Kirche immer wieder bekämpft und von einer Reihe von Päpsten mit dem Fluch belegt wurde, fanden in den Logen alle Gegner des Klerikalismus ihren Sammelpunkt, und da die Monarchie immer kirchenfreundlicher war als die Demokratie, gebärdete sich der Freimaurerorden immer entschiedener demokratisch. Die alte Ordensregel, wonach religiöse und politische Gegensätze von den Versammlungen der Brüder fernzuhalten seien, damit eben die Loge eine Stätte der religiösen und politischen Toleranz sei und bleibe, wurde in Frankreich und Italien außer Wirksamkeit gesetzt. Dort wurde nach 1870 die Revancheidee, hier das demokratische Ideal gepflegt, und in beiden Ländern dem religiösen oder vielmehr antireligiösen Radikalismus Einlaß gewährt. So haben die deutschen Logen mit den französischen und italienischen kaum etwas anderes [?] gemeinsam als den Namen und gewisse belanglose Formen des Rituals. Der Geist ist hüben und drüben durchaus [?] verschieden. Am 29. Mai 1915 hat der deutsche Großlogenbund die Beziehungen zu der italienischen und französischen Freimaurerei, die auch vor dem Kriege nur sehr unbedeutend gemessen waren, vollständig und für immer abgebrochen, während die zu den Großlogen anderer feindlichen Länder seit Beginn des Krieges ruhen, wie das ähnlich auch bei den Kirchen tatsächlich der Fall ist.“ In der „Christl. Welt“ läßt sich D. Rade also vernehmen: „Die Religion des Angloamerikaners, gerade in den obersten Schichten, war je länger, je mehr ein glühender Pazifismus geworden. Ihr ausgesprochener Vertreter ist Bryan, und nur einem Zufall ist es zuzuschreiben, daß wir nicht eine uns zugegangene Bryansche Rede dieses Sinnes kurz vor dem Kriege in unsern Spalten veröffentlicht haben. . . . Und jetzt ist es Amerika, dasselbe Amerika, das nur darauf wartet, dem Weltkrieg durch seine Friedensvermittlung ein Ende zu setzen, das eben diesen Krieg durch seine unermesslichen Munitionsendungen an unsere Feinde so energisch wie kein anderer Faktor verlängert. Wir wollen um die Logik und um das Zus dieser Lieferungen nicht streiten. Aber sooft wir hören, daß es die amerikanischen Granaten sind, die jetzt unsere Krieger draußen treffen und fällen, fragen wir uns: Und was tun nun die Pazifistisch-Frommen über dem Ozean? Welche Proteste erheben sie? Welche Taten tun sie?“ Rade gehört zu den



deutschen Theologen, die sich schon seit Jahren von Briten und liberalen amerikanischen Elementen haben nachführen lassen. Rade ließ sich betören durch das utopische Friedensgerede der Anglos und merkte nicht, daß diese ganze Pazifismuspropaganda den Hintergedanken eines Friedens unter englischer Weltherrschaft zu ihrer Voraussetzung hatte. Und eben dies ist offenbar auch das Ziel der Freimaurerei, die je und je in London ihr Hauptquartier hatte und nun schon lange in Amerika die meisten Anhänger zählt. Prälat Römer bemerkt: „Seit der Kriegserklärung Italiens wird überall ausgesprochen, daß ‚die romanischen radikalsten Verschwörerlogen‘ in hervorragendem Maße von Rom und von Paris aus auf den Krieg seit vielen Jahren hingearbeitet haben. Und die Amerikaner? D. Rade schreibt mit Recht, daß unter den hochmögenden Amerikanern die ‚Frömmigkeit‘ sich vielfach auf Pazifismus konzentriert habe. Der ‚Unitarismus‘ der Angloamerikaner hat maßgebende Führer des deutschen religiösen Liberalismus so gebildet, daß sie 1910 sogar einen Unitarierkongreß unter dem Namen ‚Weltkongreß für freies Christentum‘ in Berlin veranstalteten; der ‚Pazifismus‘ der Angloamerikaner folgte mit seiner Beeinflussung des deutschen protestantischen Liberalismus, wie es kaum anders sein konnte, bald nach; denn was besagen die Worte Pazifismus und Unitarismus anderes, als was die großen Schlagworte der Freimaurerei sind: Toleranz und Weltverbrüderung? . . . Und nun schaue man nach Amerika hinüber: Wilson, Bryan, Roosevelt sind nach Angabe amerikanischer Blätter Mitglieder der Loge, und die Loge herrscht in den Vereinigten Staaten! Von da aus begreift man das, was sich ‚amerikanischen Pazifismus‘ nennt! Man darf wohl auch daran erinnern, wie schwer sich die Freimaurerei beleidigt fühlte, als unser Kaiser es, entgegen den Traditionen des Hauses Hohenzollern, ablehnte, ihr anzugehören.“ Ist also das Ideal des Pazifismus und der Freimaurerei eine Weltverbrüderung und ein Weltfriede unter britischer Weltherrschaft, so ist damit auch erklärt, wenigstens teilweise, warum sich jetzt Amerika im britischen Fahrwasser bewegt und in seiner englischen Presse und auf seinen Sektanzeln vom ersten Anfang des Krieges an vielfach schlechtthin forderte, daß England siegen müsse, wenn nicht anders, so durch amerikanische Hilfe. Über die Stärke der Loge in Nordamerika schreibt das „Deutsche Volksbl.“: „Ein Blick in die Geschichte der internationalen Freimaurerei zeigt uns die überraschende Tatsache, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika allein zwei Drittel aller Freimaurer der ganzen Erde aufweisen. Nach den offiziellen freimaurerischen Statistiken beträgt die Zahl der Logen auf der ganzen Welt über 23,000 und die Zahl ihrer Mitglieder ungefähr 2 Millionen. Nordamerika weist die Zahl von 15,000 Freimaurerlogen und 1,500,000 Brüdern auf. Amerika ist das klassische Land der Freimaurerei. Auf 80 Einwohner überhaupt und auf 25 männliche Erwachsene trifft in den Vereinigten Staaten ein Mitglied der Loge.“

Das Hauptquartier der amerikanischen Loge ist, so schreibt selbst ein in San Antonio, Tex., erscheinendes amerikanisches Blatt, in Washington, dem Sitz der Regierung. Die Freimaurerei hat sich dort in allen Regierungsdepartements eingemischt. Beförderungen werden nur auf Empfehlung der Freimaurerei hin gemacht; Beförderungen, die auf Verdienst allein beruhen, werden verweigert. Die Washingtoner *Post* bestätigt ebenfalls die Tatsache, daß die Regierung der Vereinigten Staaten fast ausschließlich aus Logenmitgliedern sich zusammensetzt.“  
F. B.

---

## Literatur.

Im *Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.*, ist erschienen:

1. Synodalbericht des Michigan-Distrikts mit einem zeitgemäßen Referat von P. D. Lüble über die Abschnitte der Haustafel: „Den Anechten, Mägden und Arbeitern“ und „Den Hausherrn und Hausfrauen“ und einem Vortrag von sechs Seiten über „Das Wesen des rechtfertigenden Glaubens“ von P. G. Speckhard. (12 Cts.)

2. Synodalbericht des South Dakota-Distrikts mit einem Referat von Prof. Geo. Weller über „Die Geschichte und Sonderlehren der Siebententags-Adventisten“. 15 Cts.

3. „Reformationskatechese.“ Auf Verlangen der Gemischten Chicago Heiligs-Konferenz dem Druck überlassen von P. E. G. . . . r sen. (3 Cts.; Dugend: 30 Cts.; 100: \$2.00.) — Eine ausgezeichnete Katechese für eine leistungsfähige Schule.  
F. B.

**Kriegsbetrachtungen in Anlehnung an den Kleinen Katechismus.** Von Martin Willkomm. Verlag des Schriftenvereins, Zwidau, Sachsen. 50 Pf.; 10 Ex.: M. 4.50.

Zu den Spinne- und Nüggengeweben, die der Weltkrieg in Fetzen gerissen hat, gehört auch die moderne Theologie, die, als Wissenschaft aufgepuht, der Welt und Kirche zu imponieren suchte mit ihrer neuen Weisheit. Umgekehrt hat aber derselbe Krieg es den Christen wieder zum Bewußtsein gebracht, was für einen Schatz sie haben an ihrem alten Glauben, ihrem alten Gesangbuch und an ihrem alten lutherischen Katechismus. Sie bieten auch da, wo die neue Weisheit versagt und weder aus noch ein weiß, kräftigen Trost und festen Halt und schaffen einen klaren Kopf, hellen Sinn, frischen Mut und gesundes Urteil. Sie bieten eben eine Weltanschauung, die wirklich haltbar ist, die mit der Sünde und dem Übel rechnet und auch dann noch standhält, wenn die Welt in allen Fugen tracht. Wer sich davon überzeugen will, wie modern der Kleine Katechismus Luthers selbst noch im Jahre 1915 ist, und wie er gerade auch allen Fragen, die aus der gegenwärtigen großen Kriegsnot im Herzen der Christen auftauchen, gewachsen ist, der lese die klare, kräftige Schrift Willkomm's.  
F. B.

**Weltkrieg und Wiedergeburt.** Von P. W. Böhling. Verlag des Schriftenvereins, Zwidau, Sachsen. Preis: 25 Pf.; 50 Ex.: M. 10.

Der Subtitel dieser vortrefflichen Schrift gibt genau ihren eigentlichen Gehalt an: „Ist nach der Schrift durch den Krieg eine Wiedergeburt unsers deutschen Volkes und demgemäß ein Gesehen der Welt am deutschen Wesen zu erwarten?“ Ausgeführt werden folgende Gedanken: Wiedergeburt im Sinne der Schrift. Der jetzige Krieg für unser Volk ein Notkrieg. Auch der Notkrieg ist

eine Strafe und Züchtigung Gottes wegen der Sünde. Gottes Absicht beim Kriege geht dahin, daß unser Volk auf den Weg der Bekehrung oder Buße und so zur sittlichen Erneuerung gebracht werde. Die weltliche oder bürgerliche Gerechtigkeit ist keine Wiedergeburt im Sinne der Schrift. Eine Wiedergeburt im Sinne der Schrift ist bei der Masse unseers Volkes nicht zu erwarten. Nur ein Rest ist es, bei dem, wie wir hoffen, Gottes Absicht erreicht wird. Dieser Rest soll unserm Volke und andern zum Segen werden. — Man sieht, P. Wählings Schrift geht auf Prinzipienfragen ein, die durchweg das christliche und theologische Interesse in Anspruch nehmen. F. S.

**Jesus Selbstlehre von seinem Sühnwert.** Eine biblisch-theologische Untersuchung von F. Bard. Verlag von E. Bertelsmann, Gütersloh. Preis: M. 1.80.

Diese Schrift richtet sich gegen die Liberalen, welche die Veröhnung und Stellvertretung leugnen und behaupten, Paulus, der Verderber des ursprünglichen Christentums, habe die Sühnopfertheorie in die ursprüngliche Lehre Jesu hineingeschmuggelt, eine jüdische Lehre, die in das Evangelium, wie es Jesus selber verkündigt, nicht hineingehöre. Diesen und ähnlichen aus der Luft gegriffenen und dem eigenen rationalistischen Herzen entnommenen Behauptungen gegenüber liefert Bard den Nachweis, daß die kirchliche Satisfaktionslehre, wie z. B. Luther und Paul Gerhardt sie vertreten, vollständig gedeckt sei nicht bloß durch das apostolische Zeugnis, sondern gerade auch durch die selbsteigene Lehre Jesu von seinem Sühnwert. F. S.

**Sängerbote.** Lyrisches Quartalheft. Lyrical Quarterly. Success Printing Co., St. Louis, Mo. Preis: 15 Cts.

Auch dieses 11. Heft bietet wieder eine Fülle von Gedichten aller Art. Von zeitgemäher Stimmung und wahren Patriotismus zeugen die Lieber von der „amerikanischen Freiheit“ und der „Kampfruf wider die Jingos“. F. S.

**Deutschlands Schwert durch Luther geweiht.** Von Prof. W. Balthar. Verlag von Dörffling & Franke, Leipzig. Preis: M. 1.

Diese vorzügliche Schrift von 62 Seiten, mit der sich diese Nummer von „Lehre und Behre“ an anderer Stelle ausführlich beschäftigt, ist auch durchs Concordia Publishing House zu beziehen. F. S.

**A. Deichert's Verlag, Leipzig, hat uns zugehen lassen:**

1. „Kurzgefaßte Kirchengeschichte für Studierende“ von Lic. theol. Heinrich Appel. Mit Tabellen und farbigen Karten. Zweite, vollständig durchgearbeitete Auflage. Preis: M. 8.50; geb.: M. 10.

2. „Die angefochtenen Grundwahrheiten des Apostolikums.“ Verteidigt von Lic. theol., Dr. phil. Hermann Groß. Preis: M. 3.

3. „Tropfen aus stillen Wassern.“ Mitteilungen aus der geistlichen Praxis des Diakonissenhauses Bethanien. Von P. Gustav Schulze. Zweite, durchgesehene Auflage von Volkmar Große, Pastor des Diakonissenhauses in Leipzig. Preis: M. 3; geb.: M. 3.80.

4. „Die Wahrheit des Christusglaubens“ mit einem Anhang über „Die Eigenart des christlichen Gottesglaubens.“ Von Prof. D. Karl Stange, Göttingen. Preis: M. 2.80; geb.: M. 3.50.

5. „Die Echtheit des Johannesevangeliums mit besonderer Berücksichtigung der neuesten kritischen Forschungen.“ Ein Vortrag von Lic. theol. Heinrich Appel, Pastor in Rastorf, Mecklenburg-Schwerin. Preis: 80 Pf.

6. „Lebensblüthen.“ Ausarbeitungen für die Hand der Konfirmanden nach Prof. D. Steinbed: „Der Konfirmandenunterricht nach Stoffwahl, Charakter und Aufbau.“ Zweite Auflage. Ein Hilfsmittel für den Unterricht nach diesem Lehrbuch von P. Bettac. 25 Pf.; 100 Stück @ 14 Pf. F. S.

**WHAT IS BACK OF THE WAR?** By *Albert J. Beveridge*. Illustrated.  
The Bobbs-Merrill Co., Indianapolis.

Diese Schrift besteht wesentlich aus Artikeln, welche Senator Beveridge in *Collier's Weekly*, *Review of Reviews* und *The Saturday Evening Post* veröffentlicht hat. Beveridge berichtet in fesselnder Weise, was er selber in Deutschland, Frankreich und England erlebt, gesehen und gehört hat. Daß Deutschland dabei nicht zu kurz kommt, versteht sich von selbst. Die offen zutage liegenden Tatsachen sprechen eben für sich selber, und zwar in einer Weise, daß sie gar keiner Erklärung bedürfen, sich auch mit Erfolg gar nicht falsch deuten lassen. Die Tatsachen selber muß man mit der britischen Presse verschweigen oder ins Gegenteil verkehren, um Deutschlands Größe in den Staub zu ziehen. Dafür war aber selbstverständlich Senator Beveridge nicht zu haben. Er hat mit seiner Schrift der Wahrheit und Gerechtigkeit einen großen Dienst geleistet. Höchst interessant sind die Interviews mit repräsentativen Größen in den kriegsführenden Ländern über die letzten Ursachen des Krieges und seine eigentlichen Hintergedanken. Wer dabei ein sensorium für Wirklichkeit und Wahrheit hat, der fühlt es überall durch, daß die Deutschen eine gute Sache und ein gutes Gewissen, die Alliierten dagegen weder das eine noch das andere haben. Wie der intellektuell und moralisch verkommene, vor dem Krieg leider auch in Berlin gefeierte d'Annunzio, der die Willkür statt der Pflicht zur Lebensnorm erhebt, sich jetzt in wüsten Schmähungen über die Deutschen und ihre Kultur ergeht, so ist es in Frankreich der ebenfalls in Amerika und Deutschland gefeierte Philosoph Bergson (dessen Weisheit nach Wundt aber weiter nichts ist als mit französischem Glitter austaffierte alte, deutsche Philosophie), der wider die Deutschen ungefähr das Borneierste geleistet hat, was einem Franzosen, dem die mehr als vierzigjährige revanche Hirn, Herz und Eingeweide ausgebrannt, möglich war. Um die sittliche Erhabenheit der Franzosen über die Deutschen philosophisch zu erläutern, sagt Bergson z. B.: "They [the Germans] think with two minds, act with two souls. One of the two souls may be concerned with philosophy, poetry, music, art; but the other is below the ordinary level of humanity. We have seen that other soul at work since the beginning of the war, and we know what it is worth." In Amerika nennt man so etwas "tommyrot".

J. B.

**THE SUNDAY-SCHOOL AND CITIZENSHIP.** By *Nannie Lee Frayser*. The Standard Publishing Co., Cincinnati. 100 Seiten 5×8.  
Preis: 50 Cts.

Die Verfasserin hat sich die Aufgabe gestellt, das Verhältnis der Sonntagschule zur Familie, zur menschlichen Gesellschaft und zur Kirche zu behandeln. Für lutherische Leser ist das Buch wertlos, außer zum Zweck des Studiums der Ziele und Methoden, die jetzt in den Sonntagschulen unsers Landes, wo sie dem modernen Ideal entsprechen, maßgebend sind. Daß man hundert Seiten über die christliche Sonntagschule schreiben kann, ohne auch nur einmal auf das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu hinzuweisen, ist bezeichnend für den gegenwärtigen Stand der Dinge im Sonntagschulwesen der Sekten. Von Vergebung der Sünden, Buße, Glaube, ewigem Leben kein Wort, obwohl viel vom Zweck und vom Segen der Sonntagschule geredet wird. Sonntagschularbeiter, die sich die Ideale, die hier vorgezeichnet sind, aneignen und in ihrer Arbeit maßgebend sein lassen, geben dem dürftigen Rest von christlichem Unterricht, der noch in reformierten Sonntagschulen vermittelt wurde, den Aufpaß und behandeln ihre Klassen rein als Kulturstätten für soziale Reform, werden also an ihrem Teil bewirken, daß die Sonntagschule sich den Aufgaben widmet, die für die reformierte Predigt schon längst normierend geworden sind. An praktischer Anleitung und pädagogischen Hinweisen ist das Buch arm. Wo die Behandlung des Themas sich nicht in Abstraktionen ergeht, ist sie trivial, besonders wenn es der Verfasserin darauf ankommt, konkrete Beispiele der Segnungen zu nennen, die aus den neuen Anschauungen über Sonntagschularbeit hervorgegangen sind.

G.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Die liberale Richtung innerhalb der Generalsynode wehrt sich gegen das Lob, das man diesem Körper in letzter Zeit erteilt hat: es bahne sich in ihm eine Schwenkung nach festerer lutherischer Bekenntnisstellung und Praxis an. Im *Lutheran Observer* wurde am 18. Juni darüber geklagt, daß man der Generalsynode zu ihrem "improvement", zu ihrem "progress", gratuliere. Daß eine Änderung in genannter Richtung vor sich gehe, wird zugestanden, doch bezweifelt der *Observer*, ob das etwas sei, wofür die Generalsynode Lob verdiene. Daß man die Regeln gegen Kanzel- und Altargemeinschaft mit den Reformierten befolgen, sich zurückziehen solle aus den größeren protestantischen Unternehmungen (wie der Federation of Churches, der Sonntagsschulunion, den evangelistischen Bewegungen), das komme manchen in der Generalsynode als ein zu hoher Preis vor, selbst für ein so edles Ziel wie lutherische Einigkeit. Man ist bereit, mit denen ein brüderliches Verhältnis zu errichten, die solch strengen Grundsätzen huldigen, nur solle man die Generalsynode mit Forderungen, daß sie dieselbe Praxis befolge, verschonen. (Der Widerspruch, der sich in diesem Satz findet, scheint dem Schreiber im *Observer* nicht aufgefallen zu sein.) Man solle auch nicht verlangen, daß die Generalsynode das ganze Konkordienbuch annehme. Über die in der amerikaniſch-lutherischen Kirche bestehenden Differenzen hat sich der *Observer* kurz vorher ausgesprochen. Nach einem editorialen Artikel vom 4. Juni besteht überhaupt keine kirchentrennende Differenz zwischen den verschiedenen lutherischen Körpern. Man könne sogar sagen, daß es ein Zeichen gesunden kirchlichen Lebens sei, wenn Differenzen in der Lehre sich herausstellten. Manche Leute seien eben Aßeten, die ein Leben der Beschaulichkeit vorzögen; andere seien „natürliche Missionare“, die impulsiv jeden am Wege und am Zaun anfallen möchten und belehren; andere seien Philanthropen, die sich mehr zum Dienst an den Elenden hingezogen fühlten; und (schließlich) manche seien Theologen, "who love to philosophize, to dwell in the abstract and dry regions of thought". Dazu sagen wir zweierlei. Allerdings sind die Anlagen und Gaben verschieden, und die Kirche soll nicht fortwährend versuchen, viereckige Volzen in runde Löcher zu stecken. Aber was hat das mit der Rechtgläubigkeit zu tun? Geht mit der melanchthonischen Irrlehre vom Sakrament, die noch in der Generalsynode ihre Anhänger hat, etwa eine bestimmte christliche Tugend Hand in Hand, die man nicht besäße, wenn man lutherisch vom Abendmahl lehrt? Oder befähigt das intuitu fidei etwa zu besonderen Werken der Menschenliebe? Oder hat die Lehre vom „Verhalten“ den Vorzug, daß sie Aßeten macht oder „natürliche Missionare“ oder Philanthropen? Sofern sich in den verschiedenen lutherischen Körperschaften wahre Christen befinden, erzeugen sich an diesen allen die verschiedenen Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen. Daß es anders wäre, daß die verschiedenen Anlagen und Charaktere unter den Christen sich nicht so gut zu kirchlicher Arbeit verwerten ließen, wenn man in der Lehre einig wäre, ist eine ganz unbewiesene und unbeweisbare Behauptung. Der Schreiber des Artikels hat selber getan.

was er den Theologen zuschreibt: er hat sich in Abstraktionen bewegt. Wenn man die Sache konkret ansieht, wird ein ganz anderes Bild daraus. Dann sieht man, daß es auch nicht mit den Tatsachen stimmt, wenn der *Observer* fortfährt und die bestehenden Lehrdifferenzen dahin definiert, daß „ein Mensch den Glaubensartikel in einer Weise ausdrückt, der andere in anderer Weise“, man solle nur seine „attitude of aloofness“ aufgeben, und die Einigkeit wäre bald da. Als Ausdruck geistlichen Hochmuts gilt dem *Observer* und solchen, die mit ihm stimmen, eben jede Position, die nicht mit dem letzten Satz des vorliegenden Artikels stimmt, daß nämlich ein Geschiedensein in feindliche Lager wegen theologischer Differenzen dem Gebet Christi von der Einigkeit der Kirche, Joh. 17, zuwider sei. Und zwar meint das der Verfasser nicht in dem Sinne, daß die, welche religiöse Trennung anrichten, dem Gebete des Heilandes zuwiderhandeln — dazu sagen wir unbedingt ja! —, sondern daß es lieblos, unchristlich und dem Gebete des Herrn zuwider sei, theologische Differenzen als Grund zu kirchlicher Trennung anzusehen und sich ihretwegen von andern loszusagen. Verständlich ist die Stellung des *Observer* nur, wenn man beachtet, daß er „theological differences“ und „to differ in non-essentials“ als identisch setzt. Daraus gibt sich aber zu erkennen, was uns von dem radikalen Flügel der Generalsynode eigentlich trennt, nämlich eine Differenz in der Stellung zur Schrift überhaupt und zum lutherischen Bekenntnis. G.

Für die Anordnung im Denken, die unter den Führern der neueren Theologie herrscht, geben Aussprüche des bekannten Dr. Chailer Matthews aus letzten Jahren ein bereites Zeugnis. Vor zwei Jahren schrieb Matthews im *Constructive Quarterly* (März 1913) einen Artikel, der den Titel „The Renaissance of Protestantism“ trug. Der größere Teil des Artikels besteht aus Angriffen auf die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens und Herabsetzungen des orthodoxen Kirchentums. Matthews behauptet, der amerikanische Protestantismus sei erwacht. Und zwar sei diese Erwachung zu datieren von der Zeit, da eine „scientific attitude in Biblical study and theological thought“ sich herausgearbeitet habe, also seit der Vergiftung des amerikanischen Protestantismus durch die höhere Kritik und die naturalistische Theologie. Das sei ein „Erwachen“ gewesen, gegen welches die lutherische Reformation „kaum genannt zu werden verdiene“. Die Reformation wird als ein „refurbishing of Latin theology by the reformers“ bezeichnet. Matthews macht da eine Entdeckung, die sowohl Lutheranern wie Katholiken interessant sein muß. Die Theologie der Reformation nur ein „Aufspühen“ der katholischen Kirchenlehre! In demselben Aufsatz wird gesagt, Luther sei ein panie-stricken progressive gewesen, der einen dem römischen gleichartigen Ekklesiastizismus gegründet habe! Wer so schreiben kann, setzt sich dem Verdacht aus, daß er in der Kirchengeschichte sehr vage Vorstellungen hat, über die Theologie der Reformation aber ganz in Unwissenheit ist. Matthews spricht seine Freude darüber aus, daß die amerikanischen Theologen zwar noch nicht so allgemein wie die britischen zu der „higher critical position“, also der ungläubigen Religionsphilosophie, übergegangen seien, sich aber immer mehr diesem Standpunkt näherten. Man habe die Begriffe „orthodox“, „keherisch“ ziemlich allgemein fallen gelassen. Doch seien die meisten Protestanten leider noch „Hebraic in their world-view and monarchistic in their the-

ology". Fragen, die die Lehre von der Dreieinigkeit betreffen, seien abgetan, weil sie einer "outgrown philosophy and world-view" angehörten. So schrieb Matthews 1913. Aunderthalb Jahre, nachdem dieser Artikel erschienen war, brachte das *Constructives Quarterly* einen zweiten, ebenfalls aus der Feder Dr. Matthews', der Aussagen enthält, die den eben angeführten zum Teil direkt entgegenstehen. Luther und Calvin werden in belobender Weise genannt, dagegen wird über den Unitarismus das Urteil gefällt, er habe „noch nie religiöse Befriedigung gegeben“. Sogar die Lehre Augustins von der Erbsünde und Anselms von der Versöhnung werden gepriesen, sie gehörten zum „genetischen Christentum“ (was das nun auch sein mag), und die ihnen entgegengesetzten Irrtümer seien unfähig, den "social mind" zu befriedigen, seien Abweichungen von wahrer evangelischer Lehre. Dann kommt sogar dieser Satz: "Protestantism, notwithstanding its laxity in some of its organizing concepts, has held true to its formulas of ecumenical orthodoxy." Aus diesem konfusen und schwerfälligen Satz geht wenigstens so viel hervor, daß der Protestantismus nach Ansicht Dr. Matthews' wohl daran getan habe, an den „Formeln“ (?) „ökumenischer Orthodogie“ (was für eine ist das?) festgehalten zu haben. Kaum hat man sich aber darüber freute, daß hier doch vielleicht eine Schwänkung nach rechts sich anmeldet, so stoßen wir auf den Ausspruch, daß der "social mind" zwar das Dogma angenommen habe, aber unter denselben Worten sich die Wahrheit „symbolisch“, nicht aber „genau“ (precise) vorstelle. Man habe zum Beispiel immer die Lehre von der Dreieinigkeit festgehalten, aber inhaltlich habe diese Lehre Bandlungen durchgemacht, nur daß nie die „Fundamentallehre“, daß Gott „drei persönliche Offenbarungen seiner selbst gemacht habe“, verletzt worden sei. Die Kezerei des Sabellius gilt Herrn Dr. Matthews also für die „Grundwahrheit“, die im Begriff „Dreieinigkeit“ steckel Als Zukunft des Protestantismus sieht Matthews eine "generic extension of the elements which have constituted historic orthodoxy" kommen. Fürwahr, ein dunkles Orakel! Ganz Klar ist nur, daß sich in der neueren Theologie, auch wie man sie in Amerika verzapft, etwa in gleicher Proportion Unglaube und ungeordnetes Denken gepaart haben. Die naturalistische Theologie stellt bescheidene Anforderungen an die Systematik ihrer Leute. G.

In dem Ordinationseid der Episcopalen kommt die Frage vor: "Are you persuaded that the Holy Scriptures contain all doctrine required as necessary for eternal salvation through faith in Jesus Christ? And are you determined, out of the said Scriptures to instruct the people committed to your charge, and to teach nothing, as necessary to eternal salvation, but that which you shall be persuaded may be concluded and proved by the Scriptures?" Der Ordinand hat zu antworten: "I am so persuaded, and have so determined, by God's grace." Merkwürdig ist nun, daß ein Episcopalpriester ganz getrost von diesem Gelübde in seiner Prebigtswirksamkeit abgehen darf — wie sich ja tatsächlich eine Broad Church-Partei gebildet hat, die offen der neueren und neuesten Theologie huldigt —, solange nur die Lehre vom Episcopat unangetastet bleibt, die doch nicht zu den Dingen gehört, "which may be concluded and proved by the Scriptures". Letzteres wird auch von hervorragenden Episcopalen aufgestanden. Bischof Lightfoot urteilte in seinem Werk *The Christian Ministry* über die christliche Urgemeinde: "It had no sacerdotal system.

It interposed no sacrificial tribe or class between God and man. . . . For communicating instruction and for preserving public order, for conducting religious worship and dispensing social charities, it became necessary to appoint special officers. But the priestly functions and privileges of the Christian people are never regarded as transferred or even delegated to these officers. They are called stewards or messengers of God, servants or ministers of the Church, and the like; but the sacerdotal title is never once conferred upon them. The only priests under the Gospel, designated as such in the New Testament, are the saints, the members of the Christian brotherhood. As individuals all Christians are priests alike. . . . The most exalted office in the Church, the highest gift of the Spirit, conveyed no sacerdotal right that was not enjoyed by the humblest member of the Christian community." Auch Prof. George F. Fisher sagt in seinem *The Beginnings of Christianity* (S. 552): "The sacerdotal conception of the ministry is not found in Ignatius, in Clement of Rome, in Clement of Alexandria, in Justin, in Irenaeus, or in any ecclesiastical writer prior to Tertullian." Es ist also nicht ganz ersichtlich, wie das Steifen auf die Bischofsweihe sich reimt mit dem Ordinationsgelübde, nur das vortragen zu wollen als seligmachende Lehre, was sich aus der Schrift beweisen läßt, und wie der *Churchman* neulich von dem Episkopat sagen konnte: "In it we are in accordance with the norm of the Church as it may be gathered from Scripture, from the testimony of the Fathers, and from the practise of the Church." Ein Korrespondent fragt deshalb auch: "As a matter of fact, do we not really rely upon the patristic writers alone for our doctrine of episcopal government? Do we prejudge the soundness of those who differ from us, who may perhaps be even more Scriptural than are we? Do we condemn in advance those who think with Sir Robert Anderson that while the Fathers were near to the fountain of the Christian religion, they were also very near, even a trifle nearer, perhaps, to the cesspools of paganism? For one, the writer thinks our Church rather inconsistent in maintaining that episcopacy belongs to the *esse* of the Church when it could not possibly be proved from Scripture. So long as people insist upon the Fathers being the ultimate authority, just so long must we expect that our people will fail to understand those who look to Scripture, and they will misunderstand us. Why not? There are two separate sources of authority, and one is philosophical and semipagan, while the other is not. We have to fall back on the Fathers and on the practise of the Church, except in so far as we make pure assumptions. For example, the late Bishop Grafton, in his book, *The Lineage of the American Catholic Church*, says: 'The apostles in all probability received direction from the Lord Himself during the forty days,' etc. This whole argument is a network of assumption. How do we know that the apostles received direction about the form of organization? And if they did, why did they not establish episcopacy? They gave the Church presbyterial and congregational government. There is no evidence of any value in the Scripture concerning episcopacy. As Bishop Grafton himself admits in this same book, episcopacy was a development of the second century. If the Church was presbyterial in apostolic times, and developed an episcopacy in the second century, what right have we to insist that episcopacy is the norm of government? There are many equally good men, and as



well informed, who think it was a development contrary to the guidance of the Holy Spirit." Das ist, für einen Episcopalen, eine ungewohnte Sprache. G.

Luthers Verlobungsring soll sich jetzt im Besitze einer Frau Dr. R. Pinkert in New York befinden. Dr. Pinkert ist ein protestantischer Geistlicher, der am Sailors' Institute in New York eine Anstellung hat. Sein Name erscheint in keiner lutherischen Pastorenliste. Frau Pinkert hat den betreffenden Ring, der dem Ringe im Besitze unsers Concordia-Seminars dem Aussehen nach durchaus ähnlich ist, von ihrer Schwester, Gabriel (Gabriele?) Jatke, erhalten, die ihn von Frau Walter, der ältesten Tochter der Freifrau von Georgi, die Herrn D. Konrad Walter von der St. Johannis-Kirche in Leipzig ehelichte, erhalten hatte. In der Georgi-Familie soll der Ring über hundert Jahre gewesen sein, und die Georgi-Familie ist ein Zweig der Anhalt-Bernburg-Familie, die in Waldenburg, nahe Leipzig, ansässig war, und in deren Besitze der Ring vorher etwa hundert Jahre lang gewesen war. Wie der Ring in die Anhalt-Bernburg-Familie gekommen ist, wird in den uns vorliegenden Berichten über den Pinkert'schen Ring nicht gesagt, doch soll Dr. Karl Zentsch vom Leipziger Institut der Künste (jetzt Direktor des Museums in Guben, Brandenburg) ihn für echt erklärt haben. Der Ring ist diesen Sommer im Museum der Historischen Gesellschaft in der Stadt New York ausgestellt gewesen. G.

## II. Ausland.

Das deutsche Freidenkertum und der Krieg. Daß man sich vor allzu hochgepannten Erwartungen hinsichtlich der religiösen Wirkungen des Weltkrieges hüten muß, zeigt ein Aufsatz in der „Welt am Montag“, der unter der bössartigen Überschrift „Spekulative Kriegstheologie“ über eine Versammlung von Berliner Geistlichen im Februar spottet. Wie „Wartburg“ mitteilt, beginnt das Nachwerk mit den Worten: „Die Herren Pastoren sind im Stande guter Hoffnung. Sie sind am Montag beisammen gewesen und haben sich miteinander zu verständigen gesucht über die Aufgaben, die der Krieg an sie stellt.“ Darauf geht es auf den Optimismus ein, der die Versammlung beherrscht zu haben scheint: „Die geistlichen Redner scheinen einig gewesen zu sein in der Sicherheit, daß der Krieg die Staatskirche sehr befördert und ihre Gegner aus dem Gesecht geseht habe. Die Bewegung für den Austritt aus der Staatskirche sei ‚zusammengebrochen‘, und es gehe eine religiöse Erneuerung durch das Volk, die der Kirche neues Leben bringen werde. Für mich und die Männer meiner Gesinnung sind die Vertreter der Staatskirche eine Partei, eine religiöse Partei . . ., und es wird ihnen willkommen sein, wenn wir uns auch melden, schon damit sie nicht durch unser Stillschweigen noch weiter in die naiven Irrtümer verfallen, die ihre Betrachtung verrät. Denn es ist ganz und gar nicht so, wie sie annehmen, daß die deutsche Volksseele wie eine altgewordene Bettel im Handumdrehen der ‚Frömmigkeit‘ verfallen wäre. Es ist auch gar nicht so, daß ein guter Christ auch ein guter Soldat wäre. Eher ließe sich das Gegenteil vermuten. . . .“ Dann folgt ein Passus, der heidnischer ist als heidnisch: „Da wir weder fromm noch kirchlich, sondern durchaus nur Menschen sind und sein wollen wie Goethe und Fichte, so bereitet uns der Krieg keinen Skrupel; wir haben nicht nötig, mit ihm uns heimlich und halb zu betun und zu ‚verständigen‘.“

Wir nehmen an ihm teil — innerlich oder äußerlich — als Nichtchristen, als Humanisten, als Heiden, als Juden und selbst die religiösen Naturen unter uns sicher nicht als Männer der Kirche, sondern nur als Bürger des deutschen Staates, den wir durchaus und mit vollkommener Dreingabe unser selbst verteidigen wollen. So denken Millionen [1], die draußen sind und dreinschlagen, so denken wir hier, und so werden wir auch nach dem Kriege denken.“ Der Herausgeber der Zeitschrift des Freidenkerbundes „Der Weg“ findet sich mit der hier und da berichteten Umkehr einzelner Freigeister im Felde dadurch ab, daß er schreibt, wenn die Schrecken des Krieges erst überstanden und Ernüchterung eingetreten sei, würden auch solche unerquickliche Fälle von religiöser „Rückwärtsentwicklung“, die nur ein Zeichen von Schwächlichkeit und ungenügender freidenkerischer Durchbildung seien, bald wieder aufhören. Er spottet über die „Verfrommungsbestrebungen daheim und im Felde“ und hofft davon, daß unklare, Charakterschwache Leute (damit meint er solche, die unter den Schrecken des Krieges den Glauben an Gott wieder gefunden und beten gelernt haben) aus der Partei ausscheiden, nur einen Gewinn für das Freidenkertum, das den Anspruch macht, „der vornehmste, natürlich negative Glaube zu sein“. Durch sein zynisches Lättern machte sich dieses Organ der Freidenker so unangenehm bemerkbar, daß ein Verbot gegen seine Verbreitung vom Oberkommando erfolgte. Der Herausgeber ließ in einem Brief an den „Reichsboten“ seinen Ärger darüber in folgender Weise aus: „Gerade dies Verbot und Ihr Bürgerkriegsbruch sowie vieles dergleichen ist uns Stoff und Gelegenheit, mit um so gesteigerter Energie die Propaganda für freigeistige Ideen und gegen alle Lügen nach dem Kriege wieder aufzunehmen, gegen Lügen, mit denen man die Welt betrügt, die Gewissen vergiftet, und auf deren Konto die Hauptschuld an diesem unheilvollen Kriege zu setzen ist. Sie rühmen sich und wollen der Welt etwas vormachen mit dem — wer weiß auf wessen Veranlassung verfaßten! — Elaborat eines reumütig zur Kirche zurückgekehrten, wahrscheinlich höchst unklaren, wenn nicht gar unter dem Einfluß des Krieges gemütskrank gewordenen angeblichen Freidenkers. Ich könnte Ihnen aber reichhaltigst Gegenstücke dazu aufweisen, in denen nicht nur von Mitgliedern oder erklärten Anhängern unserer Bestrebungen, sondern auch von Christen die Ausdrücke stärkster Abneigung und des Widerwillens gegen den frommen Kurs, der jetzt in Deutschland — mehr gemacht wird als wirklich herrscht, uns kundgegeben werden. Das rührt Sie freilich nicht. Sie verfügen über die Macht, über die Rangen, die Behörden, die Presse, die Ihnen ergebene Wohl wie die faule und feige sogenannte freisinnige. Ihnen kommt zugute das Trägheitsmoment bei den Massen, und vor allem verfügen Sie über den Zwang.“ Also die Rückkehr so vieler einst der Kirche Entfremdeten ein „gemachter“ „frommer Kurs“! So trübt der Haß gegen die Religion das gefunde Urteil. Unglücklich ist die Bezugnahme in der „Welt am Montag“ auf Goethe, der bekanntlich der Volkserhebung, die 1813 zur Abschüttelung der Herrschaft Napoleons führte, durchaus teilnahmlos gegenüberstand und sich allerdings über die großen Befreiungskämpfe „keine Skrupeln machte“.

G.

Das Jesuitengesetz in Deutschland. Bekanntlich ist es den Jesuiten nicht erlaubt, in Deutschland Ordenseigentum zu besitzen, Lehrstellen zu übernehmen oder zu amtierten oder auch ihre Ordensstracht zu tragen. Ist auch

das Jesuitengesetz nicht, wie amerikanisch-katholische Zeitungen irrtümlicherweise berichteten, durch Reichstagsbeschluß aufgehoben, so scheint es doch in seinen Funktionen für die Zeit des Krieges außer Kraft gesetzt zu sein. Nach einer Angabe in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ berichtet die „Frankfurter Zeitung“ folgendes über das jetzige Verfahren in der Behandlung des Ordens: „Als bald nach der Mobilmachung reichte die [jesuitische] Ordensprovinz von Holland aus an die deutsche Militärverwaltung ein Gesuch um Zulassung zur Militärseelsorge während der Kriegszeit ein. Dieses Anerbieten hat das Oberkommando angenommen in der Erwägung, daß sich vielleicht ein Mangel in der katholischen Militärseelsorge bemerkbar machen könne. Die Zulassung wurde aber selbstverständlich beschränkt auf die Mitglieder des Ordens, die im Besitze der deutschen Staatsangehörigkeit sind. An die Militärbehörde erging dann eine entsprechende Anweisung des preussischen Kriegsministeriums, die auch dem Bundesrat mitgeteilt wurde. Der Bundesrat hat die Mitteilung zur Kenntnis genommen, ohne irgendeine Erörterung daran zu knüpfen. Nach Zentrumsblättern handelt es sich um etwa 100 Ordensmitglieder, die zu geistlichen Verrichtungen im Feld oder in den Lazaretten zugelassen sind. Auch die übrigen katholischen Ordensgenossenschaften — nicht nur Krankenpflegende — haben sich den Militärbehörden zur Verfügung gestellt und Verwendung gefunden.“ Allerdings hat die Zentrumspartei schon letzten Herbst im Reichstag einen Antrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes eingebracht, den aber die andern Parteien in der Kriegszeit nicht behandeln wollen. Der Frage einer Änderung in diesem Gesetz wird man erst nach dem Kriege näher treten. G.

Eine Wiederbelebung des Katholizismus soll sich in Frankreich als eine Folge des großen Krieges vorbereiten. Die große Notre Dame-Kathedrale in Paris wird von großen Volksmengen besucht; selbst der große freie Raum vor der Kathedrale ist zuweilen mit einer Menge, die nach Tausenden zählt, bedeckt. Kerzen werden massenhaft allenthalben in den Kirchen als Sühngaben angezündet, und die Zeitungen enthalten im Inseratenteil mancherlei Hinweise auf den Umschwung in der Stellung des Volkes im allgemeinen zur Religion. Unter den Subskriptionen für die Verwundeten im *Echo de Paris* stand kürzlich zu lesen: „Geschenk des Leutnants A. B., 236, für Gott und Vaterland, Frs. 500. Gelübde während einer Messe, die ein Priesterсолдат gelebrierte, Fr. 180. Eine Großmutter, damit Gott ihre zwei Enkel beschütze, Fr. 50. Damit Gott meinen lieben Mann behüte, Fr. 5. Damit Gott uns erleuchte und rette, Fr. 10. Klein-Yvonne, damit Unsere Herrin bei der Siegre meinen Papa erhalte, Fr. 10. Für das milde Herz Jesu, Fr. 5.“ In Paris sollen die Apachen, die Mörderbanden, ihre Greuelthaten eingestanden haben. Die Apachen sind alle im Krieg und einem der ärgsten, Bruchstücke ist es im Schützengraben so angst geworden, daß er zur Sechs-Uhr-Messe ging; er hatte das der heiligen Jungfrau versprochen, als er unter dem deutschen Feuer war. Das Volk sucht eben solche Götter, wie es sie hat. Vor allem erlebt der Heiligenkultus eine neue Blütezeit. Das bezeugen schon die in vielen Kirchen aufgestellten Standbilder der Jungfrau von Orleans, deren Seligsprechung erst in neuester Zeit gelungen ist. Auch in der Kathedralkirche Unserer lieben Frau auf der Seine-Insel befindet sich ein solches Standbild, rechts am Thorabschluß, bis jetzt nur in Gips ausgeführt. Wie die Zeitungen melden, drängt sich das Volk gerade dort wäh-

rend der Kriegszeit in dichten Scharen und beweist, daß selbst das gottlose Frankreich in der Not zu beten versucht. G.

**Die Hugenottenkirche Frankreichs.** Zusammen mit der römischen Kirche und dem jüdischen Synagogentum erhielt vor hundert Jahren die Hugenottenkirche Frankreichs staatliche Anerkennung durch die Gesetzgebung Napoleons. Das neunzehnte Jahrhundert war für die französischen Evangelischen eine Periode stillen Wachstums. Eine Veränderung trat ein durch die Trennung der Kirche vom Staate im Jahre 1905, die auch der evangelischen Kirche Frankreichs alle staatliche Unterstützung, die sie vorher wie andere Gemeinschaften genossen hatte, abschchnitt. Sie war nun für ihre Erhaltung auf sich selbst angewiesen. Besonders hart betroffen durch die Aufhebung des Konkordats waren die Kleinen, zerstreuten Häuflein von Protestanten in der Cevenne-Gegend, in der Ardeche und der Drome, armen Landgebieten, die zudem unter dem Rückgang der Seidenkultur sehr zu leiden hatten. Besonders um diesen armen Gemeinden zu Hilfe zu kommen, wie auch sonst um den Bestand der Gemeinschaft zu sichern, traten die hugenottischen Kirchen Frankreichs zu einem synodalen Verband zusammen. Eine Union von 450 Gemeinden wurde gegründet, die den Namen „Union Nationale des Eglises Reformees Evangeliques en France“ annahm. Durch den Krieg sind diese Gemeinden zum Teil in große Not geraten. Gerade in dem durch die Deutschen zerstörten Gebiet und in dem von deutschen Truppen besetzten Teil Nordfrankreichs sind die zahlreichsten protestantischen Gemeinden und fast alle wohlhabenden. In Reims wohnten 2000 Hugenotten vor dem Kriege, darunter viele begüterte. Von diesen sind 300 in der Stadt zurückgeblieben. Ihre Kirche ist eine Ruine; Gottesdienste werden in den Weinkellern abgehalten. Der Beitrag zur Unterstützung armer Gemeinden muß ausbleiben. Durch ähnliche Verhältnisse in andern Hauptstüppunkten des französischen Protestantismus ist es nötig geworden, die protestantischen Schulen und höheren Anstalten zu schließen, Pastorengehälter zu reduzieren und sonst alle Ausgaben auf ein Minimum einzuschränken. Trotzdem sieht die Union einem Defizit von \$120,000 für das Jahr 1915 entgegen. Denkwürdig ist der Umstand, daß die protestantischen Truppenteile der französischen Armee mit dem Liede „Ein feste Burg“ an die Front gezogen sind! G.

**Japans öffentliche Moral.** Das Lasterleben in den Großstädten Japans ist schrecklich. Wohl in keiner Großstadt der Erde wird der Unzucht in so ungehemmtem Maße gefrönt wie in der Hauptstadt und den Hafenstädten Japans. Daß sich der Dienst fleischlicher Lust aber auch in den Landstädten in erschreckender Weise bemerkbar macht, ist das Zeugnis des englischen Missionars S. S. Cool. Er schreibt über die Zustände in den Landstädten der Statthaltertschaften Yamagata und Akita: „In den ländlichen Bezirken der Statthaltertschaft Yamagata ist kaum eine Familie zu finden, die nicht einen Sohn oder eine Tochter, und vielleicht sollte ich noch hinzufügen, oder einen Vater von losen Sitten hat. Die jungen Männer geraten zu Hunderttausenden in die Fallstricke des Versuchers und verursachen eine Unsumme von Weh und Pein, die alles, was wir uns einbilden können, weit übertrifft. Wenn man versucht, die Gründe für die Verderbtheit des Landvolkes anzuführen, so kann man viele Mittelursachen nennen, wie das unfittliche Vorbild der Priester und Beamten, das Fehlen unschuldiger Unterhaltung, die in manchen Teilen herrschende Gemohnheit, daß die Eltern

ihren Söhnen jedes Jahr eine besondere Geldsumme geben, die für unsittliche Zwecke bestimmt ist, und viele andere. Doch es scheint mir, sie können alle auf die eine Hauptursache zurückgeführt werden, nämlich daß ihnen das Gefühl der Heiligkeit ganz abgeht. Man gehe zu irgendeinem Tempel oder Schrein zu der Zeit seines jährlichen oder halbjährlichen Festes und achte auf das, was vorgeht. Es ist nicht nötig zu bemerken, daß die Männer, welche durch die Laster des Volks reich geworden sind, die größten Beträge zu dem Gedeihen der Schreine liefern, auch nicht, die Männer zu zählen, die abends berauscht heimgehen. Die ganze Feier, soweit der Gottesdienst in Betracht kommt, ist eine Täuschung und ein Schaugepränge. Für die Priester ist es eine Veranstaltung, um Geld zu machen, und für neun Zehntel der Besucher nichts als ein Picknick, eine Gelegenheit, sich zu vergnügen. Der Gedanke der Heiligkeit im christlichen Sinn des Wortes fehlt gänzlich. Die Religion ist eine bloße Form geworden. Neben diesem Mangel an Heiligkeit ist ein Aberglaube der gefährlichsten Art zu bemerken, der fast überall überhandnimmt. Wenn zum Beispiel eine Person von einer ansteckenden Krankheit ergriffen wird, so versucht sie sofort, diese auf eine andere zu übertragen, weil sie glaubt, daß sie geheilt wird, wenn sie jemand anders ansteckt. So kam es unlängst in Akumi County vor, daß ein einziger Lufthustfieberkranker mehr als sechzig andere ansteckte. Er reiste von Mount Chohai bis nach Salata und verbreitete absichtlich die Krankheitskeime auf dem ganzen Weg. Das japanische Volk hat nichts nötiger als die Predigt, daß es einen gerechten und heiligen Gott gibt, der über die, so ihn hassen, die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber denen, die ihn lieben und seine Gebote halten, wohlthut in tausend Glied. Dieser Mangel an Heiligkeit enthüllt sich nicht bloß in ihrem religiösen Leben, sondern in fast allen Angelegenheiten des täglichen Lebens. Schöne junge Frauen werden von ihren Eltern oder Verwandten für irgendeinen Preis (zwischen 60 und 250 Dollars) verkauft. Kinder werden gegen Zahlung von 15 bis 25 Dollars weggegeben, damit sie von völlig fremden Leuten erzogen werden, und das Ergebnis ist oft, daß das Kind den Hungertod stirbt. Außerdem trägt die Leibeigenschaft der Arbeiter, die Slaverei der Frauen, die Sucht, schnell reich zu werden, und die Verachtung der Beherrschten seitens der Herrscher dazu bei, das Volk elend und unglücklich zu machen. Die väterliche japanische Regierung kennt diese Verhältnisse, sie gut und bemüht sich ernstlich, sie zu ändern. Jeder, der die vielen im Lande im Interesse der Gesundheit abgehaltenen Versammlungen sehen kann nicht umhin zu sehen, welche schreckliche Ergebnisse einem ungesunden und unsittlichen Lebenswandel folgen.“ Cool faßt schließlich seine Beobachtungen über die Zustände in den Landprovinzen Japans in folgenden Worten zusammen: „Die Zustände sind tatsächlich dieselben wie die des römischen Volks zur Zeit des Paulus, ausgenommen, daß ihnen die vorläufige Vorbereitung fehlt, die die Römer mittelst der Ausbreitung der Juden durch das ganze römische Reich erhielten.“ Japans größtes Unglück ist, daß es die Zivilisation des Westens adoptierte, ohne den Kern dieser Zivilisation, das Christentum, erfasst zu haben. Es fehlt das Salz, das in Europa und Amerika der Fäulnis entgegenwirkt.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

Oktober 1915.

Nr. 10.

## Die Studenten der Theologie als gute Textuales.

(Rede bei der Eröffnung des Studienjahres 1915, gehalten von F. Pieper.)

Sie sind Studenten der Theologie. Die einen von Ihnen begannen dies Studium, die andern setzen es fort. Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf ein Wort Luthers über die rechte Weise, wie die theologische Tüchtigkeit angeeignet wird. Ich meine heute aber nicht das bekannte klassische Diktum Luthers: *Oratio, meditatio, tentatio faciunt theologum*. An dies Diktum werden Sie fortgehend in den theologischen Vorlesungen erinnert. Ich lenke heute Ihre Aufmerksamkeit auf ein Wort Luthers, das zunächst auf den äußeren Modus des theologischen Studiums Bezug hat.

An Luthers Tisch wurde im Verlauf des Tischgesprächs von einem Wittenberger Studenten der Rechte berichtet, daß er seine *Institutiones juris* sich wörtlich eingeprägt habe. Luther lobte diese Methode mit der Begründung: „Wer im Text wohl gestaffiert ist, so daß er ein guter textualis wird, der hat, darauf er gewiß fußen und gründen kann.“<sup>1)</sup> Dies wandte dann Luther auf das Studium der Theologie an. Ein Theolog müsse noch mehr als ein Jurist ein guter textualis sein, das heißt, den Text der Schrift, *ipsissima Scripturae verba*, wohl kennen und innehaben. über die praktische Wichtigkeit dieser Methode fügte Luther hinzu: „Ich habe mit dem Text und aus dem Fundament der Heiligen Schrift alle meine Widersacher übertäubet und erlegt. . . . Summa, wer im Text der Schrift wohl gegründet und geübet ist, der wird ein guter und fürtrefflicher Theologus, sintemal ein Spruch und Text aus der Bibel mehr gilt denn viel Skribenten und Glossen.“

So wollen auch Sie als *studiosi sacrosanctae theologiae* nicht versäumen, gute textuales zu werden, und zu dem Zweck bei Ihrem Studium auch möglichst viele Texte der Schrift wörtlich Ihrem Ge-

1) E. A. 57, 7; St. L. XXII, 6.

büchtnis einprägen, so daß, wo Sie gehen und stehen — auch wenn Sie Ihre Bibel nicht bei sich haben —, alle Ihre Gedanken über Gott und göttliche Dinge im Wort der Schrift einhergehen und aus dem Wort der Schrift hervorquellen.

Sowohl, der Text der Schrift tut's, der Text allein und nichts außer und neben dem Text. So ist's Gottes Ordnung. Auf den Text der Schrift weist uns Christus, wenn er spricht: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede (*ἐν τῷ λόγῳ τῷ ἐμῷ*), . . . so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch freimachen.“<sup>2)</sup> Ebenso der Apostel Christi, wenn er schreibt: „So jemand nicht bleibet bei den gesunden (*ὑγιαίνοντες*) Worten unsers Herrn Jesu Christi, der ist verdüstert und weiß nichts (*μηδὲν ἐπιστάμενος*).“<sup>3)</sup> Das unberrückliche Bleiben am Text der Schrift ist das Charakteristikum der rechtgläubigen Kirche, der Kirche der Reformation. Es ist das Charakteristikum, wodurch sich die rechtgläubige Kirche sowohl vom Papsttum als von den Sekten unterscheidet. Die Papstsekte steht nicht auf dem Text der Schrift, sondern auf der Auslegung des Papstes. Im Tridentinum wird das Stehen auf der Schrift ohne die Auslegung der sancta mater ecclesia für ein strafwürdiges Vergehen erklärt.<sup>4)</sup> Die reformierten Sekten, insofern sie zu der Kirche der Reformation in Gegensatz treten, stehen nicht auf dem Text der Schrift, sondern auf Zwingli's und Calvins Deutung des Textes. Es ist gewiß wahr: Alles Elend der Kirche, insonderheit alle Zertrennung der Kirche, kommt daher, daß man den Text der Schrift fahren läßt und sich auf menschliche Deutung des Textes begibt. In unserer Zeit tut man dies in der Weise, daß man die sogenannte „historische“ oder auch „exegetische“ Auffassung der Schrift urgirt. Aber historisch ist nur die Auffassung der Schrift, welche das Wort der Propheten und Apostel als unwandelbare Quelle und Norm der christlichen Lehre und des christlichen Lebens bis an den jüngsten Tag gelten läßt. Und exegetisch ist nur die Auffassung der Schrift, welche beim Schriftwort bleibt und auch nicht um eine Linie über das Schriftwort hinausführt. So fassen wir im Einklang mit der Schrift selbst und im Einklang mit der Kirche der Reformation die Exegese auf. Auch wir treiben sehr ernstlich Exegese, aber nicht in dem Sinn, daß wir den Text der Schrift fahren lassen, sondern in dem entgegengesetzten Sinn, daß wir den flüchtigen Menscheng Geist auf den Text der Schrift hinführen, ihn auf das klare Schriftwort gründen und bei dem klaren Schriftwort wider alle menschlichen Verkehrungen festhalten.

Und was ist die Frucht und Folge dieses unberrücklichen Festhaltens an dem Text der Schrift? So bleibt erstlich Christo die Allein herrschaft in seiner Kirche, wie es sich gehört, nach Christi ausdrücklicher Ordnung: „Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber

2) Joh. 8, 31. 32.

3) 1 Tim. 6, 3. 4.

4) Smets, S. 15.

seid alle Brüder.“<sup>5)</sup> So nämlich lehrt und regiert Christus selbst seine Kirche durch sein Wort. Sofern bei uns ein Weichen vom Wort Christi stattfindet, beugen wir unsere Nacken unter das fremde Joch der Menschenherrschaft. Zum andern zieht durch das Bleiben am Text der Schrift große, göttliche, vom Heiligen Geist gewirkte Gewißheit in unser Herz ein. Allem Zweifel und allem Indifferentismus wird gewehrt. Alle Zweifel, Unsicherheiten, die auch in unserm eigenen Herzen und in unserer eigenen Gemeinschaft in bezug auf Lehre oder Praxis sich regen und geltend machen wollen, haben ihren Grund in dem Weichen vom Schriftwort. Diesen Kaufsalnezus deckt der Apostel auf, wenn er sagt: Wer nicht bleibt bei den gefunden Worten unsers Herrn Jesu Christi, der ist verdüstert und weiß nichts, „sondern ist feuchtig“, das heißt, krank, „in Fragen und Wortkriegen (ῥοσῶν περὶ ζητήσεως καὶ λογομαχίας), aus welchen entspringet Neid, Hader, Lästung, böser Argwohn.“<sup>6)</sup> Insofern wir vom Text der Schrift weichen, lösen sich alle Punkte der Lehre und Praxis in „Fragen“ und „Probleme“ auf, und werden wir auf das weite Meer der menschlichen Meinungen und Ansichten hinausgetrieben. Wie Luther bekennet, daß er weder aus noch ein wußte, wo ihn der Teufel einmal außerhalb des Wortes ertwischt. Unter dem „Wort“ versteht Luther aber den Text der Schrift, die nuda Scripturae sacrae verba. — Allein durch das Bleiben am Text der Schrift sind wir zum dritten auch für den geistlichen Krieg, die Polemik, wohlgezwappnete Leute. Das führt uns Christus durch sein eigenes Beispiel vor Augen. Mit dem „Es steht geschrieben“ überwindet er alle Versuchungen des Teufels.<sup>7)</sup> So seien auch wir fest überzeugt: Vor dem im Glauben ergriffenen und festgehaltenen Text der Schrift bricht jede feindliche Offensiv in sich selbst zusammen. Wer den Feind anstatt mit dem Schriftwort mit der Glosse oder Exegese bekämpfen will, den nennt Luther unsinnig. Er vergleicht ihn mit einem Krieger, der auf den Feind anstatt mit der bloßen Klinge mit dem in der Scheide stekenden Schwert losschlägt. „Das Studieren, das zum Kriege dient“, sagt Luther, „ist, daß man in der Schrift bekannt sei, wie Paulus sagt: mächtig und reich mit klaren Sprüchen, als mit bloßem, ausgezogenem Schwert, ohne alle Glossen und Auslegungen zu streiten, wie die goldenen Spieße im Tempel Salomonis bedeutet haben, auf daß der Widerpart, mit dem hellen Licht überwunden, sehe und bekenne, daß die Sprüche Gottes alle in sind und keines Menschen Auslegung bedürfen.“<sup>8)</sup> An diesem Punkte entscheidet sich's, ob wir in dem uns verordneten Kampfe um den Glauben, der einmal den Heiligen vorgegeben ist, siegen oder unterliegen. Wenn es den Feinden der göttlichen Offenbarung gelingt, uns vom bloßen Schriftwort abzudrängen, so sind wir verloren. Halten

5) Matth. 23, 8.

7) Matth. 4, 1 ff.

6) 1 Tim. 6, 4.

8) St. L. V, 334 f.



wir aber am Text der Schrift fest, so haben wir gewonnen, und wir achten das Loben der Feinde nicht anders, als der Fels im Meere des Meeres Wellen und Wülgen achtet.<sup>9)</sup> Lassen Sie sich nur nicht zu dem Bahn verführen, daß die Schrift dunkel sei! „Es ist auf Erden kein klarer Buch geschrieben denn die Heilige Schrift.“ So sagt nicht nur Luther, sondern das lehrt die Schrift selbst, wenn sie Gottes uns gegebenes Wort unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Wege nennt, das Wort, das auch den Albernern und Kindern verständlich ist.<sup>10)</sup> Unklar ist und bleibt die Schrift nur denen, die die Sprache der Schrift entweder gar nicht kennen oder sich doch nicht geläufig machen. Wenn die Christen unserer Zeit sich die Sprache der Schrift recht geläufig machen, so verstehen sie die Schrift ebensogut wie die Christen der apostolischen Zeit, die die apostolischen Briefe ohne Kommentar beim Vorlesen und Anhören verstanden.<sup>11)</sup> Luther sagt daher von den Christen aller Zeiten: „Wenn der Glaube die Schrift nur hört, so ist sie ihm so klar und licht, daß er ohne aller Väter und Lehrer Glossen spricht: Das ist recht, das glaube ich auch.“<sup>12)</sup>

Wollen Sie daher bei Ihrem Studium dem Text der Schrift von vorneherein Ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden! Ihr theologisches Studium in allen Disziplinen gilt schließlich der einen großen Hauptsache, daß das Schriftwort in Ihr Herz und Gewissen kommt, und daß Sie allein vom Schriftwort aus lehren und die Ereignisse der Vergangenheit und Gegenwart beurteilen. Scheuen Sie daher auch die Mühe nicht — ich wiederhole diese Erinnerung —, möglichst viele Textworte Ihrem Gedächtnis wörtlich und fest einzuprägen. In dieser Weise werden Sie *boni textuales* und durch des Heiligen Geistes Wirkung „gute und vortreffliche theologi“ werden. Das walte Gott!

---

## Luther über den Krieg.

### (Schluß.)

In die großen Opfer des Krieges muß man sich, dankbar eingedenk der genossenen guten Zeit, willig finden. — So mahnt Luther seine lieben Deutschen: „Es hat ein jegliches Tun seine Zeit, spricht Salomo. Bisher ist Friedenszeit gewesen, nun ist Streitenszeit; bisher Prassens- und Prangenszeit, nun aber Sorgens- und Arbeitszeit; bisher Wucherns-, Stehlens-, Scharrenszeit, nun aber Ausgebens-, Bezahlens- und Ausstreuenszeit; bisher Essens-, Trinkens-, Tanzens-, Freuens-, Lachenszeit, nun aber Trauerns-, Schredens-, Fürchtens-, Weinenzeit; bisher Schlafens-, Müßiggebens-, Sicher-

9) Luther. St. L. V, 337.

10) Pf. 119, 105; 19, 8; 1 Joh. 2, 13.

11) 1 Theff. 5, 27; Kol. 4, 16.

12) St. L. V, 335.

Lebenszeit, nun aber Wachens-, Unruhe-, Wehrenszeit. Haben wir jene gute Zeit gerne haben und doch Gott dafür nichts danken können, so laßt uns nun auch diese böse Zeit dulden und daran lernen, für jene gute Zeit zu danken.“ (31, 104.) Willig und reichlich sollen die pekuniären Opfer fließen. Mit tiefem Schmerz hatte Luther gesehen, wie oft die deutschen Fürsten gegen den damaligen Erbfeind, die Türken, „so kindisch und schläfrig“, „mit einem Bettelreiterdienst zu Felde zogen“, weil die Opferwilligkeit fehlte. Darum hält er es für seine Pflicht, „auch die Faust zu ermahnen, das ist, daß man Leib und Gut daran wagen und williglich daran stecken [daran wenden] solle. Und wo die Obrigkeit zu diesem Streit Schätzung fordert, daß man dieselbe gebe, wie man schuldig ist“. (31, 78. 102.) Um dazu williger zu machen, hält er den verschiedenen Ständen vor, welchen Egoismus und welche erbärmliche Anschauung von dem Zweck unsers Daseins die lange Friedenszeit gezüchtet habe, wie gewissenlos man bei der Wahl der Mittel zur Bereicherung gewesen, wie leichtfertig man sein Geld für „überflüssige Kost und Kleidung“, für „übermäßigen Schmud“, für „Prassen, Schlemmen, Stolzieren, Prangen“ vergeudet, „in aller Sicherheit gesoffen, getanzt und gesungen“ habe. Dafür „sollen sie nun einmal eine Buße davon geben um ihrer Hoffart willen“, nachdem sie den „guten, stillen Frieden so mißbraucht haben“. Möchten wir aber doch über solche Opfer seufzen, dann sollen wir bedenken, wie ganz anders wir noch leiden würden, wenn infolge einer lässigen Kriegsführung der Feind in die deutschen Gauen eindringen würde, „steckt dir Haus und Hof an, nimmt dir Vieh und Futter, Geld und Gut, sticht dich tot (wenn dir es noch so gut wird), schändet oder würgt dir dein Weib und Töchter vor deinen Augen, zerhackt deine Kinder und speißt sie auf deine Jaunstedten“. (31, 102.) An solche Massenopfer von hoffnungsvollen Jünglingen und gereiften Männern, wie sie jetzt Deutschland bringen muß, hat freilich Luther nie gedacht. Doch, hätte er etwas Derartiges für möglich gehalten, so würde er wohl ebenso bestimmt gesagt haben, wie er zu seiner Zeit bei dem Türkenkriege schrieb: „Weil dein ganzes Land in der Gefahr steht, muß du wagen, ob Gott dir helfen wolle, daß nicht alles verderbt werde. In solchem Fall muß einer um des andern willen sein Gut und sich selbst wagen.“ (31, 101.)

Der Tod auf dem Schlachtfelde ist als Tod für andere ein ehrenvoller und begehrnter und für Christen auch ein seliger Tod. — Denen, die im Krieg ihr Leben daransehen müssen, ruft Luther tröstend zu: „Geschieht's aber, daß der Feind dich ersticht oder erschlägt, wie kannst du eines redlicheren Todes sterben, so du anders ein Christ bist?“ Der Feind „macht so viele heilige Märtyrer, so viele er auf unserer Seite erschlägt. Wie es denn gewiß ist, daß er eitel unschuldig Blut trifft, weil er die angreift, da er kein Recht und Ursache zu hat, und ohne Befehl [Gottes] und Not solch Morden vornimmt. . . . Du

bist gewiß ein Heiliger, so du so tust [darum], daß du ein Christ bist und im Gehorsam streitest. Der Himmel ist dein. Da ist kein Zweifel“. (31, 96.) Gewiß wird es manchem sehr schwer werden, in so jungen Jahren schon sterben zu sollen. Aber „du weißt ja wohl, daß du doch einmal sterben mußt und keinen Tag noch Stunde des Todes sicher bist. Wie, wenn denn solcher Streit wider die Feinde eben dein Stündlein sein sollte und von Gott also verordnet wäre? Solltest du nicht lieber, ja dazu mit Freuden dich allda Gott ergeben in einen solchen ehrlichen, heiligen Tod (da du so viel göttlicher Ursachen, Gebot und Befehl hast und sicher bist, daß du nicht in deinen Sünden, sondern in Gottes Gebot und Gehorsam stirbst, vielleicht in einem Augenblick aus allem Jammer kommst und gen Himmel zu Christo aufsteigst), [viel lieber] denn daß du auf dem Bette mühest liegen und dich lange mit deinen Sünden, mit dem Tod und Teufel reizen, heißen, kämpfen und ringen in aller Gefahr und Not, und dennoch solchen herrlichen Befehl und Gebot Gottes nicht haben? Hier [auf dem Bette] stirbst du allein für dich selbst, und frißt dich eine ohnmächtige Drüse oder Pestilenz dahin. Dort [auf dem Schlachtfeld] sterben viel Heilige mit dir, und hast göttliche, heilige, liebliche Gesellschaften, die mit dir fahren“. Und was den plötzlichen, gewaltamen Tod betrifft, so sind wir ja auch in Friedenszeiten vor demselben nicht sicher. „Wer kann allerlei Gefahr des Todes erzählen, darin wir täglich schweben zu Wasser, zu Feuer, zu Felde, zu Hause, in der Luft, auf der Erde? Der fällt vom Dach, der vom Roß, der fällt in sein Messer. Der wird um Geldes willen, der um eines Weibes willen, der um eines Wortes willen, ja etliche um Wohlthat willen erschlagen.“ Müssen wir alle darauf gefaßt sein, daß uns etwas Derartiges widerfahren kann, „wie sollten wir uns hier [im Kriege] so faul und verzagt stellen, wo wir einen gewissen Gottes Befehl und Wohlgefallen haben, dazu, so wir [als] Christen erfunden werden, gewiß das ewige Leben mit allen Heiligen haben!“ Weil ein solches Kämpfen und (wenn Gott es will) Sterben im Dienste Gottes und der Menschen geschieht, darum schließt Luther: „Wäre doch solcher Tod zu suchen an der Welt Ende, wenn das Stündlein da ist!“ Denn das Sterben auf dem Bette ist „allein für dich selbst“, der Tod auf dem Schlachtfelde ist für andere. Jener ist nur ein Erleiden, dieser eine Tat. Bei jenem blickt man wohl zurück und fragt sich, ob man nicht umsonst gelebt habe; bei diesem kann man sagen: Ich bin nicht umsonst gestorben! Hat mein Leben noch keine Spuren hinterlassen, so tut es doch mein Tod. Denn er hilft zum Siege! Ein seliger Tod ist er aber nur für die Gläubigen. Selig wird man allein durch den Glauben, nicht durch eigene Werke, auch nicht durch „Treue bis in den Tod“ fürs Vaterland. Luther lehrt daher auch den Krieger, „wenn die Schlacht dahergeht“, zu Gott beten: „Weil ich weiß, daß keines unserer guten Werke uns helfen mag, und niemand als ein Krieger, sondern allein als ein Christ muß

selig werden, so will ich gar nicht auf solchen meinen Gehorsam und Werk [daß ich Gott gehorsam kämpfe und das Leben daransetze] mich verlassen, sondern daselbe deinem Willen frei zu Dienst tun und glaube von Herzen, daß mich allein das unschuldige Blut deines lieben Sohnes, meines Herrn Jesu Christi, erlöse und selig mache. Da bleibe ich auf, da lebe und sterbe ich auf!" (22, 288.) Wenn er also den Tod auf dem Schlachtfelde einen besonders seligen genannt hat, so hat er den seligmachenden Glauben an Christum vorausgesetzt und sieht das „Herrliche“ jenes Todes darin, daß die willige Hingabe des Lebens für andere im Gehorsam des Glaubens eine herrliche Tat der mit dem Glauben verbundenen Liebe zu Gott und dem Nächsten ist.

Wie im Kriege die Lust zum Würgen und Morden, so ist auch Tollkühnheit nicht christlich, sondern heidnisch. — Luther lobt nicht jede Kriegsbegeisterung. An den griechischen und römischen Dichtern findet er den völligen Mangel an Hochschätzung des Wertes, das ein Menschenleben besitzt, unerträglich. Er, der unzählige Male das Elend dieses Erdenlebens in stärksten Farben geschildert hat, er, der von dem christlichen Krieger Todesverachtung fordert, hat doch auch gesagt: „Was gibt es Wertvolleres, Besseres oder Lieblicheres als das Leben? Bekannt ist jener allgemein verbreitete Vers: Das Leben zu retten, darfst du Eisen und Feuer nicht scheuen. Denn nicht Gold, nicht Perlen, nicht Schätze und Ehren der ganzen Welt können mit dem Leben verglichen werden, wie auch Christus sagt: Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und an seinem Leben Schaden litte? Die Juden nehmen die Namen für ihre Kinder gern her von Rosen, Blumen oder Perlen. Aber der Name, den Adam der Eva gibt [1 Mos. 3, 20], ist hergenommen von dem Leben selbst, das alle übrigen Dinge weit übertrifft.“ (1, 279.) Von jenen heidnischen Dichtern sagt er daher: „Welch eine Raserei, Welch eine entsetzliche Verblendung ist es, sich sogar zu freuen über Hinschlachten, Morden, Blutvergießen, Gemetzel und das ganze Chaos von Elend, das der Krieg mit sich bringt, das zu besingen und zu verherrlichen, während alle darüber blutige Tränen weinen sollten! Mag Horaz den Homer und Dyrtaüs preisen, weil sie die Gemüter der Männer zu martialischen Kriegen angefeuert haben, der Christ soll wissen, daß diese rasende Verherrlichung rasender Menschen in Gottes Augen allergrauenvollst ist. Aber selbst ein Christ steht beim Lesen der Bücher dieser Dichter in der Gefahr, aus ihnen ein Verlangen nach solch blutigem Ruhme zu trinken.“ (15, 287.) Die rechte Kriegsbegeisterung ist verbunden mit Trauer darüber, daß so grauenvolle Mittel zum Siege des Rechts nicht gescheut werden dürfen. Und Verachtung des Todes ist erst dann etwas Großes, wenn sie mit einer Hochachtung des Lebens verbunden ist, auch des eigenen. Luther warnt darum die Krieger, nicht „tollkühn“, nicht „wagehalsig“ zu sein. Er schreibt: „Durch mannigfaltige Erfahrung, da oft großes gerüstetes Volk von wenigen und Ungerüsteten geschlagen ward, mußten

die Griechen und Römer lernen und [sic] bekennen auch frei, daß nichts Gefährlicheres sei im Kriege, als sicher und trotzig sein, und sie schließen also, man solle nimmermehr den Feind verachten, er sei, wie klein er immer sei. Item, man solle keinen Vorteil begeben [keinen Vorteil unbenußt lassen], er sei, wie klein er sei. Item, man solle keine Gut, Wache oder Acht nachlassen [unterlassen], sie sei, wie klein sie sei; gerade als sollte man alle Stücke mit der Goldwage ausmessen. Narren, troßige, unachtsame Leute dienen zum Kriege nichts, denn daß sie Schaden tun. Das [nach einem selbstverschuldeten Unglück beliebte] Wort ‚non putassem‘, ‚ich hätt's nicht gemeint‘ [das habe ich nicht gedacht], halten die Römer für das schändlichste Wort, so ein Kriegsmann reden kann. Denn es anzeigt einen sicheren, trotzigem, lässigen Mann, der in einem Augenblick mit einem Schritt, mit einem Wort mehr kann verderben, denn seiner zehn können wiederbringen [wieder gutmachen], und er will danach sagen: Ich hätt's wahrlich nicht gemeint!“ Mein, „sei [im Kriege] sorgfältig, fleißig und vorsichtig, auch im allergeringsten Stücklein, wenn's gleich eine Pfeife wäre.“ (22, 276.)

Hassen darf man zwar nicht den Feind selber, wohl aber die Bosheit und Sünde desselben. — In Deutschland hat man seit Ausbruch des Krieges vielfach zum brennenden, flammenden Haß aufgefordert. Und auch nicht jeder Haß ist Sünde. Immer wieder fordert Luther einen „christlichen Haß der Sünden“. Und als er seine Deutschen zum Kriege gegen die Türkei und gegen die Bauern aufrief, hat er diese Feinde so schwarz gemalt, daß man fühlt, es liegt ihm alles daran, seine Leser mit Grauen vor deren Bösem zu erfüllen. Hassen kann und soll man auch die schamlose Verlogenheit, die Eitelkeit, die Geldgier und brutale Herrenmoral, die den Weltkrieg angezündet haben. Wenn Engländer sagen, daß sie diesen Krieg ohne Haß führen, so verurteilen sie sich damit selber; denn damit verraten sie nur, daß nichts als kaltberechnender Krämerneid sie bewogen hat, die Welt in Flammen zu setzen. Berechtigt ist einzig der Krieg, der sich gegen die Sünde beim Gegner richtet, der darum auch nicht ohne Haß gegen Böses geführt werden kann. Dieser rechte Haß verträgt sich gar wohl mit der Feindesliebe. Luther sagt: „Ein christlicher Haß der Sünden ist also getan: er unterscheidet zwischen Laster und Menschen, denkt nur das Laster zu vertilgen und den Menschen zu erhalten.“ (7, 53.) Der christliche Haß gegen das Böse ist nichts als eine Erscheinung der Liebe zu dem Gott, der alles Böse haßt. Er liebt darum auch den Feind, weil Gott diesen liebt. Und dieser christlichen „Liebe Born sucht und will das Böse, welches er [an dem Feinde] haßt, absondern von dem Guten, welches er liebt, damit das Gute und sein Leib erhalten werde“. Sein Grundsatz ist: „Born wider das Böse, nicht wider die Person!“ (42, 152; 43, 98.) Die wahre christliche Liebe will darum auch mit den großen Opfern, die sie in dem gerechten Kriege willig bringt, nicht

nur Gott und dem eigenen Volke dienen, sondern auch den Feinden. Es ist schon manchem aufgefallen, ist auch schon hart getadelt worden, daß Luther häufig, wenn er von dem redet, was man im Kriege den Feinden antun solle, die allerstärksten Ausdrücke wählt, Ausdrücke, die geradezu erbarmungslos klingen. Etwa: „Es gilt hier nicht Geduld oder Barmherzigkeit. Es ist des Schwertes und Zornes Zeit hier und nicht der Gnade Zeit. Darum steche, schlage, würge hier, wer da kann.“ (24, 308.) Aber diesen letzten Satz hat er mit den Worten begonnen: „Rettet hier, helft hier, erbarmet euch der armen Leute!“ Eben aus Erbarmen mit den Feinden, das heißt, um denen unter ihnen, die vielleicht noch zur Besinnung zu bringen sind, wo möglich, die Augen über ihr Böses zu öffnen, soll man in gerechtem Zorn scheinbar erbarmungslos auf sie einschlagen. „Könnte doch ein Vater seinem Kinde keine größere Ungnade beweisen, als wenn er es nicht stäupt oder zornig ist, so es unrecht tut.“ (46, 194.) Es widerspricht also nicht der christlichen Liebe, es kann vielmehr der in der gegenwärtigen Situation völlig richtige Ausdruck für die christliche Liebe sein, wenn man in den Kampf zieht mit dem Zorneswort: Nun wollen wir sie aber dreschen! Auch zu ihrem Besten! Haben alle unsere „Annäherungsversuche“ sie nicht zur Besinnung bringen können, so bleibt nur noch der Versuch, ob ihnen die Niederlage die Augen öffnet. Luther hat oft hervorgehoben, wie schwer es uns wird, das Böse anderer Menschen in der Weise zu hassen, daß wir zugleich ihnen selbst Befreiung von ihrem Bösen wünschen. Er weiß, wie leicht wir „Menschenzorn“, der den Feind verderben möchte, „zusammenbrauen“ mit „Gottes Zorn“, der die Seelen zu retten sucht. Aber eben darum wird er nicht müde, jenes Ideal uns als göttlich vorzumalen und an einzelnen Merkmalen den Unterschied zwischen dem sündhaften Haß gegen die Person und dem göttlichen Zorn gegen deren Sünde klar zu machen. So schreibt er einmal: „Die rechte Liebe muß ein Feuer haben, daß sie rot und zornig wird; es verdreucht sie und tut ihr wehe, daß ihr Nächster, den sie liebt, so übel tut wider Gott und an ihm selbst; sie wird aber nicht blaß vor Haß und Rachgier, sondern bleibt in der Röte.“ (8, 308.) Also nicht kalt berechnend in egoistischer Gefühllosigkeit, nicht blaß vor Haß noch grünlich vor Neid, sondern rot im gerechten Zorn der Liebe zu Gott und den Menschen. Wer so kämpft, kann auch das schwere Unrecht vermeiden, alle Feinde als eine unterschiedslose Masse von Frevlern anzusehen. Als es sich im Bauernkriege um die Bestrafung der Feinde handelte, hat Luther darauf hingewiesen, daß diese keineswegs alle gleichmäßig schuldig seien. Von den Anstiftern des Krieges, die er, wie den Thomas Münzer, „Erzteufel“ nennt, unterscheidet er die Häufen der „elenden Leute“, die sich „zu Raub, Mord und Blutvergießen verführen“ ließen, und von diesen wieder solche, die „nur ungern, von den Bauern zu solchem teuflischen Bündnis gezwungen, mit ihnen so greulich sündigen“. (24, 303.) Nicht als ob nicht gegen

sie alle das strafende Schwert seines Amtes warten müßte. Denn auch das schließt eine Schuld ein, wenn man sich „verführen“ läßt oder Böses tut, von dem man lieber rein bliebe. Aber „Erbarmen“ neben dem flammenden Zorn verdienen die einen mehr als die andern. Man hat auch die Frage aufgeworfen, ob ein Christ den Feinden gegenüber so empfinden dürfe, wie es jenes alte Wort ausspricht: „Wehe den Besiegten!“ Aber wenn es Christenpflicht ist, Zorn zu empfinden über den frebelhaften Angriff und ihn mit aller Kraft niederzuschlagen, um Frieden zu schaffen, so ist es auch Pflicht, die Friedensbedingungen so zu fassen, daß eine Wiederkehr eines solchen Krieges, soweit dies überhaupt erreichbar ist, unmöglich gemacht werde. Dies wird aber stets eine Demütigung und Schwächung der Besiegten in sich schließen, die ihnen sicher nicht wohl, sondern nur „wehe“ tun wird, die aber auch für sie selbst die größte Wohlthat sein kann. Es wird also jenes Wort berechtigt und unberechtigt sein, je nach dem, was man den Besiegten mit dem „Wehe!“ wünscht. Als Herzog Heinrich von Braunschweig besiegt und in Gefangenschaft geraten war, empfanden manche wieder Mitleid mit ihm und wünschten seine Freilassung und Rückkehr in sein Herzogtum. Luther aber hat sich auf das bestimmteste gegen diese vertrauensfelige Milde erklärt. „Wir sind“, schreibt er, „Gott Lob! auch nicht steinernen Herzens oder eisernen Gemütes. Ich gönne niemandem Böses. Gleichwohl müssen wir unsere Feinde also lieben, also vergeben, also gnädig sein, daß wir uns nicht mit fremder Sünde beladen.“ Es würde „Gott versuchen“ sein, wollte man dem Herzoge wieder den Thron einräumen. Denn er habe es so arg getrieben, daß „er das Vertrauen verloren habe“. So sei es denn wahre Barmherzigkeit, „ihn nicht loszugeben“: Barmherzigkeit gegen „die frommen und unschuldigen Leute“, die man nur dadurch vor ihm „retten und schützen“ könne, daß sie „Frieden und Ruhe vor ihm haben, sicher wohnen und sich nähren können“; Barmherzigkeit auch gegen ihn selbst, weil damit „seinen bösen Taten gewehrt werde, daß er damit müsse aufhören und ablassen; solches ist ihm selber gesund und gut“. (26, 256.) Gegen Gott aber, der den Sieg und damit „Frieden und Sicherheit verschafft“ hat, würde es „Undankbarkeit“ sein, wenn man den von ihm geschenkten Frieden durch weichherzige Milde gegen die Besiegten wieder in Frage stellen wollte. So warnt uns Luther vor jenem falschen Mitleid, zu dem das deutsche Gemüt nur allzu geneigt ist. Es gilt, dem Feinde alles Gute zu gönnen, auch die Züchtigung, die er verdient hat.

Christen sollen beten, damit Gott die Kriegsplage wieder von ihnen nehme. — Als im Jahre 1870 der Krieg entbrannte, konnte ein deutsches Blatt drucken lassen, und andere konnten es wiederholen: da sowohl die Deutschen wie die Franzosen Gottesdienste zum Gebet um Sieg ihrer Waffen veranstaltet hätten, habe der liebe Gott beschlossen, neutral zu bleiben. Die gegenwärtige entsehlliche Bedrängnis hat viele,

die bisher ohne Gott fertig werden konnten, wieder zu ihm ihre Augen erheben lassen. „Denn“, sagt Luther, „darum läßt uns Gott in vielen Nöten leiden, auf daß er uns dringe und Ursach' gebe, zu ihm zu laufen, zu schreien und seinen heiligen Namen anzurufen.“ (36, 85.) Wie dürfen aber Christen um Sieg und Frieden beten, da sie doch wissen, daß der Krieg eine von Gott über sie verhängte Plage ist? Luther hat anders geurteilt. Er weiß, daß „Gottes Zorn“ den Türkenkrieg hat entbrennen lassen. Aber deshalb nicht um Abwendung dieser Züchtigung beten wollen, würde nach seiner Überzeugung „Gott erzürnen“ heißen. Er schreibt: „Hierbei ist den Leuten anzuzeigen, daß sie sich vorsehen und nicht Gott erzürnen, indem sie nicht beten wollen. Damit würden sie in das Urteil fallen, da Gott (Ezech. 22, 30 f.) also spricht: Ich suchte einen Mann unter ihnen, der stünde wider mich, für das Land, daß ich es nicht verderbete. Aber ich fand keinen. Darum schüttete ich meinen Zorn über sie und verzehrte sie im Feuer meines Grimms und bezahlte sie, wie sie verdient hatten, spricht der Herr. Hieraus siehet man, daß Gott [das Gebet um Abwendung der verdienten Strafe] haben will, und zürnet heftig, wo man sich nicht wider seinen Zorn legt und ihm wehret. Das heißt die Rute aus der Hand Gottes nehmen.“ (31, 46.) Weil Luther weiß, daß Gott nicht plagt, um zu plagen, sondern um die Menschen so zu bessern, daß die Plage als nunmehr unnötig wieder aufhören darf, darum sollen wir durch unser Gebet ihm die Aufhebung der Plage ermöglichen. Dies Gebet muß aber nach Luther Gott die Ehre geben und auf der Überzeugung beruhen: „Es liegt [ganz und] gar an dem, wem Gott den Sieg gönnet und geben will, und nicht an dem, wer mächtig und stark ist. Es heißt und bleibt also: Der Sieg kommt vom Himmel, und Gott ist es, der den Königen Sieg gibt, wiederum auch den Fürsten den Mut nimmt.“ (26, 272.) Man darf also nicht sagen: Unsere gewaltigen Geschütze und Gott tun es, unsere kühnen Unterseeboote mit ihren neuen, durchschlagskräftigen Torpedos und dann Gott, unsere begeisterten, todesmutigen Heere und auch Gott, unsere Schlachtendenker und der Schlachtenlenker. Diese Nebeneinanderstellung nimmt Gott seine Ehre und ist Torheit. Denn danach brauchen wir Gott nicht, falls es „unsere Rüstung“ tut, und brauchen unsere Rüstung nicht, falls Gott es macht. Ganz anders sieht Luther das Verhältnis dieser beiden Faktoren zueinander an: „Gott will den Sieg geben durch unsere Rüstung, wenn man sie haben kann; auch ohne unsere Rüstung, wenn man sie nicht haben kann.“ Die Kinder Israel sind aus der Knechtschaft Ägyptens durch Gott befreit worden, ohne daß sie gerüstet waren; dann aber zogen sie aus „gerüstet und geharnischt“ und mußten gegen Feinde ihre Waffen gebrauchen. Gott kann „in der Not“ mit fünf Broten fünftausend Hungrige sättigen. Aber er will uns so ernähren, daß „der Bauer pflügen, eggen, säen“ soll. Und doch ist es Gott, der uns dadurch das tägliche Brot gibt.



Denn Gott ist es, der alles das gegeben hat, was zur Schaffung des Brotes erforderlich ist. So ist auch alles, wodurch der Sieg erlangt wird, „Gottes Gaben“, vor dem Kriege schon uns von Gott geschenkt, damit er durch diese seine Mittel uns den Sieg verleihen könne. Es sind „seine Gaben, darunter er sich verbergen will“. (26, 275.) Nichts also von allem, was uns zum Siege hilft, neben Gott stellen, sondern alles unter Gott, als seine Gaben, seine Werkzeuge! Daß Gott alleinmächtig und allmächtig bleibe! Und wie das rechte Gebet im Krieg Gott allein die Ehre gibt, so soll es auch anheben mit bußfertiger Bitte um Gnade zur eigenen Besserung. Den Türkenkrieg betreffend, schreibt Luther: „Es muß wahrlich dieser Streit an der Buße anfangen; wir müssen unser Wesen bessern, oder wir werden umsonst streiten.“ Und als das erste, um was man in der Kriegszeit beten soll, nennt er: „um Gnade zu einem besseren Leben“, dann erst: „und Hilfe wider den Türken“. (31, 43.) Denn so hoch und oft er auch die Kraft des Gebets gepriesen hat, so hat er es doch nicht für ein Zaubermittel gehalten, sondern gewußt, daß nur dann, wenn der Zweck der Plage erfüllt ist, das Gebet um deren Aufhebung Erhörung finden kann. Wenn nicht wir anders werden, kann auch nicht die Notlage, die wir verdient hatten, anders werden. Ein Gebet ohne „Besserung unsers Wesens“ würde eine beleidigende Zumutung an den Gott sein, der die Strafe des Krieges über uns verhängt hat, als hätte er hierzu nicht alle Ursache gehabt. Es soll aber auch dem Irrtum gesteuert werden, als wäre schon die Teilnahme an Kriegsbeständen genügend. Vielmehr sollen diese nur Mittel zur Entfaltung des wahren Christengebets sein, das darin besteht, daß „ein jeglicher daheim bei sich selbst immerdar zum wenigsten im Herzen seufzt um Gnade zu einem besseren Leben und Hilfe wider die Feinde. Nicht sage ich von viel langem Gebet, sondern von tiefem und kurzem Seufzen, mit solch einem oder zwei Worten: Ach hilf uns, lieber Gott Vater! Erbarme dich unser, lieber Herr Jesu Christe! u. dgl.“ (31, 45.) In dieser Weise sollen Christen beten, nicht bloß um Sieg und Frieden, sondern auch um Bewahrung der Krieger und insonderheit um das Leben derer, mit denen Gott sie nahe verbunden hat. Luther sagt: „Man soll die Leute ermahnen, daß jeder Gott seine Not vorhalte.“ „Alles soll ein Christenmensch vor Gott herauschütten.“ (23, 18.) Das Gebet ist das dem Kinde Gottes völlig naturgemäße Aussprechen seiner Wünsche vor dem Vater. Ob ein Christ nun einen oder zehn liebe Menschen in Todesgefahr weiß, er kann gar nicht anders und soll nicht anders, als um ihre Bewahrung beten. Nur freilich selbstverständlich so, daß wir unserm Vater nichts vorschreiben, sondern bereit sind, den Kelch zu trinken, falls dieser nach seiner Gnade und Weisheit nicht an uns vorübergehen darf. Beten wir so, dann werden wir auch erfahren, daß wir, wie Luther sagt, „alles durch das Gebet ausrichten“, daß wir dadurch alles „ändern und bessern“ und, „was nicht geändert und gebessert werden kann, dadurch Leiden“. (59, 23.)

In einem doppelten Sinne — so beschließt Walthar seine Abhandlung — hat D. Luther dem Kriegsschwerte, das Deutschland hat ziehen müssen, die Weihe erteilt. Er hat uns einerseits bezeugt, daß nach Gottes Wort ein von Feinden aufgezwungener Krieg ein von Gott geforderter Liebesdienst, also Gottesdienst ist. Er hat uns andererseits gezeigt, wie wir diesen Krieg zu führen haben, damit Gott durch ihn seine Absichten erreiche. Je mehr wir uns diese Züchtigung Gottes zu ernstester religiöser und sittlicher Erneuerung dienen lassen, desto zuverlässlicher dürfen wir von Gottes Gnade den endlichen Sieg erhoffen, desto williger werden wir die schweren Opfer tragen, ohne die der Sieg nicht errungen werden kann, desto mehr wird unser gerechter Zorn über die Feinde mit christlichem Erbarmen gegen sie gepaart und unser Gebet im Kriege rechter Art sein. Desto eher dürfen wir auf die Heimkehr des Friedens hoffen, des Friedens, von dem Luther geschrieben hat: „Wer ist auf Erden so wohl beredt und so hoch von Sinnen, der sich unterwinden könnte zu erzählen, wozu Friede gut sei! Eher könnte ich den Sand am Meer oder das Laub und Gras im Walde zählen. Es ist wohl ein halbes Himmelreich, wo Friede ist.“ (39, 242.) Verleihe uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten! Es ist ja doch kein anderer nicht, Der für uns könnte streiten, Denn du, unser Gott, alleine! F. B.

---

### Römer 11, 5. 6.

(Auf Wunsch der Konferenz dem Druck überlassen von P. E. G. J ü n g e l.)

„So ist nun zur jetzigen Zeit auch ein Rest nach der Auswahl der Gnade geworden; wenn aber aus Gnaden, nicht mehr aus Werken, denn sonst ist die Gnade nicht mehr Gnade.“ Paulus redet hier von einem Rest (*λείμμα*), von einem Wenigen, das noch da ist, nachdem die Hauptmasse dahin ist. Das ist ein kleiner Teil, der mit der Hauptmasse die ganze Masse bildete; also aus dieser und von dieser Masse ein überbleibsel.

Dieser Rest ist geworden (*γέγονεν*), zustandegeworden. Paulus sagt also nicht etwa nur, daß ein solcher Rest da ist, existiert, oder übriggeblieben ist, etwa von selbst als nicht so dahinfahrend wie der andere Teil. Daß ein solcher Rest da ist, liegt nicht in der Natur des Restes, sondern es war eine besondere Kraft tätig, die da bewirkte, daß unser Rest überhaupt ein Rest wurde und nicht mit der Hauptmasse und wie die Hauptmasse dahinfuhr, abhanden kam.

*Ὁὐτως* = so, ebenso, geradeso. Hiermit weist der Apostel zurück auf das Vorhergehende. Da hatte er gesagt, die göttliche Antwort an Elias sei gewesen: „Ich habe mir selbst übrigbleiben lassen 7000 Männer, welche nicht gebeugt haben ihre Knie vor der Baal“ (fem. =

Astarte). Zur Zeit Eliä war also ein Rest von 7000 Männern übrig von der ganzen Masse des Volkes Israel. „So“, sagt Paulus, ist auch jetzt ein Rest. Dieser Rest besteht also aus Männern, Menschen aus dem Volk Israel. Diese sind ein Rest geworden so wie damals die Siebentausend. Diese Siebentausend hatte Gott sich übrigbleiben lassen. Bei dem schrecklichen, allgemeinen Abfall des Volkes Israel in den Astartedienst, bei dem allgemeinen Stürmen der Hölle entgegen, hatte Gott damals bewirkt, daß 7000 nicht diesen Weg gingen, nicht Götzendiener wurden, nicht der Hölle zustürmten, sondern ihm selbst, Gott, blieben, an ihn glaubten und auf dem Weg zur Seligkeit waren. Auf dieselbe Weise hat also Gott zur Jetztzeit (zur Zeit Pauli) eine Anzahl Menschen aus dem Volke Israel, das allgemein dem Teufel dient und der Hölle zustürmt, für sich selbst behalten.

Nun erklärt der Apostel näher, wie das geschehen ist, mit den Worten *κατ' ἐκλογὴν χάριτος*, nach oder gemäß der Auswahl der Gnade. Die Siebentausend sowie dieser Rest sind Gott geblieben nach der Auswahl der Gnade. Das heißt also, Gott hat gewählt. (Gnadewahl ist ein Akt Gottes.) Gott hat die Siebentausend so wie diesen Rest gewählt. (Die Gnadewahl zielt ab auf die einzelnen, sogar gezählten Personen.) Gott hat sie aus gewählt. (Die Gnadewahl ist also eine Wahl der einzelnen Personen aus etwas.) Was ist dies Etwas? Man hat gesagt, es sei das Verderben; die Gnadewahl sei eine Auswahl aus dem Verderben. Aber das stimmt nicht mit unserm Text. Das Verderben des Volkes Israel zur Zeit Elias' war der Baalsdienst. Nun hat Gott die Siebentausend nicht aus dem Baalsdienst erwählt, denn er sagt selbst, daß die Siebentausend dem Baal nicht gedient hatten. Sodann werden sie hier ja ein Rest genannt. Die Ausertwählten sind aber nicht ein Rest, ein Überbleibsel vom Verderben, sondern ein Rest von der Masse, von welcher sie vorher ein integrierender Teil waren. Ein Rest im Faß ist nicht ein Rest vom Faß, in welchem der ganze Wein war, sondern ein Rest von dem Wein. Daher muß die Gnadewahl gefaßt werden als eine Auswahl einzelner Menschen aus der Zahl der ganzen Menschheit. Oder: Die Siebentausend hat Gott übriggelassen für sich aus dem Volk Israel. Und so hat Gott zur Zeit Pauli Menschen aus dem Volk Israel als einen Rest für sich (Gott) zuwege gebracht.

*Karä* = nach, gemäß der Auswahl Gottes ist ein Rest geworden. Die Wahl muß also dem Zustandekommen dieses Restes vorhergegangen, ein zeitliches prius desselben sein. Daß sie in der Ewigkeit, vor der Schöpfung, geschehen ist, lehren andere Stellen der Schrift. Daher nennt die Konfordinformel sie eine ewige Wahl. (Müller, S. 554.) Und gemäß dieser Wahl ist dieser Rest geworden, und sind die Siebentausend übriggeblieben. Die Wahl bewirkt also sowohl das Gläubigwerden bei dem Rest, zu dem auch Paulus selbst gehörte, R. 1, der gemäß dieser Wahl zu Christo bekehrt wurde, als auch das Gläubigbleiben

bei den Siebentausend. Die Gnadenwahl ist also eine Ursache unserer Seligkeit und alles dessen, was dazu gehört. (Müller, S. 705.)

*Χάριτος*, Genitiv der Ursache: aus Gnaden oder wegen der Gnade. Die Gnade Gottes hat Gott bewogen, diese Wahl zu vollziehen. Die Ursache der Wahl, der Beweggrund, der Gott zu dieser Wahl veranlaßte, ist also in Gott zu suchen. Und zwar ist er da allein zu suchen und nicht in den Erwählten. Das wird hervorgehoben durch das Folgende: *ei δὲ χάριτι κτλ.*: „Wenn aber aus Gnaden, [dann] nicht mehr aus Werken; denn sonst würde die Gnade nicht mehr Gnade sein.“ *Χάριτι* ist Dativ der Ursache. Wenn also die Gnade Gottes die Ursache der Gnadenwahl ist oder — textgenau — die Ursache dessen, daß ein Rest geworden ist, dann kommt das nicht aus den Werken, nämlich der Menschen, die auserwählt sind.

*Ὀυκέτι*, nicht mehr, dient noch besonders der scharfen Auffassung des Gnadenbegriffs. Es handelt sich, so belehrt uns der Apostel, in bezug auf die Gnade um **S e i n** o d e r **N i c h t s e i n**. Stellen wir neben die Gnade als Beweggrund noch Werke, so ist es aus mit der Gnade; Gnade ist dann nicht mehr, *Ὀυκέτι*, Gnade. Daher gilt es in bezug auf die Wahl Gottes festzuhalten: Menschliches Werk, menschliches Verhalten vor oder nach oder in der Befehung, trägt nichts bei zu der Wahl Gottes, die der Apostel hier beschreibt. Das beweist er aus dem Begriff Gnade.

Gnade ist die wohlwollende Geneigtheit Gottes gegen solche Menschen, welche einerseits nichts Gutes wert sind, andererseits eitel Strafe verdient haben. Hätte nun Gott in dem Menschen etwas gesehen oder angesehen, was ihn zu dieser Wahl bewogen hätte, dann wäre ja der Beweggrund nicht mehr Gnade; denn: „*Gratia non est ullo modo gratia, si non sit omni modo gratuita.*“ „Gnade ist in keiner Weise Gnade, wenn sie nicht in jeder Beziehung umsonst ist.“ (Augustin.) Wie Gott „die Gottlosen gerecht macht“, so hat er auch Gottlose erwählt. Und erst durch die seiner ewigen Wahl konsequenten Handlungen Gottes in der Zeit an dem Menschen wird der Gottlose ein Kind Gottes. „And some observe,” sagt Matthew Henry, „that faith itself, which in the matter of justification is opposed to works, is here included in them.“ Die Wahl ist auch nicht in Ansehung des Glaubens geschehen. Gnade und Verdienst oder irgend etwas, was nicht Verdammliches wäre, sind diametrale Gegensätze. Das Sein des einen ist eo ipso das Nichtsein des andern.

Die Gnadenwahl ist also ein Akt Gottes, der nach unserm Text also zu beschreiben ist: Gott hat früher (in der Ewigkeit) aus der verlorenen Menschheit einzelne verlorne Menschen ausgewählt sich zum Eigentum, veranlaßt durch nichts in oder an diesen Menschen, sondern allein durch seine Gnade. Diese Wahl bewegt Gott, die Erwählten in der Zeit so zu führen, daß sie gläubig werden und gläubig bleiben und also selig werden.

### Bermischtes.

**Zurück zum Wort, wie es wörtlich in der Bibel steht!** Der „Freimund“ schreibt unter dem Titel „Eine gute Vorlesung“: Prof. Tobias Bed, der berühmte Tübingener Professor, begann einst seine Vorlesung mit folgenden Worten: „Sie wissen, was die Ursache meiner Unterbrechung war, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen meine Erfahrungen mitzuteilen, die mir an dem Sterbebette meines Vaters von neuem bestätigt wurden, und Sie zu bitten, lieber durch Erfahrung anderer als durch eigenen Schaden klug werden zu wollen. Um das Sterbebett meines Vaters standen viele alte Leute aus dem Volke, die nicht aus unserer aufgellärten Zeit waren, kernhafte, treue Christen. Es herrschte Stille; auf aller Angesicht war ein leises Beten zu sehen und zu vernehmen. Mein Vater lag schon regungslos ohne Lebenszeichen da. Ich fragte ihn laut, ob er Schmerzen habe. Er gab keine Antwort; doch bemerkte ich in seinen Zügen den Ausdruck des Schmerzes und der Bekümmernis. Ich sagte ihm einen Spruch ins Ohr. Da neigte er sich zu mir, und auf seinen Lippen sah ich die Worte: ‚Noch mehr!‘ Ich forderte seine danebenstehende alte Schwester, die er sehr liebte, auf, ihm auch zuzusprechen. Nachdem sie sich aus Schüchternheit und Bescheidenheit lange geweigert hatte, sagte sie endlich: ‚Herr, du hörst das Lallen der unmündigen Kinder; du hörst auch das Lallen eines alten Weibes!‘ Und dann sprach sie ein Gebet voll Geist und Kraft (Sie wissen, daß ich mit meinen Ausdrücken nicht freigebig bin), das meine ganze Verwunderung erregte. Es war ein Weib, das sich den guten Schulfonds, der ihr früher gereicht wurde, erhalten und gemehrt hatte an den guten, alten Kernsprüchen, die in unserm Volke gang und gäbe sind. Weil mir die Wahrheit über alles geht, so muß ich bekennen, daß mein Vater zwar ein rechtschaffener und wegen seines Wohlwollens und Biederfinnes allgemein geachteter Mann war, doch nicht in dem lebendigen, christlichen Glauben stand. Jetzt aber, im entscheidenden Augenblick, ergriff er die Rettung, ohne welche wir alle verloren sind, die da ist in Jesu Christo. Hier erfuhr ich wieder die Kraft des Wortes Gottes, welches allein imstande ist, einen sterbenden Menschen zu trösten, und zwar das Wort Gottes, wie es wörtlich in der Bibel steht, und mit göttlicher Weisheit bis auf die Worte hinaus für das menschliche Herz und für die menschlichen Bedürfnisse geschrieben ist, nicht wie es Menschen umsetzen, umschreiben und verwässern. Es waren die einfachen Sprüche des Evangeliums, die meinen Vater erquickten, besonders: ‚Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.‘ Oder: ‚Das ist je gewißlich wahr und ein teuerwertes Wort, daß Christus Jesus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.‘ Und was Jesus zum Schächer sprach: ‚Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.‘ Mein Vater stammelte noch: ‚Himmel — Jesus!‘ und so verschied er. Wenn man solche Er-

fahrungen macht von dem Worte Gottes, so ergreift einen ein wahrer Grimm über unsere Federhelden und Aufgeklärten, welche dem Volke das Feuerste entreißen wollen, was allein im Leben und Sterben tröstet. Das wäre meine Freude, wenn ich das bei Ihnen erreichen könnte, daß Sie nicht erst durch eigenen Schaden wollten klug werden, sondern jetzt schon das Wort Gottes ergreifen, das uns zu unserm Heil gegeben ist.“ — Zurück zum Schriftwort selber! Das sollte überall in der Christenheit und insonderheit bei uns Lutheranern immer mehr die Lösung werden. Pastoren beschäftigen sich vielfach in einem Maße mit Kommentaren, Predigtbüchern und andern Schriften über die Bibel, und Laien mit Andachtsbüchern und andern Erbauungsschriften, daß die Bibel selber und direkt verhältnismäßig wenig zur Geltung kommt. Alle diese menschlichen Schriften, sofern sie rechtgläubig sind, haben ja ihren großen Wert und Nutzen, aber lassen die Christen „das Wort Gottes, wie es wörtlich in der Bibel steht“, wirklich zu der alles überragenden Geltung kommen, die ihm gebührt? Oder sollte die Schrift so unklar sein, daß überall erst ein Ausleger gleichsam als Vormund des Heiligen Geistes herzutreten müßte, um dem Christen zu sagen: „Ja, siehst du, lieber Christ, das verstehst du nicht recht, das meint der Heilige Geist so oder so!“? J. B.

**Die Tätigkeit katholischer Vereine.** Die römische Kirche sucht bekanntlich durch ihre Vereine politischen Einfluß zu gewinnen, um ihre Sonderanschauungen dem Volke durch Staatsgesetze aufzuzwingen, genau so wie die Puritaner und Sekten. So verlangte die Föderation katholischer Vereine auf einer Versammlung in Chicago, daß unsere Regierung in Mexiko niemand als Präsidenten anerkenne, der den Katholiken nicht religiöse „Freiheit“ (sic!) garantiere. Das klingt gewiß gerecht und billig; aber die Papisten verstehen darunter weiter nichts als Restituierung der bisherigen kirchlichen und politischen Allgewalt der Hierarchie in Mexiko. — Auf einer Versammlung der katholischen Vereine in Toledo wurde insonderheit die Ehescheidung diskutiert, wobei ein Redner aus Boston an alle Anwälte des römisch-katholischen Glaubens den Appell richtete, der Kirche bei der Bekämpfung des Übels dadurch zu helfen, daß sie die Vertretung von Scheidungsklägern vor Gericht verweigern. Zwar sei die Zeit noch nicht gekommen, alle Ehescheidungen ganz abzuschaffen; ein katholischer Anwalt aber habe auch jetzt schon kein moralisches Recht, die Vertretung in einem Scheidungsfalle zu übernehmen. Aber dieser katholischen Propaganda liegen, abgesehen von der Heuchelei, vornehmlich drei falsche Gedanken zugrunde: 1. daß die römischen Anschauungen von der Ehescheidung wirklich die der Schrift und der gesunden Moral seien; 2. daß der Staat die Pflicht habe, das Moralgesetz, hier die Ehe betreffend, durchzuführen oder gar die falsche Moral der Römischen; 3. daß ein christlicher und gewissenhafter Advokat in Ehescheidungsfragen nicht auf Grund der bestehenden Gesetze Rechtsbeistand leisten

dürfe. Der error fundamentalis ist hier überall die Vermischung von Staat und Kirche, von Geistlichem und Weltlichem, wovor sich bisher weder die Sekten noch die Papisten, sondern nur die Lutheraner gehütet haben. — In California gaben die katholischen Vereine die doppelte Erklärung ab, daß sie nach katholischer Lehre in politischen Fragen nicht schuldig seien, dem Papst und der Hierarchie zu gehorchen, und daß Katholiken keine Feinde der religionslosen Staatschulen seien. In seinem *Commoner* bemerkt hierzu Bryan: "Those who have come into intimate acquaintance with representative Catholics did not concede to the Church authorities the right to direct their course in political matters, but many Protestants, lacking this knowledge which comes with personal acquaintance, have been misled." Bryan ist hier ein Beweis dafür, wie leicht sich auch unsere gewiegtesten Politiker durch kluge Versicherungen eines Gibbons oder Ireland irreführen lassen. Statt die temporisierenden, schlauen Jesuiten zu fragen, ob sie mit den amerikanischen Freiheiten auch Böses im Sinn hätten und gegebenenfalls unser Land mit seinen freien Institutionen dem Papst und seinen Interessen opfern würden, hätte Bryan sich die Antwort holen sollen 1. aus der Geschichte aller katholischen Länder, 2. aus den unzweideutigen Erklärungen der Päpste, auch der letzten seit Pius IX., 3. aus der Eigenart der katholischen Kirche, die ein weltliches Reich sein will und darum mit jeder Regierung, die ihre Souveränität und bürgerlichen Freiheiten aufrechterhalten will, notwendig in Konflikt geraten muß. Diese drei bezeugen unisono, unzweideutig und unfehlbar, daß Katholiken in Amerika auch in politischen Dingen der Hierarchie zu folgen haben, wosimmer das Interesse der Kirche dies erfordert, und daß sie hinarbeiten müssen auf Beschränkung und schließlich Aufhebung der religiösen Gleichheit und Freiheit unsers Landes und insonderheit auf allmähliche Katholisierung unserer religionslosen Staatschulen. Bryan hat sich in seinem Urtheil blenden lassen durch die natürliche Liebe des Politikers zu katholischen Stimmen. Katholiken aber greifen solche Äußerungen auf und schlachten sie in ihren Zeitchriften maßlos aus im Interesse ihrer Kirche. So schlägt *Our Sunday Visitor* gleich katholisches Kapital aus Bryans Äußerung und zitiert auch noch ähnliche Worte von Ergouverneur Fox von Massachusetts und Gouverneur Phillip von Wisconsin, in welchen diese erklären, daß Katholiken gute Bürger seien, und daß unsere öffentlichen Schulen von der römischen Kirche nichts zu fürchten hätten. Solche und ähnliche leicht hingeworfene Urtheile über die Papstkirche stammen aber weder aus wirklicher Sachkenntnis noch aus wahren Patriotismus, sondern sind inspiriert von jeweiligen persönlichen Interessen. J. B.

**Father Phelan ein konsequenter Papist.** Bei der Beerbigung Phelans, der durch seinen *Western Watchman* weit über St. Louis hinaus berüchtigt geworden ist, sagte Father Tallon: „Wenn er sich auch vielleicht hin und wieder eines Irrthums schuldig machte, so ver-

schwanden diese doch völlig gegenüber seiner wahren Charaktergröße und der Loyalität, mit der er für die Wahrheit kämpfte.“ Dem stimmen wir bei, wenn Father Tallon hier, wie das ohne Zweifel der Fall ist, unter „Wahrheit“ den unverhüllten Papismus versteht. In seinen Angriffen auf die Protestanten und den Staat wurde Phelan nicht müde, die Anmaßungen und die kirchliche und bürgerliche Intoleranz der Papstkirche zu rechtfertigen. Und in der Lobrede, die er vor etwa Jahresfrist dem obszönen Tango hielt, exhibierte er sich auch vor aller Welt als einen konsequenten Vertreter der lazen Jesuitenmoral, nach welcher der Zweck (im obigen Fall die Ehe) das Mittel, auch ein sündliches (Erregung der Lüsternheit), heiligt. F. B.

**Das Luthertum das Rückgrat deutscher Sprache und deutschen Wesens in Amerika.** Die „Deutsch-Ev. Synode“ feierte im Oktober ihr 75jähriges Jubiläum. Am 15. Oktober 1840 gründeten acht Glieder den „Deutschen Evangelischen Kirchenverein des Westens“. Gegenwärtig zählt die Synode mit Einschluß der Mission in Indien 1100 Pastoren und 1385 Gemeinden, ein Proseminar in Elmhurst, Ill., eine Akademie in Fort Collins, Colo., Diakonissen- und Waisenhäuser in verschiedenen Staaten, zwei Anstalten für Epileptische in Missouri, ein Predigerseminar, Verlagshaus, Waisenhaus und Altenheim in St. Louis. Einem Berichte in der hiesigen „W. B.“ zufolge zählen die Evangelischen in St. Louis 29 Gemeinden und behaupten, von allen hier vertretenen protestantischen Kirchenkörpern „an Zahl die stärkste“ zu sein. Was jedoch die Gliederzahl betrifft, so werden sie, soviel wir wissen, von den Lutheranern überflügelt. Und obschon die Evangelische Synode wohl mehr als irgendeine andere den Ton auf deutsche Sprache und deutsches Wesen gelegt hat und heute noch mit Stolz gedenkt der Einladung des deutschen Kaisers zur Teilnahme an der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem und der Fahrt des Kaisers dorthin, so hat sie gegenwärtig doch nur 75 Lehrer und Lehrerinnen aufzuweisen. Mit der deutschen Schule aber ist auch die deutsche Sprache in Amerika unfehlbar dem Untergange geweiht. Wo die Gemeindefschule eingeht, ist deutschem Wesen überall das Rückgrat gebrochen. Besser steht es in dieser Hinsicht noch bei den Lutheranern. Was insonderheit die Missourishnede betrifft, so hat sie sich von Anfang an zwar nicht in solch unmittelbarer Weise wie die Evangelischen die Erhaltung des Deutschtums zur Aufgabe gemacht. Als Kirche hat Missouri die Sprache vielmehr nur gewertet als Mittel zum Zweck. Walthers einziges unentwegtes Ziel war die Erhaltung der reinen Lehre, des unverfälschten Luthertums, wobei die deutsche Sprache als Mittel zum Zweck gewertet wurde. Auch von rein englischen lutherischen Gemeinden erwartete Walthers darum auch die Errichtung von englischen Gemeindefschulen. Und die Folge ist nun die, daß wir Missourier mit den uns verbündeten Synoden jetzt über 2800 Gemeindefschulen mit 153,000 Schülern haben. Missouri trachtete am



erften nach der seligmachenden Wahrheit, nach der vielfach verspotteten reinen Lehre, dem unverbälfchten Luthertum, und so ist ihm auch das andere, die Erhaltung der deutschen Sprache und Schule, worin wir ebenfalls einen unschätzbaren Segen erblicken, reichlich in den Schoß gefallen. Bei Lutheranern qua Lutheranern ist die Erhaltung des Deutschen nicht Selbstzweck und wird und soll es in Amerika auch nie sein. Unsere große Aufgabe ist die Erhaltung der vollen christlichen Wahrheit, wie sie das Luthertum besitzt. Und dabei bedienen wir uns der Mittel und auch der Sprache, die diesem Zwecke am besten dient. Im übrigen aber vergessen wir nie, daß wir nicht Deutschländer, sondern Amerikaner sind. Vermöge dieser Stellung sind die Lutheraner zugleich auch ein starkes Rückgrat deutscher Sprache und deutschen Wesens in Amerika. Von Kaiser Wilhelm hat uns das freilich keine Einladung zur Fahrt nach Jerusalem eingebracht, aber mit den Russen sagen wir da: „Nitschewo!“ — hat nichts zu sagen! Wissen wir doch, daß, soviel an ihm lag, Kaiser Wilhelm auch uns Missourier gerne dabei gehabt hätte.

J. B.

„Deutscher Gott!“ „Deutscher Himmel!“ Daß diese Redeweisen von den Liberalen gebraucht werden, um das Christentum als etwas Fremdes, Jüdisches, Ausländisches abzulehnen, ist bekannt. Schon aus diesem Grunde sollten darum diese Phrasen in der Kirche verpönt sein. Daß man mit denselben aber vielfach einen andern Sinn verbindet, geht z. B. hervor aus folgenden Worten der „Reformation“: „Ist das nicht eine Lästerung, vom deutschen Himmel zu reden? Etwas Ähnliches wie das Barenwort: ‚Der Gott der russischen Erde ist groß?‘ Dann wäre es eine gefährliche Autosuggestion. Und wir haben klare Begriffe, auch klare Gottesbegriffe, so nötig in unserer Zeit des Wirrwarrs. So ist es nicht gemeint. Wir wollen aber sagen, daß wir deutschen Christen einen deutschen Himmel erwarten, das heißt, einen solchen, wie ihn Martin Luther gelehrt, Paul Gerhardt gesungen, jedes deutsche Kind erbittet; einen Himmel, wo wir Brüder sind, und Friede wohnt; wo Gott allein König ist, und die Kreuzesfahne weht; wo der Schächer Gnade findet, und der Tod verschlungen ist in den Sieg. Keinen andern Himmel kennen und bekennen wir als den, der Joh. 14, 2 geschildert ist: ‚In meines Vaters Haus.‘“ — Der Gedanke, daß Gott in der Reformation Luther und einen großen Teil des deutschen Volkes als Werkzeug gebraucht hat, um nach der langen Nacht des Papsttums sein Evangelium von dem Gott aller Gnade in ursprünglicher Klarheit der Welt verkündigen zu lassen, ist ein durchaus richtiger. Man kann darum auch reden von lutherischem Evangelium, lutherischem Glauben, lutherischem Gott, lutherischem Himmel usw. Und sofern das deutsche Volk in der Reformation ein Werkzeug Gottes wurde, mag man diese Attribute *cum grano salis* auch auf das deutsche Volk anwenden. Aber wozu will man Redeweisen gebrauchen, die eher falsch als recht verstanden werden, und die deshalb vielen Christen ärgerlich

sind, zumal in der Gegenwart, da das deutsche Volk in großen Massen dem wahren Luthertum und damit dem ihm von Gott zugebachten Berufse vielfach untreu geworden ist?  
F. W.

**Der Krieg ein Gericht über Deutschland.** In der „A. E. L. R.“ schreibt D. Raftan: „Schauen wir zurück auf die Zeit vor dem Kriege: wie stand es da um unser Volk? Ging es religiös bergauf oder bergab? Wuchs die Zahl derer, die sich um Gottes Wort sammelten, die da knieten an den Altären des Herrn? Darüber steht allerlei zu lesen in der kirchlichen Statistik. Man sprach von einer Zunahme des religiösen Interesses. Aber was war das für eine Religion, für die man sich interessierte? Durchweg nicht die christliche Religion, sondern eine Stimmungsreligion, die im sittlichen Wert ästhetischen Stimmungen gleich steht. Wie stand es um die Sittlichkeit unsers Volkes? Während unsere Regierungen immer noch das Reglementieren der Unzucht übten, das vom Volke nie anders verstanden worden ist, auch nicht anders verstanden werden kann denn als ein Konzessionieren der Unzucht, das sie vom französischen Regiment gelernt hatten, hatte unser deutsches Volk von dem französischen Volk die Geburtenbeschränkung gelernt. Darüber befrage man nur die Statistik der Standesämter. Ein ernsthafter Beobachter konnte sich gar nicht dem entziehen, daß die Parole unserer Volksentwicklung lautete: Immer vergnügter, immer flacher! Ja, unfertwegen Religion, aber dann eine neue, eine solche, die dem alten Adam nicht weh tut; unfertwegen Sittlichkeit, aber dann die höhere, nicht die des guten alten Moses und seines sechsten Gebots, sondern die der freien Liebe, welche der Unwahrheit der Ehe gegenüber die Wahrheit repräsentiert. Unser Volk war zusehends im Sinken. Da griff Gott ein — Gott sei Dank! noch zu rechter Zeit. Aber ist jetzt wirklich alles erlebigt? Wir lesen in allerlei Blättern von der Wiedergeburt des deutschen Volkes. Zweifellos ist viel religiöser und sittlicher Ernst erwacht in Seelen, denen er abhanden gekommen war, und dafür wollen wir Gott auf den Knien danken. Aber täuschen wir uns doch nicht! Große Massen des deutschen Volkes sehnen den Frieden herbei, um da wieder anzuknüpfen, wo sie abbrechen mußten, als der Krieg ausbrach. Es ist ein großer, bitterer Ernst, aber es ist die Wahrheit: Gott hat diesen entseßlichen Krieg über uns kommen lassen, weil wir uns vom Leben zum Tode wandten; der Krieg ist Gottes Gericht über uns, ein Gericht, das geboren ist aus seiner Gnade, die das deutsche Volk nicht will lassen in den Abgrund fahren. Wie viele aber im deutschen Volke wissen das, werten den Krieg so? Kann Gott uns den Sieg geben, wenn wir uns nicht wollen strafen lassen von seinem Gericht? Dieser Gott, der doch ebenfogut der Gott der Franzosen, der Russen und der Engländer ist wie der Deutschen Gott? Die Rede vom deutschen Gott, die wir heute gelegentlich zu hören bekommen, ist ja nur einer der vielen Belege dafür, wie das Heidentum wieder Platz greift mitten in der Christenheit. Ein Jesaias drang über den Nationalgott

hinaus zu dem Gott Himmels und der Erde, und eine ‚Christenheit‘ des zwanzigsten Jahrhunderts sinkt in ihrer Weise wieder auf die Stufe der Rationalgötter herab. Ich habe droben gesagt, daß nur Arbeits-  
hände taugen zum Gebet um den Sieg; hier sage ich und meine es blutig ernst: zum Gebet um den Sieg taugen nur Herzen, die bußfertige Herzen sind.“ — Schöne Worte! Aber worin hat alles Verderben im Glauben, Lehren und Leben seinen letzten Grund? Doch darin, daß man abweicht vom Worte Gottes. Und das Wort Gottes zu entwürdigen und entwerten, dazu hat auch D. Raftan eifrig die Hände geboten, wie ja auch wieder das obige Wort über Jesajas andeutet. Raftan hat das Wort Gottes nicht stehen lassen auf dem Thron seiner göttlichen Majestät, Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit. Er hat die Propheten und Apostel auf die Schülerbank gesetzt und vom Katheder seiner Wissenschaft aus sie wie Schulbuben kritisiert und malträtiiert. Und jede Mahnung, die ihm deshalb geworden, hat er bisher mit vornehmem, überlegenem Lächeln ignoriert. Vergeblich warten wir immer noch auf den ersten deutschländischen Theologen, der hier ein offenes, bußfertiges Bekenntnis vor Gott und der viel geärgerten Kirche ablegt. Und doch taugen, wie Raftan richtig bemerkt, zum Beten um Sieg nur bußfertige Herzen.

J. B.

„Nationale Einheitschule.“ Die liberalgesinnten Lehrer und Prediger mißbrauchen die Kriegsnot in Deutschland, um für ihre kirchen- und christentumsfeindlichen Pläne Propaganda zu machen. Aus dem Protokoll des Deutschen Lehrervereins und sonstigen Auslassungen gibt dafür Prälat Römer folgende Proben: „Aus der Versammlung wird angeregt, die Arbeiten für die praktische Durchführung der nationalen Einheitschule sofort in Angriff zu nehmen, damit gleich nach dem Kriege in eine Agitation dafür eingetreten werden kann.“ „Es fehlt nicht an Flugschriften, in welchen für konservative Anschauungen Propaganda gemacht wird. Seien wir daher auf der Hut! Halten wir treu und fest zusammen!“ Wenn es nach diesem Kriege nicht gelinge, die allgemeine Volksschule zu erhalten, dann dürften alle künftigen Bemühungen in dieser Hinsicht völlig ergebnislos sein. Jetzt seien die Herzen warm. „Im Schützengraben ist die Einheitschule in vorbildlicher Weise durchgeführt. Der Krieg muß die einheitliche Schulorganisation bringen, die Einheitschule, deren Unterbau die allgemeine Volksschule ist. Eine Trennung der Kinder nach Stand und Konfession der Eltern darf es nicht mehr geben. Stand und Konfession sind Zufälligkeiten des Lebens, von welchen Ausbildung und Lebenslauf der Kinder nicht abhängig gemacht werden dürfen. Eine neue deutsche Schule ist zu gründen; das Deutsche, hier nicht bloß als Sprache gemeint, ist der Mittelpunkt des Stoffplanes. Auch die höheren Schulen müssen deutsche Schulen werden. Die toten Sprachen erlerne, wer sich gelehrten Spezialstudien auf dem Gebiete des Altertums widmen will. Wieviel gesunde Jugendkraft geht verloren durch

den unseligen Drill! Die Erlebnisse des Krieges führen auch zur Frage des Religionsunterrichts, zur Stellung der Konfessionen untereinander. Eben weil von der kirchlichen Dogmatik, von den theologischen Heilsplänen nichts übriggeblieben ist, wirkt das religiöse Leben so ergreifend, so innerlich auf das Seelenleben. Den Konfessionen kommt eine Bedeutung im öffentlichen Leben nicht mehr zu; sie mögen für den einzelnen noch von Wert sein; aber das ist seine eigene Angelegenheit, mit der er andere nicht zu behelligen hat. Wir Deutschen haben unsern deutschen Gott, und das ist der Gott der Wahrheit; die Wahrheit ist unser Gott. Dogmatischer Religionsunterricht darf nicht Lehrgegenstand der Einheitschule, die keine Konfession kennt, sein. Deutsche Religion, deutsche Volkskirche: das muß die Lösung der Zukunft sein! Ein Volk, ein Heer, eine Schule! Keine konfessionellen Schranken! Völlige Gewissens- und Religionsfreiheit für Eltern, Kinder und Lehrer! Kurz, in der „Einheitschule“ soll allen Kindern und Lernenden ohne Ausnahme der Unglaube der liberalen Lehrer aufgezogen werden. Und diese Vergewaltigung und Geistesnechtung rühmen die Liberalen als völlige Gewissensfreiheit für alle! Nirgends pflegt die Unduldsamkeit häufiger, frecher und widerlicher aufzutreten als bei den Freigeistern, die beständig das Wort Toleranz im Munde führen.

F. B.

**Lügenheke wider die Deutschen in China.** In dem Missionsblatt „Chinas Millionen“ (Juni 1915) lesen wir: „Der Krieg beunruhigt auch hier die Gemüter immer noch sehr. Besonders sind es die von englischen Missionaren herausgegebenen chinesischen Zeitschriften, die uns Deutschen die Arbeit sehr schwer machen. Die Deutschen sind wilde Barbaren; der Kaiser ist ein blutdürstiger Tyrann; mit Vorliebe schießen die Deutschen Kirchen in Brand. England zieht mit Gott in den Krieg; die Deutschen vertrauen auf rohe Gewalt.“ So geht es durch die Blätter hindurch. Auf Einwendungen, die man macht, bekommt man zur Antwort, daß das leider nur zu wahr sei. In nachstehendem sende ich eine Übersetzung aus einer chinesisch-christlichen Zeitschrift, die von einem englischen Missionar herausgegeben wird: „Der deutsche Kaiser ist tyrannisch und stolz und hält sich selbst für groß und für einen Gesandten Gottes, der andere zurechtweisen muß. Sehen wir, wie die Deutschen gegen die Bewohner von Termonde sich benommen haben, so beweist dies, wie äußerst gewissenlos die Deutschen sind. Alte und Junge, Frauen und Kinder, die aus dieser Stadt flohen und von den deutschen Soldaten gesehen waren, wurden sämtlich erstochen. Eine Familie, alt und jung, wurde mit einem Male vollständig vernichtet. Wie abscheulich!“ — Lügen und kein Ende, das ist die Signatur des Weltkrieges. Und überall tragen die Lügen ein und dasselbe Gepräge, als ob die Patentplatten dazu von London aus allen Druckereien in der Welt zugesandt wären.

F. B.

**Englands Dünkel und Sakrilegium.** Der Edinburger Prof. Paterson rühmte in einer Universitätspredigt: „Das britische Reich steht, wie kein Reich vor ihm es tat, für die gerechte und wohlthätige Regierung unterjochter Rassen ein, für die Gewährung des größten Maßes von Freiheit, das mit festem Regiment verträglich ist, und für die Verbreitung der materiellen und geistigen Segnungen der Zivilisation durch ganze große Einflußsphären hindurch. Wenn wir erwägen, wie reich in vergangenen Zeiten Gottes Segen auf unserm Volke geruht hat, . . . wenn wir ferner erwägen, daß keine andere Macht imstande ist, dieselben Verantwortlichkeiten in aller Welt zu übernehmen und seine weltweite Mission für die Sache der Zivilisation, von Gesetz und Ordnung und Philanthropie auszuführen, so dürfen wir wohl glauben — bis wenigstens ein tüchtigeres Organ erscheint, um es zu ersetzen —, daß Gott dieses sein großes Werkzeug davor bewahren wird, in Stücke zerbrochen zu werden, und es erhalten für die fernere Förderung der Interessen seines Reiches.“ Paterson vertauscht offenbar das englische Weltreich mit der Kirche, dem Reiche Gottes, welchem allein die christliche Weltmission aufgetragen ist. Versucht ein Weltreich wie das englische diese Mission an sich zu reißen, so ist das ein Frevel, der notwendig zu solchen Greueln führt, von denen die Geschichte der „Weltmission“ des englischen Weltreiches zu erzählen weiß. Gottes Reich kann eben nur die Kirche, und zwar durch Gottes Wort, bauen, nicht der Staat durch weltliche Gewalt und Lüge. Zu dem britischen Anspruch auf Weltmission schreibt Generalsuperintendent O. Dettmering: „Die Tagung der ersten Weltmissionskonferenz in Edinburg 1911 war schon an sich das Zugeständnis der andern Christenvölker, daß England in der Weltmission die Führung habe. Allerdings lag seit langher der Verdacht vor, daß der Missionsbetrieb des englischen Volkes stark im Fahrwasser der englischen Welt Herrschaftsgelüste segle, daß der Reichsgottesgedanke nicht in erster Linie stehe. Der Weltkrieg hat diesen Verdacht in einer erschreckenden Weise bestätigt. England hat den europäischen Völkerkrieg in die Kolonien getragen und damit den eigentlichen Weltkrieg entfacht. England hat den farbigen Mann nach Europa geführt und heidnische Soldaten gegen Christen zum Kampf gezwungen, England hat die Missionsstationen in den deutschen Kolonien zerstört und den Krieg gegen friedliche Missionare, gegen Frauen und Kinder geführt; England hat durch den Besitz seiner Rabel und die Macht seiner Presse die gesamte Welt mit einem Netz von Lügen über die Ursache des Weltkrieges umspinnen, hat versucht, das deutsche Volk zu einem Greuel und Abscheu unter den Völkern zu machen, das nur der Vernichtung wert sei. Es ist uns unmöglich, zu glauben, daß ein solches Volk mit solchen Verbrechen gegen die Mission und gegen die Wahrheit die Führung in der evangelischen Heidenmission behalten kann. Nur eine ernsthafte Buße und Umkehr kann von einem Gericht über solche Untaten erretten; aber der eng-

lische Hochmut scheint von Einkehr und Umkehr weit entfernt.“ Wenn der Staat das Christentum und die Kirche dazu mißbraucht, um seine Weltherrschaft zu begründen und zu befestigen, so ist das ein Satri-legium, das für beide, Weltreich wie Gottesreich, nur die allertraurigsten Folgen haben kann, vor welchem Mißbrauch aber sich zu hüten auch Deutschland alle Ursache hat. J. B.

**Die englischen Christen und der Krieg.** Hierüber teilt die „Reformation“ aus einem Artikel P. Genährs folgenden Abschnitt mit: „Der Popanz von der belgischen Neutralität, die angeblichen und weidlich ausgeschlachteten ‚Greuelthaten‘ unserer Soldaten in Belgien, der Vorwurf des Nießschekultus und wahnwitziger Machtgelüste, verkörpert in der Gestalt unsers Kaisers, alles das wird mit echt englischer Hartnäckigkeit und aus Überzeugung festgehalten, weil man den offiziellen Kundgebungen der Regierung im großen und ganzen zutraut, daß sie recht haben. Bei der Art, wie in England die Zensur gehandhabt wird, sind eben auch die Christen in einer üblen Lage. Sie sehen alles durch die Brille des Blaubuchs und der Tagespresse an und mußten dadurch zu einer höchst einseitigen Auffassung der Sachlage gelangen. Dazu kommt ein unerhört nationaler Stolz und eine Selbstgerechtigkeit, die beim deutschen Bruder wohl den Splitter im Auge wahrnimmt, aber den Balken im eigenen Auge zu übersehen nur zu sehr geneigt ist. Dieser nationale Stolz, der den Engländern im Blute liegt, läßt es leicht dahin kommen, daß auch der christliche Engländer sein nationales Gewissen über das christliche setzt, oder vielmehr dem christlichen Engländer ist nationales Gewissen und christliches Gewissen vielfach ein und dasselbe. ‚Wer für England kämpft, kämpft für Gott; wer für England stirbt, schläft bei Gott‘, sagt der lorbeergetränzte Hofdichter Austin. England ist eben das auserwählte Volk Gottes, das auserlesene Werkzeug der Vorsehung, berufen, Sittlichkeit und Fortschritt der Welt, mehr als alle andern Völker zusammengenommen, zu fördern. ‚Wenn es einen Gott gibt, und wenn er sich um die Dinge dieser Welt kümmert, dann glaube ich fest, daß er wollte, daß ich das tue, was ich getan habe‘, erklärt Cecil Rhodes in seinem Testament. Und er fährt fort: ‚Und wie er offensichtlich dahin wirkt, aus der angelsächsischen Rasse das auserwählte Rüstzeug zu machen, um Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden herzustellen, so muß er folglich wünschen, daß ich tue, was ich kann, um dieser Rasse so viel Aufschwung und Macht wie möglich zu geben.‘ Dieser ursprünglich puritanische Gedanke ist von den modernen Engländern festgehalten und zu politischen Zwecken weiter ausgebildet worden. Die göttliche Sendung Englands ist ein feststehender Glaubensartikel, an dem niemand zu rütteln einfällt. Und wenn, wie ein englischer Staatsmann (Joseph Chamberlain) behauptet hat, die angelsächsische Rasse unfehlbar dazu bestimmt ist, die vorherrschende Macht in der Geschichte und der Zivilisation der Welt zu werden, dann muß auch Englands Kultur die höchste sein, und der

folgerichtige Schluß ist, daß alle andern Völker zu dieser Kultur erhoben werden sollen, nötigenfalls auch mit Gewalt, wie die Geschichte der englischen, mit Blut geschriebenen Kolonialpolitik sattfam erweist. Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, läßt sich ja manches verstehen und würdigen, was uns in dem Verhalten auch der englischen Christen rätselhaft erscheinen mußte. Die eigentliche Lösung des Rätsels wird aber noch anderswo gesucht werden müssen. Das englische Volk, mit Einschluß der Christen, ist von einem Massenwahnsinn erfaßt, der Göttlichkeit vortäuscht und doch bloß Natur und Ich ist, der sich als Geist gibt und doch bloß Blut ist. Man wähnt sich unter dem Einfluß des Heiligen Geistes und befindet sich in der Gewalt eines Wahngeistes, wie weiland Josaphat, als er sich mit dem gottlosen König Ahab verbündete (1 Kön. 22).“ — Durchaus am Platze ist aber auch die Warnung, die P. Genähr hinzusetzt: „Hüten wir uns vor den Fehlern unserer Gegner, vor Haß und Rachsucht! Hüten wir uns auch vor nationalistischer Selbstüberhebung, zu der auch wir eine starke Neigung verspüren.“

F. B.

**Antideutsche Liga in England.** Vor etlichen Monaten wurde in England eine Liga organisiert, deren Motto: „Everything German taboo“ war, und die sich ein außerordentlich großes antideutsches Programm auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete zum Ziel gesetzt hatte. Jetzt ist eine neue Vereinigung gegründet worden, deren Ziele folgende sind: „Keine deutsche Arbeitskraft, keine deutschen Waren, kein deutscher Einfluß — Britannien für die Briten.“ Der Sekretär sprach sich über die Ziele folgendermaßen aus: „Es sollte eigentlich nicht notwendig sein, dem britischen Publikum die Ziele, die wir verfolgen, noch besonders darzulegen; aber es ist doch im höchsten Grade notwendig. Denn wir sind alle viel zu bequem und sorglos. Wir müssen gegen jeden deutschen Einfluß auf unser soziales, finanzielles, industrielles und politisches Leben kämpfen, und wir hoffen, durch öffentliche Versammlungen, durch die Tageszeitungen und Publikationen die Regierung zu zwingen, folgende Reform einzuführen: Alle Deutschen in England müssen verhindert werden, ihre Namen für kommerzielle oder andere Zwecke zu ändern. Deutsche dürfen in Zukunft mit der Regierung oder andern Behörden keine Kontrakte auf Warenlieferungen schließen, wenn dieselben Waren von britischen Firmen geliefert werden können. Alle naturalisierten Deutschen müssen daran verhindert werden, Mitglieder des Privy Council oder der zwei Kammern des Parlaments zu werden, und dürfen in Zukunft kein öffentliches Amt bekleiden. Keine Person deutscher Geburt darf in Zukunft einen Titel noch eine andere Auszeichnung erhalten. Jeder Handel mit Deutschen oder mit einer Firma, die sich deutscher Arbeitskräfte bedient, muß aufhören.“ — Wo bleiben da die schwärmerischen Hoffnungen der Pazifisten, nach welchen aus dem Weltkrieg als süße Frucht der allgemeine

Weltfriede hervorgehen soll? Nach allem, was vor Augen liegt, wird durch den europäischen Krieg der Rassenhaß ins Ungemessene gesteigert. F. B.

**Der Geburtenrückgang in England.** Die Abnahme der Bevölkerungsziffer, die schon in Friedenszeiten den englischen Nationalökonomern schwere Sorgen gemacht hat, ist im Laufe des Krieges in einer weit empfindlicheren Weise als bisher in die Erscheinung getreten. Auf Grund statistischer Erhebungen, die in Londoner Blättern veröffentlicht werden, ist das Ergebnis des letztvergangenen Quartals (April bis Juni 1915) weit hinter dem Durchschnitt früherer Jahre zurückgeblieben. Es wurden in der angegebenen Zeit 213,094 Geburten bei den Standesämtern von England und Wales eingetragen, denen 138,579 Sterbefälle gegenüberstanden. Der Überschuß der ersteren über die letzteren betrug also 74,515. Um den Rückgang der Bevölkerungsziffer während des Krieges klar zu vergegenwärtigen, seien hier die entsprechenden Ziffern des Geburtenüberschusses während des zweiten Quartals der drei letzten Jahre angeführt. Im Jahre 1912 betrug der überschuß 102,293, 1913: 105,727 und 1914: 101,933. Die unehelichen Geburten haben sich von 9977 im Jahre 1914 auf 9644 in diesem Jahre vermindert.

**Ein seltener Vogel!** Die Zeitschrift der englischen christlichen Studenten, *The Student Movement*, hat im Unterschied von vielen andern englischen christlichen Blättern, die das Unglaublichste an Verheerung und untrifflender Entstellung leisten, einen durchaus vornehmen und feinen Ton angeschlagen und bisher beibehalten. Zum Beispiel werden die Mitglieder ermahnt, statt nur Berichte von Engländern über Deutschland zu lesen, die Zeit besser damit auszufüllen, daß sie lesen, was die Deutschen über sich selber sagen. „Wir haben uns viel zu wenig Mühe gegeben, andere Völker zu verstehen.“ Immer wieder wird auch in den Artikeln mit Anerkennung von dem gesprochen, was man Deutschland und seiner geistigen Arbeit verdankt. Ein Hauptartikel beschäftigt sich mit „Luthers Religion“. Ein weiter Raum wird der „Deutschen Weihnacht“ eingeräumt. Längere Abschnitte werden abgedruckt, besonders zum Beispiel aus Försters Artikel das, was er anerkennend und was er tadelnd über England sagt. Überhaupt wird mit der Kritik des eigenen Landes nicht gespart. In einem Artikel über die heutigen Probleme der Republik China sagt der ungenannte Verfasser sehr offen: „China ist nicht mit uns, es ist mit Deutschland. Deutschlands Sieg mag nicht gut sein für Europa, aber er wird gut sein für China“, und dann zählt er die Taten der englischen Politik auf, über die man in China empört ist. „Wie kamen wir in das Yangtsetal? Und unsere Anschläge auf Tibet? Und wie war es mit dem Opium? Das sind unauslöschliche Flecken.“ Rev. Frere schreibt in einem wirklich ergreifenden Artikel über die Feindesliebe: „Wir wollen doch mehr an die unter unsern Feinden denken, die sich im Kriege



mit ihren Brüdern in Christo finden und ebenso ernstlich wie wir versuchen, dennoch in der Liebe zu bleiben, mehr als an die „Junke“ oder „Sunne“, auf die übrigens, nebenbei gesagt, unsere Feinde kein Monopol haben.“ Ein anderer gibt seinem Unwillen darüber Ausdruck, daß Rekrutierungsaufrufe an den Kirchthüren angeschlagen sind, und daß manche Prediger in ihrer Predigt tatsächlich wie Rekrutierungsbeamte wirken. Auch wird kräftig Einspruch erhoben gegen Spionenriechelei, als ob jeder Deutsche in England ein Spion wäre, und gegen den Kampf wider den deutschen Handel. „Es ist unchristlich und unser als Nation äußerst unwürdig, jetzt den deutschen Handel zu vernichten. Wir wollen nicht reich werden auf ihre Kosten.“ Aber die Ursache des Krieges glauben die englischen Studenten freilich noch immer das Kindermärchen, daß es die „Ehre“ Englands erforderte, Belgiens wegen in den Krieg einzutreten; „sonst hätten wir die Freiheit unserer unschuldigen Freunde verraten“. Die „Kleine akademische Feldpost“ bemerkt dazu: „Es ist gut zu begreifen, daß diese Fiktion, England kämpfe für die kleineren und schwächeren Nationen, so zäh festgehalten wird. Das geschieht nicht nur bei der Regierung um der Rekrutierung willen, die ja nur so in Schwung kommen konnte, das geschieht auch bei den Christen. Denn weshalb kämpft England sonst? Wenn ihnen dieser edle und schöne Grund verloren geht, so bleiben keine Gründe mehr übrig, mit denen man sich vor seinem Gewissen und dem heiligen Gott sehen lassen kann.“

**Sittlicher Tiefstand der englischen Presse.** Noch am 19. Juni schrieb die *Financial News*: „Nach der ‚Frei. Ztg.‘ hat der Großherzog von Baden folgendes Telegramm von der Front an den Bürgermeister von Karlsruhe gesandt: ‚Der Kaiser telegraphiert mir seine tiefste Entrüstung über den gemeinen Angriff auf mein geliebtes Karlsruhe. Die armen, unschuldigen Opfer unter der Zivilbevölkerung haben ihn tief betrübt.‘ Es lohnt sich, daran zu erinnern, daß erstens der Kaiser den deutschen Fliegern den Befehl gab, man müsse sich besonders bemühen, die Kinder des Königs Albert zu töten; zweitens, daß er befohlen hat, den Unterseebootmannschaften, durch die Frauen und Kinder untergingen, eine doppelte Belohnung auszugeben; drittens, daß er persönlich die Marterung von dreijährigen Kindern befohlen und genau angegeben hat, welche Martern angewendet werden sollen. Ein Kommentar dürfte überflüssig sein. Solch ein Ausfälliger beschmutzt sogar die Telegraphenbräute, durch die seine Botschaften an den Großherzog von Baden gehen.“ — Zu diesem Geiste paßt die Mitteilung, die die *Times*, das bedeutendste und gelesenste Blatt in England, am 19. Juni mit Behagen abdruckte, und die von dem Tiefstand der öffentlichen Moral in England Zeugnis gibt: „Western nahm einer unserer braven Soldaten einen Deutschen gefangen und stieß ihm das Bajonett in den Leib mit den Worten: Das ist für die Lusitania“. Dann, nach einer kurzen Pause, durchbohrte er ihn zum zweitenmal:

Und das ist für mich selbst. Da ist keine Liebe mehr geblieben zwischen uns und dem Feind. Nicht lange vorher kam ein Deutscher auf uns zu mit dem Ausruf: 'Ich bin ein Christ.' Die Antwort war: 'Bist du wirklich ein Christ? Gut, dann hast du jetzt die Beförderung zum Engel.' Eine Kugel beendete das Leben eines deutschen Schurken." (Ref.)

**Die deutsche Presse.** Der Berichterstatter des *Dario de Barcelona* schreibt: „Kein anderes Land, mit Ausnahme Großbritanniens, besitzt ein so verbreitetes und mächtiges Leitorgan für die öffentliche Meinung. Die deutsche Presse begnügt sich nicht mit Nachrichten und Einzelheiten über den Krieg; denn diesbezügliche Berichte befinden sich in den militärischen Bekanntmachungen, die überall zugänglich sind. Ebensovienig lebt die deutsche Presse von der hohen Strategie und der hohen oder niederen Politik. Sie befaßt sich vielmehr mit dem Leben des Alltags. Sie arbeitet unermülich für denjenigen Teil Deutschlands, welcher den Krieg nicht führt, aber durchhält, welcher keine Armee darstellt, aber, wie die Armee, Tag für Tag und bis zum Ende widerstandsfähig bleiben muß. Die deutschen Feldherren und Soldaten wissen, wie man die Feinde des Vaterlands zu bekämpfen hat, und bekämpfen sie auch dementprechend; die deutschen Zeitungen lehren, wie man während des Krieges leben und den inneren Widerwärtigkeiten begegnen muß, wie man zu den unendlich großen wirtschaftlichen Bemühungen beizutragen hat durch Entfaltung aller Tatkraft, durch Beherrschung des Einzelwillens und durch Stärkung des allgemeinen Gehorsams und Vertrauens.“

Von Hindenburgs Gefinnung zeugt folgender an Stadtdirektor Tramm in Hannover gesandte Brief: „Das Vertrauen und Wohlwollen, welches mir von allen Seiten entgegengebracht wird, bewegt mich mehr, als ich auszusprechen vermag. Ich kann diesem Entgegenkommen gegenüber nur erwidern, daß ich nur meine Pflicht für König und Vaterland tue. Waren mir hierbei besondere Erfolge beschieden, so danke ich sie Gottes gnädiger Führung, meinem kaiserlichen Herrn, der mich auf meinen Posten berief, meinem treuen Gehilfen Ludendorff nebst seinen Mitarbeitern und der unvergleichlichen Ausdauer und Tapferkeit meiner Truppen. Auf solcher Grundlage bleibt für mich nicht viel Verdienst übrig. Meine Gedanken weilen oft im lieben Hannover. Die Freude am dereinstigen Wiedersehen vermischt sich mit der Behmüt bei dem Bewußtsein, daß bei der Heimkehr so mancher fehlen wird, der mir einst nahegestanden hat. Aber getrost vorwärts! Ob dann das gute Ende einige Wochen oder Monate eher oder später eintritt, spielt in dem gewaltigen Ringen keine Rolle.“

**Noschke im „Halbmondlager“.** Im Gefangenenlager zu Wünsdorf, Brandenburg, das bezeichnenderweise den Namen „Halbmondlager“ trägt, ist jetzt ein Bauwerk entstanden, das sich auf dem Boden

der Markt sonderbar genug ausnimmt. Um dem religiösen Bedürfnis der dort internierten Mohammedaner zu genügen, hat die preussische Heeresverwaltung eine Moschee erbauen lassen, die bis in die kleinsten Einzelheiten den orientalischen Moscheen gleicht. Das „Halbmondlager“ in Wünsdorf, das, von dem Russen-, Franzosen- und Belgierlager streng getrennt, fünfzehn Minuten vom Bahnhof entfernt liegt, enthält etwa 3800 bis 4000 Mohammedaner, Araber, Gurthas, Marokkaner, Sudan- und Senegalneger, die als Bundesgenossen der Franzosen und Engländer an der Westfront von unsern Truppen gefangenengenommen worden sind. Der Gottesdienst im Halbmondlager wird durch einen Hodscha geleitet, einen Priester, der sich unter den Gefangenen befindet, während das Amt des Rufers, der von der Spitze des Minaretts den Gläubigen die Stunde des Gebets anzeigt, von einem gleichfalls gefangenen Mollah bekleidet wird. Die Einweihung der Moschee hat unter Weisheit des türkischen Botschafters und der Militärbehörden stattgefunden.

**Rissionsarbeit unter den Kriegsgefangenen.** Tausende von Kriegsgefangenen sind außerhalb der Lager tätig in sogenannten Arbeitskommandos zu 30, 50, 80 und 100 in der Landwirtschaft, in Bergwerken, Moorkulturen usw. Dadurch bietet sich ein Weg, unter ihnen Neue Testamente und christliche Blätter in ihrer eigenen Sprache zu verteilen. Die Deutsche Kriegsgefangenenhilfe (Sekretär: P. Schrenk, Berlin E. 2, Kleine Museumstr. 5 b) stellt zu diesem Zweck Schriften, Testamente und Bibelteile in Französisch, Englisch, Russisch, Estnisch, Finnisch, Lettisch, Litauisch, Polnisch, Ruthenisch und Rumänisch zur Verfügung. Sie nimmt auch Gaben entgegen für diese wichtige Arbeit und für ihre sonstige Tätigkeit in den Gefangenenlagern. (Ref.)

**Flecken auf dem eigenen Schild.** D. Raftan schreibt in der „A. E. L. R.“: „Viele Deutsche können nicht vertragen, daß ein Deutscher seinen Finger auf Unrecht legt, daß Deutsche andern Völkern tun, obwohl das gerade aus dem sittlich besten Patriotismus heraus geschieht, aus dem Patriotismus, der an nichts schwerer trägt als an Flecken auf dem eigenen Schild. Wer alles nur sieht im trüben Lichte dieser Welt, der mag ja in dem Wahnsinn sich wiegen, als hätten Deutsche niemals schuld, als sei all ihr Leben und Treiben sozusagen engelrein. Aber können Christen das, deren Auge geklärt wird durch Licht der Ewigkeit? Vielleicht, ja zweifellos würden manche, wenn sie dieses läßen, sagen: Was soll das jetzt? O gerade jetzt muß solches gesagt sein, und zwar aus tief christlichem Patriotismus heraus. Nicht daß wir, auf das Ganze gesehen, in dieser großen, schweren Zeit den Vergleich zu scheuen hätten, den Vergleich mit den Russen und Franzosen, geschweige denn mit den Engländern und Italienern. Aber das ist nicht unsere Gerechtigkeit. Auch unser Konto ist keineswegs rein vor Gott. Die Gottlosigkeit war im Zunehmen im deutschen Volke; sittlich

sank dasselbe immer tiefer. Während andere Regierungen sich freimachten, hielten unsere deutschen Regierungen fest an dem von dem liederlichen Frankreich erfundenen Reglementieren der Unzucht, das niemals anders gewirkt hat und anders wirken konnte denn als ein Konzeffionieren derselben. Unser Volk aber lauschte auf die verschämte oder unverschämte Predigt von der freien Liebe und von dem Recht auf das Kind, die aus ästhetischen und sozialen Kreisen ihm entgegengetragen wurde. Lernbegierig lernte das deutsche Volk die Geburtenbeschränkung, um sich freizumachen von der Last der Kindererziehung und um so ungehemmter dem Amusement nachlaufen zu können, das in weiten Kreisen die Lebenslösung des deutschen Volkes geworden war. So konnte es nicht weitergehen. Gott läßt sich nicht spotten von den Menschen, und wenn sie noch so hoch sich blähen in ihrer Gottvergessenheit. Gott mußte seine Sprache reden, und er hat sie geredet und redet sie. Der entfesselte Krieg, der über uns gekommen ist, ist sein Gericht, sein Gericht auch über uns, über das deutsche Volk. Will das deutsche Volk siegen — nichts ist so nötig, so blutig nötig wie dies, daß es Buße tut. Das dem Volke zu sagen, oben und unten es auszusprechen, das ist mitten unter allem Selbstruhm und aller Selbstüberhebung, daran es unter uns nicht fehlt, christlicher Patriotismus. Wir Deutschen haben nicht eine Extrastellung in der Welt, daß wir ohne weiteres als Deutsche auf den da droben rechnen dürften als unsern Alliierten. Der da droben ist der Gott aller Völker, und alle haben gesündigt vor ihm. Er, der schließlich alles leitet, und zwar nach seinem Rat, den er nicht verborgen, sondern uns kundgetan hat in seinem Wort, wird denen helfen, die sich strafen lassen von seinem Zorn. Unsere Zuversicht auf seine Hilfe ist bedingt durch unsere Willigkeit, uns bußfertig unter sein Gericht zu beugen, bedingt durch unsere Willigkeit, was wir gewinnen an Stärke, Macht und Einfluß, einzustellen in den Dienst dessen, daß sein Reich komme und sein Wille geschehe. Das ist eine Rede, die vielen ärgerlich ist, die vielen nach Beschränktheit und Pietismus riecht, die zu führen wir Christen aber verpflichtet sind, nicht zuletzt verpflichtet gerade im Hinblick auf das Vaterland.“ — Dieser Patriotismus, der mit dem Gericht am eigenen Hause beginnt, der an nichts schwerer trägt als an Flecken auf dem eigenen Schild, und dem es vor allem darum zu tun ist, das eigene Land vor Unrecht und Blutschuld zu bewahren, wie rar ist er jetzt auch in Amerika, da unser Volk Unrecht säuft wie Wasser! Unsere Proteste gegen die schmählische Waffenausfuhr fließen darum letztlich auch nicht, wie man vielfach annimmt, aus der Sympathie mit den Deutschen und den übrigen Völkern Europas, unter denen unser Waffenhandel das Schlachten ins Ungehemmte steigert, sondern aus patriotischer Liebe zum eigenen Lande, dessen Schild wir von Blutschuld unbesleckt und rein bewahren möchten.

§. B.

## Literatur.

**Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:**

1. Synodalbericht des Wisconsin-Distrikts mit einem feinen Referat von P. F. G. Eggers über den ersten Teil des Themas: „Das Wesen der Reformation, behandelt nach seinen drei Grundprinzipien: Heilsprinzip, Schriftprinzip, Kirchenprinzip“, der also formuliert ist: „Das Heilsprinzip der Reformation: Christi Verdienst ist Grund der Gnade Gottes oder der Vergebung der Sünden, und nicht Menschenverdienst.“ 12 Cts.

2. Concordia Pastime Library, Vol. VIII: „Fourteen Days in a Mine.“ 25 Cts.

3. „Die Weihnachtsfeier am Christabend.“ Mit besonderer Berücksichtigung der gemischten Schule. Von W. Grebe. 5 Cts.; Duzend: 30 Cts.; 100: \$2.00.

4. Synodalbericht des North Dakota- und Montana-Distrikts mit einem Referat von P. G. Bügel über das Thema: „Simon Petrus, der Jünger und Apostel des Herrn“ (Schluß). 15 Cts. F. P.

**Blätter und Blüten.** Dargeboten von der Redaktion der „Abendschule“. Einundzwanzigster Band. Louis Lange Publishing Co. \$1.25; bei Vorausbezahlung der „Abendschule“: 50 Cts.

Wie die „Abendschule“ tapfer eingetreten ist für wahres Amerikanertum und die Wahrheit und gerechte Sache Deutschlands im gegenwärtigen Weltkriege, ist allen bekannt und auch vielfach öffentlich anerkannt worden in Deutschland sowohl wie in Amerika. „Wenn man das Titelblatt nicht sähe“, schreibt z. B. der „Reichsbote“ von der „Abendschule“, „würde man unbedenklich ein ferndeutsches und dazu christliches Familienblatt vor sich zu haben glauben, so ehrlich deutsch und so christlich wahr spricht sein Inhalt an. . . . Wir beglückwünschen das Deutschtum Nordamerikas warm zum Besitz eines so tapferen und ehrlichen Familienblattes.“ Ja, der gegenwärtige Krieg hat bewiesen, gerade auch von welcher politischen Bedeutung für unser Volk und Land solche Zeitschriften wie die „Abendschule“ sind, die der Wahrheit die Ehre geben, die Lügen an den Pranger stellen, der alles verpeckenden britischen Presse unsers Landes entgegenwirken, den Wahrheitsfinn und das Gewissen schärfen, die vergiftete öffentliche Meinung so viel als möglich desinfizieren und so das wahre Wohl unsers Landes fördern. Wir können darum der „Abendschule“ auch fernerhin nur Erfolg und weiteste Verbreitung wünschen. Auch das obige Buch bietet eine Fülle gesunden, interessanten und instruktiven Lesestoffes; insonderheit wird den Lesern die lebendige Schilderung des ersten europäischen Kriegsjahres willkommen sein. F. P.

**Johannes v. Hofmann.** Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Grundprobleme, der kirchlichen und politischen Bewegungen im 19. Jahrhundert von Lic. Dr. Paul Wapler. Mit Hofmanns Bildnis. Leipzig 1914. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. Berner Scholl. 396 Seiten 6×9. Preis: M. 9; gebunden: M. 10.

Vielleicht darf ich mit einer persönlichen Bemerkung beginnen. Hofmanns Name trat mir zuerst in meinem theologischen Triennium entgegen, als D. Stöckhardt nicht nur in seinen exegetischen Vorlesungen ihn öfters erwähnte, sondern auch sonst manches von ihm erzählte. Stöckhardt war Hofmanns Schüler in Erlangen gewesen, als dieser auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand, und war von ihm nachhaltig beeinflusst worden, hat auch seine Kommentare fleißig studiert und gebraucht, obwohl er später ganz andere Wege geführt wurde und die Aufstellungen seines früheren Lehrers oft scharf bekämpft hat. Seit dieser Zeit hat mich der Erlanger Exeget interessiert, ich habe gar manches von ihm und über ihn gelesen, mit besonderen Erwartungen griff ich nach diesem größeren Werke über sein Leben und Wirken und bin nicht enttäuscht worden. Es schildert nicht nur Hofmanns Person, Entwicklungsgang und Bedeutung als eines der einflussreichsten theologischen Lehrers des 19. Jahrhunderts, sondern ist wirklich auch, wie das Titelblatt sagt, ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Grundprobleme, der

kirchlichen und der politischen Bewegungen im 19. Jahrhundert. Dabei sind Hofmanns vielgenannte Hauptschriften, seine vielen Artikel in Zeitschriften, seine lebensvollen Briefe so ausgiebig benützt, daß man sich bald von der Genauigkeit der Berichterstattung überzeugt. Daß Hofmann kein bekenntnistreuer lutherischer Theolog war, ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt genug und oft in ihren Spalten gezeigt worden. Auch in diesem Werke treten seine modern-theologischen Ansichten, namentlich von der Schrift und der Lehre von der Versöhnung und Rechtfertigung, klar zutage, und das ganze Buch fordert sorgfältig prüfende theologische Leser. Aber ich meine, es hat auch seinen Wert, daß man einmal genauer sich unterrichtet, wie ein solcher Mann auf diese Wege gekommen ist, um sich vor allem Abweichen von Schrift und Bekenntnis aufs ernstlichste zu hüten. Was hätte dieser hochbegabte Mann und einflußreiche theologische Lehrer für eine Bedeutung für die Kirche gewonnen, wenn sein Lehren und Wirken allewege im Dienst der einen, reinen biblisch-lutherischen Wahrheit gestanden hätte! Dazu kommt, daß man von einem solchen festen, geschlossenen Charakter, wie Hofmann es war, so manches lernen kann, wenn man auch theologisch ganz anders steht, gerade so wie einer, der sich mit neutestamentlicher Exegese befaßt, Hofmanns eigenartige Kommentare ganz gewiß zur Anregung und mannigfachen Belehrung, namentlich in philologischen Hinsicht, lesen wird, wenn er ihm auch sachlich meistens nicht folgen kann. Das nicht immer ganz küssig geschriebene, aber stets inhaltsreiche Werk, dessen Urteilen wir oft durchaus nicht bestimmen können, behandelt Hofmanns Leben und Wirken in neun Kapiteln: „Die Nürnberg-er Heimatjahre, 1810—1827. Der Student, 1827—1832. Erlangen, 1832 bis 1842. Rostock, 1842—1845. Die Zeit des Aufstiegs in Erlangen, 1845—1851. ‚Der Schriftbemeis.‘ Die Blütezeit der Erlanger Fakultät, 1851—1863. Der Politiker, 1863—1869. Die letzten Lebensjahre, 1870—1877.“ — Vorstehendes war schon vor längerer Zeit geschrieben, als wir kürzlich in einem deutsch-ländischen Blatt eine Nachricht über den Verfasser lasen. Der junge, arbeitsfreudige und tüchtige Gelehrte, zuletzt Oberlehrer in Magdeburg, kämpfte mit auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Seit Monaten schon wird er vermißt und ist also wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden. L. F.

**Theodor Kolbe.** Ein deutscher Kirchenhistoriker. Von D. Hermann Jordan. Mit Kolbes Bildnis. Leipzig 1914. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Berner Scholl. 199 Seiten  $5\frac{1}{2} \times 8\frac{1}{2}$ . Preis: M. 4.50; gebunden: M. 6.

Professor Jordan, der sechs Jahre lang in demselben Fache der Kirchengeschichte und an derselben Universität Erlangen mit Kolbe gearbeitet hat, hat hier ein sehr anziehendes und lehrreiches Lebensbild seines älteren Kollegen entworfen. Er bietet damit, wie dies von jeder guten Biographie gilt, zugleich einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der letzten fünfzig Jahre. Kolbes Leben begann in engen, kümmerlichen äußeren Verhältnissen; auch in der Studenten- und Privatdozentenzeit war es entbehrungsreich; aber schließlich wurde er ein vielgehörter Universitätslehrer und weitbekannter Gelehrter. Außerlich war es auch dann ein schlichtes Leben. Kolbe lebte ganz und gar seinen Vorlesungen und seinen Studien, ohne Drängen in die Öffentlichkeit, ein echtes deutsches Gelehrtenleben; aber der Mann selbst war eine charaktervolle Persönlichkeit, und von einer solchen Person läßt sich immer so manches lernen. Sein Spezialgebiet war die Reformationsgeschichte, und seine Forschungen, aus denen sein zweibändiges Leben Luthers und seine *Analecta Lutherana* hervorgegangen sind, sichern ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Wissenschaften. Beide Werke wurden viel von D. Hoppe bei der Arbeit an unserer großen Lutherausgabe gebraucht und werden oft zitiert. Lediglich als Historiker betrachtet, zeichnete sich Kolbe besonders aus durch verschiedene Anwendung der Gedanken Leopolds von Ranke auf die Kirchengeschichte; er war der modernen Geschichtsphilosophie abgeneigt und suchte festzustellen, was geschehen war, und dann in schöner, aber unbedeutender Weise darzustellen; er untersuchte die vorhandenen Quellen und suchte neue zu erschließen. In dieser Weise hat nun auch Jordan sein Leben beschrieben. Die Darstellung ist geschickt, aber überall merkt man die genaue Forschung durch, wie auch überall die Belege angegeben werden. Die einzelnen Abschnitte behandeln: „Kindheit und Jugend bis zur Universität, 1850—1869. Die Universitäts- und Hauslehrerzeit bis zur Habilitation, 1869

bis 1875. Die Marburger Jahre, 1875—1881. Der Erlanger Professor. Die literarische Arbeit in Erlangen. Kolbes Auffassung von Geschichte und Kirchengeschichte. Der Theolog. Der Politiker. Das Ende (21. Oktober 1913).“ Von den vielen guten Bemerkungen, die wir uns bei der Lektüre angeeignet haben, sei nur eine hier wiedergegeben. In den Tagen des Streites mit Paul Rajunte, dem freibaren römisch-katholischen Pfarrer und früheren Redakteur der Berliner „Germania“, der Luthers Person schändlich angegriffen hatte, und den Kolbe gründlich abfertigte,<sup>1)</sup> schrieb der letztere in sein Tagebuch: „Ich möchte mit Kolbe sagen: Nicht nach Ruhe sehne ich mich, aber nach Stille. Ich bin in diesen Tagen vor lauter Arbeit nicht dazu gekommen, in meinem griechischen Testament zu lesen. Das darf nicht wieder vorkommen. Ich fühle mich darüber ganz öde und leer.“

L. F.

### Hindenburg-Bild. Von Karl Bauer. Verlag für Volkskunst. Stuttgart. 20 Pf.

In einer Beurteilung dieses wahrhaft künstlerischen Bildes schreibt der Kunstschriftsteller A. Dobshy: „Das Bild stammt von dem ausgezeichneten Münchner Künstler Karl Bauer, der in seinen Gemälden und Zeichnungen deutscher Charakterköpfe schon so manchen wertvollen Beitrag zur Kenntnis berühmter Männer gegeben hat. Was Hindenburg in den sieben Monaten, seit sich vor unsern Augen das gewaltige Ringen der Völker miteinander abspielt, geleitet hat, ist so groß und wunderbar, daß sich keine beliebige Formel dafür finden läßt. Mit schier übermenschlicher Kraft hat er als oberster Befehlshaber einer nach Hunderttausenden zählenden Schar tapferer deutscher Krieger es verstanden, den Kriegsschauplatz auf russischen Boden zu übertragen und so unser teures Vaterland fast ganz vor den Schreden des Krieges zu bewahren. Und immer, wenn die wilden Horden ihre Einbruchversuche unternahmen, war es die glänzende strategische Begabung, war es die geniale geistige Überlegenheit des zu den höchsten Taten berufene Mannes, der sie jurückschlug. Erst in der großen blutigen Masurenschlacht des November, die zu einem in der Geschichte einzig dastehenden Siege wurde, und dann drei Monate später in der zweiten Schlacht auf gleichem Boden, die mit der völligen Niederlage und dem Zusammenbruche der wichtigsten russischen Offensivkraft endigte. Lebend und doch voll freudiger Zuversicht haben wir hier in Deutschland auf den Ausgang dieser Riesenkämpfe gewartet. Da kamen die Nachrichten, erst unbestimmt und nicht in ihrem ganzen Umfange der Bedeutung, dann aber folgte Siegesmeldung auf Siegesmeldung, und wir wußten, unser Hindenburg hat wiederum Wundervolles getan. Siegesglocken und Dankgebete drangen zum Himmel. Und das Bild des genialen Heerführers stand in den Schaufenstern, und voll Ehrfurcht trat man davor. Und jedes neue Bild, und war es auch das bescheidenste, das uns das Antlitz dieses Mannes vor Augen führte, wurde mit der gleichen Bewunderung willkommen geheißen. Diese wird man wohl jetzt auch dem Bilde entgegenbringen, das Karl Bauer uns geschenkt hat. Das ganze schlichte, aber von ungeheurer Willenskraft erfüllte Antlitz des Generalfeldmarshalls blickt uns so lebendig und lebensvoll an, als wolle er mit uns sprechen. Jede Pose fehlt, nicht anders als der einfache Mann, den sein Kaiser zur höchsten militärischen Stellung berief, und der sie ausfüllt wie selten einer in der Geschichte, so steht er vor uns. Als zweites Bild Karl Bauers soll das des Großadmirals von Tirkpiß erscheinen.“

Der Verlag des Schriftenvereins, Zwickau i. S., hat uns zugehen lassen:

1. „Zion, halte deine Treu!“ Soldatenpredigt über Luth. 12, 48 b, seinen im Felde stehenden Gemeindegliedern gewidmet von D. Werbemann. 10 Pf.; 25: M. 2.25; 50: M. 4; 100: M. 7. „Es sind Worte eines Seelsorgers, gewissenwendend und herzogewinnend, die gewiß weit über den Kreis hinaus, für den sie zunächst bestimmt waren, Segen stiften werden.“

1) Luthers Lebensende. Eine historische Untersuchung von Paul Rajunte. — Luthers Selbstmord. Eine Geschichtsklüge P. Rajuntes, beleuchtet von Th. Kolbe. — Die historische Kritik über Luthers Lebensende. Von Paul Rajunte. — Noch einmal Luthers Selbstmord. Erwiderung auf Rajuntes neueste Schrift von Th. Kolbe.

2. „Kraft und Trost im Kriegswetter.“ Heft 1—4. Das Heft 5 Pf.; 100, auch gemischt: M. 4. „Diese Heftchen enthalten kürzere und längere Geschichten, wie sie in dem jetzigen und in früheren Kriegen wirklich erlebt worden sind. Wenn sie Anklang finden, soll die Reihe fortgesetzt werden.“ F. B.

**Das Helmentum in der Bibel.** Von D. Carl Klingemann, Generalsuperintendent. Verlag von Alex. Schmidt, Bonn. M. 1; geb.: M. 1.25.

Dies Büchlein bietet dreißig kurze Betrachtungen über biblische Texte aus dem Alten und Neuen Testament mit Anwendungen auf die gegenwärtige Kriegszeit. F. B.

**DEVOTIONAL READINGS FROM LUTHER'S WORKS for Every Day of the Year.** By Rev. John Sander, L. H. D. Augustana Book Concern, Rock Island, Ill. Cloth, \$1.00; half-morocco, gilt top, \$2.00.

Der Verlag sagt von dieser Schrift: „These selections have been made chiefly from Luther's sermons and devotional writings. The aim has been to introduce Luther to a larger circle of English readers. Luther and his work are not known in this country as they should be. America does not realize what an inheritance she has received from Luther and the Lutheran Reformation. The best way to understand Luther is to have Luther himself speak. The chief aim of the book, however, has been to give the reader a better understanding of the Holy Scriptures, to bring him to Christ, and to furnish him comfort and consolation in his Christian faith.“ Wir begrüßen dies Buch als eine passende Vorbereitung auf das kommende vierhundertjährige Reformationsjubiläum 1917. F. B.

**BIBLICAL ARCHAEOLOGY.** By L. Berkhof, B. D. Eerdmans-Sevensma Co., Grand Rapids, Mich. \$1.00.

Diese Schrift behandelt 1. die Geographie des Heiligen Landes, 2. das bürgerliche Leben der Juden, 3. ihr religiöses Leben. Die Anordnung ist übersichtlich und die Sprache hüdnig und leicht verständlich. Wie durch archäologische Studien gelegentlich auch auf eine Schriftstelle Licht fällt, zeigt z. B. folgender Abschnitt: „The formalities of social life were characterized by gracefulness and generosity. The most ordinary greeting was, 'Peace to thee' (Judg. 19, 20; 1 Chron. 12, 18), or, 'The Lord be with you,' to which the rejoinder often came, 'The Lord bless you' (Ruth 2, 4). These greetings were in many cases accompanied with several fixed inquiries to show respect and interest. Since this caused no little delay, our Savior commanded the seventy to salute no man by the way. The accompanying movements of the body also required considerable time. Ordinarily a person would place the right hand on the left breast and bow low, though sometimes he would pass through a whole series of movements. On meeting dignitaries or other persons of high station, it was customary to get down on the knees, touch the earth with the forehead, and even kiss the feet of the person in question. One riding on a horse or camel generally dismounted on such occasions.“ Den Satz: „Even after man's fall in sin the *semen religionis* (seed of religion) is still latent in his heart, and will develop under proper conditions through the operations of the Holy Spirit“ wird man semipelagianisch deuten. Abgesehen von etlichen ähnlichen Stellen, scheint uns dies Buch seinen Zweck gut zu erfüllen. F. B.

**NORTHWESTERN PUBLISHING HOUSE, MILWAUKEE,** hat uns zugehen lassen:

1. „Predigten, gehalten bei der Eröffnung der Wisconsinynode und der Jubelfeier des Northwestern College zu Watertown von P. C. E. Bergemann und P. C. Gauswitz.“ 5 Cts.

2. „Warum sind Christian Science und Christentum schlechterdings unvereinbar?“ Von P. J. Zenny. 5 Cts.



3. „Verzeichniß aller Lehrverhandlungen der Synode von Wisconsin u. a. St. von 1868 bis 1914.“ 5 Cts.

4. Verhandlungen der Synode von Minnesota u. a. St. mit einer Arbeit von P. R. Heidmann über das Thema: „Wie kämpfen wir erfolgreich gegen das in die Kirche eindringende Weltwesen?“ 10 Cts. J. P.

AUGUSTANA BOOK CONCERN, ROCK ISLAND, ILL., hat uns zugesandt:

„Augustanasynodens Referat 1915.“ Dieser Bericht enthält die Vorlagen und Beschlüsse der Versammlung in Minneapolis und ausführliches statistisches Material über die Augustanasynode und ihre Arbeit. J. P.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

Der „Lutheran“ und die lutherischen Theologen Deutschlands. Der *Lutheran* vom General Council sagt richtig: „The Lutheran Church in Germany is at best a much-divided and distracted body. It is beset with unionism and rationalism on all sides.“ Dann aber setzt er hinzu: „There is still a large and powerful remnant, which holds fast to the principles of the Reformation, and which clings to the Confessions with unshakable devotion. This remnant is represented in the Allgemeine Konferenz, of which the General Council is a part. It constitutes the bulk of the German Lutheran Church, and, under such leaders as Ihmels, Kasten, and others, is making its influence increasingly felt. It is certain that it will not listen to the siren voice of ecclesiastical unionism and nationalism under the strain and stress of the present sad war.“ Wir wünschten von Herzen, daß wir diesem Urteil beistimmen könnten. Aber der *Lutheran* ist mit seinem Urteil im Irrtum. Um nur bei D. Ihmels stehen zu bleiben, den er an erster Stelle nennt, und der auch in landeskirchlichen Kreisen als der Hauptvertreter des echten Luthertums gilt, so steht leider die Sache so, daß das Urteil über Ihmels geradezu umgekehrt lauten muß. Ihmels hält nicht an den Prinzipien der Reformation und dem lutherischen Bekenntnis fest, sondern bekämpft die Prinzipien der Reformation und die Lehre des lutherischen Bekenntnisses. Zu den Prinzipien der Reformation gehört doch vor allen Dingen die Lehre, daß die Heilige Schrift Gottes unfehlbares Wort ist, und der Glaube der Christen allein aus Gottes Wort entspringt und allein auf Gottes Wort sich gründet. D. Ihmels aber hat die Schrift als inspiriertes und unfehlbares Wort Gottes aufgegeben, und er gründet daher auch den Glauben der Christen anstatt allein auf Gottes Wort auf das sogenannte „Erlebnis“, das dem Menschen durch die geschichtliche „Wirklichkeit“ Christi „aufgedrängt“ werde. Daß dies Ihmels' theologische Stellung ist, davon kann sich der Schreiber im *Lutheran* überzeugen, wenn er Ihmels' „Zentralfragen der Dogmatik“ (2. Aufl., S. 56 ff. und S. 87 ff.) nachliest. An der ersteren Stelle bekämpft Ihmels ausdrücklich den „Offenbarungsbegriff“ der Reformation mit den üblichen modern-theologischen Redensarten wie „intellektualistisches Offenbarungsverständnis“, „medanische Inspiration“ usw. An der letzteren Stelle behauptet er, daß der ersten Jünger Glaube an Christum nicht durch Christi Wort entstanden,

sondern „vielmehr aus dem Eindruck der Wirklichkeit erwachsen (sei), unter dem die Jünger täglich standen“. Ihmels setzt auch noch hinzu: „Auch heute ist nur das wirkliche Glauben an Jesum Christum, der durch seine Erscheinung selbst dem Menschen aufgedrängt wird. Man kann es gar nicht ernstlich genug aussprechen, daß, wenn Jesus wirklich der ist, als den ihn die Kirche bekennt, er auch selbst imstande sein muß, durch seine Wirklichkeit von dieser Wirklichkeit zu überführen.“ Kurz, Ihmels leugnet so entschieden wie möglich, daß wir Menschen in diesem Leben Christum nur durch die Offenbarung in seinem Wort haben, und daß der christliche Glaube als Korrelat stets Christi Wort fordert. Ihmels' Stellung zum principium cognoscendi wird getroffen durch die bekannten Worte der Schmalkaldischen Artikel: „In diesen Stücken, so das mündliche, äußerliche Wort betreffen, ist fest darauf zu bleiben, daß Gott niemand seinen Geist oder Gnade gibt ohne durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Wort. Damit wir uns bewahren vor den Enthusiasten, das ist, Geistern, so sich rühmen, ohne und vor dem Wort den Geist zu haben. . . . Der Enthusiasmus steket in Adam und seinen Kindern von Anfang bis zum Ende der Welt, von dem alten Drachen in sie gestiftet und gegiftet, und ist aller Kezerei, auch des Papstes und Mahomets, Ursprung, Kraft und Macht. Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament.“ (Müller, S. 321 f.) Wir sind fest davon überzeugt, daß der Lutheraner sein Urteil über Ihmels nicht aufrechterhalten wird, sobald er sich über Ihmels' theologische Stellung orientiert hat. Ihmels gehört nicht zu dem „remnant“, der „die Prinzipien der Reformation“ vertritt, sondern zu dem großen Haufen der modernen Theologen, die von den Prinzipien und der Lehre der Reformation abgefallen sind. F. P.

**Weiteres über Ihmels' Theologie.** Da Ihmels das christliche „Erlebnis“ nicht lediglich auf das Schriftwort gegründet sein läßt und damit das Schriftprinzip aufgegeben hat, so nimmt er auch in bezug auf andere Hauptpunkte der christlichen Lehre eine unsicher tastende Stellung ein. So in der Lehre von Christi Person. Anstatt sich rückhaltlos zur „Zweinaturnlehre“ der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses zu bekennen, äußert er sich so: „Run unterliegt ja die ganze Lehrweise“ (scil. von den zwei Naturen in Christo) „unzweifelhaft nicht geringen Schwierigkeiten, und unser Glaubensinteresse hängt an der Gottheit Christi selbst, nicht an einer bestimmten Lehrform. Aber die Versuche, die wir erhalten haben“ (Ihmels denkt dabei auch an Seeberg), „scheinen mir doch zu bestätigen, daß das altkirchliche Interesse, das man auch dort festhalten will, konsequent verfolgt, immer wieder dazu zwingt, an jene Lehrweise anzuknüpfen, mag sie auch der Fortbildung noch so bedürftig sein, und schon der Ausdruck einer Zweinaturnlehre selbst ernstlichen Bedenken unterliegen.“ (Zentralfragen, S. 185.) So redet kein Theolog, der an den Prinzipien der Reformation und dem lutherischen Bekenntnis festhält. In bezug auf die Person Christi liegt doch die Sache unzweifelhaft so: Wenn Christus nicht bloß sogenannter Gott und bloß sogenannter Mensch, sondern im wesentlichen Sinne des Wortes sowohl Gott als Mensch ist, *μονογενής παρὰ πατρός* und *γενόμενος ἐκ γυναικός*, so liegt klar zutage, daß der Ausdruck „Zweinaturnlehre“ nicht „ernstlichen Bedenken unterliegt“, sondern durchaus adäquat ist. Es ist daher auch an die „Zwei-

naturenlehre“ nicht bloß „anzuknüpfen“, sondern die „Zweinaturenlehre“ ist voll und ganz zu lehren und zu bekennen. Der „Fortbildung“ ist diese Lehre weder bedürftig noch fähig, weil keine Gedankenoperationen der Theologen der Gegenwart oder der Zukunft an der wesentlichen Gottheit und der wesentlichen Menschheit und ihrem Verbundensein in der einen Person Christi auch nur das Geringste ändern können. Mit Recht hat daher Alexander von Ettingen gemahnt, von der Beanstandung der „Zweinaturenlehre“ abzusehen. Er sagt: „Was in dem alten weihnachtlichen Lutherliede mit dem Ausdruck ‚Gott von Art‘ schlecht und recht, jedem Christenmenschen verständlich, von dem in die Welt gekommenen ‚Sohn des Vaters‘ gesagt ist, entspricht genau jenem dogmatischen Terminus.“ (Dogmatik II, II, 50.) Ihmels’ Preisgebung des Schriftprinzips bringt ihn auch in Kollision mit der christlichen Lehre von der Trinität. Ihmels will die wesentliche Gottheit Christi festhalten. Aber daran schließt er die Bemerkung: „Dann ergibt sich freilich, daß der Begriff der Person, wenn er auf das innertrinitarische Leben Gottes angewandt werden soll, nicht im Sinne einer individuellen Persönlichkeit verstanden werden darf.“ (Zentralfragen, S. 184.) Wie diese Worte lauten, ist Ihmels noch der Ansicht, daß „die individuelle Persönlichkeit“ von Vater, Sohn und Geist sich nicht mit der Einheit des göttlichen Wesens vertragen. Das ist aber prinzipiell der Standpunkt aller Gegner der christlichen Trinitätslehre. Diese haben je und je behauptet, daß die tres realiter distinctae personae und der unus Deus sich nicht zumal festhalten lassen. Ihmels will mit der Abweisung der „individuellen Persönlichkeit“ die christliche Trinitätslehre nicht verspotten, wie es offenbar Seeberg tut, wenn er von der Etablierung einer himmlischen Familie redet. (Grundwahrheiten, S. 122.) Aber jeder, der die „individuelle Persönlichkeit“ abweist, weist sachlich die christliche Trinitätslehre ab. Die „Person“ in der heiligen Dreieinigkeit ist stets individuell, *ἄλλος καὶ ἄλλος καὶ ἄλλος*, oder sie ist überhaupt nicht Person, sondern „*pars aut qualitas in alio*“. Wie die Augustana „Person“ definiert: „Und wird durch das Wort Persona verstanden nicht ein Stück, nicht eine Eigenschaft in einem andern, sondern das selbst besteht“ (proprie subsistit, individuelle Existenz hat), „wie denn die Väter in dieser Sache das Wort gebraucht haben.“ (Art. 1.) An Ihmels’ Entgleisung in der Trinitätslehre ist aber wiederum die Tatsache schuld, daß er das Schriftprinzip verlassen hat und die Lehre aus dem sogenannten „Erlebnis“ und erkenntnistätig konstruieren will. Wo immer wir bei der Darlegung der christlichen Lehre und insonderheit bei der Darlegung der Lehren von Christi Person und der heiligen Dreieinigkeit uns nicht allein an Gottes Wort halten, da reden wir nicht mehr „erkenntnistätig“, sondern einbildungsmäßig. Wie Luther so oft erinnert: „Der Glaube muß sich am Worte halten. Vernunft kann hier nichts tun, denn sprechen, es sei unmöglich und wider sich selbst, daß drei Personen, eine jegliche vollkommener Gott, und doch nicht mehr denn ein einiger Gott sei, und allein der Sohn Mensch sei.“ „Es ist gewiß, daß Gott will von uns erkannt sein hier im Glauben, dort ewiglich im Schauen, wie er sei ein einiger Gott und doch drei Personen; das ist unser ewiges Leben, Joh. 17. Hierzu hat er uns sein Wort und die Heilige Schrift gegeben.“ (St. L. III, 1928. 1923.) Wir Amerikaner müssen uns auch nicht dadurch imponieren lassen, daß die Erlebnis-theologie auf die Solo-

Scriptura-Theologie geringschätzig herabblüht und das Prädikat „wissenschaftlich“ für sich in Anspruch nimmt. Die Sache steht doch in Wirklichkeit so, daß alle Aussagen über die christliche Lehre, die wir uns außerhalb und neben dem Wort Christi erlauben, mera verba, praeterea nihil, sind. Wie St. Paulus 1 Tim. 6, 3 ff. konstatiert: „So jemand nicht bleibt bei den gefunden Worten unsers Herrn Jesu Christi, . . . der ist verdüstert und weiß nichts“, *μηδὲν ἐπιστάμενος*, ist ein Ignorant. Aber auch vom Standpunkt der Vernunft, resp. der Logik, aus betrachtet, ist die Theologie, die sich auf das „Erlebnis“ oder die „Erfahrung“ oder das „christliche Bewußtsein“ stellt, unwissenschaftlich. Sie bewegt sich methodologisch fortwährend in einem Zirkel. Der Zirkel besteht darin, daß man die „Erfahrung“ durch die „geschichtliche Wirklichkeit“ und die „geschichtliche Wirklichkeit“ wiederum durch die „Erfahrung“ bestimmt sein läßt. Die „Erfahrung“ oder das „Erlebnis“ wird zugleich als Produkt und als Kritiker der „geschichtlichen Wirklichkeit“ behandelt. Die Wissenschaftlichkeit dieses Verfahrens liegt auf gleicher Höhe mit dem Verfahren des berühmten Barons, der sein Pferd und sich selbst an dem eigenen Kopfe aus dem Sumpf zog. Wir üben diese Kritik nicht gern. Aber die Pflicht erfordert es, daß wir die amerikanisch-lutherische Kirche, soviel an uns ist, vor dem Einfluß einer Theologie bewahren, die als Vertreterin der Prinzipien der Reformation auftritt und empfohlen wird, tatsächlich aber mit den Prinzipien der Reformation gebrochen hat und diese Prinzipien bekämpft.

F. P.

Ein verunglückter Versuch, für die ohioisch-iowasche Lehre von der Bekehrung Johann Gerhard ins Feld zu rücken, macht D. Stellhorn in den „Theologischen Zeitblättern“ für Juni 1915. Wir hatten vor einem Jahre zu dem Satze Prof. Fritschels, daß Erkenntnis und Weisfall nacheinander vom Heiligen Geist gewirkt werden, und der Mensch erst durch schließliches Hinzukommen der *aducia* bekehrt werde, gesagt, das sei falsch geredet, denn die Erkenntnis, von der wir im Artikel vom rechtfertigenden Glauben reden, sei eine gläubige Erkenntnis, eine Erkenntnis, verbunden mit Weisfall und Zuversicht; der Weisfall, an den wir bei der Definition des Glaubens denken, sei ein mit der Erkenntnis gegebener, der die Zuversicht in sich faßt usw. Daß Prof. Fritschel nicht nur begrifflich und ihrer verschiedenen Funktion nach — das tun wir auch — die Elemente des rechtfertigenden Glaubens unterscheidet, sondern zwei Elemente desselben entstehen läßt, ehe die eigentliche Bekehrung stattfindet, schien uns ein Gedanke, der nur zu neuer Verwirrung führen muß zu einer Zeit, da man sich auch von gegnerischer Seite bemüht, einmal den *status controversiae* ganz klar ins Licht zu stellen. Der *status controversiae* wird durchaus verschoben, wenn man statt des rechtfertigenden Glaubens, des Ergreifens der Gnade Gottes in Jesu Christo, mit Definitionen umgeht, die weit genug sind, auch den historischen, den Kopfglauben, und schließlich auch den Köhlerglauben zu umspannen. Daß es ein Kennen und Fürwahrhalten gibt, das in seinem Objekt zwar dem gläubigen Kennen und Fürwahrhalten gleich ist, das aber nicht Glaube genannt werden kann, weil das gläubige Aneignen des Erkenntnis und Fürwahrgehaltenen fehlt, ist keine neue Unterscheidung. Unsere alten Dogmatiker machen sie auch. Wir können uns gar wohl ein Wissen und Zustimmung denken, das bei einem Unitarier sich findet, wenn er das Leben

Jesu in den Evangelien lieft; er mag das für wahr halten, für historisch korrekte Berichte. Erfasst er aber Jesum nicht als seinen Heiland, eignet sich für seine Person das Verdienst Jesu nicht an, so ist der Glaube nicht da, wenn auch das Objekt des Wissens, des Fürwahrhaltens, dieselben Wahrheiten sind, welche der Christ kennt und für wahr hält. In diesem Sinne kann man allerdings sagen, es kann Wissen und Zustimmung vorhanden sein, ohne daß die Zuerficht hinzugekommen ist, und ehe sie hinzukommt. Immermehr ist das aber in diesem Falle der christliche Glaube nach seinem ersten und zweiten Stück, zu denen nur die fiducia noch hinzuzukommen hätte, damit der rechtfertigende Glaube da sei. Und hier findet sich die Differenz zwischen uns und der Darstellung, die wir letztes Jahr beanstandeten. Man läßt da den rechtfertigenden Glauben so entstehen, daß sich erst Erkenntnis, dann Beifall einstellt, bis der Mensch schließlich durch Schaffung der Zuerficht belehrt werde. Hier wird eben die Distinktion aus dem Auge gelassen, auf die wir eben aufmerksam gemacht haben. Vom rechtfertigenden Glauben ist nicht als erstes Drittel die Erkenntnis, als zweites Drittel die Zustimmung zum Erkannten da, bis schließlich als drittes Drittel die Zuerficht sich einstellt. Man kann wohl von einem Bekehrten, der im unbekehrten Zustand lange Zeit eine nur historische Erkenntnis der Heilstatfachen hatte, sagen, dadurch, daß er sich jetzt auf die Verheißungen des Evangeliums verläßt, ist er ein Gläubiger geworden, hat nun auch die fiducia, wobei jedoch gar wohl zu beachten ist, daß seine Erkenntnis nun eine andere, sein Fürwahrhalten nun ein anderes, nämlich ein vertrauensvolles, das Heil in Christo froh ergreifendes, seliges, geworden ist, und daß er nun vor Gott gerechtfertigt ist, weil es eben ein solches dem Verdienst Christi trautes Wissen und Bestimmen wurde in dem Augenblick, als Gott das Licht des Glaubens in ihm anzündete. Gerhard bezeichnet es als eine vitiosa collectio, wenn die Päpstlichen sagen, die Erkenntnis sei etwas, was dem Glauben vorausgehe; er macht darauf aufmerksam, daß Erkenntnis ohne Beifall und Zuerficht eben nicht Glaube ist. (Loc. de Justif., 69.) So urteilte auch Chemnitz in seinem Examen: es gebe wohl eine allgemeine Erkenntnis und Fürwahrhalten der Schriftwahrheiten, vor und ohne fiducia, weßwegen einer aber gleichwohl ein Ungläubiger sein könne; denn das sei nicht rechtfertigender Glaube. Der rechtfertigende Glaube setze vielmehr als Erfassung Christi und seines Heiles solch historische Kenntnis voraus und schließe sie in sich. In unserm Bekenntnis wird von der Erkenntnis (notitia) dasselbe gesagt, was sonst von der Zuerficht (fiducia) gesagt wird, daß sie nämlich der Glaube sei; denn Objekt dieser Erkenntnis, sofern sie ein Element des rechtfertigenden Glaubens ist, seien die Verheißungen des Evangeliums: Augsb. Konf., Apologie, 101; und bald danach heißt der Beifall (assensus) „fides proprie sic dicta“. (Ebenda, 113.) Ganz offenbar fällt unserm Bekenntnis das Erkennen, die Zustimmung und die Zuerficht im rechtfertigenden Glauben in eins zusammen. Und dasselbe gilt von Gerhards Abhandlung über diesen Punkt (sie ist sehr ausführlich) in seinen Loci. D. Stellhorn druckt folgendes in den „Theologischen Zeitblättern“ aus dem schon erwähnten Aufsatz ab: „Und Johannes Gerhard: Wir handeln hier vom rechtfertigenden Glauben, der umfaßt Erkenntnis, Beifall, Zuerficht. In Absicht auf Erkenntnis und Beifall hat er seinen Sitz im Verstande und hat als Gegenstand alles und nur Gottes Wort, in den prophetischen und

apostolischen Schriften uns offenbart, in Absicht auf die Zuerficht im Herzen oder Willen und hat als Gegenstand die evangelischen Verheißungen von Christo als Mittler. Daher kommt der theologische Grundsatz: „Wenn vom Glauben geredet wird, bezieht es sich bald mehr auf die Erkenntnis, bald mehr auf die Zuerficht. . . .“ Man möchte da vor allem fragen, wie sich aus diesen Worten Gerhards eine Stütze für die Beschränkung der Belehrung auf *creatio fiducia*, wie sie in Prof. Fritschels „Antwort auf Piepers Schrift“ vorliegt, konstruieren läßt. Aber noch mehr. Statt sein Zitat aus Gerhard in einer punktierten Linie auslaufen zu lassen, hätte der Verfasser des Artikels nur weiter übersetzen sollen, was Gerhard über den rechtfertigenden Glauben schreibt. Er wäre dann schon im nächsten Abschnitt (Ausgabe Preuß, Locus XVI, sec. 68) auf die Worte gestoßen: „Der Weisfall setzt immer die Erkenntnis voraus“; „der Glaube ist Weisfall, also auch Erkenntnis; denn einer nicht erkannten Sache kann man nicht zustimmen. Der Glaube ist Zuerficht, also auch Erkenntnis; denn einer unerkannten Sache kann man nicht Zuerficht entgegenbringen“. Und im nächsten Abschnitt: „Der Glaube ist keine bloße Erkenntnis (*nuda notitia*), sondern dazu auch (*insuper*) Weisfall, dem wir auch noch (*insuper*) die Zuerfucht hinzufügen.“ Und sec. 72: „Einem Glauben, der nur Erkenntnis und Weisfall wäre und nicht zugleich Zuerficht, würden die Folgen nicht zugeschrieben werden können, die die Schrift dem rechtfertigenden Glauben zuschreibt.“ Und am Schlusse der Abhandlungen, die sich über fünfzig enggedruckte Quartseiten erstreckt: „Der Glaube ist also ein aus der erkannten und durch vollen Weisfall anerkannten Wahrheit des göttlichen Wortes hervorgehendes zuerfichtliches Ergreifen der göttlichen, im evangelischen Worte durch den Mittler Christum angebotenen Gnade.“ Inwiefern unterscheidet sich diese Definition von der Darstellung in „L. u. W.“ letzten Jahres, gegen die sich D. Stellhorn in den „Zeitblättern“ richtet? Es ist doch ganz klar, daß die Stelle aus Gerhard das Gegenteil von dem beweist, was sie beweisen sollte. Fast wörtlich ist in der Definition Gerhards das wiedergegeben, was wir vor einem Jahre schrieben. Nicht zu übersehen ist, daß Gerhard in seiner Behandlung dieses Lehrstücks den römischen Gegensatz, wie ihn Bellarmin vortrug, im Auge hatte.

Ob die nötigen Zweidrittel für Annahme der Vereinigungsartikel gestimmt haben, als diese 1914 der Norwegischen Synode vorlagen, ist eine Frage, über die man sich in der Norwegischen Synode nicht einig ist. In einem Artikel im *Lutheran Herald* (Nr. 35) erklärt Prof. Preuß vom Luther College, Decorah, daß die nötigen Zweidrittel der Stimmen bei dieser Abstimmung nicht zusammengebracht worden seien. Die Sache ist wichtig; denn nach der Konstitution der Synode ist eine Zweidrittelmajorität erforderlich. Der Redakteur des *Lutheran Herald* beilegt sich, die Aussage Prof. Preuß' zu entkräften, indem er darauf hinweist, daß in Sioux Falls 360 für und 170 gegen Annahme der Unionsartikel gestimmt hätten. „This is more than two-thirds majority of the members voting.“ Die Klausel ist zu beachten: „of the members voting“. Es enthielten sich 30 des Stimrechts. Das ergibt eine Zahl von 560 anwesenden Delegaten. Zwei Drittel von 560 wäre 374, aber nur 360 haben mit Ja gestimmt. Über das Resultat der Abstimmung in den Gemeinden fehlen noch jegliche genaueren Angaben.

G.

Am Seminar der Föreende Kirke in St. Paul ist ein Sommerkursus für Pastoren eingerichtet worden. Unter denen, die vom 1. bis zum 7. September Vorlesungen hielten, waren D. Stub und P. Ralmin von der Norwegischen Synode und auch Glieder der Haugesynode. G.

Nach der neuesten Statistik zählt die deutsche Methodistenkirche in den Vereinigten Staaten 60,000 Mitglieder, die auf 542 Gemeinden und 817 Predigtplätze verteilt sind. Es ergibt das eine sehr kleine Durchschnittszahl für die einzelne Gemeinde. In zehn Jahren hat die Zahl der Glieder um 1550 zugenommen. G.

Die Heilige Schrift und der Krieg. In mehreren kirchlichen Blättern finden wir die Besorgnis ausgedrückt, daß manche Christen durch den gegenwärtigen Krieg in ihrem Glauben an die Schrift irre werden möchten. Die Christen hätten Frieden auf Erden erwartet nach dem Schriftwort: „Friede auf Erden“, und nun sei dieser schreckliche Krieg über die Welt hereingebrochen. Da zeigt sich die böse Frucht der Schwärmertheologie, die geistliche und weltliche Dinge unmordentlich durcheinanderwirft und den Frieden in Christi Reich mit dem Frieden in und zwischen den Reichen dieser Welt verwechselt. Wenn wir die Schrift nicht nach unsern eigenen Gedanken deuten, so bestätigt dieser Krieg alles, was die Schrift über Frieden und Krieg sagt. Das „Friede auf Erden“ geht auf den Frieden mit Gott, den Christus gemacht hat, und wer diesen Frieden im Glauben ergreift, genießt mitten im Kriege seligen Frieden. Für diese Tatsache hat auch dieser Krieg schon zahlreiche Beispiele geliefert. Christliche Soldaten haben, wie zahlreiche Briefe bezeugen, unter dem Donner der Geschütze als Verwundete und auch als Sterbende den Frieden mit Gott genossen. Und was die Kriege in der Welt und unter den Völkern betrifft, so sagt Gottes Wort, daß sie bis in die letzte Zeit der Welt als Zeichen des herannahenden Endes sich ereignen werden. Daher haben wir gerade auch an diesem Kriege eine Bestätigung der Wahrheit der Schrift und eine Widerlegung der Träumereien der Friedensschwärmer, die auf Unkenntnis des Verderbens der menschlichen Natur beruhen. Wie alles, was im menschlichen Herzen vorgeht und in der Welt geschieht, dem aufmerksamen Beobachter zur Bestätigung dessen dient, was die Schrift vom Menschenherzen und von der Welt sagt, so ist dies gerade auch bei dem gegenwärtigen Kriege der Fall. Wir lesen zum Beispiel in der Beschreibung der natürlichen Art der Menschen: „Ihr Schlund ist ein offener Grab, mit ihren Zungen handeln sie trüglisch; Otterngift ist unter ihren Lippen“, Röm. 3, 13. Mancher, der diese Schriftworte las, hat schon den Kopf geschüttelt und bei sich gemeint, daß diese Beschreibung des menschlichen Verderbens doch über die Wirklichkeit hinausgehe. Aber gerade dieser Krieg hat uns mit erschreckender Deutlichkeit vor Augen geführt, welche radikale Unwahrhaftigkeit, Untreue, Lüge und schamlose Verleumdung im Menschenherzen wohnt. Und das trifft gerade auch in bezug auf uns Amerikaner zu, wenn wir auf die Mehrzahl unserer in englischer Sprache erscheinenden Zeitungen sehen. Auch das lesende Publikum hat zum großen Teil diese Unwahrhaftigkeit gern. Im andern Fall würden die Zeitungen gezwungen sein, ihre Unwahrheiten und Verleumdungen ungedruckt zu lassen. Wir lesen weiter in der Schrift: „Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen“, Röm. 3, 15. Auch die Wahrhaftigkeit dieser Schilderung hat schon mancher in seinem Herzen angezweifelt. Aber welche Mordgier tritt in unserm

eigenen Lande darin zutage, daß ein großer Teil der Bürger unsers Landes für Munitionslieferung an die Kriegführenden eintritt! Wir können uns der Wahrnehmung nicht verschließen, daß wir Amerikaner mit unsern Munitionslieferungen den schrecklichen Krieg etwa um ein Jahr verlängert haben und dadurch zwar nicht vor dem international law, wohl aber vor Gott zu Mördern an Hunderttausenden geworden sind. Diese Lust am Blutvergießen hat sich gerade auch bei solchen unserer Mitbürger gezeigt, die bonafide eifrige Befürworter des allgemeinen Friedens waren. Der Krieg hat offenbar gemacht, was, ihnen selbst verborgen, in ihrem Herzen steckte. So bestätigt dieser Krieg überreichlich, was Gott in der Schrift nach seinem Gesetze über die Menschen urteilt. Aber auch die Wahrheit des Evangeliums von Christo findet in diesem Kriege Bestätigung, wenn uns berichtet wird, daß in Not und Angst, in Schmerzen und Tod nichts anderes die Herzen wahrhaft tröstete als die Vergebung der Sünden um Christi willen, die das Schriftwort bezeugt. Die moderne Theologie, die das Schriftwort nicht als das unfehlbare Wort Gottes gelten lassen will, hat in diesem Kriege kläglich versagt. Die Krieger, denen überhaupt um Trost bange war, sind gerade durch das Schriftwort mit göttlichem Trost erfüllt worden, wie sie selbst bezeugen.

J. P.

**Die Frau im Erwerbleben.** Dem Bericht des Arbeitskommissärs des Staates Missouri sind die folgenden Angaben entnommen: Achtzig Prozent der männlichen Einwohner Missouris über sechzehn Jahre haben einen Brotverdiener. Von der Einwohnerzahl Missouris, die sich auf über  $3\frac{1}{2}$  Millionen Personen beläuft, waren zu Anfang dieses Jahres anderthalb Millionen in lohnenden Anstellungen beschäftigt, darunter über eine Million Mannspersonen. Von der weiblichen Einwohnerschaft Missouris war zu Anfang dieses Jahres eine viertel Million beschäftigt, um ihren Unterhalt zu verdienen. Die Mehrzahl der in Missouri beschäftigten Mannspersonen steht im Alter von einundzwanzig bis vierundvierzig Jahren. Die Einwohnerschaft Missouris, die über fünfundvierzig Jahre alt ist, betrug am 1. Januar 1915 712,478 Manns- und Frauenspersonen, und diese waren nach dem Geschlecht fast gleich geteilt. Von diesen mußten 327,254 Manns- und 37,099 Frauenspersonen ihr Brot erwerben. Dies zeigt, daß die Frauen in jenem Alter entweder verheiratet sind oder sich vom Broterwerb zurückgezogen haben. Die Zahl der Frauen, welche ihren Unterhalt verdienen, wird von einundzwanzig Jahren an aufwärts immer geringer, was beweist, daß selbst bei zunehmendem Alter des weiblichen Geschlechts die Gelegenheiten zum Heiraten günstig sind.

J. P.

## II. Ausland.

„Zur Reform unserer Kirche“ schreibt P. Graue in Nr. 25 der (liberalen) „Christlichen Welt“. Wir haben vor einiger Zeit an dieser Stelle berichtet, wie P. Graue den Bibलगlauben als semitischen Fremdkörper in der deutschen Gedankenwelt verdächtig und verächtlich zu machen versuchte und über die bußfertige Umkehr des Volkes seine Ungeduld anmeldete. (L. u. W. 1915, S. 43.) Wenn derselbe P. Graue sich nun an die Frage macht, wie die Kirche zu reformieren sei, so kann daraus etwas Schönes werden. Wird auch. Graue will den Weg weisen, den die Kirche zu gehen habe, um „das Ganze umspannende und segnende, mütterliche Volkskirche“ zu werden. Er



sagt, das kann nie geschehen, wenn sie nicht aufhört, „hartherzige, enge Dogmenkirche“ zu sein. Im weiteren Verlauf der Ausführung kommt auch zutage, was Graue als „Hartherzigkeit“ in Dingen des kirchlichen Bekenntnisses ansieht; er mahnt daran, daß die Landeskirche dem Pfarrer Traub den Abschied gegeben hat! Wir haben auch einen Hinweis auf den Fall Jatho erwartet, aber der fehlt. In einer Fußnote sagt aber der Verfasser des Artikels: „Auch die in ihrer Vorstellungsform dogmatisierten ‚Heilstatsachen‘ sind Dogmen, das heißt, Lehrgesetze.“ Unter den Vorstellungsformen können wir nur an das kirchliche Bekenntnis denken, welches fallen muß, wenn die Kirche „das Ganze umfassen soll“. Daran läßt sich allerdings nicht rütteln. Soll die Kirche das Ganze umfassen, also Raum gewähren für Positive, Milbpositive, Mittelpartei, positive moderne Vermittler, Liberale, Linksrückwärtler, Jathoaner, Trölschianer etoetera, so müssen wohl die dogmatischen Formen fallen mit samt den „Heilstatsachen“. Dafür wird man keinen Raum mehr haben, es könnte sich sonst ein freimaurerischer P. Seydorn oder ein Gottesleugner Jatho in der „Gefinnungskirche“ nicht zu Hause fühlen. Graue sagt, es müsse eine „evangelische Gefinnungskirche“ entstehen, die vom „Lebensgeiste Jesu“ getragen sei. Er schlägt folgende Verpflichtungsformel (statt des Ordinationsgelübdes) für Geistliche der „evangelischen Gefinnungskirche“ vor: „Gelobt du, in herzlichster Ergriffenheit durch die göttlichen Lebensoffenbarungen in Natur und Geschichte, insbesondere in dem Lebensgeist Jesu Christi (oder einfacher: in herzlichster Ergriffenheit durch den Lebensgeist Jesu Christi), sowie in dankbarer und gewissenhafter Erforschung und Verwertung der reichen Schätze der biblisch-kirchlichen Überlieferung, in der Gemeinde zu pflegen die evangelisch-protestantische Lebensgefinnung: ehrfürchtiges Gottvertrauen, Herzenreinheit, Menschenliebe, Arbeitsstrenge?“ Der Wahlspruch ist hier: Leben, nicht Lehre, und zwar bei der Feststellung dessen, was die Kirche verkündigen soll. Von dem, was das Christentum zum Trost armer Sünder macht, was ihm seine weltüberwindende, erneuernde und heiligende Kraft gibt, ist in der Graueschen Frage nichts enthalten. Der „Alte Glaube“ macht zu dieser Verpflichtungsformel folgenden Kommentar: „Was als göttliche Lebensoffenbarung sich aus gibt, darf auf christlichen Sankeln sich hören lassen, und dabei steht die ‚göttliche Lebensoffenbarung in der Natur‘ an erster Stelle. Dann wird der ‚Lebensgeist Jesu Christi‘ genannt, eine (wie die Erfahrung beweist) sehr dehnbare Größe, auch wenn sie mit dem geschichtlichen Jesus in Verbindung stehen soll. Und damit ja der letzte Rest von objektiver Norm getilgt wird, wird von dem evangelischen Pfarrer nur gefordert: er soll in herzlichster Ergriffenheit durch die göttlichen Lebensoffenbarungen ‚die evangelisch-protestantische Lebensgefinnung pflegen‘. Also nicht darauf kommt es in erster Linie an, daß der evangelische Prediger feststehende göttliche Lebensoffenbarungen ungeschmälert der Gemeinde übermittelt. Der Nachdruck liegt vielmehr auf dem subjektiven religiösen Leben, das diese ‚Offenbarungen‘ in dem Prediger hervorgerbracht haben. Eine schlimmere Abhängigkeit der Gemeinden von der Subjektivität ihrer Pfarrer kann nicht proklamiert werden. Wenn dann doch noch die ‚reichen Schätze der biblisch-kirchlichen Überlieferung‘ erwähnt werden, so geschieht es nur, damit sie in dankbarer und gewissenhafter Weise von dem evangelischen Prediger ‚erforscht‘ und dementsprechend für die Gemeinde ‚wertet‘ werden. Also auch hier eine völlige Preisgabe selbst der biblischen Überlieferung an

die subjektive Stellung der Pfarrer zu derselben. Die ‚dankbare und gewissenhafte Erforschung‘ bestimmt, wieweit die ‚Überlieferung‘ ‚wertverbar‘ ist. — Nun zu dem, was der durch die ‚göttlichen Lebensoffenbarungen‘ ‚herzlich ergriffene‘ Pfarrer ‚unter gewissenhafter Wertverbarung der Überlieferung in seiner Gemeinde pflegen‘ soll. Es ist die ‚evangelisch-protestantische Lebensgefinnung‘, und damit wir uns unter diesem schönen Ausdruck auch etwas Bestimmtes denken können, fügt Graue hinzu: ‚ehrfürchtiges Gottvertrauen, Herzenstreue, Menschenliebe, Arbeitstreue‘. Gewiß kann man dies alles unter den Wirkungen der Gottesgnade und unter den Früchten des christlichen Glaubens aufzählen. Aber ist damit das wesentliche Merkmal christlicher Frömmigkeit gegeben? Können nicht auch antichristliche Moralisten behaupten: Diese Lebensgefinnung wollen wir pflegen? Denn auch in dem ‚ehrfürchtigen Gottvertrauen‘ steckt nichts spezifisch Christliches. Wird es doch von Graue selbst als ‚tiefes schweigendes Abhängigkeitsgefühl‘ gedeutet. Wo bleibt die gewisse Zuversicht des Gotteskinds gegenüber dem himmlischen Vater, mit dem es in persönlichster Gemeinschaft steht? wo der Triumph des auf Christi Heilstaten gegründeten Glaubens über die fürchtbarste Realität, die es gibt, über die Realität der Sünde, die von Gott scheidet? Eine solche Lebensgefinnung als Inbegriff des Christentums zu pflegen, soll das wirklich der Ertrag des schweren Strafgerichts sein, das Gott zu unserer Läuterung und Erziehung in diesem Krieg über unser Volk kommen läßt?“

Was den christlichen Kreisen Sorge macht, ist nicht sowohl die Gestaltung der äußeren Lage als vielmehr der Gedanke, ob diese Zeit der Prüfung unser Volk innerlich fördern und zu seinem Gott zurückführen wird. Mit Schmerz wird festgestellt, daß der Aufschwung religiösen Lebens, den die ersten Wochen des Krieges gebracht haben, schon längst zurückgeebbt ist, daß in der Heimat vielerorten die gewohnte Gleichgültigkeit und der alte Leichtsinns sich zeigen, und daß selbst unter unsern Soldaten die unfromme Meinung sich ausgebreitet hat, Gebet und Gottes Wort seien wohl in der Front nötig, wo der Tod täglich in fürchtbarster Gestalt droht, aber nicht hinter der Front, wo man sich vielmehr für die ausgestandenen Mühen und Gefahren durch möglichst ausgiebigen Genuß des Lebens schadlos halten könne. Es ist klar, daß diese Meinung geeignet ist, den guten Einfluß, den der Krieg mit seinem Ernst haben könnte, in sein Gegenteil zu verkehren und die Hoffnungen, die von vielen auf die unsern Kriegern in der Schule fürchtbarer Kämpfe bereitete Erziehung gesetzt werden, zunichte zu machen. Schwere Bedenken muß es auch bei allen Freunden des christlichen Glaubens hervorrufen, daß die durch den Krieg erweckte religiöse Bewegung zum Teil von christlicher Art nur wenig spüren läßt, indem sie auf der einen Seite alttestamentliche Formen annimmt, auf der andern Seite ein spezifisch deutsches Christentum schaffen will, in dessen Mittelpunkt, mehr oder weniger verhüllt, die Vergötterung des Vaterlandes steht. Darum sehen viele unter den treuesten Christen mit Besorgnis in die Zukunft, und mehr als einmal ist die Meinung ausgesprochen worden, daß der künftige Friede der christlichen Kirche, und zwar der evangelischen viel mehr als der durch ihre straffe Organisation geschützten katholischen, schwere Kämpfe und große Verluste bringen werde.

(Eb. Rztg.)

Was das Theater als moralische Erziehungsanstalt in dieser hoch-ernsten Zeit in der Haupt- und Residenzstadt Oesterreichs zu bieten wagt, das ist einfach ein Skandal. Anfangs griff man in aller Eile zu seichten, dreckig sentimentalen, hurrapatriotischen, im Schnellzugstempo zusammen-geschufterten Kriegs-, Spektakel- und Nührungsstücken, um mit ruhiger Sicherheit und Selbstverständlichkeit wieder zu den bekannten Zwei- und Eindeutigkeiten oder zu banalem Schund zurückzugleiten. Als jüngst ein angesehener Schauspieler sich einfach weigerte (unter ausdrücklicher Berufung auf den Ernst der Zeit), in einem dieser ordinären Dirnenstücke mit-zuwirken, wurde er vom ganzen Chorus der Wiener „großen“ Presse wegen seines Anfalls von Moralfagendum verhöhnt. Auch die beiden angesehnen Wiener Bühnen fassen das Gebot der Gegenwart: „Ehrt eure deutschen Meister“ in einem mindestens höchst eigentümlichen Sinne auf. Wenn dann freilich die literale Presse die Zeit für gekommen erachtet, gegen die Aufführung von Lessings „Nathan“ einen Feldzug zu beginnen und den jüngsten deutschen Klassiker Krall als den Mann der Zeit anzupreisen, so sieht man wieder, wohin die Reise gehen soll, und man wird verstimmt. Eine Presse aber, die im deutschen Geiste, weder dem Klüngel noch den Jüngern Loholas hörig, für eine gesunde Entwicklung unserer Kultur eintritt, hat das „deutsche“, das „christliche“ Wien nicht auskommen lassen, alle mit Liebe und Sorgfalt gepflegten Anfänge zur Bedeutungslosigkeit und Einflußlosigkeit verurteilend. Es hat auch jede Großstadt die Presse, die sie verdient, und die Kunst, die sie verdient. (Wartburg.)

**Archäologisches.** Zur Pentateuchkritik. Dr. Eduard Naville, der bekannte Agyptolog an der Universität Genf, erklärt in seinem neuen Werk, „Die Archäologie des Alten Testaments“, die Theorien der höheren Kritik über den Ursprung des Pentateuchs für unhaltbar. Nicht aus sieben verschiedenen Quellen, die in 264 Fragmenten repräsentiert seien, und deren Verabfassung sich über sechs Jahrhunderte erstreckt, ist ihm das erste Buch Moses entstanden, sondern er erkennt in der ganzen Anlage desselben einen einheitlichen Plan, indem es nämlich den Zweck verfolge, das Verhältnis der Kinder Israhel, als der auserwählten Nation, zu den andern Völkern der Welt darzutun. Solche Einheitlichkeit des zugrunde liegenden Gedankens hält Naville nur für erklärlich durch die Annahme eines Verfassers. Und statt das Zeitalter dieses Verfassers oder, nach Auffassung der höheren Kritik, des Redaktors dieser Bruchstücke in die Zeit nach Esra oder Nehemia zu verlegen, gilt ihm die Zeit des Auszugs aus Agypten als durch Zweck und Bedeutung des Buches wie auch sprachlich geboten. Naville hält Moses für den Autor der Genesis. Er glaubt, daß manche Eigentümlichkeiten in der Konstitution des Buches sich erklären lassen durch die Annahme, daß es zuerst mit Keilschrift auf Tafeln geschrieben worden sei. Diese Tafeln sind ja jede unabhängig von der andern, und so erkläre sich, weshalb sich hier und da Summarien und Wiederholungen finden, da diese nötig gewesen seien, um den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Tafeln klar zu machen. Schwerer als diese Theorie Navilles sollte wiegen, wenn er seine Überzeugung kundgibt, daß der Verfasser der Genesis ohne Zweifel persönliche Kenntnis ägyptischer Verhältnisse hatte. Er schreibt: „Moses hat Josephs Leben geschrieben, ehe er Agypten verließ. Diese Annahme stimmt ganz genau mit der Erzählung und ihrer Eigenart. Dagegen ergeben sich bei den Theorien

der Kritiker unüberwindliche Schwierigkeiten durch das, was wir jetzt vom alten Ägypten wissen.“ Wenn man Navilles Verdienste um die Ägyptologie, besonders um die altägyptische Religionskunde, bedenkt, ist diese Aussprache aller Beachtung wert. — Sumerischer Bericht über den Sündenfall und die Flut. Unter den 70,000 mit Inschriften versehenen Objekten (Tontafeln, Zylindern usw.), welche jetzt im Museum der Universität von Pennsylvania als Resultat der Ausgrabungen in Nippur aufbewahrt werden, hat sich schon manches wertvolle Stück gefunden, keins aber, das an Interesse der fragmentarischen Tontafel gleichkommt, die von Prof. Stephen Landon, einem Oxford'er Assyriologen, entziffert worden ist. Ein Bruchstück der Tafel wurde schon 1912 von Prof. Sayce (Oxford) als Teil eines sumerischen Berichtes über die Flut und den Sündenfall identifiziert. Man suchte in der Sammlung zu Philadelphia nach den übrigen Fragmenten und hat das Glück gehabt, fast die ganze Tafel wiederherstellen zu können. Nach dem Bericht, den die Universität von Pennsylvania kürzlich in Druck ausgehen ließ, lautet der Inhalt dieser auf beiden Seiten beschriebenen und sieben bei fünf Zoll großen Tafel, wie folgt: Enki, Gott der See, und eine weibliche Gottheit, Ninella, herrschten über die Menschheit im Paradies, welches auf der Insel Bahrein, im Persischen Meerbusen, gewesen sein soll. Dort habe es weder Krankheit noch Sünde gegeben, und die Menschen lebten in ewiger Jugend. Es gab weder wilde Tiere noch Stürme; alles war Glück und Frieden. Aus einem nicht näher angegebenen Grunde beschloß Enki, die Menschheit durch eine Flut zu vernichten, und teilte seine Absicht der Göttin Nintud, die den Menschen erschaffen hatte, mit. Die Wasser kamen, aber Nintud rettete den König Tagtug durch ein Boot. Nach der Flut wurde Tagtug ein Gott und lebte im Garten Dilmun (Bahrein). Die Göttin erklärte ihm die Geheimnisse der Bäume und Pflanzen und erlaubte ihm, von allen zu essen außer von der Akazie. Durch seine Übertretung dieses Gebots verfiel er dem Alter, der Krankheit, dem Tode. Seine Vorfahren seien über 50,000 Jahre alt geworden; zehn Könige hätten von der Schöpfung bis zur Flut 432,000 Jahre regiert, also durchschnittlich 43,200 Jahre. Man sieht, an der Erzählung, wie sie jetzt entziffert worden ist, ist viel Widersinniges. Sie stellt die (ganz unmotivierte) Flut vor den Sündenfall und läßt zehn Könige sterben, ehe der Tod in die Welt kam. Ganz gewiß macht die Erzählung den Eindruck einer Korrumpierung des biblischen Berichtes durch mündliche Überlieferung. Doch sind die Anklänge an die biblische Erzählung so unleugbar, daß jeder Einwand der Kritik gegen das hohe Alter der mosaischen Überlieferung jetzt verstummen sollte. Landon setzt die Verabfassungszeit dieser Tafel sogar (ohne genügende Beweisführung) tausend Jahre vor die Verabfassung des biblischen Berichtes, etwa in das Jahr 2500 v. Chr. — Auch Dr. A. T. Robertson, Verfasser der kürzlich in neuer Bearbeitung erschienenen Grammatik des neutestamentlichen Griechisch, neigt sich jetzt der Ansicht zu, daß sich Jesus außer des Aramäischen, das er im Kreise seiner Jünger sprach, auch des Griechischen als Umgangssprache bedient habe. Obwohl einige seiner letzten Worte am Kreuz in aramäischem Dialekt gesprochen wurden, habe er seine öffentlichen Reden, seine Gespräche mit den Pharisäern und mit Pilatus, vorwiegend in griechischer Sprache geführt. Dr. Robertson glaubt, daß Jesus sowohl Aramäisch wie Griechisch gesprochen habe, je nach den Umständen, daß er

aufser der hebräischen Bibel auch die Septuaginta gelesen habe, und daß die Eigenart der Zitate aus dem Alten Testament bei den Evangelisten, die teils den hebräischen Text, teils die Septuaginta zitieren, sprachlich genaue Wiedergabe der Reden Jesu sei. Schon Credner hat in seiner „Einleitung in das Neue Testament“ 1836 darauf hingewiesen, daß Jesus sich bei seinen Gesprächen mit den römischen Beamten nie eines Dolmetschers bediente, und müht sich ab zu zeigen, daß gerade die Kreise, in denen Jesus verkehrte, die Zöllner und Fischer, Griechisch sprechen mußten, wogegen Franz Delitzsch dafürhielt, daß „der semitische Einschlag des neutestamentlichen Hellenismus hebräisch, nicht aramäisch sei; unser Herr und seine Apostel dachten und sprachen größtenteils Hebräisch“. Die ganze Frage ist ausführlich behandelt in Arnold Meyers „Jesu Muttersprache“, Freiburg und Leipzig, 1896. — Bekanntlich zitiert Paulus den jilgischen Dichter Aratus in seinen Worten auf dem Areopag: „Wir sind seines Geschlechts.“ Daß auch die vorhergehenden Worte: „Denn in ihm leben, wohnen und sind wir“ ein Zitat aus einem griechischen Schriftsteller, Maganidus (Epimenides), darstellen, ist das interessante Resultat der Forschungen, die Dr. Kendall Harris über das Wort Tit. 1, 12 von den Kretern: „Kreter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Wäuche“ angestellt hat. Weshalb ist dieser Vorwurf der Lügenhaftigkeit der Kreter ihnen von einem ihrer eigenen „Propheten“ gemacht worden? Dr. Harris findet die Beantwortung dieser Frage in gewissen syrischen Schriften, vor allem in dem nestorianischen Kommentar über die Heilige Schrift „Garten der Freuden“, die wiederum auf Theodor von Mopsvestia als Gewährsmann zurückgehen. In dem syrischen Kommentar finden sich einige griechische Verse, die beide eben genannten Aussprüche enthalten. In der Übersetzung lauten diese Verse, wie folgt: „Für dich ist ein Grab errichtet, o Göttin über alle. Die Kreter sind Lügner, böse Tiere, faule Wäuche. Gott, du bist nicht gestorben, du lebst und bestehst immerdar. Denn in dir leben, bewegen wir uns, und haben wir unser Wesen.“ Und weshalb nun dieser Vorwurf der Verlogenheit? Daß sagt derselbe syrische Verfasser in seinem Kommentar über Titus. Der Dichter, heißt es da, sei Maganidus (Verstümmelung von Epimenides) gewesen, nach andern aber Minos, Sohn des Zeus. Während nun einige sagten, daß Zeus in den Himmel eingegangen und höher als alle Götter geworden sei, behaupteten die Kreter allein, daß er ein Sterblicher gewesen sei, und wiesen als Beweis dafür auf sein Grab hin, das auf ihrer Insel sei. „Daher“, lauten nun die Worte des syrischen Kommentars, „sagte Minos, sie seien Lügner und hielten an Meinungen fest, die sonst niemand anerkenne; daß sie zerstörende Tiere seien, bestrebt, die Schriften ihrer Poeten zu fälschen. Also hat auch der Apostel, da er sie in seinem Umgang mit ihnen als Lügner kennen gelernt hatte, dieses Wort auf sie angewandt, ohne damit aber“ (was nämlich die Aussage jenes Dichters über Zeus anbelangt) „ihren Dichter bestätigen oder seine Meinung annehmen oder gutheißen zu wollen.“ Ob der syrische Ausleger den Sinn der aus Theodor von Mopsvestia angeführten (übrigens nicht im griechischen Original vorhandenen) Verse getroffen hat, muß dahingestellt bleiben. Doch scheint sich in denselben das Original sowohl der Worte auf dem Marsbügel: „In ihm leben“ usw., wie auch des Ausspruchs über die Kreter erhalten zu haben.

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 61.

November 1915.

Nr. 11.

## Luther ein treuer Bekenner seines Heilandes.

Alle Menschen kann man einteilen in solche, die nichts von Christo wissen und ihn darum auch nicht zu bekennen vermögen; in solche, die zwar von Christo, dem Sünderheilande, gehört haben, ihn aber verwerfen und verleugnen; und in solche, die von Herzen an Christum glauben und darum auch fähig und willig sind, ihn vor den Menschen zu bekennen. Und solch Bekenntnis Christi vor Menschen, das, im Grunde genommen, nichts anderes ist als Predigt des Evangeliums, ist aller Christen heiliger Beruf und herrliches Vorrecht. „Wer mich bekennet vor den Menschen“, spricht der Heiland, „den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ (Matth. 10, 32. 33.) Hiernach ist es also der klare und unverkennbare Wille Gottes, daß Christen sich nicht damit zufrieden geben sollen, Christum mit ihrem Verstande kennen zu lernen, mit ihren Herzen an ihn zu glauben und im Gebet im Kämmerlein ihn vor Gott als ihren Heiland anzuerkennen, sondern sie sollen ihn und sein Evangelium auch mit ihrem Munde und Wandel bekennen vor den Menschen in der Welt, die sie umgibt. Auch gilt dies nicht bloß von den Aposteln und den Jüngern der ersten Kirche, sondern von allen Christen aller Zeiten und Orte. Allen legt der Herr diese herrliche Pflicht, diese große Aufgabe ans Herz, und zwar mit ebenso freundlich lockenden wie ernstlich warnenden Worten. Warum? Weil der Herr weiß, welch hohen Mut es erfordert, vor einer feindlichen Welt als seine Bekenner aufzutreten, insonderheit in Zeiten der Verachtung und Verfolgung. Redter christlicher Mut, o wie rar ist er selbst unter wahren Christen! Aber der Heilige Geist selber befähigt die Christen und treibt sie, auch das Fröhlich zu tun, wovor ihr Fleisch und Blut zurückzuckt. Ja, wann immer und woimmer sie nötig waren, da hat Gott seiner Kirche auch große, gewaltige, furchtlose Zeugen und mutige Bekenner gegeben. Man denke nur an die Apostel, insonderheit Petrus

und Paulus, an die Märtyrer des heidnischen und papistischen Rom und viele andere heldenhafte Zeugen Jesu bis auf den heutigen Tag! Der Mann aber, welcher Christum bekannt hat wie wenige vor und niemand nach ihm, ist kein anderer als D. Martin Luther, dessen Gedächtnis wir alle Jahre am Reformationsfeste feiern mit Lob und Dank gegen Gott, der Luther zu dem gemacht hat, was er war, der ihn gesegnet und zum Segen gesetzt hat für Millionen. Fragt man, was denn Luther getan habe, daß wir sein Gedächtnis immer noch feiern, so gibt es keine bessere Antwort als die, welche das eben zitierte Wort Christi an die Hand gibt: Luther hat seinen Heiland bekannt vor Menschen; er war ein treuer und mutiger Zeuge Christi. Und das ist keine bloße Behauptung, sondern klärllich bezeugt durch die Thatfachen der Reformationsgeschichte.

### Wo hat Luther Christum bekannt?

Luther hat Christum bekannt, wo er ging und stand, privatim und öffentlich, vor hoch und niedrig, vor Freund und Feind, vor Kaiser und Bettler, vor Päpsten und Mönchen, vor einzelnen und großen Menschenmengen. Bekannt hat Luther den Heiland im eigenen Hause vor seinem Weibe, seinen Kindern, seinem Gesinde und insonderheit in den täglichen Tischreden vor den zahlreichen Gästen an seiner Tafel. Bekannt hat Luther seinen Heiland vor Tausenden von Studenten aus schier allen Ländern Europas in seinen mehr als dreißigjährigen Vorlesungen auf dem theologischen Stuhl zu Wittenberg. Bekannt hat Luther seinen Heiland auf zahlreichen Kanzeln in Sachsen und andern Ländern, insonderheit in den beiden Kirchen Wittenbergs. Bekannt hat er Christum vor dem gewöhnlichen Volk, vor Studenten, gelehrten Professoren und Doktoren, vor Bürgermeistern, Fürsten, Kurfürsten und Königen. Luther hat Christum bekannt in zahllosen Briefen, in ungezählten Predigten und Vorlesungen. Bekannt hat er seinen Heiland in seinen lateinischen Schriften vor Theologen und Gelehrten und vor den Professoren an den europäischen Universitäten; in seinen deutschen Schriften, in seinen herrlichen Liedern und insonderheit durch seine Übersetzung der Bibel vor der ganzen deutschen Nation; ja, vor ganz Europa (Frankreich, Spanien, Italien, Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden, England und Schottland) in Übersetzungen seiner Bücher und Schriften und durch zahlreiche Schüler aus der Universität in Wittenberg. Luther war ein Bekenner Christi wie nach ihm kein Zweiter!

### Wann hat Luther Christum bekannt?

Von dem Tage an, da die seligmachende Wahrheit des Evangeliums: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben“ in ihm zu dämmern begann, bis zu seinem letzten Gebet in Eisleben: „Du hast mich erlöst, du getreuer Gott!“ hat Luther ununterbrochen seinen Heiland verherrlicht. In seinem wundervollen Leben gibt es aber viele große Bekenn-

nistage, die wie Alpenspitzen kühn zum Himmel emporragen. Ein erstes gewaltiges Bekenntnis, das bald in ganz Europa widerhallte, war es, als Luther am 31. Oktober 1517 die 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug. Ein mutiges Bekenntnis seines Heilandes war es ferner, als Luther 1517 und abermals 1518 vor den päpstlichen Legaten sich feierlich weigerte, seine Lehre zu widerrufen und die Wahrheit, die er vorgetragen, zu verleugnen. Ein kräftiges Bekenntnis war es auch, als Luther 1519 in der Disputation mit D. Eck mit erschütternder Offenheit und Kühnheit erklärte, daß er weder dem Papst noch den Konzilien noch den Vätern glaube, sondern einzig und allein dem inspirierten Worte Gottes. Von seltenem Bekennermut zeugte es ferner, als Luther 1521 auf seinem Wege nach Worms trotz aller Warnungen und Bitten, doch nach Wittenberg zurückzukehren, erklärte, daß er in Worms seinen Heiland bekennen werde, selbst wenn es dort so viele Teufel gäbe wie Ziegel auf den Dächern. Und als Luther an jenem ewig denkwürdigen 18. April 1521 auf dem Reichstag zu Worms vor Kaiser Karl V. und den weltlichen und geistlichen Würdenträgern seines großen Reiches stand und seine feierliche Weigerung, zu widerrufen und Christum und seine Wahrheit zu verleugnen, schloß mit den Worten: „Sie stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir. Amen!“ da hatte Luther die Alpenhöhe christlichen Bekenntnisses und Bekennermutes vor Menschen erreicht. Und viele andere bedeutungsvolle Tage edlen Zeugnismutes (z. B. 1520 seine Verbrennung der päpstlichen Bannbulle in Wittenberg, 1529 sein Zeugnis vom heiligen Abendmahl in Marburg, 1530 seine Anfeuerung der Zeugen in Augsburg, 1537 sein Bekenntnis zu Schmalkalden wider den Antichristen) zieren das Leben Luthers, der fürwahr ein großer Bekenner und mutiger Zeuge Jesu Christi war.

### Was hat Luther von Christo bekannt?

Luther hat vor allem die Wahrheit bezeugt, daß Christus unser alleiniger und vollkommener Heiland ist. Die Römischen forderten die Leute auf, sich selber zu retten, selber Gott zu versöhnen und seine Gunst und Vergebung zu erwerben durch eigene Gebete, Werke und Büßungen, und damit verherrlichten sie den Menschen und verleugneten Christum und sein Heil. Luther aber verwarf dies alles als heidnisch und predigte das Evangelium von der freien Gnade, die alleinseligmachende Wahrheit von der bereits geschehenen Veröhnung mit Gott, von der längst erworbenen und uns voll geschenkten Vergebung der Sünden, von der längst proklamierten Gerechterklärung der ganzen Welt und somit das Evangelium von der völligen Gerechtigkeit und Seligkeit nicht aus eigenen Werken, sondern aus Gnaden und durch den Glauben allein; und indem Luther also predigte, bekannte er die Wahrheit, daß allein Christus uns das volle Heil gebracht hat. Die Römischen überredeten das Volk, sich auf das von geweihten Priestern



dargebrachte Messopfer, auf die Fürbitten der Heiligen und den päpstlichen Ablass zu verlassen; und so verherrlichten sie den Papst, seine Priester und ihr Werk und verleugneten Christum und sein vollgültiges Opfer. Luther aber verdammt dies alles als gotteslästerlich und lehrte und ermahnte die Leute, sich einzig und allein zu verlassen auf den vollkommenen Gehorsam Christi und das heilige Sühnopfer auf Golgatha; und sieghaft verkündigte und bekannte er damit, daß Christus unser alleiniger Hoherpriester ist und sein Tod das alleinige Opfer für die Sünde der Welt. Die Römischen zwangen die Leute, blindlings dem Papst zu glauben und der Hierarchie zu gehorchen; und damit rebellierten und wüteten sie wider den Herrn und seinen Gesalbten und setzten an seine Stelle und beteten an den großen Antichristen. Luther aber verurteilte dies alles als antichristischen Götzendienst und lehrte und ermahnte die Christenheit, auf die Stimme Gottes im Evangelium zu hören und dem inspirierten Wort der Heiligen Schrift allein zu folgen; und triumphierend bekannte er so vor aller Welt, daß Christus allein unser Haupt und Meister, unser alleiniger Prophet und König ist. Freilich brüsteten sich auch die Römischen, wie jetzt noch Millionen von falschen Christen, mit dem Namen Christi und mit dem heiligen Kreuze; aber sie entehrten, verwarfen, verdammten und kreuzigten den Christus des Evangeliums. Luther aber bekannte und verherrlichte den wahren Christus, nicht Christum den neuen Gesetzgeber, nicht Christum den gestrengen Richter, nicht Christum den weisen jüdischen Rabbi, nicht Christum den sozialen Reformen, nicht Christum den großen Heiler und Wundermann, nicht Christum den Pazifisten, Chilasten und Kulturisten, sondern den wirklichen Christus, den Christus der Bibel und des Evangeliums, den Christus, der infolge unserer Sünden gestorben und infolge unserer Rechtfertigung von Gott wieder auferweckt ist, den Christus, der Gott zu unserm lieben Vater gemacht und ihn bewogen hat, seine Liebe, Gnade und Vergebung auszuschütten über eine Welt von gottlosen, verlornen, verdammten und hilflosen Sündern. Ja, Luther war ein treuer Zeuge Christi. Vor einer Welt von Feinden hat er ihn bekannt und gerühmt als den alleinigen Heiland, als unsern einzigen Priester, Propheten und König.

#### Welche andern Wahrheiten hat Luther bekannt?

Nur etliche seien hier noch genannt. Protestiert hat Luther gegen die römische Anmaßung, daß der Papst das Haupt der Kirche sei; bekannt hat er dagegen die Wahrheit: „Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder.“ (Matth. 23, 8.) Protestiert hat Luther gegen das knechtische Joch von Menschenensatzungen, das die römische Hierarchie den Laien aufgeladen hatte; laut verkündigt hat er dagegen die geistliche Freiheit und alle Christen ermahnt: „So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen.“ (Gal. 5, 1.) Protestiert

hat Luther gegen das tyrannische Gelübde des Bönibats; dagegen hat er bekannt, daß die Ehe eine göttliche Ordnung ist, und dies Bekenntnis auch mit der Tat durch seinen eigenen Eintritt in die Ehe 1525 bekräftigt, zu seiner Zeit ein Akt von besonderer Kühnheit und wahrhaft christlichem Heldennute. Protestiert hat Luther gegen die abgöttische Verehrung und Anrufung der Maria, der Heiligen und der Reliquien, hingegen sich bekannt zu dem Worte Christi: „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ (Matth. 4, 10.) Protestiert hat Luther gegen das römische Messopfer für die Lebendigen und die Toten, und laut bezeugt hat er die fundamentale christliche Wahrheit: „Mit einem Opfer hat er [Christus] in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden.“ (Hebr. 10, 14.) Protestiert hat Luther gegen die trostlose römische Lehre vom Fegfeuer, und bekannt hat er die tröstliche Wahrheit: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an.“ (Offenb. 14, 13.) Protestiert hat Luther gegen die entsetzliche römische Lehre und Praxis, nach welcher die Ketzer verfolgt, gemartert und grausam auf öffentlichen Scheiterhaufen verbrannt wurden; und laut bekannt hat er dagegen die christliche Wahrheit, daß Überführung aus der Schrift und Kampf mit dem Schwerte des Geistes, dem Worte Gottes, die einzige Waffe der Kirche sei, und damit unsagbaren Greueln und Grausamkeiten ein Ende gemacht. Protestiert hat Luther gegen die unverschämte Anmaßung, daß auch Fürsten, Könige und alle weltlichen Regierungen dem Papste unterworfen seien, ihm Gehorsam schulden und von ihm ihre Gewalt empfangen; laut bekannt hat er dagegen das große Prinzip von dem Unterschied und der Trennung von Staat und Kirche, und daß in zeitlichen Dingen, die nicht mit dem Gewissen streiten, Papst und Priester so gut wie alle andern Bürger dem Kaiser unterworfen sind. In ähnlicher Weise hat Luther die Wahrheit wider den Irrtum verfochten, woinimmer derselbe ihm entgegentrat. Luther war ein treuer Zeuge Christi.

#### Wie hat Luther die Wahrheit bekannt?

Echt ist ein Bekenntnis, wenn dabei Herz und Mund und Wandel harmonisch zusammenklingen. Und in dieser Weise hat Luther seinen Heiland bekannt vor den Menschen. Sein Bekenntnis quoll hervor aus den tiefsten Tiefen seines Herzens, wie der geistliche Hauch seiner Gebete und Schriften bezeugt. In wahren Strömen von Worten, gesprochenen und geschriebenen, bekannte Luther den Heiland mit seiner Zunge und Feder. Und was er in Worten bezeugte, das setzte er auch um in die Tat und brachte sein ganzes Leben in Harmonie mit der Gesinnung seines Herzens und der Rede seines Mundes. Die Römlinge freilich, da sie Luthers Lehre nicht zu widerlegen vermögen, bemühen sich schon seit Jahrhunderten, Luther zu verleumden und seinen guten Namen mit Kot zu bewerfen. Obgleich aber Luthers Leben durch Jahrzehnte hin wie ein offenes Buch und wie nie das Leben eines

Mannes vor oder nach ihm täglich in Wittenberg von Feinden wie Freunden gelesen wurde, so ist es doch den römischen Lasterern nicht gelungen, auch nur einen einzigen kompetenten und glaubwürdigen Zeugen wider Luther ins Feld zu führen. Was Luther lehrte und bekannte, das hat er auch gelebt. Der ganze Luther, sein Herz, sein Mund, sein Wandel, ertönte wie ein harmonischer Akkord im Bekenntnis seines Heilandes. Und dies Bekenntnis legte Luther ab mit der Tüchtigkeit eines von Gott erwählten und befähigten Werkzeuges, mit vollendeter Kunst insonderheit in dem Gebrauch der deutschen Sprache und mit seltener Weisheit, seine Worte und Taten der beständig wechselnden Sachlage anzupassen. Und bei alledem legte er eine Selbstlosigkeit, Opferwilligkeit und heroische Sorglosigkeit mit Bezug auf seine eigene Sicherheit an den Tag, die ihn zu einem hundertfachen Märtyrer macht. Luther pflegte zu sagen, daß er lieber würde seinen Leib in tausend Stücke zerreißen lassen, als Christum und sein Evangelium zu verleugnen und den Papst und seine gottlosen Lehren anzuerkennen. Und das war kein leeres, übertriebenes Prahlen. Von 1517 bis 1546, mehr als 10,000 Tage, lag Luther in Wittenberg seinen täglichen Pflichten ob und wurde dabei von Tag zu Tag immer entschiedener in seinem Zeugnis für Christum wider Rom, ohne sich zu kümmern um den Bann des Papstes und die Acht des Kaisers oder sich auch nur im geringsten von der Wut seiner zahllosen Feinde einschüchtern zu lassen. Der erhabene Mut, den Luther 1521 in Worms an den Tag legte, und den selbst die ungläubige Welt nicht sattfam genug bewundern kann, hat Luther bis zu seinem letzten Atemzuge nie wieder verlassen. Fürwahr, Luther war ein rechter Bekenner seines Heilandes!

#### Was hat Luther zu solchem Bekenntnis bewogen?

Diese Frage hat Luther in Worms selber beantwortet, als er erklärte: „Ich kann nicht anders; Gott helfe mir!“ So würde das Feuer antworten, wenn gefragt, warum es brenne: „Ich kann nicht anders.“ Daselbe würde auch die Sonne sagen, wenn gefragt, warum sie leuchte: „Ich kann nicht anders; es ist dies eben meine Art und Natur.“ So war es auch Luthers Art, seine christliche Art und Natur, seinen Heiland zu rühmen und vor den Menschen zu bekennen. An seinem eigenen Herzen hatte Luther die Schrecken des Gesetzes, aber auch die belebende, befehlige Kraft des Evangeliums von dem Sünderheiland erfahren, darum rief er aus: „Ich kann nicht anders; ich muß doch meinen lieben Heiland bekennen, von dem mein Herz so voll ist.“ Auch hatte Luther, eben weil er ein Christ war, ein zartes, geschärftes Gewissen. Als seine Feinde riefen: „Du bist ein Ketzer; widerrufel Du bist ein Rebelle; unterwirf dich der Kirche! Du bist vom Papst verflucht und verdammt; tue Buße!“ — da vermochte Luther nur zu antworten: „Wie kann ich das? Wie kann ich anders, als ich getan

habe? Ich würde ja dastehen, beurteilt von meinem eigenen Gewissen, verdammt von Gott, ja verworfen und verleugnet von Christus, wenn ich mich weigern wollte, den zu bekennen, welchen ich als meinen barmherzigen Heiland erkannt habe, und wenn ich das Evangelium verleugnen und verwerfen würde, von dem ich doch weiß, daß es die allein-seligmachende Wahrheit ist!" Und tief im Herzen Luthers brannte durch den Glauben auch jenes wunderbare Feuer der Liebe zu seinen Mitmenschen, insonderheit zu seinen Deutschen. „Für meine lieben Deutschen“, sagte er, „bin ich geboren; ihnen will ich dienen!“ Als Luther darum den päpstlichen Frondienst seiner Brüder sah und recht innerward, wie die römische Hierarchie ihr alles in Besitz genommen hatte, ihr Geld und Gut, ihr Weib und Kind, Leib und Seele, Verstand, Herz und Gewissen, da rief Luther in herzlichem Erbarmen über sein Volk aus: „Ich kann nicht anders; die Liebe zwingt mich, ich muß bekennen und die Armen befreien aus dieser mehr als ägyptischen Knechtschaft! Das Evangelium, das mich selig und frei gemacht, muß ich auch meinen Brüdern verkündigen.“ Andere zu retten und zu beglücken, das war es, was Luther bewog, Christum und sein heiliges Evangelium zu verkündigen und dabei sein eigenes Leben in die Schanze zu schlagen. Luther hat seinen Heiland bekant.

#### Und wie hat Christus Luther bekant?

Da Luther ein treuer Bekenner Jesu war, so hatte er auch von Christo die Verheißung empfangen: „Ich will dich bekennen vor meinem Vater im Himmel.“ Und diese Verheißung hat der treue Heiland an Luther erfüllt, als er ihn durch einen seligen Tod zu sich nahm, ihm die Krone des Lebens aufsetzte und ihm den Gnadenlohn aus der Hand seines Vaters zuteil werden ließ. Sein Versprechen hat Jesus eingelöst; und mehr noch hat er an Luther getan: er hat Luther auch bekant vor Menschen, schon bei seinen Lebzeiten und bis zum heutigen Tage. Christus hat Luther gesegnet und ihn zum offenbaren Segen gesetzt für viele. Das Zeugnis Luthers hat der Heiland gekrönt mit Erfolgen, wie sie keinem andern seit den Tagen Pauli zuteil geworden sind. Die Wirkungen des Lutherschen Bekenntnisses wurden gespürt weit über die Grenzen Deutschlands hinaus: in der Schweiz, Dänemark, Schweden, Norwegen, England, Schottland, Frankreich, Spanien und Italien, und heute liegen sie offen zutage in ganz Europa und drüber hinaus, insonderheit in Amerika. Christus hat seinen Knecht Luther bekant auch vor den Menschen. Als der Antichrist im Söldnerkrieg von 1547 beschloffen hatte, das Luthertum auszu-rotten; als in allen katholischen Ländern die schreckliche Inquisition ihre Opfer zu Tausenden forberte; als Lutheraner öffentlich auf Scheiterhaufen verbrannt wurden in Autodafés; als die Protestanten in ganzen Massen hingeschlachtet wurden in Holland, Frankreich und England, und als die Jesuiten im Dreißigjährigen Krieg einen letzten, ver-

zweifelten Versuch machten, den Protestantismus mit Stumpf und Stiel auszurotten: da erhob sich Jesus von dem Thron seiner Majestät und hielt seine schützende Hand über das Werk Luthers mit dem wunderbaren Ergebnis, daß es heute gegen 200 Millionen Protestanten in der Welt gibt, die, direkt oder indirekt, ihren Ursprung auf Luther und das von ihm begonnene Werk der Reformation zurückführen. Christus hat sich zu Luther bekannt., Ja, was sind die zahllosen Reformationsfeste, die auch in diesem Jahre wieder in der ganzen Welt gefeiert worden sind, anders als ebenso viele öffentliche Bekenntnisse unsers Heilandes zu Luther und seinem Werk? Und will's Gott, so soll die Welt in 1917 eine Feier des ersten öffentlichen Bekenntnisaktes Luthers am 31. Oktober 1517 erleben wie noch nie zuvor! Rein, seines treuen Zeugen D. Martin Luthers hat der Heiland nicht vergessen; er hat ihn bekannt nicht bloß vor seinem Vater im Himmel, sondern auch vor der Welt. Und auch wir, wir jubeln und freuen uns, daß wir zu denen gehören, die Gott durch Luther gesegnet hat. Ja, als Glieder der Missouriynode und der Synodalkonferenz gehören wir zu den gebenedeitesten Kindern der Reformation; denn uns ist das Evangelium anvertraut, wie es Luther nach der langen Nacht des Antichristentums wieder entdeckt und in ursprünglicher Klarheit und Reinheit gepredigt hat. Und da dies Zeugnis der Wahrheit auch unter uns reichlich gesegnet worden ist, so hat Gott eben damit auch in unserer Mitte Luther und sein Werk herrlich gekrönt. Auch wir, des freuen wir uns, sind ein Myrtenzweig in der Krone der Ehren, die der Heiland gesetzt hat auf das Haupt seines treuen Zeugen und mutigen Bekenners, D. Martin Luthers.

#### **Wie sollen wir uns nun für dies alles dankbar erzeigen?**

Nun, sind wir Lutheraner, so sollen wir auch dem Vorbilde Luthers folgen. Aus der Heiligen Schrift haben wir uns überzeugt, daß das Evangelium, welches Luther bekannt hat, die ewige untrügliche und alleinseligmachende göttliche Wahrheit ist. Und wenn es wahr ist, daß von der Heiligen Schrift auch kein Tütel vergeben wird, dann muß auch die Lehre Luthers, eben weil sie aus der Schrift gezogen ist, allezeit das Feld behalten. Der alte Spruch: „Gottes Wort und Luthers Lehr' vergehet nun und nimmermehr“ ist und bleibt dann ein wahres Wort. Unsere große Aufgabe muß es darum auch sein, bei der Lehre Luthers zu bleiben, sie vor Verfälschung zu bewahren und vor aller Welt zu bekennen, wie Luther dies getan, und aus denselben Beweggründen. Das Evangelium, welches Luther wieder entdeckt, dürfen wir uns nicht entreißen lassen und müssen darum protestieren und kämpfen wider jeden Irrtum, auch solche, die innerhalb der lutherischen Kirche ihr Haupt erheben. Bleiben müssen wir bei der erkannten lutherischen Wahrheit und darum auch alle Irrlehren zurückweisen, die aus den zahlreichen protestantischen Sekten zu uns herüberfließen. Wir

müssen treulich festhalten an unserm christlichen Glauben und darum mit aller Kraft kämpfen wider den modernen Nationalismus und Liberalismus, der nun schon seit Jahrzehnten an den Grundwahrheiten des Christentums sprengt und das Schifflein Christi torpediert mitten auf dem Ozean. Dabei dürfen wir nicht aus den Augen lassen „den alt' bösen Feind“, den unversöhnlichen und gewissenlosen Gegner des reinen Evangeliums und aller seiner Bekenner. Das um so weniger, weil es offenbar der Plan der Römlinge ist, hier in der Neuen Welt das wiederzugewinnen, was sie in der Alten verloren haben. „Romanize America, God wills it!“ so lautet nun schon lange das Kriegsgeschrei der päpstlichen Hierarchie in Amerika. Und mit viel List und großer Macht und in Schafsfleidern versuchen sie ihren bösen Plan hinauszuführen. Rom hat sich nicht verändert. Die Reformation hat das Herz der Römlinge wider die Wahrheit nur verhärtet, ihre List und Tücke erhöht und sie in der Wahl ihrer Mittel und Methoden nur vorsichtiger gemacht. Das Konzil von Trient hat alle Anmaßungen und Irrlehren des Antichristen wiederholt und bestätigt und das Evangelium von der Seligkeit allein aus Gnaden samt allen seinen Bekennern verflucht. Und im Laufe der letzten vier Jahrhunderte hat der Papst sich bemüht, sein Antichristentum immer mehr zu befestigen, zu verbreiten und weiter auszubauen. Im Jahre 1854 erklärte Pius IX. das Dogma von der unbefleckten Empfängnis und gab damit dem götzendienerischen Marien- und Heiligendienst einen neuen Aufschwung. Und derselbe Papst erklärte 1870 seine eigene Unfehlbarkeit und setzte damit dem römischen Antichristentum die Krone auf. Wider dies alles müssen wir den Kampf fortsetzen, wie Luther uns ein Beispiel gelassen hat. Insonderheit muß uns auch die patriotische Liebe, die wir unserm Lande schuldig sind, antreiben, uns mit Ernst allen Versuchen zu widersetzen, welche die römische Hierarchie hier in Amerika macht, um unsere amerikanischen Freiheiten zu zerstören, die Trennung von Kirche und Staat aufzuheben und ihre papistischen Kirchen und Schulen zu Instituten des Staates zu erheben.

Das ist der Dank, den wir Gott für die Reformation schuldig sind. Gott hat Luther gesegnet, damit er durch sein Bekenntnis der Wahrheit uns und vielen andern zum Segen gereiche. Und uns hat Gott durch Luther gesegnet, damit wir wiederum durch unser Bekenntnis andern zum Segen werden möchten. Und wenn wir nun in Luthers Fußtapfen treten und wie er Christum und sein Evangelium treulich bekennen vor den Menschen, so wird der treue Heiland, der Luther Wort gehalten, gewißlich auch an uns seine Verheißung wahr machen: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“

J. B.

## 1 Kor. 15, 22.

(Auf Beschluß der Aurora-Konferenz eingesandt von G—h, Nord-Ilinois.)

Wir lesen in der obengenannten Schriftstelle: „Denn gleichwie in Adam alle sterben, ebenso werden auch in Christo alle lebendig gemacht werden.“ Diese Worte des Apostels haben Anlaß gegeben zu der dogmatischen Frage: „Ist hier gelehrt, daß die allgemeine Auferstehung der Toten, welche Gläubige und Ungläubige einschließt, auf Christum und sein Verdienst oder doch auf seine Auferstehung als auf ihre Ursache zurückzuführen sei? Ist die Auferstehung aller Toten eine Folge der Auferstehung Christi? Oder: Ist die allgemeine Auferstehung erst durch Christum vermittelt, und gäbe es keine allgemeine Auferstehung, wenn es keine Erlösung durch Christum gäbe?“ Wir wollen im folgenden versuchen, das rechte Verständnis der Worte St. Pauli zu gewinnen und die rechte Antwort auf obige dogmatische Frage darzubieten.

## I.

Joh. Geo. Walch berichtet uns in seiner „Historisch-theologischen Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der lutherischen Kirche“, daß ein Professor zu Helmstädt, Heinr. Boethius, im Jahre 1613 behauptet habe, „auch die Auferstehung der Gottlosen geschehe kraft des Verdienstes und der Auferstehung Jesu Christi und sei als eine Frucht dieses Verdienstes und Auferstehung Christi anzusehen“. Er machte auch seine Meinung in einer Schrift öffentlich bekannt, in welcher er diejenigen für Calvinisten erklärte, welche die Auferstehung (aller Toten) aus einem andern Grunde als aus dem Verdienst und aus der Auferstehung Christi herleiten wollten. Denn er hielt dafür, wenn man dies tue, so schränke man das Verdienst Christi und die Kraft seiner Auferstehung ein; man falle also in einen spezifischen Irrtum der Reformierten. Diese Schrift des Boethius bekam auch Friedr. Balduin, Professor in Wittenberg. Da er eben über 1 Kor. 15 Vorlesungen hielt, wurde er von seinen Zuhörern gebeten, auch die Behauptung des Boethius ins Licht zu stellen. Das tat er; er verwarf die Meinung des Boethius und bewies mit verschiedenen Gründen, daß die Gottlosen nicht kraft des Verdienstes und der Auferstehung Christi auferstehen werden. Seine Gründe waren folgende: „1. Die Auferstehung der Toten, die sich auf Christi Verdienst gründet, geschieht zum ewigen Leben. Die Gottlosen hingegen werden auferstehen zur ewigen Verdammnis; ihnen kommt also das Verdienst Christi nicht zugut. Also können sie auch nicht kraft des Verdienstes Christi auferstehen. 2. Die Gottlosen gehören Christo nicht an. Also kann auch ihre Auferstehung nicht darin ihren Grund haben, daß Christus auferstanden ist; denn dessen Auferstehung kommt nur den Gläubigen, als seinen Gliedern, zustatten, welche nicht können zurückbleiben, nachdem das Haupt auferstanden ist.“ (Vgl. 1 Kor. 15, 23.) 3. Er fügte

noch hinzu: „Weil man in der Gerechtigkeit Gottes den Grund anträfe, warum die Gottlosen auferstehen würden, so habe man ja keine Ursache, warum man ihn von dem Verdienst und von der Auferstehung Christi herleiten wolle, zumal, wenn dieses geschähe, daraus folgen würde, daß die Auferstehung der Gottlosen geheiligt sei, und daß überhaupt die Menschen nicht könnten auferstehen, wosfern Christus nicht gestorben [und auferstanden] wäre.“ Sodann widerlegte Balduin auch die Gründe, mit denen Boethius seine Behauptung beweisen wollte. Diese Gründe waren: „Christus habe die Werke des Teufels zerstört und alle Menschen von der Sünde, folglich auch von dem zeitlichen Tod als einer Strafe der Sünde, erlöst und uns alles wiedererworben, was wir in Adam verloren, darunter auch das Leben sei. Er habe durch den Tod die Macht genommen dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist, dem Teufel, Hebr. 2, 14. Demnach habe er auch den Gottlosen das Leben erworben; und indem sie solches durch die Auferweckung wiedererlangten, so wäre dieses eine Frucht des Verdienstes und der Auferstehung Christi.“ Man merkt sofort, wie diese Argumentation nur scheinbar Schriftgrund hat, und daß sie logisch unhaltbar ist. Denn die Zueignung des Verdienstes Christi ist unteilbar. Werden aber die Gottlosen kraft des Verdienstes Christi vom zeitlichen Tode frei, so müssen sie auch notwendigerweise kraft desselben Verdienstes vom ewigen Tode frei und also selig werden. Balduin antwortete auf diese Begründung: „es sei wahr, daß Christus alle Menschen von aller Sündenstrafe, mithin auch vom zeitlichen Tode, erlöset, auch unter andern Wohltaten den Gottlosen die Auferstehung zum ewigen Leben erworben habe. Daraus folge aber nicht, daß ihre Auferstehung [zum Gericht] eine Frucht des Verdienstes Christi sei. Sie würden der Wohltaten Christi ja nicht teilhaftig; daher habe man ihre Auferweckung vielmehr als eine Strafe anzusehen“. So sagt ja auch der Herr Joh. 5, 29: Etliche werden auferstehen zur Auferstehung des Gerichts, das ist, zu ewiger Schmach und Schande, Dan. 12, 2. Eine solche Auferstehung ist aber unmöglich eine Frucht des Verdienstes Christi, sondern eine Frucht der Sünde, also eine Strafe. „Wende man ein, man habe solche Auferstehung nicht zu erwägen, sofern die ewige Verdammnis darauf folge, sondern sofern sie dadurch wieder lebendig würden, welches dann eine von Christo erworbene Wohltat sei, gleichwie der zeitliche Tod ja eine Strafe der Sünde sei, so müsse man wissen, daß das Leben, das uns Christus erworben hat, nicht das natürliche Leben sei, sofern Leib und Seele miteinander bereinigt sind. Denn dieses sei nicht in dem Verdienste Christi, sondern in einem andern Prinzip gegründet, nämlich in der Gerechtigkeit Gottes, 2 Kor. 5, 10. Sage man, Christus habe doch auch den Gottlosen die Vergebung der Sünde, die Veröhnung mit Gott, die Befreiung vom Satan erworben, wieviel mehr müsse das auch mit der Auferstehung vom Tode der Fall sein, da dies doch eine geringere Wohltat als jene wäre, so sei dieser Schluß



nicht richtig, daß man hier vom Größeren auf das Kleinere schließen wolle. Sonst müßte man auch sagen: weil Christus himmlische Güter erworben, so habe er uns auch Güter dieser Welt erworben.“ Auch leidet dieser Schluß insofern an einer *petitio principii*, als hier zwischen Erwerbung und Zueignung nicht unterschieden wird. Kurz, „die Auferstehung der Gottlosen gehöre nicht unter die Wohltaten und Früchte des Verdienstes Jesu Christi; denn sie geschehe zur Verdammnis, sei also eine Strafe“.

Die meisten Theologen der lutherischen Kirche, z. B. Joh. Gerhard, N. Konr. Dannhauer, Calov und Quenstedt, stimmen der Meinung Fr. Balduins bei und behaupten, daß die Auferstehung der Gottlosen ihren Grund nicht in dem Verdienst und der Auferstehung Christi, sondern in der Strafgerechtigkeit Gottes habe. Hingegen steht auf seiten des Voethius der ausgezeichnete Theolog der dänisch-lutherischen Kirche Kasp. Erasm. Brochmand. Er behauptet ebenfalls, die Auferstehung der Gottlosen habe ihren Grund in der Auferstehung Christi. Dabei gründet er sich vornehmlich auf die Worte des Apostels 1 Kor. 15, 12—34, wo der Apostel beweist, daß es eine Auferstehung der Toten gibt. Brochmand meint, Paulus rede hier von der Auferstehung der Toten in genere, nicht bloß von der Auferstehung der Gläubigen, sondern auch der Gottlosen. Das gehe hervor sowohl aus den Umständen der Sache selbst, die er behandle, als auch aus der Betrachtung derjenigen, an welche er geschrieben habe, wie auch besonders aus Erwägung der Gelegenheit, warum er diese Worte geschrieben habe. Denn es wären etliche in Korinth aufgetreten und hätten geleugnet, daß es eine Auferstehung der Toten überhaupt gebe. Rede er aber von der Auferstehung der Toten überhaupt und beweise dieselbe damit, daß Christus auferstanden sei, so müsse ja folgen, daß die Auferstehung aller Menschen, folglich auch der Gottlosen, ihren Grund in der Auferstehung Christi habe.

Wir haben diesen dogmengeschichtlichen Erfurs als Einleitung zu der eigentlichen Abhandlung vorausgeschickt. Dadurch wird nicht nur das volle Verständnis für die hier vorliegende dogmatische Frage bewirkt, sondern an der Stichhaltigkeit der von beiden Seiten ins Feld geführten Argumente können wir schon einigermaßen unser Urteil bilden, das sich ohne Zweifel zugunsten Balduins und seiner Gesinnungsgenossen gestaltet hat. Die Argumentation Brochmands soll bei Gelegenheit der Betrachtung des Epokus und der Ausführung des Apostels nicht unberücksichtigt bleiben.

## II.

Wenn der Apostel V. 12 sagt: „Wenn aber Christus gepredigt wird, daß er von den Toten auferweckt worden sei, wie sagen dann etliche unter euch, es gebe keine Auferstehung der Toten?“ so erkennen wir sofort einmal, daß in der korinthischen Gemeinde „etliche“ die

Auferstehung der Toten überhaupt (in genere) leugneten; sodann, daß es hier zuerst die Absicht des Apostels ist, die Auferstehung der Toten zu erhärten. Er tut dies, indem er vor allem an den unleugbaren Thatsachen der Erscheinungen des Auferstandenen nachweist, daß eine Auferstehung vom Tode in die Kategorie der Möglichkeit falle, V. 1—11. Dies bekräftigt er sodann mit den Worten: „Wenn es aber keine Auferstehung der Toten gibt, so ist auch Christus nicht auferweckt worden“, V. 13. Er will damit sagen: Wäre die Auferstehung überhaupt (in genere) ein Ding der Unmöglichkeit, so wäre damit auch jede species der Auferstehung unmöglich, so wäre also auch Christi Auferstehung für etwas schlechtthin Unmögliches und darum Unwirkliches zu erklären. „Sublato genere tollitur et species.“ (Grotius.) Damit aber, daß er schon vorher (V. 1—11) durch Zeugen und Thatsachen die Wirklichkeit der Auferstehung Christi bewiesen hat, ist eine species der Auferstehung als wirklich dargetan worden. Was aber wirklich ist, das ist auch möglich; und wenn die species möglich ist, so ist auch das genus möglich. Somit hat also der Apostel die Möglichkeit der Auferstehung vom Tode bewiesen. In den folgenden Worten nimmt er nun durchaus keine Rücksicht darauf, wie weit die Auferstehung gehe, das ist, wer auferstehen werde — Gläubige und Ungläubige —, sondern beschränkt sich allein darauf, die Gläubigen sowohl der Auferstehung Christi als auch ihrer eigenen Auferstehung gewiß zu machen. Von der allgemeinen Auferstehung, sofern sie Gerechte und Ungerechte umfaßt, sagt er in diesem ganzen Kapitel weiter kein Wort, wie eine genaue Erwägung und Vergleichung über allen Zweifel stellt. Der Apostel zeigt nämlich V. 14—19, wie schrecklich die Konsequenz des Satzes ist, daß Christus nicht von den Toten auferstanden sei, welcher aus der Leugnung der Möglichkeit und damit auch der Wirklichkeit der Auferstehung in genere folgt: aller Glaube wäre vergeblich, alle Hoffnung siele in nichts zusammen! Glaube und Hoffnung aber finden sich nur bei den Gläubigen; schon aus diesem Umstand folgt, daß der Apostel jetzt von der Auferstehung, welche die Gläubigen angeht, rede. Die Auferstehung Christi ist Grund und Inhalt unsers Glaubens. Darum sagt er V. 14: „Ist Christus aber nicht auferstanden, so folgt *itaque*, daß unsere Predigt leer, inhaltlos, ist, aber auch, daß euer Glaube leer, inhaltlos, ist“; ja, fügt er V. 15 hinzu, „wir würden aber auch als falsche Zeugen Gottes, als Lügenapostel, erfunden; denn wir hätten dann gegen Gott gezeugt, daß er Christum auferweckt habe, welchen er nicht auferweckt hat, wenn nämlich Tote nicht auferweckt werden“. Sodann wiederholt er noch einmal V. 16 den *nervus probandi*: „Denn wenn Tote nicht auferweckt werden“ — wenn es überhaupt keine Auferstehung gibt —, „so ist auch Christus nicht auferweckt worden.“ Und welche schreckliche Konsequenz ergäbe das: „Ist aber Christus nicht auferweckt, so ist euer Glaube eitel, ihr seid dann noch in euren Sünden; folglich sind auch

die in Christo Entschlafenen verloren!“ B. 17. 18. Dem zentralen Inhalt der apostolischen Predigt, dem Zeugnis von der Auferstehung Christi, entspricht auch der auf dies Zeugnis gegründete Glaube der christlichen Gemeinde; dieser Glaube wäre leer, inhaltlos, eitel und töricht, wenn es keine Auferstehung gäbe, wenn also auch Christus nicht wirklich auferstanden wäre. Denn nur die Auferstehung Jesu Christi von den Toten erweist, daß der Tod Christi nicht Missetätertod, sondern stellvertretender Tod des heiligen Gottessohnes (Röm. 1, 4), also Veröhnertod, war, so daß seine Auferstehung als Überwindung des Todes Gerechtigkeit und ewiges Leben ans Licht gebracht hat und somit der Grund unserer Sündenvergebung, ja faktisch unsere Gerechtmäkung (objektive Rechtfertigung) ist, 2 Tim. 1, 10; Röm. 4, 25. Ist Christus aber nicht auferstanden, so gibt es auch für die Gläubigen keine Rechtfertigung; denn erst der Glaube eignet sich die durch Christi Auferstehung von Gott gesprochene Absolution und Rechtfertigung zu. Dann aber fällt mit unserm Glauben auch unsere Hoffnung auf das ewige Leben dahin: auch die in Christo, das ist, im Glauben an Christum mit der Hoffnung auf das ewige Leben, Entschlafenen wären dann verloren. *Ἀπόλωτο* muß hier wohl heißen: „sie sind verdammt“; cf. *ἀπόλωτα* (wenn auch Bengel und Philippi übersehen: „sie sind vernichtet worden“ wegen B. 19 und 32); sie sind dann nämlich ohne Sühnung ihrer Sünden, ohne Vergebung, gestorben. „Wenn wir nur in diesem Leben — für die Zeit dieses Lebens — unsere Hoffnung auf Christum gesetzt haben, so sind wir die elendesten unter allen Menschen“, B. 19. In diesen Worten macht Paulus nun die Anwendung von dieser traurigen Folgerung, daß, wenn Christus nicht auferstanden ist, auch die verstorbenen Gläubigen ewig verloren wären, auf uns, die wir jetzt leben und im Glauben stehen. Gläubige kämpfen gegen die Lüste der Welt, verleugnen sich selbst und hoffen auf zukünftige Seligkeit; das wäre töricht, hemitleidenswert, wenn es für sie keine durch Christi Auferstehung garantierte Vergebung und Auferstehung zum Leben gäbe, während andere, die Ungläubigen, doch wenigstens das gegenwärtige Leben genießen, B. 32.

Wir haben erkannt, wie der Apostel, nachdem er die Möglichkeit der Auferstehung als genus bewiesen hat, dazu übergegangen ist, die Notwendigkeit der Auferstehung Christi für Bestand und Gewißheit unsers christlichen Glaubens und unserer Hoffnung auf das ewige Leben darzulegen. Sein Stopus ist also nicht mehr, von der Auferstehung in genere zu reden, sondern von der Auferstehung — zunächst Christi — in bezug auf die Gläubigen. Denn er zeigt ja hier, was von der Auferstehung Christi für die Gläubigen abhängt. Das erkennen wir auch aus B. 20. Denn die Worte dieses Verses bilden einerseits den Abschluß der B. 12—19 entwickelten Gedanken, andererseits den Übergang zu einem neuen, B. 20—22 dargestellten Moment: „Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten als Erstling der

Entschlafenen.“ Der Apostel sagt damit: Nun dagegen, wie sich die Sache wirklich verhält, sind wir Christen nicht in diesem unglücklichen Zustande (B. 17—19), sondern Christus ist wirklich auferweckt, und zwar als Erstling der Entschlafenen, so daß also mit der Wirklichkeit seiner Auferstehung auch die Wirklichkeit unserer Auferstehung gesetzt und verbürgt ist. Man beachte hier auch, daß die Schrift unter „Entschlafenen“ nur solche versteht, die im Glauben gestorben sind. Philippi sagt hier: „Wie bisher aus unserer angeblichen Nichtauferstehung das Nichtauferstehens Christi gefolgert war, so wird nun umgekehrt aus Christi Auferstehung unsere, das ist, der Gläubigen, wirkliche Auferstehung gefolgert. Denn Christus ist auferstanden als Erstling der Entschlafenen. Er ist so erweckt, daß er dadurch mit der Auferstehung der Entschlafenen den Anfang gemacht hat (B. 23; Kol. 1, 18; Apost. 1, 5; 26, 23 et al.), so wie die Erstlingsfrucht der Ernte, die ἀραγή, die Ernte überhaupt anhebt und auf die volle nachfolgende Ernte hinweist. Jedenfalls ist in dem Ausdruck ἀραγή, welche dem Herrn als Opfer dargebracht wurde (Lev. 23, 10 f. et al.), das Heiligsein der Ernte in der Erstlingsfrucht angedeutet. Daß aber Christus hier die ἀραγή τῶν κεκοιμημένων (ὁ πρῶτος τῶν ἐκ τῶν κεκοιμησθαι ἐγερθέντων) genannt wird, ist Beweis dafür, daß mit seiner Auferstehung auch die unfrige gesetzt und verbürgt ist.“ Auch hier beachte man, daß die Ernte des jüngsten Tages die Einsammlung der Auserwählten in die himmlischen Scheuern ist, nicht aber die Auferstehung aller Menschen.

In den folgenden Worten, B. 21, gibt nun der Apostel die Begründung des Ausdrucks ἀραγή τῶν κεκοιμημένων: „Denn seitmal durch einen Menschen der Tod (vermittelt) ist, so ist auch durch einen Menschen die Auferstehung der Toten (vermittelt).“ Meyer bemerkt mit Recht, daß der Apostel hier einen Schluß mache a causa mali effectus ad similem causam contrarii effectus, wie ja das zweimalige, nachdrücklich an die Spitze gestellte δὲ ἀνθρώπου zeige. Wie Adam durch seinen Fall nicht allein sich, sondern allen seinen Nachkommen den Tod vermittelt hat und also die ἀραγή τῶν ἀποθνησκόντων geworden ist, so ist auch Christus nicht allein für sich auferstanden, sondern hat durch seine stellvertretende Genugtuung für unsere Sünden uns das ewige Leben vermittelt, und in seiner Auferstehung ist er die ἀραγή derer geworden, die mit ihm bereinigt sind, die ihre „Abstammung“ auf ihn zurückführen. Der Apostel stellt hier eine Parallele zwischen Adam und seinen Nachkommen und Christo und seinen Nachkommen, wie er ja auch Röm. 5, 12 ff. tut. Die Nachkommen Adams haben von ihrem Stammvater den Tod ererbt; die Nachkommen Christi haben von ihrem Stammvater Freiheit vom Tode, also Auferstehung zum Leben, ererbt. Diese Parallele zeigt deutlich, daß der Apostel hier auf die Ungläubigen, die nur Adams, nicht aber auch Christi Kinder sind, keine Rücksicht nimmt; er redet hier nur von den Gläubigen. Auch zeigt die Gegen-

überstellung von Tod, der durch Adam vermittelt ist, und Auferstehung, die durch Christum seinen Kindern vermittelt ist, daß hier nicht die Auferstehung überhaupt, sondern speziell die Auferstehung zum ewigen Leben gemeint ist. Das liegt, wie wir sahen, auch schon in dem ἀπαρχή; denn ist Christus die ἀπαρχή, so ist die volle Ernte die Vollzahl der Seinen.

In V. 22 gibt nun der Apostel eine Begründung und zugleich eine weitere Ausführung des in V. 21 ausgesprochenen Gedankens. Hier sagt er: „Denn gleichwie in Adam alle sterben, ebenso werden auch in Christo alle lebendig gemacht werden.“ Die Verbindung dieser mit der in V. 21 gemachten Aussage wird durch das kausale γάρ hergestellt. Es wird hier also vor allem der Grund angegeben, wie es komme, daß durch einen Menschen der Tod und wiederum durch einen Menschen die Auferstehung der Toten, also die Erlösung vom Tode, gekommen sei. In dieser Begründung nennt der Apostel die beiden Menschen: Adam, durch welchen der Tod, und Christum, durch welchen die Auferstehung vermittelt ist; und durch die Konjunktion „gleichwie — ebenso“ (ὡσερ — οὕτω) stellt er sie in Parallele. Die erste Aussage lautet: „In Adam sterben alle“, ἐν τῷ Ἀδὰμ πάντες ἀποθνήσκουσιν. Ἐν τῷ Ἀδὰμ heißt nicht eigentlich „durch Adam“, sondern durch dies ἐν wird auf die Quelle, den Ursprung, des Sterbens hingewiesen: für alle liegt „in Adam“ die Ursache des Sterbens, von Adam aus ist der Tod über alle gekommen. Die πάντες sind hier selbstverständlich „alle, die von Adam abstammen“; wie sie alle Adams Kinder sind, so haben sie auch alle von ihrem Stammvater das schreckliche Erbe der Sünde und des Todes überkommen. Und dieses Erbe erweist sich als tatsächlich und wirklich auch in der Gegenwart, fortwährend; das wird durch den Modus der Wirklichkeit und durch das Tempus der Durative in ἀποθνήσκουσιν angezeigt. Dem steht nun die Parallele gegenüber: „Ebenso werden auch in Christo alle lebendig gemacht werden“, οὕτω καὶ ἐν τῷ Χριστῷ πάντες ζωοποιηθήσονται. Wie also in Adam für alle seine Kinder Quelle und Ursache des Sterbens liegt, ebenso liegt auch in Christo für alle seine Kinder Quelle und Ursache des Lebens, der Auferstehung; von Adam erben alle seine Nachkommen Sünde und Tod, von Christo erben alle die Seinen Gerechtigkeit und Leben: das ist in kurzen Worten der Sinn dieser apostolischen Aussage. Paulus operiert hier mit dem Begriff der Stammvaterschaft, den er schon in V. 21 gebraucht hat; dieser Begriff wird hier nicht fallen gelassen, sondern festgehalten und weiter ausgeführt, wie das ἐν, welches Ursprung und Quelle anzeigt, deutlich beweist. Werden aber Adam und Christus hier als Stammväter vorgestellt, so können die betreffenden Aussagen, πάντες ἀποθνήσκουσιν — πάντες ζωοποιηθήσονται, nur auf ihre Nachkommen bezogen werden. Demgemäß dürfen also die Worte πάντες ζωοποιηθήσονται nur auf diejenigen bezogen werden, die ἐν τῷ Χριστῷ ihren Stammvater haben. — Die einzige Diskrepanz in dieser Parallele liegt im Tempus des Verbums: ἀποθνήσκουσιν — ζωοποιηθήσονται.

Während das Sterben der Kinder Adams dargestellt wird als etwas, was sich jetzt schon, und zwar von Adam an, fortwährend zeigt (Präsens der Durative), wird das „in Christo“ ursprünglich liegende und auf seine Kinder vererbte Leben als etwas Zukünftiges, aber auch Wirkliches dargestellt durch das fut. ind. Die Erlösung vom Tode, die Auferstehung zum Leben, ist noch nicht erschienen, sondern wird noch erscheinen, Kol. 3, 1 ff.; 1 Joh. 3, 2. An dieses Futurum knüpft dann auch der Apostel in den Worten des nächsten Verses an und erklärt es. Auch ergibt sich aus sorgfältiger Erwägung dieses Zusammenhangs (zwischen V. 22 und 23) und der in V. 23 enthaltenen Aussage, wo nur von dem chronologischen Verhältnis der Offenbarung der Freiheit vom Tode (der Auferstehung) zwischen Christo und den Seinen die Rede ist, daß die πάντες, welche ἐν τῷ Χριστῷ ζωοποιηθήσονται, nur diejenigen sind, welche auch wirklich ἐν τῷ Χριστῷ und ἐκ τοῦ Χριστοῦ sind. Denn dieser Vers stellt sich offenbar vor als Exponent der Worte: „In Christo werden alle lebendig gemacht werden.“ Calov sagt daher treffend: „Adam factus est toti humano generi causa et fons injustitiae et mortis, quia haec per ipsum in totam posteritatem per carnalem generationem derivantur. Christus autem fons justitiae et vitae factus est *credentibus*, quam per spiritualem generationem communicat.“ Philippi: „Das zweite πάντες, umschließt eine durchaus engere Sphäre als das erste πάντες, indem hier die adamitische und die christliche Menschheitsgesamtheit einander gegenübergestellt wird, auf die Ungläubigen aber, welche nur zu Adam gehören, und welche demgemäß im Tode bleiben und der Auferstehung des Gerichts anheimfallen, nicht reflektiert wird. Das πάντες ζωοποιηθήσονται ist also mit den meisten Auslegern bloß von der seligen Auferstehung zu verstehen, nicht auf die Auferstehung aller Toten zu beziehen, wogegen schon Balduin richtig bemerkt hat: „impios non virtute resurrectionis Christi resurrecturos, sed propter immutabile Dei decretum, quo statutum est homini semel mori et postea iudicium, Ebr. 9, 27.“ Auch ζωοποιεῖν kann im Gegensatz zu dem Gericht des ἀποθνήσκειν ἐν Ἀδὰμ nur die ἐνάστασις; ζωῆς, Joh. 5, 29, bezeichnen.“ Endlich darf man auch das Futurum ζωοποιηθήσονται nicht im determinativen Sinne: „sie sollen alle lebendig gemacht werden“, nämlich nach Gottes Willen und Absicht, verstehen; denn dies Futurum, da es einem die Wirklichkeit anzeigenden Verbum, ἀποθνήσκειν, entspricht, kann hier nur die Wirklichkeit bezeichnen.

Diese Erklärung der Worte des Apostels wird auch durch die folgende Aussage bestätigt und sichergestellt. Es heißt V. 23: „Ein jeder aber in seiner Ordnung: als Erstling Christus; danach die, welche Christo angehören (οἱ τοῦ Χριστοῦ), in seiner Wiederkunft.“ Wir achten zwecks unserer Argumentation hier zunächst auf den Parallelismus mit den Worten des vorhergehenden Verses. Da hieß es: „Ebenso auch in Christo werden alle lebendig gemacht werden.“ Diesen Worten stehen

nun V. 23 die Worte parallel: „danach die, welche Christo angehören, in seiner Wiederkunft“. Hierdurch erklärt der Apostel sich selbst, auf wen er das πάντες ζωοποιηθήσονται bezogen haben will, nämlich auf die, so Christo angehören, οἱ τοῦ Χριστοῦ. Es ist hieraus evident, daß hier und im vorhergehenden Verse gar keine Rücksicht genommen wird auf die Auferstehung zum Gericht; sie wird gar nicht erwähnt. Der Skopus des Apostels kann also nur sein und ist nur dieser, daß er die Gläubigen der unerschütterlichen Gewißheit und des Trostes ihrer Auferstehung zum Leben versichern will. Darum nennt er Christum die ἀπαρχή. Er ist als Erstling auferstanden und lebt ewig in einem neuen Leben in himmlischer Herrlichkeit; so werden auch die Seinen als die durch die ἀπαρχή geheiligte volle Ernte seinerzeit zum Leben auferstehen. Er zieht die Parallele zwischen Adam und seinen Kindern einerseits und Christo und seinen Kindern andererseits: Wie sich von Adam der Tod vererbt hat, so ist das Erbe Christi die Auferstehung zum Leben. — Damit ist die Argumentation Brochmands hinfällig geworden; denn seine Prämisse war, daß der Apostel hier von der Auferstehung in genere rede. Wir haben erkannt, daß der Wortlaut des Textes diesen Oberfaß als fehlerhaft darstellt. Doch da sich Brochmand auf den ganzen Abschnitt bis zu V. 34 beruft, so wollen wir denselben noch kurz überblicken.

Die Erwähnung der „Ordnung“, τάγμα, V. 23, geschieht, um der Frage zu begegnen, warum nicht schon jetzt die Kinder Christi von allem Tode frei ins ewige Leben eingehen: Gott hat die Ordnung getroffen, daß das erst bei der Wiederkunft Christi geschehen soll, ebenso wie nach der Darbringung der ἀπαρχή nicht die einzelnen Ähren Stück für Stück eingesammelt werden, sondern erst dann, und zwar alle zu gleicher Zeit, wenn die eigentliche Ernte gekommen ist. — Sodann fährt der Apostel fort: „Dann ist das Ende da, wenn er das Reich“ (βασιλεία, Ausübung der Herrschaft) „Gott und dem Vater übergeben haben wird“, so daß also das spezifische Herrschen des Erlösers in das allgemeine Königtum Gottes übergegangen ist, wobei natürlich Christus selbst nicht aufhört, König zu sein, sondern mit dem Vater herrschen wird, wie es im Anfang war; denn „traditio regni non includit carentiam tradentis“. (Cf. Matth. 11, 27; Joh. 5, 17. 19.)

„Wenn er aufgehoben haben wird (außer Wirkung gesetzt hat) alle ἀρχὴν καὶ πᾶσαν ἐξουσίαν καὶ δύναμιν“, das sind alle feindlichen jetzt noch wirksamen dämonischen Mächte. Daß diese feindlichen Mächte gemeint sind, zeigt nicht nur ein Vergleich mit Eph. 6, 12, wo sie mit denselben Namen genannt werden, sondern auch die (V. 25) folgende Begründung: „Denn er muß herrschen (βασιλεύειν), bis daß er alle Feinde unter seine Füße gelegt hat.“ Da werden also die zuvor genannten Mächte Feinde genannt. „Als letzter Feind wird der Tod außer Wirkung gesetzt“, V. 26. Damit ist also die Auferweckung zum Leben als letzter Akt (der freilich mit dem Gerichte zusammenfällt) des spezifischen Königseins Christi bezeichnet. Er setzt den bis dahin noch

wirksamen Tod gänzlich außer Wirksamkeit. Dies kann sich wiederum nur auf die Gläubigen, die von allem Tode frei werden, beziehen; denn die Verdammten bleiben ewig in der Gewalt des Todes, Apof. 20, 6.

Sodann erklärt der Apostel das „übergeben der Herrschaft an Gott den Vater“, indem er B. 27 hinzufügt: „Denn alles hat er unter seine Füße getan. Wenn er aber sagt, daß ihm alles untertan ist, so ist offenbar, daß das mit Ausnahme dessen ist, der ihm alles untertan hat.“ Gott der Vater ist also König, Herrscher, geliebten auch während des spezifischen Königsseins und Herrschens Christi. „Wenn ihm aber alles unterworfen sein wird“, wenn also alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße liegen, und der Zweck des Regimentes (der *βασιλεία*) des Sohnes erfüllt ist, alle unsere Feinde außer Wirksamkeit zu setzen, „dann wird auch der Sohn selbst sich unterordnen dem, der ihm alles unterworfen hat, auf daß Gott sei alles in allen.“ Wenn also der Zweck des Amtes Christi, die Erlösung von unsern Feinden und die Unschädlichmachung derselben, erreicht ist, dann ist die vermittelnde Tätigkeit des Erlösers und Mittlers zum Ziel und Abschluß gekommen. Der Sohn, der als Mittler zwischen Gott und Menschen stand, ohne den niemand zum Vater und zur seligen Gemeinschaft mit Gott kommen konnte (Joh. 14, 6), hat dann sein Amt erfüllt und wird als Mittler zurücktreten. Bisher stand er im Vordergrunde (cf. den neutestamentlichen Segen 2 Kor. 13, 13); am Jüngsten Tage aber wird das Werk des Sohnes mit Vollendung gekrönt sein, und die durch Sünde, Tod und Teufel gestörte Gemeinschaft der Menschen mit ihrem Gott wird wiederhergestellt sein (*ἀποκατάστασις*). Daraus folgt ganz natürlich, daß der Sohn als Mittler dann zurücktreten, sich gleichsam unter Gott unterordnen wird, so daß dann wieder Gott, der dreieinige Gott, „alles in allen“ sein wird, das heißt, daß Gott dann ohne Mittler wieder mit den Menschen verkehren wird, und sie wieder ohne Mittler zu ihm sich nahen können: die ursprüngliche paradiesische Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen ist dann wiederhergestellt. Es ist dann erfüllt, was der heilige Geheer Apof. 21, 1—5 beschreibt. — So weit geht die dogmatische Darlegung des Apostels im ersten Teil des 15. Kapitels. In den Versen 29—34 schließt er nur eine hierauf sich gründende Mahnung an, sich nicht durch lose Geschwätze verführen zu lassen, wobei er auf das Tun der Gläubigen selbst (B. 29) und seine eigenen Leiden und seine Beständigkeit (B. 30—32) hinweist, wodurch die subjektive Gewißheit des Glaubens einer Auferstehung zum Leben faktisch bezeugt wird.

Das Resultat dieser Untersuchung ist also dies, daß der Apostel 1 Kor. 15 die allgemeine Auferstehung nur als möglich darstellt (B. 12), weiter aber mit keinem Wort davon redet. Sein eigentlicher Skopus ist, die Gläubigen gegen lose Geschwätze zu warnen und sie ihrer eigenen Auferstehung zum Leben, die im Verdienst und in der Auf-



erstehung ihres Erlösers und Verfühners, als des Wiederherstellers der seligen Gemeinschaft mit Gott, gegründet ist, gewiß zu machen. Dies Kapitel ist nicht die sedes classica der Lehre von der Auferstehung aller Toten. Die Auferstehung im allgemeinen (in genere) hat ihr Prinzip in der Gerechtigkeit Gottes; beim jüngsten Gericht sollen alle Menschen erscheinen, um ihr Urteil zu empfangen, damit Gottes Gerechtigkeit vor den Augen aller Kreatur offenbar werde: Dan. 12, 2; Joh. 5, 28 f.; Röm. 2, 5; 2 Kor. 5, 10; Hebr. 9, 27 et al. Es gilt also zu unterscheiden zwischen Auferstehung überhaupt (oder an sich) und Auferstehung wozu (terminus ad quem). Auferstehung an sich ist von Gott zwecks Offenbarung seiner Gerechtigkeit beschlossen (Röm. 2, 5); Auferstehung zum Gericht ist, sofern der terminus in Betracht kommt, Folge und Strafe der Sünde, resp. des Unglaubens; Auferstehung zum Leben hingegen ist, wiederum betreffs ihres terminus, in dem Verdienste und der Auferstehung Christi gegründet, und nur die, welche Christo angehören, werden kraft seiner Auferstehung zur Auferstehung des Lebens und zur seligen Gottesgemeinschaft gelangen.

---

### Bermischtes.

**Das näie Testament in dat oostfräske Plattdüts von D. Boethoff.** So lautet der Titel des von P. C. Boethoff in Loga bei Leer in ostfriesisches Plattdeutsch übersetzten Neuen Testaments. Das Buch ist im Verlage von A. G. F. Dunschmann in Aurich erschienen. Bibeln in plattdeutscher Mundart gibt es freilich bereits in mehreren Ausgaben; hier aber kommt zum ersten Male das Ostfriesische zu seinem Rechte, jenes Sprachidiom unserer äußersten nordwestdeutschen Ecke, dem eine gewisse Schwere und Breite in Form und Ausdruck eigen ist. Mit dieser Mundart läßt sich dem ernstesten Bibelwort sehr wohl gerecht werden. Der Übersetzer hat sich in seiner verdienstvollen Arbeit eng an den griechischen Urtext des Testaments gehalten. Da ist z. B. die Bergpredigt. „Selig sünd dä, dä Gäst sünd, denn för hör is dat Himmelrick.“ Je weiter man diese Worte im ostfriesischen Sprachklang liest, desto packender, eindringlicher wirken sie, und damit ist wohl der Beweis wiederum geliefert, wie sehr sich niederdeutsche Sprachweise als Dolmetsch tiefster, heiligster und ernstester Gefühle eignet.

**Reformationsfest in Frankreich am 26. Mai.** Eine eigentümliche Kriegswirkung ist der Beschluß, den die Nationale Vereinigung der Reformierten Kirchen Frankreichs Anfang Juni gefaßt hat: die Verlegung des Reformationsfestes vom 31. Oktober auf den 26. Mai, den Gedächtnistag der ersten protestantischen Generalsynode Frankreichs im Jahre 1559, in Erwägung zu ziehen. Der dahingehende Antrag wurde damit begründet, daß dann deutlich hervorträte: die Beziehungen der

französischen Kirchen zur Reformation Calvins seien stärker als zu Luther. Was der Deutschenhaß nicht alles bewirkt! (Ref.)

**Die Bitte um Vergebung der Sünden.** Die „A. E. L. K.“ schreibt: „Einer der ersten Vertreter des modernen Perfectionismus war der englische Prediger Harrington Evans, ein übrigens hochbegabter Prediger. Er äußerte sich einmal dahin, er höre es sehr ungern, wenn Christen noch sagten: ‚Gott, sei mir Sünder gnädig!‘ Wir gefällt das nicht. Der Heilige hat Vergebung der Sünden. Ich weiß wohl, daß er noch sündigt, aber er hat dennoch völlige Vergebung, und es ist mir immer, als ob ich in dem ‚Gott, sei mir Sünder gnädig!‘ etwas von dem Rasseln der alten Ketten hörte.“ Es kam dann eine Zeit, in der er das, was er für Kettenrasseln gehalten hatte, schäken lernte. Auf seinem Grabstein stehen heute die Worte: ‚Gott, sei mir Sünder gnädig!‘“ Die tägliche Bitte der Christen um Vergebung soll nicht etwa die Tatsache in Frage ziehen, daß sie wirklich schon Vergebung haben, sondern das Bewußtsein lebendig erhalten, daß wir derselben unwürdig sind, und daß sie uns immer nur aus lauter Gnade zuteil wird. J. B.

„Unsere Kirche ist niemals Volkskirche gewesen“, so urteilte D. Jhmels auf der Lutherischen Pfingstkonferenz in Hannover. Er sagte: „Die jetzige Stunde ist zwar nicht die, aber eine entscheidende Stunde für die Kirche, namentlich für das Verhältnis der Kirche zu unserm Volk. Sie ist eine Frage Gottes an unser Volk, ob es ihm gehören will. Wir können nicht wissen, ob es die letzte Frage Gottes an unser Volk ist; aber jedenfalls gilt es jetzt, nicht im bequemen Studieren, sondern im heißen Durchleben sich auf die Aufgaben der Zeit zu besinnen, die bisherige Weise der Arbeit zu prüfen. Vor allem taucht im Blick auf Volk und Kirche die Frage auf: Ist unsere Kirche Volkskirche? Ist sie es noch? Oder ist sie es schon? Äußerlich ist sie Volkskirche. Aber wie groß ist die Zahl derer, die sich den Dienst der Kirche verbatene; noch größer die Zahl derer, die sie sich nur als äußerliche Sitte gefallen ließen. Und wie gering ihr Einfluß auf das Volksleben! Die Schuld daran wird die Kirche zuerst bei sich selbst suchen. Schuld trägt zunächst die Verfassung der Kirche, der Mangel an derjenigen Selbstständigkeit, welche ein frisches Anstreifen der Beseitigung der Notstände, z. B. die Errichtung neuer Predigstättchen in den Großstädten, möglich macht. Unsere Kirche ist tatsächlich niemals Volkskirche gewesen, vielmehr von Anfang an Staatskirche.“ — Die „Freikirche“ bemerkt hierzu: „Zu vorstehendem ist uns das Zugeständnis besonders bemerkenswert, daß die lutherische Kirche tatsächlich niemals Volkskirche gewesen sei. Zwar geht das insofern zu weit, als in dem der Reformation folgenden Jahrhundert sehr wohl von einer lutherischen Volkskirche in den deutschen und skandinavischen Ländern geredet werden konnte, in denen die lutherischen Bekenntnisse rechtliche Geltung hatten; denn es wurde da von der herrschenden luthe-

rischen Lehre auch das öffentliche und häusliche Leben beeinflusst. Aber von der Kirche des letzten Jahrhunderts und unserer Tage gilt das Zugeständnis freilich in vollem Maße, und deshalb ist es uns wertvoll, dasselbe aus dem Munde eines Mannes zu hören, der als einer der bedeutendsten Vertreter des Luthertums in Deutschland gilt. . . . Jetzt sei nur dieses festgestellt, daß der übliche Einwand gegen unsere Forderung der Separation, man dürfe sich nicht separieren, weil ja doch die Kirche Volkskirche sei, und man das Volk nicht aufgeben dürfe, hier von Vertretern der Landeskirche selbst als hinfällig bezeichnet ist. Zurzeit ist die Landeskirche tatsächlich nur ‚ein finanzieller Zweckverband für religiöse Aufgaben‘. Aber ein solcher streitet wider Gottes Wort, besonders deshalb, weil doch Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft der verschiedensten Richtungen damit verbunden ist.“ J. W.

**Bekennnis eines Gottesleugners.** Prof. S. Hergaard in Kopenhagen, der bisher in seinem dänischen Vaterlande als Stimmführer der Gottesleugner galt, legt in der zweiten Auflage seines Lehrbuches über Pädagogik folgendes beachtenswerte Bekenntnis ab: „Nur mit dem Gefühl tiefster Behmut gedente ich der Tage, da ich dieses Buch zu schreiben begann, denn ich ahnte damals noch nicht, welche Sorgen mir das Schicksal bereiten werde. Durch die Erfahrungen des Lebens in seinen Leiden und Schmerzen ist meine Seele erschüttert, und das Fundament, auf dem ich früher glaubte bauen zu können, zertrümmert worden. In aufrichtigem Glauben an die Herrlichkeit der Wissenschaft glaubte ich für alle Fälle in ihr einen sicheren Ruheort gefunden zu haben. Diese Einbildung ist mir vergangen; denn als das Gewitter kam, und mein Gewissen in Trauer gehüllt wurde, zerrissen die Seile der Wissenschaft wie Fäden. Da ergriff ich die Hilfe, die viele vor mir ergriffen haben: ich suchte und fand den Frieden im Glauben an Gott. Seitdem habe ich zwar die Wissenschaft nicht aufgegeben, wohl aber ihr einen andern Platz im Leben angewiesen. Wenn es vor dem inneren Blick finster wird, und jede Hoffnung zu erlöschen scheint, dann hat man nach meiner festen Überzeugung nur e i n e n Ankerplatz, den einfältigen, aber lebendigen Christenglauben. Glücklich der, der es nicht zum Äußersten kommen läßt, sondern seinen Anker beizeiten auf einen festen Grund auswirft!“

**Die Geschmäcker sind verschieden!** Das „Bremer Kirchenblatt“ schreibt: „In der ‚Reformation‘ wird mit Recht dafür kräftig eingetreten, daß die wertlosen Weisen englischer Lieder, die man leider in Deutschland noch vielfach hören muß, nunmehr verschwinden. Unter ‚Los von England!‘ heißt es da u. a.: ‚Oder: ‚Komm zu dem Heiland, komme noch heut!‘“ Der erste Teil der Melodie ist charakterlos und völlig trivial. Am Schluß, wo die Freude über die Heimat im Himmel zum Ausdruck kommen soll, setzt ein ganz ordinärer Holzhader ein. Ja, sollen denn da droben Schußplattler oder Walzer getanzt werden? Aber diese Melodie ist gar nicht englisch, sondern sie ist aus den von

Brahms herausgegebenen Ungarischen Tänzen genommen, und sie ist an sich eine Melodie von prachtvollem, edlem Schwung und Feuer und wahrhaftig kein „ganz ordinärer Holzhacker“. Daß man ihr keinen religiösen Text hätte unterlegen sollen, versteht sich von selbst.“ F. B.

**Zahlenverhältnis der christlichen Religionen.** Nach neueren Berechnungen und Schätzungen beträgt die Gesamtzahl der Christen auf der Erde gegenwärtig 492 Millionen, wovon etwa 290 Millionen Katholiken, 200 Millionen Protestanten sein sollen. In Amerika (Nord- und Südamerika) halten sich die beiden Konfessionen ungefähr die Wage: 83 Millionen Protestanten, 87 Millionen Katholiken. Europa zählt 109.7 Millionen Protestanten und 191.8 Millionen Katholiken. Ein Vergleich mit den entsprechenden Zahlen des Jahres 1872 zeigt, daß sich das zahlenmäßige Verhältnis der beiden Konfessionen sehr zugunsten der Protestanten verändert hat. Damals gab es in Europa 70.8 Millionen Protestanten; die Katholiken zählten mit 147.8 Millionen über das Doppelte, was heute bei weitem wohl nicht mehr der Fall ist. Eine Hauptursache dieser Verschiebung des Verhältnisses liegt darin, daß das katholische Frankreich so gut wie keine Bevölkerungszunahme aufzuweisen hat, und daß in Großbritannien infolge der Auswanderung aus dem katholischen Irland die Zunahme der Katholiken minimal ist; sie beträgt seit 1872 0.1 Million, während gleichzeitig die Zahl der Protestanten um 14.7 Millionen gewachsen ist. Dadurch wird für Europa die relativ stärkere Vermehrung der Katholiken in manchen Ländern, unter anderem auch in Deutschland, mehr als ausgeglichen. Der Anteil an der Gesamtbevölkerung der Erde belief sich schätzungsweise für die Protestanten um 1870 auf 7.9 Prozent, um 1910 auf 11.7 Prozent; für die römischen Katholiken auf 13.6 und 16.7 Prozent.

**Deutschland vor und nach der Kriegserklärung.** Im „G. d. G.“ schreibt G. Stuxer, ein Auslandsdeutscher, über seine Eindrücke bei einem Besuche unmittelbar vor und nach Ausbruch des Krieges: „Seit neunzehn Jahren im und am Urwalde lebend, hatten wir vor zwölf Jahren drüben zum letzten Male an einem deutschen Gottesdienste teilgenommen. Schon das Geläut der Glocken ergriff uns. Dann die Orgel. Der Gesang der Gemeinde. Aber der Text der alten herrlichen Lieder war verändert. Beim Altardienst kein Sündenbekenntnis, keine Zusicherung der Gnade. Die Predigt hätte ebensogut in einer Synagoge oder einer Moschee gehalten werden können. Sie bestand aus scharfgegliederten, eiteln Worten irdischer Weisheit und Torheit. Leer im Herzen verließen wir die Kirche. Im Lesezimmer des Gasthofes war gerade die verbreitetste Berliner Zeitung frei. Um die Stimmung des deutschen Bürgertums kennen zu lernen, zwang ich mich, sie zu lesen. Im Leitartikel fand ich dieselben Schlagworte, die schon vor zwanzig Jahren abgedroschen waren; in den Reichstagsreden Beschimpfungen Deutschlands von seiten einer großen Partei neben Lobes-

erklärungen für Frankreich und England, also für die Länder, unter deren feindlicher Wühlarbeit die Deutschen in Übersee seit Jahrzehnten schwer gelitten hatten; in den politischen Berichten Gefühlsduseleien gegenüber dem Auslande, Verdächtigungen des Militärs; im Allerlei öde Wigeleien über einen Geistlichen, offenkundige Verleumdungen einer afrikanischen Missionsstation usw.; in den Anzeigen ekelhafte Einzeltigkeiten; in der Wochentafel der Schauspiele und Opern zwischen den besten Werken, wie gleichberechtigt, die häßlichsten, französischen Ehebruchsdramen und Operetten. Ich wußte wohl, daß es eine Gegenströmung gab, daß viele ernste Männer und Frauen sich mit Eifer bemühten, christliche und deutsche Gesinnung in Zeitungen und Zeitschriften, Vereinen, Vorträgen, Predigten zu pflegen. Aber auf der weiteren Reise durch Deutschland merkte man kaum etwas davon. Wie viele Sekundware an Büchern und Bildern wurde auf den Bahnhöfen und in den Schaufenstern feilgeboten, wieviel Prozentum und englisch-französische Nachäfferei machte sich bei den Mitreisenden und in den Straßen breit! Ja, wie sehr hatten wir uns auf Deutschland gefreut, und wie tief waren wir enttäuscht! Die Deutschen im Auslande, die wir verlassen hatten, waren viel deutscher als die im Vaterlande!“

„Und dann kam ich wieder nach Deutschland als ein Flüchtling am Tage der Kriegserklärung Englands. Das Gesicht des Reiches war wie durch einen Zauberschlag verwandelt, die falsche Maske heruntergerissen. Die Männer sahen sich merkwürdig ähnlich. Ein Gedanke prägte sich in ihren Zügen aus, ein Wille. Die Frauen sahen frauenhafter aus als je; ihre fragenden Augen voll Sorge um ihre Lieben, ihre Hände voll Arbeit. O wie herrlich ist nun unser Vaterland wieder geworden, das Volk in Waffen, das sich der Räuber erwehrt! Es stand am Rande der Versumpfung. Gott hat uns durch unsere Feinde gepakt. Er muß noch Großes mit uns vorhaben.“

F. B.

Die Aufführung von „Mona Lisa“ in Stuttgart hat die evangelischen Pastoren der Stadt zu einem Protest veranlaßt, in dem sie erklären: „Wenn je, so hätte das Theater in unserer ernstesten Zeit allen Grund, sich als ‚moralische Anstalt‘ [?] und Träger geistiger Kultur zu betwähren und auf das Empfinden weiter Kreise des deutschen Volkes Rücksicht zu nehmen. Manche Darbietungen der Schaubühnen stehen in schroffem Gegensatz dazu. In einer Zeit der höchsten Spannung und blutigsten Kämpfe wird in Schauspiel und Oper statt sittlich Erhebendem vielfach Herabziehendes und Bersekendes geboten. Während wir ganz auf Treue und Zucht angewiesen sind, und unser ganzes Dasein durch heiligen Opfermut unserer Krieger bedingt und geschützt ist, wird leidenschaftliche Sinnlichkeit und zügelloser Lebensgenuß vorgeführt. Draußen spielt sich das größte Drama der Weltgeschichte ab, und in der Heimat soll man sich an Darstellungen des Verbrechens ergötzen. Wir sind daran, uns auf unser innerstes und bestes deutsches Eigengut zu betünnen, und hier wird welschem Geiße gehuldigt. Es geht um die höch-

sten Güter nicht bloß unsers deutschen Volkes, sondern der Menschheit, und hier klatscht man fader Oberflächlichkeit und Zweideutigkeit Weifall. Welchen Eindruck vom Leben in der Heimat müssen die Krieger mitnehmen, die Zeugen solcher Schaustellungen werden! Gibt es nicht Stücke genug, um einen Spielplan aufzustellen, der der heutigen inneren und äußeren Lage des deutschen Volkes gerecht wird? Wir bitten die Theaterleitungen und die Theaterbesucher, hier Wandel zu schaffen und in ihrem Teil deutsche Kraft und Würde zu stärken.“ Die „N. G. L. R.“ bemerkt: „Man hatte für die Oper einen Sonntag gewählt, den 26. September; und die göttliche Antwort auf diesen frevelnden Leichtsinns ließ nicht auf sich warten. Am selben Tag kam die Nachricht von der furchtbaren Schlacht in der Champagne, in der die Franzosen die erste deutsche Linie durchbrachen. Wie den Theaterbesuchern wohl zumute war? Der Opernrezensent Dr. Nagel schreibt mit Recht: „Hunderttausende deutscher Männer verbluten sich draußen auf den Feldern Frankreichs und Belgiens, ungezählte junge deutsche Leben gingen in Rußlands Steppen elend zugrunde, und über die deutsche Bühne zieht, von der kritiklosen Menge bejubelt, „Mona Lisa“, ein Werk, das, wie hoch man Schillings Musik bewerten möge, in einem doppelten Morde und in einer Szene voll perverter, wollüstiger Grausamkeit gipfelt. Das ist keine Kunst, wie sie dem Geist der Zeit entspricht, der die Besten mit Sehnsucht nach Festigung des alten, idealen Sinnes des Deutschtums erfüllt, eines Sinnes aber auch, der zugleich auf das Wirkliche gerichtet sein und sich nicht mehr ins Traumland bloßer Nebelheimerei verlieren soll.“ Das „Ev. Gemeindeblatt für Stuttgart“ schreibt: „Es kann kein Zweifel sein, wer sich von dem Krieg u. a. auch eine Wirkung auf die sittliche Erneuerung der deutschen Bühne versprach, der wird hier aufs bitterste enttäuscht. Von den musikalischen Werten des Werkes ist hier nicht die Rede. Wer sich aber in den Handlungsinhalt der neuen Schöpfung vertieft — ‚peinlich‘, ‚abstoßend‘, ‚widerwärtig häßlich‘, sagen die noch immer zurückhaltenden Stimmen der Kunstkritik — und sich vergegenwärtigt, daß für die Aufführung des immerhin schon früher entstandenen Werkes gerade die Kriegszeit gewählt wurde, der bekommt das beklemmende Gefühl nicht los, als hätten wir, während die draußen bluten, siegen und sterben, im Innern etwas wie eine große Niederlage erlitten, deren Wirkungen sich lähmend geltend machen müssen auch auf die Stimmung und den Geist derer hinter und in der Front. Darum vermögen wir auch nicht zu glauben, daß die Öffentlichkeit über diese und andere Vorgänge des Stuttgarter Bühnenlebens, über die sich allmählich auch im Lande eine nicht zu verkennende Mißstimmung anhäuft, auf die Dauer mit Stillschweigen hinweggehen können.“ Auch in Wien wurde „Mona Lisa“ aufgeführt, und aus vielen andern Städten kommen ähnliche Klagen über den herrschenden Theater- und Kinounfug. Der Krieg hat offenbar bei vielen die Furchen noch lange nicht tief genug gezogen — wenn ihnen überhaupt noch zu helfen ist.

F. B.

**Deutsche Missionen in Indien.** Den Beschwerden deutscher Missionare in Indien gegenüber behauptet die englische Regierung, daß sie sich in dieser Hinsicht musterhaft benommen habe. In ihrer Antwort sagt sie, daß der größere Teil der deutschen Missionare nicht interniert sei und von der Regierung unterstützt weiterarbeite, daß man am Anfang des Krieges ängstlich besorgt gewesen sei, die deutschen Missionare, sofern sie sich auf Missionsarbeit beschränken und von feindseligen Handlungen und Äußerungen absehen, mit großer Rücksicht zu behandeln. Da man sich aber seitens der Deutschen nicht allgemein Beschränkungen aufgelegt habe, so seien Vorsichtsmaßregeln nötig geworden, und die Regierung bedaure das. Wo aber Internierung notwendig geworden sei, sei es mit aller möglichen Rücksicht für Gesundheit und Wohlergehen der betreffenden Personen geschehen. Die Regierung habe es der Discretion der lokalen Behörden überlassen, die Missionare auf Parole auf ihren Stationen zu belassen, solange sie sich gut aufführen. — Missionsdirektor Frohnmeyer bestreitet die Wahrhaftigkeit dieser Angaben. Er schreibt: „Mit den Tatsachen stimmt das alles nicht. Es ist richtig, daß viele deutsche Missionare — allerdings nicht ungehindert — ihrer Arbeit nachgehen dürfen, aber die Internierten sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, eben die Baseler. Es kann auch nicht der Schatten von Beweis beigebracht werden, daß sie sich in der oben angegebenen Weise verhalten hätten; und daß ihre Internierung und Behandlung mit möglichster Rücksicht vorgenommen worden sei, kann gewiß nicht gesagt werden. Daß alle unsere deutschen Missionare, zwei Mann ausgenommen, die wegen Schularbeit nicht abkömmlich waren, das heißt, alle unter 45 Jahren, staatsgefährliche Leute gewesen sein sollen, und zwar ausgerechnet nur die unter 45 Jahren, ist an und für sich im höchsten Grade unwahrscheinlich. Der Beweis fürs Gegenteil könnte leicht erbracht werden. Es ist aber nicht einer unter ihnen irgendwie in Untersuchung genommen worden. Eine Rechtfertigung war also unmöglich.“ In den letzten Monaten hat sich die Lage der Missionare noch wesentlich verschärft. Alle Angehörigen der Gohnerschen Mission wurden am 25. Juli interniert, und auch die Leipziger Mission teilt jetzt daselbe Los. Am 20. September reisten die Ausgewiesenen nach Deutschland ab. Die Stationen der Leipziger Mission werden einweilen von schwedischen Missionaren mit versehen. F. B.

**Der belgische Schriftsteller Maeterlinck,** der zu Anfang des Krieges mit den Briten und Franzosen in dasselbe Horn stieß und fanatisch die Deutschen als Vandalen und Barbaren verleumdete, erklärte, bedeutend ernüchtert, vor etlichen Monaten einem holländischen Künstler: „Wir warten seit einem Jahr auf die Befreiung Belgiens durch Englands Waffen. Wenn uns England nicht die Hilfe gewähren konnte, die es uns garantierte, so mag es an dem Verlauf des Krieges liegen, der so reich an vielen, völlig unerwarteten Wendungen ist. Wir sehen unser Land fest in den Händen der Deutschen, die, wenn man ehrlich sein soll,

das Land nicht wie Eroberer tyrannisieren, sondern sich mehr als Verwalter eines anvertrauten kostbaren Gutes fühlen. Deutschland sucht schon jetzt die Wunden zu heilen, die der Krieg unserm Lande geschlagen hat; es will ausgleichen, ruhenden Händen Arbeit geben, einen gewissen Volkswohlstand wiederherstellen. Die deutsche Organisation ist in Belgien eingezogen. So konnte es nicht fehlen, daß manche Kreise sich mit dem neuen Zustand abfinden, ihre Geschäfte den bestehenden Umständen anpassen und ihre ganze Lebensart nach der neuen Zeit einrichten. Hier und da flattern auch die früher recht regen Geschäftsverbindungen zwischen belgischen und deutschen Häusern wieder auf, und es gibt nicht wenige, früher fanatische Deutschhasser, die nichts mehr fürchten als ein Hinausdrängen der Deutschen aus Belgien. Belgien braucht Ruhe, und wenn die Deutschen herausgedrängt werden sollten, dann wäre Belgien für lange, lange Zeit der Schauplatz blutiger Kämpfe. Kein Stein würde auf dem andern bleiben. So hat Belgien, das jetzt zum größten Teile Ruhe genießt, die Hoffnung auf die Hilfe Englands aufgegeben. England schützt seine eigenen Interessen; es muß Calais halten. Wir wünschen unser Land, unsere Städte, das, was uns der Krieg gelassen hat an überkommenen Gütern, zu erhalten. Was wäre uns ein befreites Brügge, Mecheln, Brüssel, Antwerpen in Schutt und Asche wert? Wir erwarten unser Schicksal beim Friedensschluß.“

**Französische Barbarei.** Eines der erschreckendsten Zeichen unchristlicher Roheit in diesem Kriege ist der Umstand, daß besonders in Frankreich Tausende von gefallenem Soldaten unbeerdigt zwischen den Schützengräben liegen bleiben müssen. Welch entsetzlicher Anblick für die Kämpfenden, welcher Jammer für die Hinterbliebenen, wenn sie nicht bestimmt wissen, ob der Gefallene in der Ferne auch ein Grab gefunden hat! Aus diesen Erfahrungen heraus hat Oberkirchenrat D. Kaiser an den Allgemeinen Kirchenausschuß zu Berlin sich gewendet mit der Anfrage, ob nicht auf internationalem Wege eine Abhilfe dieser Schmach für das christliche Volk zu erlangen sei. Das Auswärtige Amt in Berlin gab aber folgenden Bescheid: „Nach einer Mitteilung des Herrn Chefs des Feldsanitätswesens haben die Franzosen bisher stets planmäßig zu verhindern gesucht, daß die zwischen den beiderseitigen Schützengräben liegenden Leichen geborgen und beerdigt werden. Es erscheine darum wenig aussichtsvoll und deshalb nicht angezogen, durch diplomatische Verhandlungen diesem Mißstande abzuheifen.“ Nach D. Kaiser sind die deutschen Soldaten bemüht, oft unter Lebensgefahr wenigstens ihre Toten so viel als möglich zur Beerdigung zu bringen.

F. B.

Den Weltkrieg als Religionskrieg hinzustellen, sind insonderheit französische Priester und Bischöfe bemüht. So warf z. B. Abbé Lujan den Spaniern vor, daß sie Sympathien für die deutschen Protestanten hegten, weil sie den Franzosen nicht zu Hilfe kämen! In seiner Antwort weist dagegen das spanische Blatt *El Debate* hin auf die fran-



jösische Jakobinerregierung, auf die Religionen Englands und Rußlands und auf die religiöse Anschauung aller jener zahlreichen wilden Völker jeder Farbe und Rasse, die in den Armeen des Vierverbandes kämpfen. Er sagt, daß es wohl der größte Unsinn sei, der im ganzen Weltkriege zum Ausdruck kam, wenn von den französischen Katholiken stets behauptet werde, der Sieg des Vierverbandes sei ein Sieg des Katholizismus. Wer diesen Krieg zu einem Religionskriege stempeln wolle, begehe ein Verbrechen nicht nur gegen die tatsächliche Lage der Dinge, sondern auch gegen die einfachsten Regeln der Vernunft. Die spanische Zeitung geißelt die Verwüfung jeden religiösen Gefühles durch diese Franzosen. Sie weist hin auf den Ausspruch Abbé Perrons: „Wenn Frankreich Gott braucht, so braucht Gott auch Frankreich“, auf eine andere Ungeheuerlichkeit des Abbé Sertillanges: „Gott muß auf der Seite des Vierverbandes stehen, denn sonst müßte man seine unendliche Güte leugnen.“ In Spanien ständen die bittersten Feinde der katholischen Kirche auf der Seite Frankreichs, und sie erwarteten von einem Siege des Vierverbandes den Triumph des Antiklerikalismus, wie sie es Tag für Tag in unzähligen Reden und Auffäßen betonten.

Wie England die Presse mobilisiert hat, zeigen folgende Angaben. Die königlich-Britische Druderei in London hat der Krone im Jahre 1914 über 700,000 Pfund Sterling gelöstet, und im laufenden Jahre werden die Ausgaben eine Million Pfund Sterling übersteigen. Insbesondere hat man unendlich viel Geld in die Blaubücher gesteckt. Während dieselben sonst nur an die Presse verteilt werden, sind sie jetzt nach Millionen gedruckt und gratis verteilt worden. Von dem gesuchtesten der bisherigen Blaubücher, in welchem Sir Roger Casement 1912 gewisse Greuel einer Londoner Gesellschaft aufdeckte, wurden etwa 5000 Abzüge von Privaten gekauft und etwa 1500—2000 an die Presse verteilt. Dagegen wurden von dem Blaubuche, das Lord Bryce über die angeblichen „Belgischen Greuel“ zusammengestellt hatte, über eine Million gedruckt und die gleiche Anzahl von „Sir Edward Greys berühmtem Weißbuch“ und meist unentgeltlich verteilt; so wurde von dem ersteren mindestens eine halbe Million gratis und franko in Amerika von den „Wahrheitsagenten“ ausgestreut. Dagegen wurden 200 Exemplare des offiziellen deutschen Berichtes über die Russengreuel in Ostpreußen, die an den deutschen Botschafter in Washington geschickt waren, an Bord eines italienischen, damals also neutralen Danwägers aufgefangen und ebenso 26 Kisten einer Hamburger Zeitung, die einen genauen Bericht über die versuchte Ermordung des Sir Roger Casement enthielt.

„Plagiator Bergson. MEMBRE DE L'INSTITUT.“ Von dieser Schrift Edmond Perriers sagt die „Reformation“: „Bergson, dem französischen Kant-Überwinder, der auch in Deutschland über Gebühr gefeiert ward, wird unwiderleglich nachgewiesen, daß seine ‚bahnbrechenden‘ Gedanken Anleihen bei einem ungenannten Wohlthäter, dem Deutschen

(Boche), Schopenhauer, sind. Und zwar nicht nur der Grundgedanke, daß höher als der Intellekt die Intuition steht, die ins Innere der Welt eindringt, weil sie dieselbe aus dem eigenen Innern des Menschen verstehen lernt, nämlich als Wille, sondern auch in unzähligen Einzelheiten, die von Bergsons Verehrern seinem eigenen Geistesreichtum zugeschrieben werden, in Wirklichkeit aber nur eine große Geschicklichkeit im Gebrauch fremder Federn zum eigenen Schmuck bekunden. Der Wert der Gedanken an sich bleibt ja natürlich bestehen [?]; aber die Wertschätzung des Mannes, der sie für seine eigene ausgibt, während er sie nicht nur abgeschrieben, sondern so zurechtgestutzt hat, daß nur ein gründlicher Kenner des deutschen Originals das Plagiat herausfinden und nachweisen konnte, erleidet hierdurch eine Herabsetzung, die mit ihm auch alle seine Lobredner beschämt, vollends wenn sie sich in solchen Verunglimpfungen deutscher Wissenschaft ergehen wie der Präsident [Bergson] der großen Centrale französischer Wissenschaft.“ Bergson stand bisher in den vordersten Reihen derer, die wider Deutschland mit der Schleuder der Lüge und Verleumdung zu Felde gezogen sind.

**Den Tanz betreffend**, zirkuliert in Dresden eine Eingabe an das Ministerium, dasselbe wolle eine Verordnung erlassen: „1. daß nach Beendigung des Krieges und aus Anlaß des erhofften Sieges und der Friedensfeier oder der zurückkehrenden tapferen Krieger keinerlei öffentliche oder gesellschaftliche oder Vereinsfestlichkeiten mit Tanzmusik verbunden werden; 2. daß die Erlaubnis an die Saalhaber in Stadt und Land, öffentliche Tanzmusik zu halten, desgleichen gesellschaftliche Bälle und Tanzereien zu veranstalten, mindestens erst nach drei Monaten oder innerhalb einer andern angemessenen Frist erteilt werde; 3. daß in Zukunft überhaupt öffentliche Ball- und Tanzgelegenheiten auf die Hälfte des bisherigen Umfangs beschränkt werden, und zugleich für öffentliche wie gesellschaftliche Tanzereien ein strenges Polizeiverbot gegen alle sogenannten Schiebekränze — one-step, two-step, Tango und andere dergleichen auswärtige, nur die Sinne aufspeitschende Tänze — erlassen werde [bekanntlich sind Offiziere in Uniform die gerügten Tänze verboten]; 4. daß ausnahmslos alle an Vorabenden von kirchlichen Festtagen stattfindenden öffentlichen oder gesellschaftlichen Tanzereien (auch bei Hochzeiten) spätestens um 11 Uhr zu schließen sind“.

**Religiöse Kriegshetze.** Gewisse kirchliche Blätter, französische, belgische und französisch-schweizerische, haben den gegenwärtigen Weltkrieg als einen Konfessionskrieg hinzustellen versucht, den die Lutherischen sich ausgedacht haben, um die Katholiken zu vernichten. Darauf haben einige protestantische Zeitungen folgende Statistik über das religiöse Bekenntnis der kriegsführenden Völker veröffentlicht. Nach der offiziellen Zählung von 1910 zählt man in Deutschland bei einer Bevölkerung von 64,925,993 Einwohnern 39,991,421 Protestanten und 23,821,453 Katholiken; diese letzteren machen also mehr als ein Drittel der Bevölkerung aus. In Oesterreich-Ungarn gibt es bei 51,390,233 Ein-

wohnern 39,305,470 Katholiken und 4,556,500 Protestanten; dann 4,479,646 Griechisch-Orthodoxe und 2,258,013 Juden. Folglich gibt es in Deutschland und Oesterreich zusammen 63,126,923 Katholiken gegen nur 44,547,921 Protestanten. Die Kaiserreiche sind also durchaus in der Mehrheit katholisch. Auf der Seite der Verbündeten sind die Ziffern annähernd ebenso. In Frankreich: 38,000,000 Katholiken gegen 650,000 Protestanten. In England, wenn man die Verstärkungen aus Asien, Amerika und Australien abzieht: 38,000,000 Protestanten und 5,500,000 Katholiken. In Belgien: 7,500,000 Katholiken und 100,000 Protestanten. In Rußland: 110,000,000 Orthodoxe, 11,000,000 Katholiken und 7,000,000 Protestanten. Im ganzen kann man also bei den Verbündeten rechnen in runden Zahlen ungefähr 62,000,000 Katholiken gegen 45,500,000 Protestanten. Die Verbündeten sind also ebenso in der Mehrheit katholisch. Es gibt fast ebensoviel Katholiken auf seiten der Kaiserreiche (63 Millionen) wie auf seiten der Verbündeten (62 Millionen), und es gibt fast ebensoviel Protestanten auf seiten der Verbündeten (45 Millionen) wie auf seiten der Kaiserreiche (44½ Millionen). Wenn man zu den Protestanten die Orthodoxen zählt, kommt man bei den Verbündeten zu der Summe von 155 Millionen Christen, welche nicht römisch-katholisch sind und von diesen für Ketzer und Sektierer gehalten werden. Kann man, diese Zahlen vor Augen, noch aufrechterhalten, daß der gegenwärtige Krieg ein Krieg, inszeniert von den Protestanten gegen den Katholizismus, sei? Der Eintritt der 35 Millionen Italiener in diesen gewaltigen Streit ändert die vorstehenden Gesamtzahlen, aber ändert nichts an unserer Schlußfolgerung über die Beweggründe des Krieges; denn das steht fest, daß die Italiener nicht in ihrer Eigenschaft als entschlossene Katholiken an Oesterreich den Krieg erklärt haben, und daß Oesterreich nicht mit der Absicht, das Papsttum zu zerstören, sich müht, in Italien einzudringen. (A. E. L. K.)

Die Sächsische Landesynode hat auf ihrer Kriegstagung u. a. auch folgende Erklärung erlassen: „Die Synode spricht ihre dankbare Genugtuung aus, daß Synoden, Gemeinden und einzelne Christen Amerikas gegen die amerikanischen Kriegslieferungen an die Feinde Deutschlands und seiner Verbündeten als dem Christentum widersprechend mutig und entschieden Einspruch erhoben haben, und verbindet damit den Ausdruck der Hoffnung, daß unsere Glaubensgenossen jenseits des Ozeans an diesem Standpunkt festhalten werden. Gleichzeitig bittet die Synode das Hohe Kirchenregiment, beim Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß anzuregen, daß von ihm im Namen der gesamten evangelischen deutschen Christenheit eine öffentliche Kundgebung gleichen Sinnes erfolge.“

**Professionelle Lügenpresse Frankreichs.** Die „Ref.“ schreibt: über die Pariser Presse gibt Paul Dehn in seinem 1915 in Hamburg erschienenen Buche „England und die Presse“ Aufschluß. Nach ihm ist

dieselbe in unglauublichem Grade bestechlich. Nur wenige Journalisten ersten Ranges können in Paris als unnahbar gelten, sonst läßt sich alles kaufen, vom Hauptschriftsteller bis zum letzten Berichterstatter, vor allem nach bestimmten Sätzen die Zeitung selbst. Zuweilen grenzt die Bestechlichkeit der Pariser Blätter an Erpressung. Der bei Kriegsbeginn ermordete Laurès nannte den Pariser Journalismus schlimmer als die Prostitution, und Jourdain sagte: „Journalist und Erpresser ist in Frankreich daselbe.“ Noch deutlicher drückte sich Paul Fort aus; er urteilte kurz und bündig: „Unsere Presse ist ein Schweinestall.“ In den meisten Pariser Tageszeitungen besteht der Inhalt zum größten Teil aus Beiträgen, die von den Interessenten geliefert und bezahlt werden. Aber das ist das Geringste. Aus den Panamaenthüllungen weiß man, daß die Panamagesellschaft nach glaubhaften Berechnungen im ganzen 21 Millionen Franken an die Pariser Presse verteilt hat. Ähnlich wurde im Falle Drehfus gewirtschaftet. Die Spielbank von Monaco zahlt der Pariser Presse jährlich 1.2 Millionen Franken für Festberichte und Verschweigen von Selbstmorden. Auch die vornehmsten Blätter, wie das *Journal des Débats*, der *Temps*, der *Figaro*, erhalten diese Zuwendungen. Der ermordete Herausgeber des *Figaro*, Gaston Calmette, hinterließ nach wenigen Jahren journalistischer Tätigkeit elf Millionen Franken und wurde nach seinem Tode als Vorbild eines „edeldenkenden, großmütigen, charakterreinen“ Journalisten gefeiert. Zu dem französischen Auswärtigen Amte stand die Pariser Presse stets in innigen, verständnisvollen Beziehungen, und von London und Petersburg aus ließ sie sich stets mit größter Bereitwilligkeit für das Schüren des Vergeltungshasses begeistern. Was sie aber während des Krieges an Lüge und Verunglimpfung geleistet hat, geht ins Ungeheuerliche und ist ja zur Genüge bekannt geworden. — Daß die Presse in England und Amerika um kein Haar besser ist als die französische, haben die letzten fünfzehn Monate sattfam bewiesen. Insonderheit trifft das zu von der Großpresse, die zumeist reine Geschäftsunternehmungen sind und darum Wahrheit, Lüge, Entstellung und Verheimlichung der Wahrheit nur als Mittel für ihre Interessen werten. J. B.

**Zufällige Folgen von Krieg und Frieden.** In Sprichwörtern und vielen andern Ausdrücken, insonderheit der Pazifisten, kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß Krieg immer nur Unheil und Frieden immer nur Segen bringen könne. Tatsächlich ist aber weder das eine noch das andere Urteil richtig. An sich freilich kann der Krieg nur Verderben anrichten, aber per accidens, infolge der Beschaffenheit der sündigen Menschen, kann er in der Hand Gottes reinigend und erhebend wirken. Und was den Frieden betrifft, so kann er allerdings an sich nichts Schlechtes zur Folge haben, wohl aber per accidens, i. e., vermöge der sündigen Beschaffenheit der Menschen, zu Äppigkeit, Wollust und Genußsucht führen. Daß auch Heiden dies erkannt haben, zeigt folgende Aussprache Immanuel Kants (*Kritik der Urteilskraft*, 2. Aufl.,

1793, S. 107): „Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war, und sich mutig darunter hat behaupten können, da hingegen ein langer Friede den bloßen Handlungsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennuß, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volkes zu erniedrigen pflegt.“ Christen treibt selbstverständlich die große Not des Krieges zum Gebet zu ihrem gnädigen Vater im Himmel, der ihnen gesagt hat: „Rufe mich an in der Not“ usw. Und diese Wirkung ist auch immer noch vorhanden, wenngleich nicht mehr in dem Maße wie zu Anfang des Krieges. „Die starke religiöse Flut“, schreibt die „Reformation“, „die mit dem Beginn des Krieges einsetzte, ist in deutlichem Rückgang begriffen; hier und da ist sie dem Verfliegen und Verflanden nahe. Trotzdem ist die Steigerung des religiösen Bedürfnisses gegen früher in der Heimat unverkennbar, und auch aus dem Felde hören wir ergreifende Zeugnisse von Glaubensmut und Gebetskraft und wachsendem inneren Leben.“

F. B.

---

## Literatur.

Am **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, ist erschienen:

1. Synodalbericht des Minnesota-Distrikts mit einem Referat von P. J. C. Meyer über das Thema: „Die Lehre von der Vergebung der Sünden.“ (12 Cts.)
2. Synodalbericht des Texas-Distrikts mit einem Referat von P. A. Cichoff über das Thema: „Göttliche Grundsätze und Regeln für Berufung und Verlesung von Predigern und Missionaren.“ (15 Cts.)
3. Synodalbericht des Südllichen Distrikts mit einem Referat von P. C. C. Scheibe über „Rain und Abel“ und von P. A. Wismar über „Religious Indifference“. (15 Cts.)
4. „Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1916.“ (10 Cts.) — Auf Krieg gestimmt ist zumeist auch der Lesestoff dieses Kalenders, ohne den kein Haus der Synodalkonferenz mehr fertig werden kann.
5. „Lutheran Annual. 1916.“ (10 Cts.) — Dieser Kalender ist das englische Ebenbild unseers deutschen und sollte darum in unsern Christenhäusern dieselbe freundliche Aufnahme finden.
6. „John Hus.“ A Brief Story of the Life of a Martyr. By William Dallmann. (20 cts.) — „A dainty little volume of 64 pages, fully illustrated, and bound in cloth, with original cover design. . . . It is principally intended for general distribution in schools and Sunday-schools.“ Für diesen und ähnliche Zwecke möchten auch wir diese zeitgemäße kleine Schrift bestens empfohlen haben.

F. B.

**Weg des Lebens.** Predigten über die Episteln des Kirchenjahres von C. C. Schmidt. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 422 Seiten 6×9¼. \$2.00.

P. Schmidts Predigten gehören wohl zu den bekanntesten in unserer Synode. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren hat er nicht bloß seine eigenen zahlreichen Gemeindeglieder zu fleißigen und dankbaren Zuhörern gehabt, sondern

auch die Studenten unser<sup>s</sup> Seminars. Einer eingehenden Schilderung und Empfehlung bedürfen darum auch diese Predigten nicht. Unsere Pastoren lassen im voraus, was sie erhalten werden, wenn sie diese Predigten sich kommen lassen. P. Schmidt redet aus der Fülle klarer christlicher Erkenntnis. An seinen Predigten bewährt sich die Regel: Wer eine Sache recht innehat, der kann davon auch mühelos, klar und lehrhaftig reden. Die Hauptvorzüge auch dieser Predigten sind theologische Korrektheit, strenge Textgemäßheit, Übersichtlichkeit und Leichtigkeit der Darstellung, Klarheit und Schlichtheit der Sprache und völlige Abwesenheit alles Gefünstelken, Gezwungenen, Exaltierten und Subjektiven. Die Wahrheit, die objektive Wahrheit, kommt hier zur schlichten Geltung, ohne alles rhetorische und anderweitige subjektive Beiwerk. Wir freuen uns, diese Predigten noch vor den Feiertagen zur Anzeige bringen zu können, weil sie ein vortreffliches Weihnachtsgeschenk abgeben. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich und der Preis verhältnismäßig sehr niedrig. F. W.

**Kurzgefaßte Geschichte der Ev.-Luth. Allgemeinen Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St.** Von Otto Engel. 10 Ets.

Obiges ist ein Sonderabdruck aus D. J. L. Nebe<sup>s</sup> „Kurzgefaßte Geschichte der lutherischen Kirche Americas“. Bezogen werden kann diese Broschüre vom Concordia Publishing House. F. W.

**Verlag des Schriftenvereins, Zwickau, Sachsen, hat uns zugesandt:**

1. „Die Tätigkeit des Schriftenvereins im Kriegsjahre und insonderheit die Schriftenverbreitung unter unsern Soldaten.“ Von E. Klärner. (10 Pf.)

2. „Geschäftsverhandlungen der Synode der Ev.-Luth. Freikirche in Sachsen u. a. St. bei ihrer 38. Jahresversammlung in Wittingen 1914.“ (40 Pf.)

3. „Verhandlungen der Synode der Ev.-Luth. Freikirche in Sachsen u. a. St. bei ihrer Kriegstagung (39. Jahresversammlung) in Berlin 1915“ mit einer von uns bereits in „Lehre und Bekehrung“ empfohlenen Abhandlung P. Wöhlings über „Weltkrieg und Wiedergeburt“. (60 Pf.)

4. „Der Dienst in Gottes Streiterheer.“ Predigt über die Epistel des 7. Sonntags nach Trinitatis von M. Willkomm. (10 Pf.; 25 Gr.: M. 2.25; 50 Gr.: M. 4; 100: M. 7.) — Diese Predigt zeigt, wie der Dienst im Streiterheer Christi zwar ein schwerer, aber auch ein überaus herrlicher und seliger sei.

5. „Ein sicherer Unterstand.“ Predigt über Röm. 6, 3—11 von M. Willkomm. (10 Pf.; 25: M. 2.25; 50: M. 4; 100: M. 7.) — Diese Predigt zeigt, wie Christen und auch die Krieger im Felde in ihrer Taufe Schutz finden wider den Tod und seine Schreden.

6. „Tägliche Erneuerung des Taufbundes.“ (5 Stüd.: 15 Pf.)

7. „Das Schlachtfeld von Sedan.“ (Erinnerungen aus dem Kriegsjahr von D. G. Stöckhardt, im Jahre 1870 Lazarettprediger in Sedan. Inhalt: 1. Vor Paris. 2. Vor Sedan. 3. In den Lazaretten. 4. Von Kranken- und Sterbetten. 5. Der schwarze Doktor.“ 56 Seiten. (10 Ets.)

8. „Der Ev.-Luth. Hausfreund.“ Kalender auf das Jahr 1916. Herausgegeben von D. H. Th. Willkomm. 32. Jahrgang. Gratisbeigaben: Eine Spruchkarte und ein Almanach. 104 Seiten. (15 Ets.) — Selbstverständlich ist heuer dieser Kalender vornehmlich auf das Kriegerische gestimmt, und insonderheit werden die beiden Aufsätze „Friedensgedanken in Kriegszeit“ und „Proben der Freundlichkeit und Güte Gottes in der Kriegszeit“ das Interesse in Anspruch nehmen. F. W.

**WORKS OF MARTIN LUTHER. With Introductions and Notes. Vol. II.**  
A. J. Holman Co., Philadelphia. \$2.00.

Dieses löbliche Unternehmen, welches in der besten Weise auf das kommende vierhundertjährige Reformationsjubiläum in 1917 vorbereitet, verdient alleseitige und kräftige Unterstützung. Wie die Bibel selber der Kirche unvergleichlich bessere Dienste leistet als alle, auch die besten, Schriften und Kommentare über dieselbe, so nützen auch die Schriften Luthers selber der Christenheit und insonderheit der Kirche der Reformation mehr als die schönsten Proben und Artikel und die gelehrtesten Schriften über Luther und sein Werk. Hoffentlich

wird es darum nicht an genügenden Abnehmern fehlen, um das Unternehmen zum erfolgreichen Ende zu führen. Die in diesem zweiten Bande gebotenen, mit Einleitungen und zahlreichen Fußnoten versehenen Schriften Luthers in englischer Übersetzung sind die folgenden: 1. A Treatise concerning the Blessed Sacrament and concerning the Brotherhoods (1519); 2. A Treatise concerning the Ban (1520); 3. An Open Letter to the Christian Nobility (1520); 4. The Babylonian Captivity of the Church (1520); 5. A Treatise on Christian Liberty (1520); 6. A Brief Explanation of the Ten Commandments, the Creed, and the Lord's Prayer (1520); 7. The Eight Wittenberg Sermons (1522); 8. That Doctrines of Men are to be Rejected (1522). — Bezogen werden kann dies Werk, das in zehn Bänden von je ungefähr 450 Seiten erscheinen soll, vom Concordia Publishing House. 8. 2.

TRENDS OF THOUGHT AND CHRISTIAN TRUTH. By *John A. W. Haas*. Richard G. Badger, Boston. \$1.50.

In dieser Schrift untersucht D. Haas vom Muhlenberg College die wichtigsten Hypothesen der Wissenschaften und Speculationen der Philosophie einer Kritik und sucht zu zeigen, was man dabei vom Standpunkt des Christentums aus sich aneignen könne, und was man verworfen müsse. Die Arbeit ist also apologetischer Natur, und für solche, die mit Philosophie etwas vertraut sind, bietet sie viel des Interessanten und Anregenden. Daß D. Haas dabei aber leider dem modernen Geiste gegenüber Konzessionen macht, die man vom altlutherischen Standpunkt aus nicht zugestehen kann, hat er selber gefühlt, wie das Vorwort andeutet: "The advanced theologian will find fault because not enough of the older position has been eliminated. The strict adherent of the older position will claim that undue concessions to the modern spirit have been made." Und in welchem Maße sich D. Haas bereits auf der abschüssigen Bahn befindet, zeigt unter anderem folgende Stelle (S. 120 ff.): "If evolution as a biological theory remains within its limits and knows its sphere, it will not contradict the claims of Christianity. If we avoid a materialistic philosophy in biology, and if we do not make nature all-controlling, we can accept evolution as not in disagreement with Christianity. A conflict can be avoided if biological science remains sober in its own sphere, and does not antagonize Christianity within its sphere. The only difficulty occurs when evolution demands a control over all existence. If it begins with an originally assumed matter and energy, and passes upward mechanically, claiming the mechanical ultimates as sufficient, it will, of course, contradict a spiritual religion. If the problem of all life is a question of chemistry, conflict must also ensue. In the same manner, if biology has annexed these lower origins, and uses them to explain the highest elements, there must certainly be constant opposition between it and the Christian religion. It is necessary that there should be a proper limitation of evolution. The whole question as to the incompatibility of Christianity and evolution depends, as Howison well says, 'on the stretch that evolution has over existence, especially over human nature.' But, on the other hand, Christianity must be careful not to demand as Biblical facts old hypotheses of species. It must differentiate between Biblical statement in popular, religious language and the interpretation which tradition has put upon the Biblical statement. In this tradition there are elements of past science, which have unconsciously colored the Biblical account. Christianity must also treat its documents historically, and not be disturbed if the temporal vessels of its religious truths are not shaped scientifically. Were they thus shaped, they would fail in their very purpose. It is general, popular, descriptive, childlike language which is universal and lasting. But Christianity must make certain great reservations over against any theory of evolution. It must demand that the doctrines of a personal God, of the final spiritual character of life and its origin, and of the divine nature of man's spirit be not violated." Daß D. Haas sich hier zur Evolutionstheorie bekennt, war für uns keine sonderliche Überraschung, da er schon vor Jahren seine freiere Stellung zur Schrift ohne Rückhalt kundgegeben hat, indem er erklärte, daß er die historischen, astronomischen und ähnliche Angaben

der Bibel nicht für irrtumsfrei halte. D. Haas nimmt hier und auch sonst wesentlich denselben Standpunkt ein, den wir nun schon seit Dezennien an den positiven Theologen und Apologeten Deutschlands trittisieren mußten. Auch in manden andern Punkten haben wir uns bei der Lektüre veranlaßt gesehen, wiederholt Fragezeichen an den Rand zu setzen. Ohne aber auf das einzelne weiter einzugehen, weisen wir nur noch darauf hin, daß das Buch vielfach den Eindruck jurüdläßt, als ob die christliche Wahrheit wesentlich identisch sei mit dem Theismus, i. e., dem Glauben an einen persönlichen Gott und seinen Implikationen. Es ist dies eine Verwechslung des Natürlichen und Geistlichen; und welche Folgen sie hat, davon zeugt z. B. die Stelle über die menschliche Freiheit (S. 223 f.): "No matter what God may foresee, He cannot determine man without man's responsibility, unless the choice of man is abolished. The newer attitudes of Christianity favor such a redefinition of the problem of freedom and necessity, of predestination and faith, as to conserve both God's justice and man's responsibility. In the balance of these the moral demands are more justly satisfied than in any absolute theory of election. This solution of Christian thinking rests on a pragmatic basis. It regards freedom as necessary, and as discovered in the life and experience of men." Theologisch ist es jedenfalls nicht, wenn man in solch apriorischer und rationalistischer Weise bestimmen will, was die christliche Lehre von der Gnadenwahl sein könne, ohne dabei in Erwägung zu ziehen, was die Schrift hierüber lehrt, und zugleich auch, was sie sagt über die Folgen, die der Sündenfall für die geistliche Freiheit des Menschen hatte, sowie auch über die Natur der Gnade und ihren Monergismus. Wenn endlich D. Haas sich überall Mühe gibt, in den verschiedenen Philosophemen, die er doch, wie sie lontret vorliegen, alle verwirft und auch als widerchristlich verwerfen muß, die Momente herauszustellen, die der Christ sich vorteilhaft aneignen könne, so wird davon die praktische, aber selbstverständlich von ihm nicht beabsichtigte Folge vielfach ein indifferentistisches Spielen mit heidnischen Gedanken sein. §. B.

AN INTRODUCTION TO THE OLD TESTAMENT IN GREEK. By *H. B. Swete*. Revised by *R. R. Ottley*, with an Appendix, containing the Letter of Aristeas, edited by *H. St. J. Thackeray*. Cambridge, University Press. 1914. New York. G. P. Putnam's Sons. 626 Seiten 5x7½. Preis: \$2.50.

Es könnte auf den ersten Blick als etwas überflüssiges erscheinen, ein solches umfassendes Werk über die Übersetzung des Alten Testaments in das Griechische zur Anzeige zu bringen und zu empfehlen. Denn wir sind für das Alte Testament doch an das hebräische Original und nicht an eine Übersetzung gewiesen. Wenn man aber bedenkt, daß die Septuaginta — und um diese handelt es sich vor allem in diesem Werke — die älteste Bibelübersetzung ist, die es überhaupt gibt; daß ihre Textgestalt und die Manuskripte, in denen diese sich findet, um Jahrhunderte älter sind als die des hebräischen Textes; daß die griechische Bibel in der apostolischen und nachapostolischen Zeit von den Christen am meisten gebraucht wurde; daß die Evangelisten und Apostel vorwiegend nach der Septuaginta das Alte Testament zitieren; daß die Sprache des griechischen Alten Testaments von bedeutendem Einfluß auf die griechische Sprache des Neuen Testaments gewesen ist; so wird man sofort die Bedeutung einer Einleitung zur griechischen Bibel des Alten Testaments erkennen. Und daß das Werk von Professor Swete in Cambridge, England, einer Hauptautorität auf dem Gebiete der Septuagintaforschung, als das reichhaltigste und beste gilt, ist wohl allgemein anerkannt. Es erschien zuerst im Jahre 1900. Als vor einiger Zeit eine neue Auflage nötig wurde, und D. Swete wegen anderer Arbeiten diese nicht besorgen konnte, wurde sie Ottley übertragen, der durch Revision des ganzen Textes, durch Anmerkungen unter und Nachträge hinter dem Text das Werk auf den gegenwärtigen Stand der Septuagintaforschung zu bringen gesucht hat. Der Anhang von Thackeray bietet den bekannten Aristeasbrief, auf den sich die sagenhaft ausgeschmückte Erzählung von der Entstehung der Septuaginta gründet. Das Werk wird kaum in irgendeinem Punkte, über den man Auskunft begehrt in bezug auf das griechische Alte Testament, einen im Stich lassen und kann darum allen, die sich mit diesem Gebiete befassen oder dafür interessieren, bestens empfohlen werden. Es zerfällt in drei Teile: "1. The History of the Greek Old Testament and



of Its Transmission" (wobei auch die späteren griechischen Übersetzungen behandelt werden); "2. The Contents of the Alexandrian Old Testament" (wobei auch die Apokryphen berücksichtigt werden); "3. Literary Use, Value, and Textual Condition of the Greek Old Testament" (wobei besonders auch auf die Zitate aus dem Alten Testament im Neuen Testament eingegangen wird). Die neue, klar und schön gedruckte Ausgabe trägt hinter dem Titelblatt die Widmung: „In piam memoriam Eberhardi Nestle, Ph. et Th. D. viri, si quis alius, de his studiis optime meriti, hujus operis adjutoris humanissimi.“ Der verdienstvolle deutsche Gelehrte Nestle, eine Autorität in bezug auf alle Bibelübersetzungen, hat, wie Swete in der Vorrede sagt, das ganze Werk in den Korrekturbogen gelesen und viele Verbesserungen und Zusätze angeraten — ein Beispiel gemeinschaftlicher Arbeit deutscher und englischer Gelehrter, in die der schreckliche Weltkrieg auch einen tiefen Riß gemacht hat. E. F.

PROCEEDINGS OF THE FORTY-SEVENTH CONVENTION of the General Synod of the Evangelical Lutheran Church in the United States of America. The Lutheran Publication Society, Philadelphia.

Auf diesen Bericht gedenken wir später zurückzukommen. Hier registrieren wir nur folgenden Beschluß, die Waffenaußfuhr betreffend: "Resolved, That we, the General Synod of the Evangelical Lutheran Church, in convention assembled, denounce as unchristian and inhumane the manufacture and exportation of war munitions to the warring nations, and that we, as American Christian citizens, hereby solemnly disclaim before God any willing assent on our part or willing participation in such shameful commercialism." J. B.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

D. Kehler, D. Steinhorn und D. Eck über die Wahlfreiheit des Menschen in der Bekehrung. Daß mit der ohio-iowaschen Lehre von der Bekehrung ein Stück römischer Kirchenlehre in die Theologie der amerikanischen lutherischen Kirche eingeführt worden ist, zeigt sich auch wieder bei einer Vergleichung der Lehrstellung des Kehler'schen Buchs, *Election and Conversion*, mit Sätzen römischer Theologen, in denen dieses Lehrstück behandelt wird. D. Kehler trennt die Erleuchtung von der Bekehrung. Nachdem der Mensch erleuchtet ist, hat der Wille des Menschen "a kind of power and reach" (*El. and Conv.*, S. 53); "vocation and illumination effect a certain enablement of the will, thus making the sinner a responsible agent respecting his personal salvation" (S. 61); durch die Berufung und Erleuchtung wird der Wille in ein Äquilibrium gesetzt, so daß er nun Wahlfreiheit hat (S. 102); "there is a condition or moment before conversion when the sinner can decide whether he will let God save him or not" (S. 105). Genau so redete D. Eck auf der Leipziger Disputation im Jahre 1519. Auch Eck wehrte sich gegen die Anklage des Pelagianismus. Er redet von der „verdammten Keßerei der Pelagianer, daß der freie Wille etwas zum Guten vermöge ohne die Gnade“. (Luthers Werke, St. 2. N. XV, 865; vgl. 872. 1104.) Auch Eck beteuert, er wolle nichts von einem gottwohlgefälligen Handeln aus natürlichen Kräften wissen, sondern der Wille sei durch Schenkung übernatürlicher Kräfte zum Guten befähigt. (N. a. D., 883.) Doch sei eben die vorlaufende Gnade dazu da, den Willen vorzubereiten, damit er dann sich für das Gute entscheiden könne, und für diese

Entscheidung hat er nun die Verantwortung. In diesem Punkte, wie in einem nachher zu nennenden, ist der Unterschied zwischen der Stellung unserer Gegner und der Stellung Ecks nicht ersichtlich. D. Kehler schreibt: "The preparatory acts of the Holy Ghost effect an ability for the sinner to relate himself to the gracious overtures of salvation." (S. 51.) D. Eck sagte: „Es ist wohl in des Menschen Gewalt, den Willen zum Bessern zu ändern, aber anders nicht, als wenn es vom Herrn gegeben werde. . . Der freie Wille empfängt seine Wirksamkeit zum guten Werke von Gott; wenn sie aber gegeben wird, so hat er ja, was ihm gegeben wird, und gebraucht dasselbe.“ (A. a. O., S. 897.) D. Kehler schreibt: "The corrupt will of the sinner can choose only one way; not so with a spiritually enabled will; it can elect. . . It has the power of alternate choice." (S. 90 f.) D. Eck: „Der Anfang unserer Seligkeit ist vom Eingeben Gottes; daß wir nun dem heilsamen Eingeben Raum geben, steht in unserm Vermögen.“ (Kol. 1103.) In D. Kehlers Schrift steht S. 67: "Prevenient grace enables man in some way to exercise his will to the extent that he is willing to be converted." Und S. 63: "The ability to consent was bestowed by prevenient grace." D. Eck lehrte: „Vernunft und Wille des Menschen müssen durch die gratia praeveniens et subsequens die Richtung nach dem zum Seelenheil Dienlichen enthalten.“ (Kämmer, Tridentin. Theologie, S. 127.) D. Kehler: Wenn den Sündern das Heil angeboten wird, "then is their own choice decisive, for at that point their free moral agency respecting the gracious overture comes into play". Zu Joh. 6, 44 bemerkt Eck: „Der Zug des Vaters geschieht durch vorlaufende und mitwirkende Gnade, aber dem Zuge heipflichten und unsere Herzen nicht verstopfen, wenn wir seine Stimme gehört, das ist Sache des freien Willens.“ (Kämmer, S. 132.) Läßt sich eine genauere Parallele konstruieren? Sowohl die Stellung von 1519 wie die von 1913 kommt zum Ausdruck, wenn Eck zu Phil. 2, 13 die Anmerkung macht: „Ich gebe gern zu, daß Gott in uns wirke das Wollen, aber mit uns.“ (Kol. 900.) Auch die Beweisführung für diese Lehrstellung, ihre Begründung, ist in beiden Fällen dieselbe. Man räsoniert: Es ist doch der Mensch, der sich bekehrt; so muß er doch tätig sein in der Bekehrung. Eck schließt aus 1 Joh. 3, 3: „Sehet, wie er den freien Willen nicht weggerissen hat, da er gesagt hat: Reinigt sich selbst“; denn damit sei gesagt, was der freie Wille tut, nachdem er befähigt ist. (Kol. 878 f. 895.) Die Römischen schlossen aus Röm. 7, 8, daß das Wollen des Guten in des Menschen Hand liege. (Kämmer, S. 123.) D. Kehler zieht dieselbe Stelle an, um zu beweisen, daß vor der Bekehrung der gute Wille im Menschen nach der Herrschaft kämpfe (S. 91), unter stetem Hinweis darauf, daß es eben doch der Mensch sei, der zu glauben habe, und Gott das Glauben doch nicht für ihn tun könne. (S. 79.) Dazu kommt dann das Argument a debito ad posse. Weil Gott Forderungen an den Menschen stellt, müsse auch im Menschen eine Fähigkeit sein, diesen Forderungen nachzukommen. D. Kehler schrieb in seiner Antwort auf D. Piepers Schrift „Zur Einigung“: "Christ said: 'Repent ye, and believe the Gospel.' Why command them to do what they were utterly unable to do?" "To the frightened jailer Paul said: 'Believe on the Lord Jesus Christ, and thou shalt be saved.' Why bid a man believe when he couldn't?" (S. 44.) In der Leipziger Disputation schloß Eck aus solchen Aufforderungen zur Buße, zur Reinigung usw.:

„Wozu man ermahnt werden kann, das ist in unserm Vermögen; aber zu guten Werken werden wir ermahnt, darum sind die guten Werke in unserer Macht.“ (Kol. 1104.) „Der freie Wille kann die Kiegel oder Hindernisse zur Gnade nicht principaliter wegnehmen, sondern nur vorbereitungsweise, und diese Vereitlung ist so viel, als dem heilsamen Trieb oder Eingeben Raum lassen. . . . Hesekiel sagt (18, 31): Machtet euch ein neu Herz. . . . Wenn er aber kein Tun erfordert, so werden die Befehle vergebens zu sein scheinen.“ Dasselbe Kapitel führt auch Erasmus an, um zu beweisen, daß der Mensch sich gegen die Operationen der Gnade aktiv verhalte (bei Lämmer, S. 123), und D. Stellhorn macht auf V. 32 aufmerksam, wenn er in den „Theologischen Zeitblättern“ (Juni 1915, S. 247) fragt: „Wenn Gott den Menschen auffordert, sich zu belehren (3. B. Jer. 3, 14; Hesek. 18, 32; Apost. 3, 19), mit was für Kräften kann er das tun?“ Hier wie dort dasselbe Argument a debito ad posse zum selben Zwecke: die Freiheit des „vorbereitenden“ Willens in der Belehrung zu vindizieren. Und zwar haben wir nicht etwa die mildesten Stellen aus den Eckschen Reden zu Leipzig angezogen. Eck ging in seinen Zugeständnissen an die Gegner sehr weit; er gab dem reinen Pelagianismus der Scholastiker den Abschied durch das Zugeständnis, daß der freie Wille aus sich nichts zum Guten vermöge; den Anfang mache Gott in uns ohne unser Zutun; der freie Wille für sich habe nur Vermögen zum Bösen (Kol. 1110. 1173). Und doch sah Eck gar wohl, daß man nicht mit geschenkten geistlichen, „übernatürlichen“ Kräften des Menschen vor der Belehrung operieren könne, ohne, im Grunde genommen, natürliche Kräfte zu meinen. Als ihn Carlstadt in die Enge trieb mit der Frage, wie er das reimen könne, daß der Mensch nach römischer Lehre wohl mit mitgeteilten Kräften wirke, aber deswegen doch nicht geschlossen werden dürfe, der Mensch habe eine fremde und keine eigene Wirksamkeit, antwortete Eck: „So antworte ich, daß eine von einem andern mitgeteilte Wirksamkeit zu haben ebensoviel sei, als seine eigene haben.“ Er führt dann eine Schrift des (Pseudo?) Hieronymus an: „Also, spricht er, da Gott die vernünftige Kreatur mit der Gabe eines freiwilligen Guten und dem Teil eines freien Willens hat beschenken wollen, daß er nämlich nach beiden Dingen greifen könnte, hat er ihm die Eigenschaft gegeben, daß er wollen könne, auf daß er, des Bösen und Guten fähig, von Natur [1] heilse könne. . . . Dies hat Hieronymus ausdrücklich bezeugt und gesagt: der Mensch habe beides Vermögen zu eigen.“ (Kol. 883.) Und schon vorher: „Das war unsere Sache, und darüber stritten wir, daß der freie Wille, unsere vernünftige Kraft, der die Gnade beisteht, nicht um ihre natürlich wirkende und Gutes hervorbringende Tugend betrogen würde; das heißt, daß der freie Wille nach der Sünde nicht ein bloßer Wortschall wäre, sondern vielmehr mitwirkte, wenn Gott mit seiner Gnade helfe.“ (Kol. 865.) Aus dieser Stellung, daß der menschliche Wille in der Belehrung kooperiert, schließt also Eck, und das mit vollem Recht, daß es sich um ein natürliches Vermögen handeln müsse, das auch nach dem Sündenfall noch im Menschen vorhanden sei, und an welches die Gnade Gottes anknüpfen könne. Eine Lehre ist aber nicht weniger sühnergistisch darum, weil man sich scheut, den allein adäquaten Ausdrück zu gebrauchen und in diesem Falle mit Eck zu sagen, daß es schließlich natürliche Kräfte sind, die der Mensch in seiner Entscheidung für oder gegen die Gnade in Aktion

setzt, und es also vom Menschen abhängt, ob er gerecht und selig werden soll. Bei Ed verurteilen wir die angezogenen Sätze als semipelagianisch, als Synergismus. Wenn nun lutherische Theologen synergistische Wendungen gebrauchen, Wendungen, die denen der römischen Dogmatiker wie ein Ei dem andern gleichen, so liegt auf ihnen mindestens das onus probandi dafür, daß sie nicht in der Sache den römischen Standpunkt vertreten. Wir glauben trotz der Übereinstimmung in rebus et phrasibus mit den Ausführungen D. Eds nicht, daß D. Stehser und D. Stellhorn (der D. Rehser nach dem Erscheinen der von uns im obigen zitierten Schrift *Election and Conversion* als einen "true ally" begrüßte) im Herzen zur römischen Verlehre abgefallen sind. Das darf uns aber nicht abhalten, die von ihnen vertretene Lehre von der Wahlfreiheit des Willens als spezifisch römischen Irrtum zu verurteilen. Dagegen können auch die Versicherung des Haltens an der sola gratia nicht in Anschlag gebracht werden. Auch der (vortridentinische) Berthold von Chiemsee lehrte (bei Lämmer, S. 136), „daß des menschen haß allain in göttlicher gnad steet mit guothun des menschen freyen willen“, und das war gut katholisch.  
G.

Ein Vorschlag, das „christlich“ im dritten Artikel in „katholisch“ umzuändern, lag der Versammlung der Generalsynode diesen Sommer vor. Die Änderung war von D. Remensnyder in Vorschlag gebracht worden, der die Gründe dafür in einem vor der Synodalversammlung verteilten Pamphlet dargelegt hatte. Sein Hauptgrund war, daß durch Wiederherstellung des altkirchlichen Textes die Lehre zum Ausdruck käme, daß die lutherische Kirche die wahre allgemeine Kirche Christi auf Erden repräsentiert und sich als Teil derselben fühlt. Der Synode lag dieser Vorschlag als Eingabe vor, und ein Komitee empfahl Annahme. Der Bericht wurde jedoch von der Synode nicht angenommen. Gewiß wirkte bestimmend bei dieser Erledigung der Sache, daß jahrhundertelanger Gebrauch diesem Worte eine eingeschränkte Bedeutung, nämlich „römisch-katholisch“, beigelegt hat. Ganz gewiß wären bei der Veränderung des Wortes „christlich“ in „katholisch“ für den Unterschied ganz erhebliche Schwierigkeiten erwachsen, eben wegen der unvermeidlichen Ideenassoziation von „katholisch“ mit dem römischen Kirchenkörper. Zudem ist auch das historische Argument für Wiederherstellung des „katholisch“ nicht unanfechtbar. Tatsächlich findet sich „katholisch“ als Attribut der Kirche im abendländischen Symbolum erst im vierten, im afrikanischen erst im sechsten Jahrhundert. (Zahn, Das Apostolische Symbolum, 2 Aufl., S. 84 f.) In den östlichen Kirchen war es schon früh im Gebrauch, nicht immer aber in der Bedeutung, die es nach seiner Ableitung haben sollte. Ursprünglich nannte man „katholisch“ die ganze Christenheit im wörtlichen Sinne, „über das Ganze“, also über den ganzen Völkerkreis, ausgebreitet, im Gegensatz zur Einzelgemeinde. Diesen Sinn will man jetzt wieder urgieren, indem man die Änderung von „christlich“ in „katholisch“ beanträgt. Aber schon sehr früh hat diese Bedeutung des Wortes jener andern: „Kirche der orthodoxen Konfession“, weichen müssen. Man legte das Wort „katholisch“ einer einzelnen Gemeinde bei und redete etwa von dem „Bischof der katholischen Kirche zu Smyrna“ (so schon im Bericht vom Jahre 155 über das Martyrium des Polyparp). In dieser Bedeutung gehört es allerdings nicht in ein Glaubensbekenntnis; denn Gegenstand des Glaubens ist doch

nicht, daß diese oder jene Gemeinde mit andern Christengemeinden daselbe Bekenntnis hat und mit ihnen in kirchlicher Gemeinschaft steht. Doch wiegt mehr als jede Rücksicht auf die historische Bedeutung des Wortes der Sinn, den der gemeine Mann, der dieses Bekenntnis doch als sein eigenes anerkennen soll, mit dem Worte verbindet, und dieser Sinn ist jetzt nicht „allgemein“, sondern „römisch-katholisch“. Die skandinavischen Symbole haben übrigens in „almindelig“ („almindelig kristelig“) die ältere Form beibehalten. G.

Vom „Kampf um das verschwindende Erbe“ handelt ein Artikel im baptistischen „Sendboten“ vom 15. September. „Wohl überall“, klagt der Verfasser, „wird das Abnehmen der geistigen Kraft im Reiche Gottes mit Behmut wahrgenommen. Mit rühmlicher Energie versucht man, die Hochflut zur Welt abzdämmen und abzustemmen. Die fast überhandnehmenden sogenannten ‚Bewegungen‘, ‚Kurse‘, ‚Konferenzen‘ usw. wachsen wie Pilze aus der Erde. Unheimlich schwirrt das Räderwerk der neueren Maschinerie in den Gründungen von Knabenbrigaden, ‚Pfadfindern‘, ‚Lagerfeuer-Mädchen‘, Laienbewegungen, Missionsbewegungen, Ligas und Unionen — und was nicht mehr. Die Prediger werden ersucht, drei Sonntage im Monat den wunderwirkenden Interessen dieser Neuerungen das Wort zu reden und ihre Versammlungen für die Arbeiterfrage, Tuberkulose, Sträflinge, Hospitäler, Weltfrieden, Mutter und Vater, Temperanz, Hygiene, Vergnügungen, Erziehung, städtische Wohlfahrtseinrichtungen, Landesverteidigung usw. zu interessieren und sie hierin zu belehren, obwohl sie herzlich wenig von all diesen Dingen verstehen und fachkundig reden können. Rechnet man hierzu noch die Interessen des gesamten Missionswerkes, wie Einheimische und Auswärtige Mission, Schriftenverbreitung, Predigerausbildung, Stadt- und Staatsmission, Kapellenbau, Denominationsmission und die verschiedenen Festsonntagsthemata, so verbleiben kümmerlich wenige Gelegenheiten übrig, das Evangelium der rettenden Gnade Christi einer seelenhungrigen Welt zu predigen. Wie einen Packesel hat man die Kanzel beladen, so daß man befürchten muß, der nächste Strohalm bricht ihr das ‚Kreuz‘. Doch trotzdem scheint alles umsonst zu sein und vielleicht gerade deshalb. Wir scheinen immer mehr Religion zu verlieren, anstatt sie zu gewinnen. Die Sucht der fälschlich so benannten ‚zeitgemäßen Predigtweise‘, welche sensationell wirken soll, hat unserer Generation hierzulande den geistigen Geschmack für das alte Evangelium verdorben. Religion aber verkettet die Menschen mit der Vergangenheit, und indem sie auf die großen Taten Gottes zurückgreift, gewinnt sie die Zukunft. Unser Gotteswort wurde nicht von gestern auf heute geschrieben; Generationen haben daran gearbeitet. Wer von diesem neuerungssüchtigen Geschlecht hat für dasselbe sein Blut geopfert oder es zu verteidigen gehabt wie zu den Zeiten der Reformation und unserer Vorväter im Glauben? Wir fragen heute wenig danach, und während wir die Tyrannei, gegen welche jene kämpften, verurteilen, mißbrauchen wir die durch Blut errungene Freiheit. Laßt uns aufhören, das neue Geschlecht wegen seiner Oberflächlichkeit sinnlos zu geißeln, und, wenn wir es noch vermögen, es lehren, das von den Vätern ererbte geistige Gut zu ‚erwerben‘, um es dauernd zu besitzen. Kommen die stummen Zähne unserer Kinder nicht meistens davon her, daß die Väter Herlinge geessen haben? (Rev. 31, 29.)“ Wenn man das liest, muß man schließen, daß Dr. Newman Smith nicht so unrecht hatte, als er in seiner berühmten Weihnachtspredigt über den

“Passing Protestantism” sagte: “It is not merely that worldliness is coming in, but much religion is withdrawing itself from our churches. Protestantism has lost its power to give to the people a good religious education. Protestantism has lost the voice of authority.” Man hat sich auch viel zu sehr getvehrt, als das katholische *Freeman's Journal* vor Jahren sagte: “With Protestantism it is coming to this, that every source of authority and pledge of permanence is disappearing.” G.

Was der **social service** (Dienst am Gemeinwesen), auf den die reformierten Kirchen verfallen sind, seitdem der falsche Gottesreichsgedanke bei ihnen eingewurzelt ist, alles in sich schließt, geht aus einer Korrespondenz im episcopalen *Churchman* vom 18. September hervor. Es wird da gemeldet, daß die Social Service Propaganda des Erzbischof Russell schon schöne Früchte trage. Eine Farmers' Conference habe kürzlich eine Versammlung abgehalten, auf der solche wichtige Sachen des Reiches Gottes wie “better methods of farming, better homes, increasing the length of the school-term by local self-taxation, buying land, repression of crime, payment of capitation taxes, sanitation, and maintaining good relations between the races” behandelt worden seien. Die eingelaufenen Berichte waren auf Grund von vierzehn ausgesandten Fragen zusammengestellt worden. Diese Fragen bezogen sich auf solche Gegenstände wie: Zahl der neugekauften Äcker, Zunahme des Ertrags, Kornpflanzung, Fühner- und Schweinezucht, Milch- und Butterproduktion, und wieviel Häuser angestrichen und getüncht (white-washed) worden seien. Das heißt kirchliche Arbeit. Auf der Konferenz wurde zur Genugtuung der versammelten Brüder konstatiert, daß bedeutend mehr Schweine gezüchtet wurden, und viel mehr Korn bebaut wurde, daß man sich aber noch hauptsächlich mit der Produktion von Tabak, Baumwolle, und peanuts abgebe. Erzbischof Russell befolgt also wörtlich den Rat, den die Ackerbaukommission des Staates Minnesota vor einigen Jahren gab: ein Pastor müsse fähig sein, “to save the crops of his parishioners as well as their souls”. G.

Über Kirchenföderation urteilte der *Presbyterian* letztes Jahr: “A Federation of the Churches which hold to the same essentials is good; but it should be temporary, and to meet special cases and emergencies; to make it a permanent thing will most likely mean dictatorship.” Als ein Beispiel solcher Annäherung nennt das Blatt dann das Federal Council of Churches. “The most liberal in words may be the most illiberal in spirit. The object of the liberal is to secure comprehensionism, in order that liberal goats may browse on evangelical pastures; otherwise they are doomed to starve in the wilderness. They have no nourishment to give either to themselves or others. The Federal Council of Churches, as it is at present conducted, is a systematic, persistent effort to establish comprehension, with the final effect that it will be out of place for an evangelical to give definite testimony to his faith; while the liberal may go on presenting his indefiniteness and negativeness *ad infinitum*. The Council, during the past year, has made rapid progress toward its own autonomy. It has appointed a secretary at Washington, who is to be for Protestantism what the papal delegate is for the Roman Church. Criticism and informal protest have been offered against this action from all parts of the Church. Yet the executive committee of the Council has ignored this conviction. The constituent bodies of the Council have

nothing to say about actions taken or beliefs announced. The commissions do this for themselves. There is no such thing as an overture coming up from the constituent bodies. There is no such thing as a constitution adopted by the constituent bodies. The Council simply forms its own basis, and the denominations come out to it or are isolated. The Council is fast becoming a power which will defy the Churches if they are not aware. Its present tendency is to put the power in the hands of a few, and these few are rapidly becoming the directors, supervisors, and, finally, dictators of the body." Von lutherischen Körperschaften ist nur die Generalsynode in der Federation vertreten. Bei einer Weithergigkeit, die von "our Romanist brethren" reden kann, wie das vor einigen Jahren im *Lutheran Observer* geschah, ist das nicht zu verwundern.  
G.

Vor sieben Jahren erregte der Abfall Dr. Benjamin Fay Mills' von der Presbyterianerkirche großes Aufsehen. Jetzt wird seine Rückkehr in diese Gemeinschaft gemeldet. In einer Reihe von Artikeln, die den Titel "Why I Return to the Church of My Fathers" trägt, beschreibt Mills seinen Abfall und nennt die Gründe, die ihn zur Umkehr bewegen haben. Mills wurde nach seinem Austritt aus der Presbyterianergemeinschaft Pastor einer „freireligiösen“ (?) Gemeinde in Los Angeles und war dann fünfzehn Jahre unitarischer Prediger. Seinen Abfall datiert Mills von der Zeit an, da er angefangen hatte, Christum als "Savior of the social organization rather than of individuals" zu betrachten, also dem neuesten Chilasmus zu huldigen. Summa seines Evangeliums war die Bergpredigt und 1 Kor. 15, im Sinne des social service aufgefacht. Er hat in letzten Jahren erkannt, daß durch das "social gospel" der „Verderbtheit und Hilflosigkeit der menschlichen Natur" nicht Rechnung getragen sei. Dann kam der Weltkrieg mit seinem Zusammenbruch aller Ideale, durch den ihm die Menschheit wie nie zuvor als eine verlorne Welt vor Augen getreten sei. "For myself and the world I have felt the need of a divine Savior." Der Artikel von der Gottheit Christi ist ihm jetzt wieder die „wichtigste Tatsache, die es für die menschliche Erkenntnis gibt“, und zwar sei es der sühnende, stellvertretende Christus, der ihm nun nicht mehr ein Ärgernis, sondern das Objekt seiner Erkenntnis sei, „der Mittler zwischen Gott und den Menschen, der sich selbst als Lösegeld für alle gegeben hat“. Dem Gedanken, daß Christus, wie Josiah Strong es ausgedrückt hat, nicht gekommen sei, einzelne Menschen aus einem "ruined and sinking wreck" zu retten, sondern daß er gekommen sei, "to save the wreck", und daß Christus wohl „Heiland der Welt“, nicht aber der einzelnen Sünder sei, gibt Mills in dieser Aussprache den Abschied. Man sieht aus dem letztangeführten Ausdruck, wie die ungläubige Theologie mit biblischen und dogmatischen Begriffen Taschenspielerkunststücke treibt. Der Ausdruck „Welttheiland“ bleibt stehen, aber die Lehre der Schrift, die jeder Christ mit diesem Ausdruck verknüpft, ist gestrichen. Das Evangelium ist zu einem „vollkommenen Gesetz“ gemacht, nach dem die Welt umgewandelt werden soll, damit sie, das "wreck", gerettet werde. Mills' Umkehr ist erfreulich, wenn auch den Artikeln, in denen er seine neue Stellung erklärt, allerlei Zweideutigkeiten anhängen, die dem ungeordneten Denken, das ihn diese sieben Jahre beherrscht hat, auf Rechnung zu schreiben sind.  
G.

## II. Ausland.

Die Gestaltung des kirchlichen Lebens nach dem Kriege ist diejenige Frage, die mehr als jede andere gegenwärtig in der kirchlichen Presse Deutschlands erörtert wird. Sowohl kirchlicher Optimismus wie Pessimismus, und jeder in den verschiedensten Schattierungen, kommt zum Ausdruck, wenn die Frage aufgeworfen wird: Wie wird es um die Kirche, wie wird es um das religiöse Volksleben stehen, wenn das furchtbare Ringen zum Abschluß gekommen ist? Sowohl die liberale Richtung in der Landeskirche wie auch die positive hat, obwohl von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, ihre Optimisten. Generalsuperintendent D. Lehufen sagte vor der Berliner Stadtynode: „Es weht ein neuer Geist durch unsere Mitte, und Deutschtum und Christentum hat sich wieder in seiner Tiefe berührt, daß wir an die Freiheitskriege erinnert werden. Kirche und Vaterland stehen zusammen. . . . Was wir erarbeiten wollten und ersehnten, ist uns nun als ein Segen dieses ungeheuren Krieges zuteil geworden. Wenn wir nicht sagen können, daß wir schon einen Geistesfrühling haben, ist es zweifellos nicht übertrieben, wenn wir sagen: Ein Frühling weht in unserer Mitte.“ Aber Lehufen gehört zu den sogenannten Mildpositiven, die schon vor dem Kriege einer Abschwächung der Bekenntnisverpflichtung das Wort geredet haben. Es darf bei der Richtung dieser Partei nicht überraschen, wenn man dort nun von einem zu erhoffenden besseren Zusammenarbeiten der Liberalen mit den Positiven redet. So schreibt P. Philipps in der „Reformation“, man müsse allerdings in den „Grundwahrheiten des Evangeliums“ Übereinstimmung erreichen, die liberale Partei müsse „ihren Radikalismus zügeln“; geschähe das aber, so könne es wohl dahin kommen, daß ein konfessioneller Friede geschlossen wird, und sich der „Gesamtliberalismus“ nun mit den Positiven zu gemeinschaftlichem Kampfe gegen „die nichtchristliche Welt“ verbinde. Dazu bemerkt die „Evangelische Kirchenzeitung“: „Wir müssen gestehen, daß uns die von D. Philipps ausgesprochene Hoffnung, so freudig wir ihre Verwirklichung auch begrüßen würden, sehr kühn erscheint, da sie im Grunde nichts weniger als eine völlige Umwandlung des Liberalismus, einen Verzicht auf seine radikale Bibelkritik, seinen Gegensatz gegen den Glauben an die in der Bibel bezugten Heilstatsachen, auf seine philosophische Grundlage und seine darauf ruhende Methode voraussetzt. Grundsätzlich besteht immer noch ein sich ausschließender Gegensatz zwischen beiden Richtungen, der erst aufhören könnte, wenn die positive Richtung von dem apostolischen Zeugnis „Es ist in keinem andern Heil“ sich lossagen und damit sich selbst aufgeben würde.“ Leider hat gerade auch die „positive“ Richtung schon zu viele Stücke des Bekenntnisses zu dem, in dem allein Heil ist, aufgegeben. Zwar erkennt man die Gefahr, die aus dem gegenwärtigen „Burgfrieden“ — dem Schweigen der religiösen Kontroverse seit Ausbruch des Krieges — gerade denen droht, die noch nicht aus ihrer geknickten Stellung zum Schriftwort und zum Bekenntnis die letzten Konsequenzen gezogen haben, daß man sie nämlich, wenn sie sich weigern, dem radikalen Unglauben liberaler Führer gegenüber zu schweigen, der Kleinlichen Zanksucht, der Störung des Gottesfriedens usw. bezichtigen wird. Darüber sprach sich jüngst z. B. D. Bezzel in Chemnitz in einer pessimistisch gestimmten Rede aus. Gewöhnlich man sich daran, sagte Bezzel, von „Richtungen“ zu reden, wo es sich doch um verschiedene Religionen handelt, so stünde die kirchliche Auflösung bevor:



„Pflicht ist es, mit dem Sturz der Landeskirchen, der vielleicht näher bevorsteht, als wir glauben, nicht hoffnungslos die Kirche zu begraben.“ Ausschweifende Hoffnungen träumen sogar davon, den Zwiespalt zwischen Rom und Wittenberg beizulegen, und sehen in manchen interkonfessionellen Kriegsgottesdiensten verheißungsvolle Anzeichen dafür. D. Wegzel zeigte, daß die katholische Kirche von dieser Seite nichts zu befürchten hat, sondern mit reichem Gewinn aus der Kriegszeit hervorgehen wird. Aber dann soll wenigstens die Mehrheit des deutschen Volkes in einer evangelisch-deutschen Reichskirche vereint werden und eine wirkliche religiöse Einheit bilden zur großen inneren Stärkung des Vaterlandes. „Lutherische Bekenntnistreue aber sieht schweren Kampf und vielleicht bittere Vereinsamung voraus und läßt den Warncruf für allzu vertrauensfelige Gemüter erschallen.“ Das Richtige sagte vor einigen Monaten ein Artikel im „Alten Glauben“, der sich über die Hoffnung einer allgemeinen Umkehr des protestantischen deutschen Volkes zur gläubigen Annahme des Evangeliums, wie folgt, vernehmen ließ: „Man hofft von diesem Krieg eine innere Umkehr unsers Volkes, nicht nur eine Umkehr zu den einfacheren und schlichteren Sitten der Väter, sondern erst recht zu dem alten kernhaften Glauben unserer Väter. Man hofft das, weil es 1813 so gewesen ist, und weil am Anfang dieses Krieges manche verheißungsvolle Ansätze dazu zu beobachten waren. Man hoffe nicht zu viel. Jesus hat nie von einer Bekehrung der Massen geträumt, sondern stets nur von der kleinen Herde und den wenigen Ausgewählten geredet. Auch jetzt und bei uns wird der Krieg nicht die ganze Masse unsers Volkes zu Gott bringen; aber das wird er doch fertigbringen: er wird innerhalb der breiten Masse Scheidungen bewirken. Die einen werden vorübergehend innerlich berührt und dann wieder bleiben, was sie waren, oder sie werden nicht berührt und durch den Krieg nur schlechter; die andern werden um so tiefer gegründet und gefestigt werden; das werden diejenigen sein, die schon vor dem Kriege Glauben hatten. Auch auf geistlichem Gebiet gilt das Gesetz: Wo nichts ist, kommt nichts hin. Der Krieg kann da nichts ausrichten, wo der Heilige Geist nichts ausgerichtet.“ Und auf den Einwurf der Feinde des Christentums, die christliche Religion habe im großen Weltkrieg ihren Bankrott angemeldet, und man müsse nachher wieder „klein anfangen“, entgegnet die Straßburger „Theologischen Blätter“: „Nein! Man soll nicht reden von einem Bankrott der Christenheit, solange der wahre Christus gepredigt und gelehrt wird, solange es Seelen gibt, welche nach ihm verlangen. Und sind sie nicht zahlreich, diejenigen, welche durch den furchtbaren Krieg, der jetzt wüthet, in die bedenklichsten Verhältnisse geraten sind? Wer kann ihnen helfen, wenn nicht der starke König des Himmels, der den Seinigen beistehen will und sie erretten aus Leibes- und Seelennot? Es ist wahr, durch solche Zustände wird vieles verdorben, und die Christenheit hat Ursache zu erkennen, wie noch so viel Unglaube, Zweifelsucht, Haß, Feindschaft und Hader auf Erden vorhanden ist. In gewisser Beziehung ist es wahr, daß man beim Friedensschlusse wieder klein anfangen müsse. Aber das ist nicht so zu verstehen, als wie wenn die Streitigkeiten zwischen den Völkern dem Christentum ein Ende bereitet hätten, als wie wenn es ohne Wirkung und ohne beseligende Kraft in solchen Tagen geblieben wäre. . . . Nein! Die Christenheit ist nicht bankrott; sie hat das Leben in Gott, insofern sie von seinem Geiste in Wort und Sakrament durchdrungen ist. Nicht nur nach dem Kriege müssen wir klein an-

fangen, sondern ein jeder fängt seinen Tag klein an, indem er sich vor dem Heiligen demütigt, sich als Sünder bekennt und die Gnade Jesu Christi in sein Herz und Leben aufnehmen läßt.“ G.

Sowohl dem Aberglauben wie auch dem Fanatismus der Römischen wird reichlich Nahrung zugeführt durch die katholischen Sonntagsblätter. Die Wundersucht des katholischen Volkes, krankhafte Frömmigkeit, Visionen, der Unfug, der mit Gebetszetteln getrieben wird, wunderbare Heilungen und ähnliche Torheiten in katholischen Kreisen haben eine Hauptquelle in diesen Blättern, die zum großen Teil eben in den blindesten, fanatischsten und unkritischsten Kreisen der Anhänger gelesen werden. Der Fanatismus wird unterstützt durch eine widertwärtige, mit äußerster Roheit geführte Polemik gegen den Protestantismus. Das „Neue Jahrhundert“, eine reformkatholische Zeitschrift, bezeichnet diese Sonntagsblätter als Zeitschriften, die „in der Mehrzahl die Intelligenz ganz verabschiedet haben“ (nicht so übel!), und die „gehorsame Dienerinnen trüber Masseninstinkte“ seien. Das „Neue Jahrhundert“ fährt fort: „Was beispielsweise blinder Haß an Zeugnissen gegen Luthers Lebenswandel im Laufe der Jahrhunderte zusammengescharrt hat, findet in dieser Presse immer noch Wiederkäuer. Luthers sittliche Lebensführung wird nach jeder Richtung schlecht gemacht; wir hören beispielsweise, seine Lehre über die Keuschheit und die Ehe sei grob, unfittlich, abscheulich und unflätig. Er habe in Verzweiflung Selbstmord verübt. Neben dem Reformator ist es unter den Gegnern der Vergangenheit ganz besonders Ulrich von Hutten, der von den Sonntagsblättern dem katholischen Volke als moralisch verkommen, roher und grausamer Mensch geschildert wird. Der ‚Leo‘, ein Erzeugnis der Paderborner Bonifazius-Druckerei, die Deutschland zur Beschämung in vollem Ernst mit der Übersetzung der ‚Drei-Punkte-Brüder‘ des Schwindlers Leon Taxil beschenke, tut sich da besonders hervor, ohne mittelalterliche Zustände zu bedenken. Der ‚Leo‘ spricht von ‚satanischer Wut und höllischer Schlechtigkeit‘, mit der die katholische Kirche ‚geschmäht, gelästert, verleumdet und verspottet‘ wird. ‚Unsere heiligen Sakramente und kirchlichen Einrichtungen beschimpft, verzerrt, verhöhnt und begeistert man mit geradezu bühnlicher Schlechtigkeit und hündisch-gemeiner Schamlosigkeit.‘ Das genüge als Proöchen der Sprache dieser ‚frommen‘ Blätter.“ Aus dem weiteren Inhalt dieses sehr lehrreichen Aufsatzes registrierten wir nur noch einige Proben katholischen Aberglaubens, wie er in diesen „Erbauungsblättern“ sein Wesen treibt. So war in der katholischen Monatschrift „Bethlehem“, Organ des Missionshauses Bethlehem, zu lesen, daß jemand nach Einwendung von 5 Mark die Missionare erjucht habe, zum heiligen Antonius zu beten, damit er von einem Magenübel und von seiner Schwerhörigkeit geheilt werde. Im Falle seiner Genesung werde er noch 100 Mark senden. Nach Jahresfrist schickte er nur 50 Mark, da „nur das Magenübel“ verschwunden war; die Schwerhörigkeit war geblieben. Einem andern machte der heilige Antonius seine Kuh gesund, wofür die Inassen des Missionshauses Bethlehem 2 Francs in Briefmarken erhielten. Eine große Rolle spielt in dieser Literatur auch der „Teufelspud“, so z. B. in einer „Monatschrift für Töchter katholischer Familien“, die in München erscheint und sich „Der Marienbote“ nennt. Da wird z. B. erzählt, wie der Teufel in einem Pensionat Wachskerzen vom Altar verschwinden ließ, die Stopffüssen mit Wasser füllte, mit unsichtbaren Händen Ohrfeigen austeilte, und was der-

gleichen Liebenswürdigkeiten mehr sind. „Nach viel Gebet und Segnungen sowie Entfernung einer Kandidatin, die aus einer Freimaurerfamilie stammte und selbst vielleicht nicht fest im Glauben stand, kam wieder Friede in die geängstigte Gemeinde.“ Bedenkt man, daß diese Blätter in Millionen von Exemplaren ausgehen, so wird der nachteilige Einfluß derselben auf das Geistesleben der katholischen Massen kaum in Abrede gestellt werden können.  
G.

Der Bericht der Berliner Stadtmiffion, welcher am 38. Jahresfest derselben erstattet wurde, gewährt bemerkenswerte Einblicke in die Licht- und Schattenseiten des Großstadtlebens, wie es sich unter dem Einfluß des Krieges gestaltet hat. Zunächst wird uns ein düsteres Bild enthüllt: „Was ist alle die Not des Leibes gegen die Not der Seelen, die sich verschmachtend an uns wandten, oder denen wir nachgehen mußten, weil sie flohen. Besonders schmerzlich war die Not der verlorenen Mädchen, die in ihrer Sorge um das tägliche Brot frecher als je zuvor Warnung und Rat zurückstießen, der bodenlose Leichtsinn, der spöttisch hervorstieß: ‚Wir haben gelebt und geliebt und gelacht; daß so was käme, hat keiner gedacht.‘ Die Abgründe von Weh und Herzeleid, die sich in den Worten der Frauen eingezogener Trinker offenbarten: ‚Es ist gut, daß der Söffel fort ist! Nun haben wir doch Ruhe und Geld! Möchte der Krieg nur recht lange dauern!‘ Oder: ‚Ich fühle mich jetzt wie im Himmel; mein Gebet ist, daß der Sterk nie wiederkommt!‘ Viele Frauen haben es jetzt in der Tat besser, als solange ihr Mann noch zu Hause war. Die weitgehende Unterstützung ist für viele nicht ohne Gefahr gewesen. Einer Frau mußten ihre Kinder genommen und in das Waisenhaus gebracht werden, weil sie die ganze Kriegsunterstützung vertrank. Eine andere stand, Zigaretten rauchend, vor der Tür; sie brauche jetzt nicht mehr zu arbeiten. Andere haben ein leichtsinniges Leben begonnen. ‚Es gibt ein Unglück, wenn der Mann zurückkommt! Auch der Haß gegen Gott und der Spott sind noch nicht ganz verümt. Ein Kaufmann sagte höhnisch: ‚Man soll den lieben Gott nicht mit Veten bemühen; er hat jetzt genug damit zu tun, die Gefallenen zu begrüßen.‘ Eine Mutter, deren Sohn im Felde steht, höhnte noch jetzt: ‚Wer ist denn der alte Mann? Den hat noch keiner gesehen. Wenn wir nicht arbeiten, haben wir nichts zu essen; der gibt uns nichts!‘ Weinend erzählte eine fromme Ostpreusin, sie könne den Spott ihrer Verwandten, bei denen sie Aufnahme fand, nicht länger ertragen: ‚Du warst ja immer die heilige Elisabeth. Wir haben keine Zeit für solchen Lugs. Was hat dir denn nun dein Gewinsel genützt? Du hast alles verloren, wir haben es gut!‘ Selbst aus dem Felde haben wir vereinzelt Abweisungen erfahren: ‚Versöhnen Sie mich mit den Blättern! Hier lernt man etwas anderes als Gottvertrauen. Ich verlasse mich auf meine Flintel!‘ Oder: ‚Ich habe heilige Schriften bekommen; aber ich will mich nicht ändern, wenn mir's auch noch so schlecht geht.‘ . . . Einen der schlimmsten Schäden nennt ein Bruder: ‚Der schlimmste Feind, der mehr Opfer fordert als das Schlachtfeld, ist der Alkohol. Rußland hat ihn seit Ausbruch des Krieges verboten, und Deutschland?‘ — Diesen Mißständen gegenüber hat die Stadtmiffion mit aller Glaubensfreudigkeit ihre Arbeit getrieben und nicht vergebens. Davon heißt es in dem Bericht: „Es war doch etwas Großes, daß wieder Vaterlandslieder und Choräle laut erklingen durften auf unsern Straßen! Als die Surrende sang: ‚Befiehl du deine Wege‘, stand ein Mann neben

dem Leiter, und die Tränen liefen in seinen Bart: „Das Lied hat meine Mutter so oft gesungen. Damals habe ich darüber gelacht! Jetzt? Ich habe zwei Söhne draußen im Felde! Und wie oft stimmten alle Hörer ein in das „Harre, meine Seele“ und „So nimm denn meine Hände! Die Frau eines Droschkenkutschers erzählte strahlend vor Freude: „Zwölf Jahre hat mein Mann keine Kirche betreten; jetzt geht er mit mir in die Kriegsbetstunde! Eine andere erzählte vom Gebet ihres Kindes für ihren Mann: „Ja, in solcher Zeit lernt man noch mal von den Kindern glauben! Auf der Stube eines einzigen Stadtmissionars empfangen 44 Kinder die nachgeholtete Taufe. Eine Frau sagte traurig von ihrem Manne: „Er will nichts von Gott wissen! Bald darauf kommt sie freudig: „Water schreibt, ich soll unsere drei Kinder taufen lassen! Gewiß, Gott hat in vielen Herzen eine Erneuerung gewirkt. Vielen sind die Augen aufgegangen über ihr bisheriges Leben ohne Gott und über ihre Verführer. Viele haben sich Gott wieder zugewandt.“

(Der alte Glaube.)

Die Vorgänge in Ostasien erfüllen den Missionsfreund mit wachsender Beforgnis. Japan schickt sich an, die Oberherrschaft über den Osten anzutreten. Die maßlosen Forderungen, die es an China gestellt hat, zeigen, daß es mit brutaler Rücksichtslosigkeit die günstige Stunde auskauft. Damit bahnt sich eine Machtverteilung auf der Erde an, die auch die Missionen in ihren Strudel ziehen wird. Neben vielen andern tiefgreifenden Ansprüchen an China verlangt Japan dieselben Vorrechte wie andere Nationen für Errichtung von Missionen und zum Bau von Schulen und Kultusstellen zur Förderung des Buddhismus. Japan wirft sich also zum Beschützer und Vorkämpfer des Buddhismus in Ostasien auf und plant offenbar einen energischen Vorstoß der buddhistischen Propaganda in China. Bei seinem zielbewußten Streben, alle europäischen Einwirkungen auf das Reich der Mitte auszuschalten, kann diese Ankündigung buddhistischer Propaganda eine Kriegserklärung gegen die christliche Mission bedeuten. Das gäbe neben andern Gefahren wieder eine bedenkliche Verquickung von religiösen und politischen Bestrebungen, ein Übel, an dem die religiöse Beeinflussung Ostasiens zum Schaden des Christentums bereits schwer gelitten hat. Es ist ein kluger Zug, der Eroberungspolitik noch einen religiösen Anstrich zu geben und sich als Vormacht des Buddhismus aufzuwerfen. Noch zitternd an allen Gliedern von den Stürmen der kaum überstandenen Revolution und schwer leidend unter ihren Nachwehen, wird das arme China aufs neue in Verwirrung und Aufregung geworfen. Das sind trübe Aussichten für die evangelische Mission. Und was wird es erst werden, wenn es Japan wirklich gelingen sollte, China zu seinem Vasallenstaate zu machen, vielleicht noch weiter in der Südsee und Hinterindien sich zum Herrscher aufzuschwingen! Wunderliche Wege führt Gott seine Kirche.

(Allgem. Missionszeitschrift.)

Aus Rußland ist die „Gesellschaft zur freien Verteilung des Wortes Gottes“ in London um Überlassung von einer Million Evangelien gebeten worden. Es soll in Rußland zurzeit ein großer Hunger nach dem Worte Gottes bestehen. Verwundete Soldaten, die in den Lazaretten liegen, sagen zu denen, die ihnen Zeitungen und Traktate anbieten: „Diese möchten wir nicht, wir möchten Gottes Wort.“ Seit dem zehnten und elften Jahrhundert soll in Rußland kein solcher Hunger nach dem Worte Gottes bestanden haben wie jetzt. Verschiedene russische Rote Kreuz-Gilfsvereine schließen in die

Gaben an die Truppen Bibeln und Testamente ein, und da der Vorrat der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft dadurch erschöpft wurde, hat die „Heilige Synode“ (oberster Kirchenrat) es unternommen, neue Auflagen drucken zu lassen. In der Theorie hat die russische Kirche ihren Kindern immer das Bibellefen frei gestattet, in der Praxis hat ihr System durch die Nahrung des Aberglaubens und der Unwissenheit die Bibel und den Bibelunterricht aus dem Leben des Volkes herausgedrängt. G.

Die russischen Mennoniten haben schwer unter den Verhältnissen, die der Krieg herbeigeführt hat, zu leiden. Alle Deutschen, die innerhalb siebziger Meilen vom Schwarzen Meere wohnen, sind vertrieben worden. Sie erhielten etwa einen Dollar pro Acker für ihr Land, das sonst etwa \$70 per Acker im Preise steht. Ihre Zeitschriften, „Der Botschafter“ und „Der Friedensbote“, sind schon seit einem Jahre unterdrückt. Die Mennoniten haben eine Gesandtschaft nach Petersburg geschickt, um der Regierung vorzustellen, die russischen Mennoniten seien nicht deutscher, sondern holländischer Abkunft. Die holländische Sprache war bis Mitte des achtzehnten Jahrhunderts unter den russischen Mennoniten im Gebrauch. G.

Ein Schlaglicht auf die Christian Science wird durch eine Verhandlung geworfen, die in Braunschweig vor der Strafkammer des Landgerichts geführt wurde. Bei einer Diphtheritisepidemie in einem nahen Dorfe wurden alle vom Arzt behandelten Kinder mit Ausnahme eines einzigen gerettet, während drei Kinder eines Landwirts, der sich verleiten ließ, sie der Behandlung durch die Führerin der Scientistengemeinde, Fräulein Friede, zuzuführen, gestorben sind. Infolgedessen wurde gegen diese sowie gegen den Vater und den Mittelsmann, der ihn zu dieser Kur beredet hatte, Anklage wegen fahrlässiger Tötung erhoben. In der Behandlung wurde festgestellt, daß Fräulein Friede als Gebetsheilerin zur Gewerbesteuer veranlagt ist, und daß ihr steuerpflichtiges Jahreseinkommen sich auf 11,000 Mark beläuft. Sie erklärte, daß ihre „mentale Behandlung“, die nicht in direktem Gebet, sondern in geistiger Konzentration bestehe, auch bei Beinbrüchen und gegen schnell wirkendes Gift helfe, lehnte aber eine Probe an sich selbst in dieser Beziehung ab, weil das „Gott versuchen“ heißen würde. Sie mußte auch zugeben, daß ärztliche Hilfe unter Umständen bedeutend schneller eine Heilwirkung herbeiführe als ihre Behandlung. Durchschnittlich würden aber durch die Scientisten 72 Prozent der von den Ärzten aufgegebenen Patienten geheilt. Ein Dr. Löwenthal aus Berlin suchte als Verteidiger die Science als letzte Konsequenz des Christentums mit seiner Lehre von der göttlichen Allmacht in Verbindung mit der Verheißung Christi Joh. 14, 12 hinzustellen. Die Forderung, das Wesen ihrer Heilmethode darzulegen, lehnte die Angeklagte ab mit der Begründung, daß ein eingehendes Studium nötig sei zu ihrem Verständnis. Und auf die Frage, wie sie sich „mentale“ Behandlung bei einem anderthalbjährigen Kinde vorstelle, wurde erwidert, daß da die Eltern für das Kind eintreten! Schließlich erfolgte die Freisprechung mit der Begründung, es könne nicht mit absoluter Sicherheit festgestellt werden, daß das Kind am Leben geblieben wäre, wenn es anders behandelt wäre. Wird man das jemals „mit absoluter Sicherheit“ feststellen können? Der im vorigen Jahre gemachte Versuch der Scientisten, als Religionsgesellschaft anerkannt zu werden, nachdem sie sich eine Kirche gebaut haben, ist übrigens gescheitert. (A. E. L. S.)

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 61.

Dezember 1915.

Nr. 12.

---

## Bibel und Morallehre in den öffentlichen Schulen.

Die Frage: Soll das Lesen der Bibel und ein Unterricht in der Moral, oft auch wohl gerade gesagt in „christlicher Moral“, in den öffentlichen Schulen eingeführt werden? wird in letzter Zeit wieder viel ventilirt. Man nimmt eben mit Schrecken die Früchte einer religionslosen Erziehung wahr und sinnt auf Abhilfe. Und der erste Gedanke, der den Leuten dabei kommt, ist nicht der (was das Richtige wäre): Wie kann die Kirche eifriger und energischer das Evangelium in Schwang bringen, daß die Leute dadurch bekehrt und gläubig und durch die Wirkung des Heiligen Geistes geheiligt, wahrhaft sittlich erneuert werden? Wie kann die Kirche so recht die Massen mit diesem Evangelium erreichen? Wie kann die Kirche durch christlichen Unterricht der Jugend, durch christliche Erziehung, durch christliche Schulen ein gläubiges, frommes und wahrhaft sittliches Geschlecht heranziehen? sondern der erste Gedanke ist: Was könnte der Staat, was könnte die Staatsschule in der Hinsicht tun? Was könnte man in der Hinsicht vom Staate erwarten, fordern, oder wieviel darf man ihm in dieser Sache einräumen und zugestehen? Es bewegt sich diese Frage auf dem Gebiet der weiteren Frage des Verhältnisses von Kirche und Staat, der Scheidung der beiden voneinander. Die genannte Schulfrage, besonders die von dem bloßen Lesen der Bibel, fällt nicht gerade in das Zentrum der Frage von Trennung von Kirche und Staat, sondern mehr in die Peripherie derselben und wird deswegen auch von Leuten, die das Prinzip der Trennung von Kirche und Staat gewahrt wissen wollen, wie so manche andere ähnliche Fragen, z. B. die Anstellung von Kaplänen seitens der Regierung, Proklamationen von Buß- und Danktagen seitens obrigkeitlicher Personen, in utramque partem disputiert. Die einen meinen: die Einführung des Bibellesens und der Morallehre, auch wohl ein ausgesprochener, aber sehr allgemein gehaltener christlicher Unterricht, vertrage sich wohl mit der bestehenden Einrichtung der Trennung von Kirche und Staat; andere stellen dies alles sogar als eine Forderung

an den Staat, um geffentlich, wie sie fagen, den Staat chriftlich zu machen, um also ausgesprochenenmaßen Kirche und Staat zu vermengen, deren Trennung fie für gottlos halten.

Nach der Konftitution unferes Landes und nach dem Geift und Sinn unferer ganzen ftaatlichen Einrichtung find Kirche und Staat ftrenge gefchieden und follen es bleiben. Damit ift Gottes Wort und das lutherifche Bekenntnis ganz im Einklange.

Das fpricht fich in der Konftitution aus, in dem, was fie fagt, und in dem, was fie nicht fagt. Was fie nicht fagt. In Art. I, Sef. VIII, wird in achtzehn Punkten die Machtsphäre des Kongreffes abgeftedt, deffen Pflichten und Befugnisse aufgezählt, aber nichts gefagt von irgendwelchen Gefezgebungen in religiöfen Dingen. Deßgleichen wird in Art. II vom Präſidenten und Vicepräſidenten geredet, von ihrer Perſon, Wahl und Wirkungſphäre; aber mit keinem Wort wird die Fürforge für die Religion, auch die Religion ſelbſt nicht, erwähnt. Sogar der Amtſeid enthält nicht einmal den Namen Gottes. Und in Art. III endlich find es lauter ſekuläre Dinge, mit denen das gerichtliche Departement es zu tun hat. Befürworter des "Christian Amendment" haben, wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm greift, oft ganz lächerlicherweiſe nach einer, auch noch ſo leiſen, Anerkennung der chriftlichen Religion und ihrer Einrichtungen ſeitens der Konftitution gefucht. Man ſuchte vergeblich fogar nach ſolchen Ausdrücken wie "Divine Providence", "the great Governor of the world", die ſich in den Articles of Confederation noch fanden. Auf die Dauer fand man auch keine große Anerkennung der chriftlichen Religion darin, daß an der Stelle, wo dem Präſidenten zehn Tage erlaubt werden zum Überlegen einer Gefezesvorlage zwecks Unterzeichnung derſelben (Art. I, Sef. VII, 2), dabei ſteht: "Sundays excepted". Lange dauerte auch die Freude nicht, daß ja unter dem Dokument ſtehe: "Done in Convention by the unanimous consent of the States present, in the year of our Lord one thousand seven hundred and eighty seven." Denn man mußte ſich ſagen: die Staaten haben bei ihrer Ratifikation der Konftitution ſich doch nicht auf das darunterſtehende Datum verpflichtet; und zum andern fand ſich's, daß die urſprüngliche Datierung lautete: "Done in Convention by the unanimous consent of the States present, the 17th day of September" uſw.

Und daß die Konftitution von Religion nichts ſagt, war nicht pure Vergeßlichkeit, ſondern berechnete Abſicht. Es fehlte vor und während des Zuſtandekommens derſelben gar nicht an Leuten, die meinten, das müßte unbedingt hinein. Mit denen hatten Washington, Jefferson und Madison ausgebehnte Verhandlungen und Korreſpondenz. Sie verfochten den Grundſatz: Religion gehört in die Kirche, nicht in den Staat. In dem Vertrag mit Tripoli vom Jahre 1797, der von Washington unterſchrieben iſt, heißt es: "The Government of the United States is in no ſenſe founded on the Christian Religion."

In dem, was sie sagt. Art. VI, 3 bestimmt: "No religious test shall ever be required as a qualification to any office or public trust under the United States." Und das erste Amendment lautet: "Congress shall make no law respecting an establishment of religion, or prohibiting the free exercise thereof." Zu dem Satz Art. VI, 3 sagt Oberrichter Joseph Story in seinen Kommentaren, er sollte nicht bloß Leuten, die Befürchtungen hatten, zur Beruhigung dienen, sondern: "It had a higher object: to cut off forever every pretense of any alliance between Church and State in the National Government." (S. 690.) Das ist Sinn und Geist unserer ganzen Staatseinrichtung, wie die Konstitution (Art. VI, 2) ja vorschreibt, daß die Konstitution und die Gesetze der Vereinigten Staaten und alle unter der Autorität der Vereinigten Staaten abgeschlossenen Bündnisse das oberste Gesetz im Lande sein sollen, und daß die Richter in jedem Staate daran gebunden sein sollen, mag sich auch Gegenteiliges in den Konstitutionen und Gesetzen der einzelnen Staaten finden. Dementsprechend sprechen auch alle Staatskonstitutionen das Prinzip der Trennung von Kirche und Staat aus, verbieten alle einen religious test. Zwar nicht alle mit derselben Entschiedenheit und Konsequenz. Unter den alten Staaten führt darin den Umständen seiner Gründung gemäß Rhode Island die klarste und entschiedenste Sprache. Manche, wie Massachusetts, Vermont, New Hampshire, Pennsylvania, fordern eine Religion, das Glauben an einen Gott, überlassen es aber dem Gewissen des einzelnen, wen er als Gott verehren wolle und wie, reden auch wohl nur von „Christen“, von „Sekten und Denominationen von Christen“, sagen aber dabei, daß alle Menschen das unüberäußerliche Recht haben, nach ihrem Gewissen zu leben. In Arkansas, Maryland, Mississippi, North Carolina, Pennsylvania und Tennessee wird vorgeschrieben, daß kein Gottesleugner ein Staatsamt innehaben darf. In North Carolina wird die Freiheit der Religion garantiert; aber in Art. IX heißt es unklar: Weil Religion, Sittlichkeit und Kenntnisse (knowledge) zu gutem Regiment nötig sind, so sollen Schulen und Lehrmittel allezeit gefördert werden (shall forever be encouraged). In den neueren Staaten ist die Scheidung eine reinliche. In Delaware, Kentucky, Maryland und Tennessee ist es sogar verboten, daß ein "minister of any religious society" Staatsgouverneur werden soll. Was unsere Frage betrifft, so finden sich da auch gewöhnlich solche Vorschriften, daß keine Schulländereien und Schulgelder "for sectarian purposes" verwandt werden sollen. So ist Trennung von Kirche und Staat eins der Grundprinzipien unserer ganzen politischen Einrichtung. Es ist ein Hauptfaktor des Amerikanismus.

Und daß wir diese Einrichtung haben, sollen wir als das herrlichste Juwel in der Krone Columbias ansehen, Gott dafür täglich danken und ihn ja bitten, daß er unser Land „bei seiner Freiheit unverkürzt erhalten“ wolle, und uns ernstlich hüten, diese Einrichtung, wenn auch



in der besten Absicht, zu gefährden. Denn es ist die ideale Einrichtung; sie ist ganz im Einklang mit Gottes Wort; so kann seine Kirche die Gestalt haben, die sie nach seinem Willen haben soll. Dabei haben wir natürlich ins Neue Testament zu sehen. Die National Reform Association, die Reformed Presbyterians, alles reformiert Gesinnte, alles, was darauf aus ist, „den Staat christlich zu machen“, operiert gern mit dem Alten Testament. Da stehe es doch, daß die Könige Säugammen der Kirche sein, ja der Kirche den Staub von den Füßen ledend sollten. Da ist es vorgekommen, daß Politiker solche Prediger fragen mußten, ob sie denn nicht wüßten, daß Israel eine Theokratie gewesen sei, wo man sogar gegen Gottes Willen handelte, wenn man sich überhaupt einen König wählte, damit seinen Gott verwarf, daß der nicht sollte König über sie sein. Israels Stellung unter den Völkern war eben eine einzigartige. Im Neuen Testament setzt der Herr selbst als die Magna Charta sein „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist!“ Matth. 22, 21. Wenn man ihm Rechtsbündel vorlegt, dann fährt er einen solchen an: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt?“ Luk. 12, 14. Wenn man ihm eine grobe Sünderin zuführt und fragt, ob die nicht gesteinigt werden solle, dann tut er, als ob er keine Ohren hat für eine Sache, die ihn nichts angeht, Joh. 8. Wenn man ihn haschen und zum Könige machen will, weil man von dem Brot gegessen hat und satt geworden ist, dann entflieht er, Joh. 6, 15. Selbst den eifersüchtigen Römer Pilatus überzeugt er, daß, wiewohl er „dennoch ein König“ ist, er kein Rivale des römischen Kaisers ist, weil sein Reich nicht von dieser Welt ist. Den Beweis kapierte Pilatus: „Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden drob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen“, Joh. 18, 36. Und seiner Kirche hat der Herr nichts gesagt über ihre politische Tätigkeit, sondern ihr die Predigt des Evangeliums und die Sorge für die Seelen aufgetragen, und seinen Christen wird befohlen, untertan zu sein der Obrigkeit; und zwar soll das „jedermann“, jede Seele, tun, Röm. 13, 1; die Christen sollen untertan sein aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, 1 Petr. 2, 13 f., und wenn Leute wie Tiberius und Nero auf dem Thron saßen. Ja, zu den Zeiten des Hasses und der Verfolgung von seiten der heidnischen Obrigkeit lag keine Gefahr vor, daß die Kirche ihrerseits die verkehrte Stellung zum Staate einnahm und es vergaß, daß ihr Wandel, ihr πολιτευμα, Bürgerrecht, im Himmel ist, Phil. 3, 20. Das Elend fing erst an, als die römischen Kaiser Christen waren, wo der episcopus in externis bald auch ganz gewaltig seine Finger in die interna der Kirche steckte, und die Vermischung von Kirche und Staat mit all den greulichen Folgen da war.

Wir Lutheraner sollen die letzten sein, die an der hier bestehenden Ordnung rütteln, sie auch ja nicht gefährden. Das ist die Ordnung, die unser Bekenntnis für die gottgewollte erklärt. Das tut ja die

Augsburgische Konfession im 28. Kapitel und summiert es in diesen Worten: „Diemeil nun die Gewalt der Kirchen oder Bischöfe ewige Güter gibt und allein durch das Predigtamt geübt und getrieben wird, so hindert sie die Polizei und das weltliche Regiment nichts überall. Denn das weltliche Regiment geht mit viel andern Sachen um denn das Evangelium, welche Gewalt schützt nicht die Seelen, sondern Leib und Gut wider äußerliche Gewalt mit dem Schwert und leiblichen Bönen. Darum soll man die zwei Regimente, das geistliche und weltliche, nicht ineinandermengen oder *zwerfen*.“ Diesen 28. Artikel zitiert Alongo L. Jones, der kein Lutheraner ist, in extenso und ruft dabei aus: „This is Protestantism. This is Christianity. Wherever these principles have been followed, there is Protestantism exemplified in the Church and the State. Wherever these principles have not been followed, there is the principle of the papacy, it matters not what the profession may have been.“ (*The Two Republics*, S. 575 f.) Er sagt dann auch: Das Gebaren Zwinglis, Calvins und Knor' unterscheidet sich nur dadurch von dem Treiben des Papstes, daß in ihrem Falle der Papst nicht in Rom residierte. Ihm imponierte Luther, der den Staat nicht nur in seine Schranken wies, wenn dieser die Kirche verfolgte, sondern geradeso redete, wenn sein Kurfürst sich einbildete, er müsse ihn schützen. Jones sah aber auch, daß auch in Deutschland Luthers Ideal nicht zur Ausführung kam, sondern der Cäsareopapismus. Desgleichen sagt die Apologie: „Wir haben klar gelehret, daß Christi Reich geistlich ist, da er regiert durch das Wort und die Predigt, wirkt durch den Heiligen Geist und mehret in uns den Glauben, Gottesfurcht, Liebe, Geduld inwendig im Herzen und sähet hier auf Erden in uns Gottes Reich und das ewige Leben an. Solang aber dies Leben währet, läßt er uns nichtsdestoweniger brauchen der Geseze, der Ordnung und Stände, so in der Welt gehen, danach eines jeden Beruf ist, gleichwie er uns läßt brauchen der Arznei, item Bauens und Pflanzens, der Luft, des Wassers. Und das Evangelium bringt nicht neue Geseze im Weltregiment, sondern gebeut und will haben, daß wir den Gesezen sollen gehorsam sein und der Oberkeit, darunter wir wohnen, es seien Heiden oder Christen, und daß wir in solchem Gehorsam unsere Liebe erzeugen sollen. Denn Carolstadtius war in diesem Falle gar toll und töricht, daß er lehrete, man solle nach dem Gesez Moses die Stadt- und Landregiment' bestellen.“ (S. 215.)

Dieses Verhältnis zwischen Kirche und Staat ist tatsächlich wenigen der Christen des Landes genehm. Nur der Lutherischen Kirche ist es geradeso recht, wie es ist. Herzog in seiner Realenzyklopädie (3. Auflage) schildert die Hauptkirchen in dieser Hinsicht so. Von der katholischen Kirche sagt er: „Für sie muß es einem kräftigen, vollentwickelten Staate gegenüber fast der ordentliche Zustand sein, daß sie mehr oder minder ihr Recht als verlegt und ihre Freiheit als unterdrückt betrachtet.“ Von der reformierten Kirche: „Auch die reformierte Kirche

hat von Haus aus ihre bestimmte, gottgewollte Verfassung und stellt die Forderung auf, daß das ganze äußerliche Gemeinleben unter die strenge Zucht des Wortes Gottes sich stelle, wie es auf Grund jener Verfassung gepflegt und zum Ausdruck gebracht wird. Im Namen dieses ihres Rechts hat sie Geschichte gemacht, streitbar und tatenreich wie die katholische Kirche.“ Von der lutherischen Kirche: „Ihr [der griechischen Kirche] ist an Anspruchslosigkeit das Luthertum verwandt. Das Christenvolk muß ja irgendeine äußerliche Ordnung haben, damit die frohe Botschaft in ihm gehen könne. Aber diese Ordnung hat keine im voraus bestimmte Gestalt. Denkbar ist, daß die Begeisterung alle Rechtsformen ersetzen soll; aber auch jede Rechtsform ist gut, bei der das heilbringende Wort unbeeinträchtigt sein Werk tun kann. Es steht also nichts im Wege, daß der Staat eine solche Ordnung schaffe und bestimme. Verpflichtet ist er nur dazu, daß er gewähren lasse. Auch das ist nicht sowohl eine Pflicht gegenüber der Kirche selbst als gegenüber der Freiheit seiner evangelischen Bürger.“

Wenn wir sehen, wie so viele Christen in guter Meinung Vermengung von Kirche und Staat betreiben, was doch nicht gut ist, dann wollen wir zu ihrer richtigen Beurteilung sowie zu unserm eigenen Frommen an Luthers Wort denken: „Dem Herzen hängt beständig die schädliche Vermengung beider Reiche an, so daß es auch den Geistlich-gefinnten schwer ist, das Reich Christi recht zu unterscheiden von dem Reich der Welt.“ (St. L. V, 124.) Es ist hier sehr leicht, die Gewissen der Christen zu verwirren. Die Menschen in das richtige Verhältnis zu Gott und zum rechten Verhalten gegen Gott und gegen den Nächsten um Gottes willen zu bringen und zur seligen Gemeinschaft mit Gott hier und dort — das ist Aufgabe und ist eine mögliche Leistung der Kirche allein, die das Evangelium hat. Der Staat hat es damit zu tun, das leibliche, bürgerliche Zusammenleben der Bewohner des Landes zu ordnen und zu ermöglichen, die Bürger (nur in der Eigenschaft kennt sie der Staat) im Besitz und Genuß ihrer bürgerlichen Rechte und Freiheit zu schützen.

Nachdem die Declaration of Independence davon geredet hat, daß unveräußerliche Rechte des Menschen seien life, liberty und das etwas der Definition bedürftige pursuit of happiness, sagt sie mit Recht: “To secure these rights, governments are instituted among men, deriving their just powers from the consent of the governed.” Wichtig sind solche Definitionen des Staates: “A State is a community of persons living within certain limits of territory under a permanent organization, which aims to secure the prevalence of justice by self-imposed law.” (*Century Encyclopedia*; nach Woolsey, *Introduction to International Law*.) “State — a self-governing community organized under permanent law, which has for its aim justice and security for all.” (*Universal Cyclopaedia*.) Vgl. die Zweckangaben im Preamble der Konstitution der Vereinigten Staaten. Eine ganze Reihe sekulärer

Wohltaten und Vorteile, aber nicht das, was Aufgabe der Kirche ist. Das wird sogar fernerhin abgewiesen. Luther: „Weil nicht alle glauben, sondern der meiste Haufe ungläubig ist, hat Gott es also verordnet, auf daß die Welt einander nicht fresse, daß die Obrigkeit das Schwert führe und den Bösen wehre.“ (IX, 1038. 1198.) Derselbe: „St. Peter heißt die weltliche Obrigkeit eine menschliche Ordnung; darum haben sie keine Macht, in Gottes Ordnung zu fallen und vom Glauben zu gebieten.“ (Kol. 1043. 1205.) E. P.

(Schluß folgt.)

## Lutherischer Bund und Allgemeine Ev.-Luth. Konferenz.

Der Lutherische Bund besteht aus Pastoren und Kirchenleuten, welche Protest erhoben, als vor ungefähr neun Jahren die preußischen Vereinslutheraner, die offiziell der Union angehören, in die Allgemeine Ev.-Luth. Konferenz aufgenommen wurden. Das hiesige Generalkonzil, das sich bis zur Aufnahme der Vereinslutheraner mit der Lutherischen Konferenz identifiziert hatte, machte nach der Aufnahme Wiene, als ob es sich von der Konferenz zurückziehen und sich dem Lutherischen Bunde anschließen werde. Wie uns scheint, ist aber diese Abneigung schon seit längerer Zeit im Schwinden begriffen, und es sollte uns nicht groß wundern, wenn das Konzil seine frühere Stellung zur Lutherischen Konferenz wieder einnehmen würde trotz der Tatsache, daß Angehörige der preußischen Union Glieder dieser Konferenz bilden. In der Lutherischen Generalsynode unsers Landes, in der je und je Sympathie für die Union vorhanden war, hat sich seit Aufnahme der Vereinslutheraner das Interesse für die Lutherische Konferenz entsprechend gehoben. Auf ihrer letzten Versammlung beschloß die Generalsynode, einen Vertreter zur nächsten Versammlung der Allgemeinen Lutherischen Konferenz abzuordnen.

Was den Lutherischen Bund betrifft, so ist auch er, wie seinerzeit in „Lehre und Behre“ ausführlicher dargetan wurde, von Unionisterei nicht freizusprechen; und auch sonst hat er den genuin lutherischen Standpunkt in den einzelnen Lehren nicht eingenommen. Mit vollem Recht erblickt er aber in der Aufnahme der Vereinslutheraner eine grobe Verleugnung des lutherischen Bekenntnisses und tatsächliche Anerkennung der preußischen Union. Und wie die Lutherische Konferenz in ihrem Organ, der „Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung“, auf dieser unionistischen Bahn weiterschreitet, darüber verbreitet sich Kirchenrat D. Penzlin aus Hagenow, Mecklenburg, im Wortwort (Oktober 1915) zum achten Jahrgang des „Theologischen Zeitblatts“, des Organs des Lutherischen Bundes. Diese Kritik D. Penzlin's lassen wir hier folgen mit der Bemerkung, daß wir Missourier zur Kirchengemeinschaft Einig-

keit in allen Artikeln der Lehre verlangen und darum einen schärferen Maßstab anlegen müßten, als D. Benzlin es tut, und daß in Benzlins Kritik auch sonst, wie der Leser merken wird, die ungesunde Lehrstellung des Lutherischen Bundes zum Vorschein kommt. D. Benzlin schreibt:

„Nicht an die Seite der ‚Neuen kirchlichen Zeitschrift‘ hat unser Blatt treten wollen, sondern an die Seite und auch in den Gegensatz gegen die ‚Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung‘, wie er durch den Gegensatz des Lutherischen Bundes gegen die Ev.-Luth. Konferenz und deren Engere Konferenz gegeben ist. Die Ev.-Luth. Konferenz will ja gewiß das positive lutherische Christentum vertreten, sie will auf dem Boden von Schrift und Bekenntnis stehen, und wir wissen uns so weit völlig eins mit ihr. Aber in der Frage, wie weit Bekenntnis und Kirche einander gegenseitig bedingen, ist sie nachgiebig und schwach geworden. Als es zur Frage kam, welche Stellung den Gliedern der unierten Kirchen, soweit sie für ihre Person den lutherischen Glauben bekennen, innerhalb der Konferenz einzuräumen sei, hat die Konferenz sie als ihre vollgültigen Mitglieder behandelt und damit erklärt, daß für einen Lutheraner die Zugehörigkeit zu einer lutherischen Kirche nicht erforderlich sei, damit aber auch ihren Gegensatz gegen die Union zur Hauptsache fallen lassen oder jedenfalls völlig zurückgestellt. Der Lutherische Bund dagegen fordert auch Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche, ohne damit zu verkennen, daß uns mit den Lutheranern in der Union weitgehende Gemeinsamkeit verbindet, weswegen auch eine Bundesgenossenschaft zwischen kirchlichen und unierten Lutheranern angeboten worden war. Seitens der ‚Lutherischen Kirchenzeitung‘ ist von Anfang an die Sache der Lutheraner in der Union mit Energie verfochten; ihr Interesse ging recht eigentlich dahin, die Sache des Luthertums auf recht breite Basis zu stellen, alles heranzuziehen, was noch positives Interesse mit lutherischer Färbung hatte, ganz abgesehen davon, ob die Leute zur lutherischen Kirche oder zur Union gehörten, ja auch nur gehören wollten. Denn die Zeit, wo die landeskirchlichen Lutheraner innerhalb der Union für die Wiederaufrichtung einer lutherischen Kirche in Preußen kämpften, ist lange dahin. Nun ist nicht zu verkennen, daß die Redaktion der ‚Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung‘ gegenwärtig mit großem Geschick geführt wird. Es ist dem jetzigen Schriftleiter gelungen, einen Stab namhafter lutherisch gerichteter Theologen heranzuziehen und ihnen für ihre Arbeiten Aufgaben und Ziele zu stellen, auch damit, wie er uns durchaus glaubhaft versichert, die Zahl seiner Leser selbst in dieser knappen Kriegszeit zu mehren. Das Blatt blüht auf der breiten Basis, auf die es Laible in bewußter Vertretung der Interessen der Lutheraner innerhalb der Union gestellt hat. Aber in welchem Sinne das geschieht, kann uns die Artikelreihe zeigen, in der gegenwärtig gerade die Frage gestellt wird: ‚Was haben uns unsere Theologen für den kommenden Frieden zu sagen?‘ ‚Unsere‘ Theologen — wer sind diese ‚unseren‘? Doch die der ‚Ev.-Luth. Kirchenzeitung‘? Also doch die

evangelisch-lutherischen Theologen. Also unter den Mitarbeitern zweifellos Raftan, Bezzel und Ihmels, vielleicht im Sinne der 'Kirchenzeitung' auch die doch der unierten Kirche Preußens angehörigen Dunkmann und Heim. Aber wie ist es mit Schlatter, der den Aufsatz 'Biblisches Christentum' beigezeichnet hat? Wir erkennen natürlich Schlatters hohe Bedeutung als gläubig-positiven Schriftforschers an; aber ist denn Schlatter ein lutherischer Theolog, und will er es auch nur sein? Im 'Theologischen Handlexikon' lesen wir: 'Schlatter, D. Adolf, namhafter reformierter Theolog', und wir wüßten nicht, daß er in Greifswald oder in Berlin oder jetzt in Tübingen seinen Übertritt zur lutherischen Kirche vollzogen hätte. Gehören denn nach Fassung der Engeren Konferenz, deren Organ die 'Kirchenzeitung' ja doch ist, jetzt die Reformierten auch schon zu 'unsern' Theologen? Für den Lutherischen Bund sind 'unsere' Theologen solche, welche das lutherische Bekenntnis als das Bekenntnis der lutherischen Kirche vertreten; für die 'Kirchenzeitung' sind es die Männer positiven Glaubens, mögen sie im übrigen der Union oder selbst der reformierten Kirche angehören. Die Schriftleitung hat nicht etwa nur einen ihr gelegentlich von Schlatter eingesandten Aufsatz abgedruckt (wie das, irren wir nicht, geschehen ist, als Schlatter das Buch Seebergs über den 'Ursprung des Christenglaubens' beurteilt hat), sondern sie hat Schlatter ausdrücklich einen Platz im Stabe ihrer evangelisch-lutherischen Theologen eingeräumt. Wir sollten denken, daß gegenüber solcher Verschiebung des lutherischen Kirchenbegriffes der Lutherische Bund und sein Zeitblatt die Berechtigung ihrer Existenz haben, wenn diese Existenz, zahlenmäßig angesehen, zurzeit auch nur eine bescheidene ist; denn die Engere Konferenz und ihre 'Kirchenzeitung' fahren dermalen noch mit dem Vollwinde des Zeitgeistes.

„Sehen wir uns nun die Reihe der Artikel an, soweit sie jetzt vorliegen. Sie alle bieten des Bedeutenden gar viel, und wir können in weitem Maße zustimmen zu dem, was Raftan ('Wir Christen und das Vaterland'), Bezzel ('Deutsches Christentum'), Dunkmann ('Unsere Hoffnung für unser Volk nach dem Kriege'), Schlatter ('Biblisches Christentum'), Ihmels ('Das Christentum und das Bekenntnis der Kirche'), Heim ('Die Notwendigkeit der Heilstatfakten für den Glauben im Lichte der Kriegserfahrungen') schreiben. Nun wollen wir uns gewiß von niemand übertreffen lassen in der innigen Anhänglichkeit an unser deutsches Volkstum, und niemand wird inniger den Wunsch haben können, daß unser Volkstum mit den Kräften des Evangeliums erfüllt und durch dasselbe geheiligt werden möge. Wir sind seit lange her Schüler von Wilmar und von Rocholl und von Frehe gewesen. Aber wenn wir uns als evangelisch-lutherische Theologen über das auszusprechen haben, was wir von dem kommenden Frieden hoffen wollen, und worauf wir unsere Arbeit zu richten haben werden, so muß doch wohl eben unsere evangelisch-lutherische Kirche voranstehen. Wenn wir den 122. Psalm beten, so denken wir bei ihm an diese unsere Kirche, an unser lutherisches Zion,

daß es dastehen möge in selbständiger Reinheit, in allen seinen Ordnungen lediglich durch seine eigenen Prinzipien geleitet. Dies, unser Zion, ist es, wohin die Stämme des Herrn zusammenkommen sollen, zu danken dem Namen des Herrn. Daß in seinen Mauern möge Friede sein und Glück in seinen Palästen, das ist das innigste Anliegen, welches wir allezeit haben, und mit dem wir auch dem kommenden Frieden entgegenzublicken haben werden. Und das tun wir, um unserer Brüder und Freunde willen; denn wir wissen eben, daß nur in unserer lutherischen Kirche das lutherische Bekenntnis als das Bekenntnis zur reinen Lehre und Sakramentsverwaltung einen festen Platz hat, von wo aus auch weitere Kreise unsers Volkes wieder mit dem Segen rechter und gewisser Lehre erfüllt werden können. Aber diese Sache rührt die 'Kirchenzeitung' nicht mehr an und darf sie auch nicht mehr anrühren; denn dann stände sie sofort vor der bösen Unionsfrage und vor der Frage nach der preussischen Landeskirche und damit vor dem 'Rühre mich nicht an' unserer kirchlichen Gegenwart. Wenn wir heute, wie das 1868 die Ev.-Luth. Konferenz in Hannover unter Kliefoths Führung tat ('Was fordert Art. VII der Augsburgischen Konfession hinsichtlich des Kirchenregiments der lutherischen Kirche?'), eine lutherische Kirche mit festem lutherischen Bekenntnis, mit lutherischer Lehrzucht und lutherischem Kirchenregimente fordern wollten, so würde man uns sicher katholisierender Tendenzen beschuldigen, und von seiten des Evangelischen Kirchenausschusses mit seinem Sitze in Berlin würde man sich über solche Störenfriede entrüsten, wenn man es nicht vorziehen sollte, uns lieber totzuschweigen. Weil aber in dieser kirchlichen Kardinalfrage die Engere Konferenz und ihre 'Kirchenzeitung' weich geworden sind und die Position unserer und auch ihrer Väter drangegeben haben, so fürchten wir, daß sie mit ihrer ganzen, gewiß gutgemeinten Artikelserie doch mehr die Sache der Union, natürlich der 'positiven', als die unserer lutherischen Kirche, deren Vertreterin sie doch sein wollen, führen werden. Die 'Kirchenzeitung' wird sagen, sie wolle helfen, daß nach erlangtem Frieden das deutsche evangelische Christenvolk mit lutherischem, positivgläubigem Geiste erfüllt werde; sie wird aber, weil sie genötigt ist, an der Forderung einer wirklich lutherischen Kirche vorbeizugehen, in der That nur die Sache der Union, wie sie heute gedacht wird, fördern. Wohl wissen wir, daß es heute noch Idealisten und Optimisten gibt, welche hoffen, die Union werde immer lutherischer und somit endlich zur lutherischen Kirche selbst werden, welche aber nicht sehen, daß in der That unsere noch lutherischen Kirchen immer mehr mit dem Unionsprinzip, nämlich mit der Gewährung der Gleichberechtigung der Richtungen, durchsetzt werden. Man hat ja namentlich in den leitenden Kreisen Preußens gar nichts gegen die positive Predigt, ja, man wünscht sie auch entschieden, aber sie als die allein berechnete, weil die allein göttlich wahre, zu fordern, daran denkt man nicht, weil man davon eine Sprengung der Landeskirche meint fürchten zu müssen. Aufrechterhal-

tung der Landeskirche unter landesherrlichem Kirchenregimente aber ist die eigentliche Forderung, vor der alle andern schweigen müssen.

„Auch wir wollen helfen, daß nach dem Frieden das deutsch=evangelische Christenvolk wieder mit positiv=lutherischem Geiste erfüllt, ja, daß es für seine liebe lutherische Kirche und ihre feste Lehre wieder gewonnen werde. Ja, wir wollen gern mit an einer deutschen evangelischen Kirche bauen helfen, wenn man unter ‚evangelisch‘ nicht im modernen Sinne ‚uniert‘, sondern evangelisch=lutherisch versteht. Wir möchten auch unsererseits dafür Steine und Kalk zurüsten. Aber wir glauben, daß wir das nur werden tun können, wenn wir zuvor selber halten an der Lehre, die gewiß ist, wenn wir uns erst selber wieder mit aller Entschiedenheit zu den alten, leider seit etwa fünfzig Jahren verlassenen Fundamenten zurückgefunden haben. Ein gewisses, klares Programm wird uns not tun, und das heißt: ‚Gottes Wort und Luthers Lehr‘ und eine Kirche, die in allen ihren Ordnungen auf ‚Gottes Wort und Luthers Lehr‘ gestellt ist, und die den Willen hat, Zucht zu üben, daß die Lehre rein bleibe. Wir sind jetzt feuchtig geworden in Fragen und Wortkriegen (1 Tim. 6, 4) und lassen uns wägen und wiegen von allerlei Wind der Lehre (Eph. 4, 14); wir nennen allerlei noch ‚lutherisch‘, was unsere Väter gewiß nicht lutherisch, sondern legerisch genannt haben würden. Wir lassen alles gehen, wie es will, und sind zufrieden, wenn nur der große Rahmen der Landeskirche noch notdürftig zusammenhält; wir stellen als unsere Aufgabe hin, das ‚Evangelische‘ in unserm Volke zur Geltung zu bringen, und wissen dann selber nicht, was eigentlich ‚evangelisch‘ ist.

„Nun wissen wir Leute des Lutherischen Bundes, daß wir zurzeit in der Minderheit sind, schmeicheln uns auch nicht mit der Aussicht, daß etwa doch die Zukunft uns gehören könnte. Sollten die Dinge jetzt dem schließlichem Ende zueilen, muß das Gebet: ‚Ach Jesu, komm doch bald!‘ brünstig über unsere Lippen gehen, dann wird die Zukunft uns nicht gehören, sondern dann wird es trotz alles vielleicht sichtbaren Aufschwunges innerlich doch mit unserer Volkskirche abwärts gehen. Dann aber werden wir in unserer Kirche dahin zu streben haben, daß bei ihr wahr werde das Wort in Psalm 45: ‚Des Königs Tochter drinnen ist ganz herrlich, sie ist mit güldenen Gewändern gekleidet‘, und daß sie singen kann: ‚Es glänzet der Christen inwendiges Leben, obgleich sie von außen die Sonne verbrannt; was ihnen der König des Himmels gegeben, ist keinem als ihnen nur selber bekannt; was niemand verspüret, was niemand berühret, hat ihre erleuchteten Sinne gezieret und sie zu der göttlichen Würde geführt.‘ Wie lange sich dann noch unsere jetzigen Volkskirchen unter fürstlichem Summepiskopate werden halten lassen, steht nicht in unserer Hand; wir aber möchten tun, was in unserer Hand steht, auch wenn wir in der Minderheit sind, so ein armes Häuflein, ‚veracht‘ von so viel Menschenkind‘, die an uns setzen alle. Wir wollen statt einer kritisch zerpfückten, nur noch als menschliches



Literaturprodukt gewerteten Bibel ein festes Wort des Lebendigen Gottes, geschrieben von Propheten, Evangelisten und Aposteln, haben, unter dessen göttliche Autorität wir uns zu beugen haben. Wir sehen in den Bekenntnisschriften unserer evangelisch-lutherischen Kirche die Summe christlicher Heilslehre, wie sie der Heilige Geist in jahrhundertelanger Arbeit der Kirche gegeben hat, und unter die wir uns mit unserm Glauben, Lehren und Bekennen als Autorität zu beugen haben. Wir fordern endlich, daß jede geschichtlich gewordene Gemeinschaft, heiße sie Gemeinde oder Landeskirche oder Freikirche, sich in allen ihren Ordnungen von dem Bekenntnis der Kirche leiten lasse und bei Predigt und Lehre ernste Lehrzucht übe, also Ernst mache mit der Forderung: ‚ohne eigene und selbstwillige Neuerung‘. Diese Forderungen wollen wir zunächst einmal an uns selbst stellen, wollen auf rechte Orthogorie unter uns selbst halten und wollen aller Lehrmengerei und Kirchenmengerei gründlich absagen, damit zunächst einmal unter uns es heiße: ‚Dein Wort ist eine rechte Lehre; Heiligkeit ist deines Hauses Bierde ewiglich.‘ Dann aber wollen wir als eine auf Schrift und Bekenntnis gegründete, in Gebet und heiligem Wandel zu Gott gewendete Gemeinschaft mitarbeiten an der großen Aufgabe, auch unser liebes deutsches Volk mit den Kräften des lauterer Evangeliums zu erfüllen und es in die heilsamen Ordnungen der Kirche einzufügen. Mögen andere anders denken als wir, wir aber wollen tun nach unserer ‚Lektion‘, wie wir sie gelernt haben, überzeugt, daß es so wohl stehen werde in der Gemeinde und Kirche Gottes.“

F. B.

### Luthers Kleiner Katechismus.

Unter der bescheidenen Überschrift „Etwas vom Katechismus“ brachte der „Kunstwart“ im vorigen Jahre, ehe der Krieg begann, aus der Feder von Heinrich Steinhausen einen Artikel, von dem die „A. E. L. N.“ urteilt, 1. daß er sich dem würdig anreicht, was L. v. Ranke, Löhe und andere zum Preise dieses „gülden Kleinodes“ unserer Kirche gesagt haben, 2. daß er besondere Beachtung verdiene gerade jetzt wieder, da über das Christentum in Deutschland nach dem Kriege viel verhandelt werde, und 3. daß der Kriegserfahrung zufolge der Katechismus Luthers an der Front vielfach eine Auferstehung gefeiert und sich in Stunden der Gefahr und des Todes bewährt habe. Die beiden Stellen, welche die „A. E. L. N.“ aus Steinhausens Artikel mitteilt, mögen auch hier Platz finden. Die erste handelt von der Bedeutung des Katechismus und die zweite von der von Luther in seiner Vorrede zum Kleinen Katechismus empfohlenen, von der modernen Pädagogik aber schier allseitig verurteilten Methode der Behandlung. Steinhausen schreibt:

„Unser Kleiner Katechismus — wer mag's bestreiten? — ist an Ehre und Würde von seiner einstigen Höhe tief herabgesunken. Es ist ihm gegangen wie manchem Großen der Geschichte: Hannibal, Columbus, Napoleon. Oder ist nicht auch er zu den Großen gezählt, obgleich er von Anfang an ‚der Kleine‘ hieß? War er nicht jahrhundertlang das Kleinod unter den Bekenntnisschriften deutscher Reformation, in Palästen, Hütten und Kirchen gleich sehr zu Hause und gleich teuer geachtet? Fürsten, so lesen wir, erwählten ihn zu täglichem Umgang, hatten ihn im Sterben an ihrer Seite und nahmen ihn mit ins Grab; und wer mag sagen, wie der evangelische Glaube sich im Volke durch so lange Zeiten des äußersten Elendes hindurchgerettet hätte, wenn er nicht in tausend — tausend Seelen mit unzerreißbaren Wurzeln fest geworden wäre unter der vertrauten Pflege des Kleinen Katechismus! Gewiß auch: das gesamte deutsche Schrifttum hat an innerer Bedeutsamkeit, an Eindruck auf die Mitlebenden und geschichtlicher Folge seinesgleichen nicht aufzuweisen. Auch erhebt er sich als Sprachdenkmal zu hoher Stufe, und Luther selbst drang wohl nie zu höherer empor. Ob in diesem wunderbaren Buche die Sätze kurz und gedrungen, gleich gebaut wie eine Säulenreihe erdfest ragen, ob sie, volleren Odem ziehend, sich freier bewegen: immer sind sie ohne Nachlaß gedankenvoll, wohl-lautend und schlagen wie Heimatglockenklang ans deutsche Ohr. Überall hören wir die Sprache des Lebens, und zum Beispiel die Erklärung des sogenannten zweiten Artikels bietet in ihrer klaren Gliederung, in ihrem ebenmäßig vordringenden Gedankenschritt, im Vollaufford ihres Zusammenklangs eins der schönsten Satzgefüge unserer Literatur, wie darauf schon der Historiker Ranke aufmerksam gemacht hat. Vom religiös-christlichen Werte des kleinen Buches Näheres zu sagen, ist nicht dieses Ortes; nur hingewiesen sei darauf, mit wie unscheinbarer Kunst das mosaische Gesetz neutestamentlich-exegetisch ausgelegt ist; und mit durchdringenderem Blicke ist der geistige Sinn des Vaterunsers bis diesen Tag schwerlich ausgesprochen worden, als hier in wenigen Zeilen geschehen ist. Aber nun, mein Kleiner Katechismus, wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Doch nein, so ein strahlender Stern hast du nie sein wollen. Hat dich doch dein Vater für das ‚alberne Volk‘ bestimmt, für die Hausväter und ihr Gesinde, hat dich zu den Geringen und Armen im Geiste gesandt, ‚gezwungen und gedrungen von der kläglichen Not, die er erfahren hatte, da er ein Visitator war‘. Also bist du, lieber Katechismus, nicht aus der Stube des Gelehrten hervorgegangen, der von seinem Wissen auch andern etwas gönnt, sondern das wahre Mitleid des großen Mannes, der sich eins mit seinem Volke wußte, sandte dich in Hoffnung hinaus, daß seine lieben Deutschen seinen Herzschlag auch als deinen fühlen und verstehen würden.“ —

„Ob Luther in der Psychologie des (neuerdings glücklich entdeckten) Kindes für ein Examen von heute genügend beschlagen war, steht da-

hin, aber angesichts dieser seiner Ratschläge und Forderungen für den Katechismus- und Religionsunterricht dürfte man vermuten, er hätte um das, was junge Köpfe und junge Herzen brauchen, ganz gut Bescheid gewußt, wie auch dem Berufe des Lehrers dabei viel zugetraut, so daß man's am Ende auch jetzt einmal mit seiner Methode versuchen könnte. Doch ich vergesse mich. Jetzt heißt's: Klabor, die Herrlichkeit ist dahin in Israell und unser Kleiner Katechismus zum ungewünschten Schulbuch, zum Schulqualbuch, geworden. Niemand, nach allem, was man von ihm hört, mag ihn mehr recht leiden, Tadel auf Tadel häufen sich; die berufenen Verteidiger äußern sich kleinlaut, die Freunde schweigen. Die Theologen geben ihn preis, die Pädagogen wissen, mildest gesprochen, nichts mehr mit ihm anzufangen, und das große Volk läßt ihn seine Wege gehen. Ja, längst ist er von Fachmännern, ihm zur Seite notgedrungen ein Offizialverteidiger, vor den Hohen Rat unter der Anklage geladen, an der nicht zu leugnenden Fruchtlosigkeit des Religionsunterrichts in unserer Schule die Hauptschuld und am erschreckenden Verfall der Religion im Volke die meiste Mitschuld zu tragen. Wirklich Schläge genug, die auf ihn niederfallen; aber nicht zu viel, wenn sie verdient sind! Wenn sie es nicht sind, dann freilich verändert sich die Szene; und unsere Staatschule muß auf die Angeklagtenbank. Wer erdenkt, was für einen Monsterprozeß das geben würde, und gar sein mögliches Ende! Denn wer mag den Unterschied ermessen, ob zuletzt so ein kleiner Katechismus abgeführt wird oder die Institution des Staates, die den Stolz der Gegenwart ausmacht, und von der, wie wir täglich hören, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft getragen wird. So viel aber steht fest: die Frage nach Schuld und Unschuld muß hier baldigst beantwortet, und danach die Entscheidung getroffen werden. Denn welcher Gute könnte ferner ruhig zusehen, wie die Schule das Ansehen der Religion herabmindert, und unrichtig betriebener Religionsunterricht die Schule kränkt! Indessen mag bis zur großen Stunde der Urteilsfindung, und was weiter kommt, unserm Kleinen Katechismus, wenn ihn der Gedanke an den Schwund großer Vergangenheit in jetziger Erniedrigung zu sehr drücken will, ein Tröstchen sein, daß so geistreiche, schöne und über alles Lob edle Damen wie Johanna, Maria, neuerdings auch Penelope, Kriemhilde und Kolleginnen unserer lieben Jugend auch verleidet worden sind, seit die Schule sie in Unterrichtsbehandlung auf- und angenommen hat. Vielleicht gar kommen die Genannten persönlich zusammen, stellen selbstsüchtig einander vor und laden sich wechselseitig an lichten Zukunftsträumen, die man ja niemandem verbieten kann, auch nicht dem Kleinsten in Ungnade gefallenem Katechismus.“

J. B.

## Vermischtes.

Zum Reformationsfest brachte die „A. E. L. K.“ unter dem Titel „Das Buch“ folgende Betrachtung über 2 Kön. 22, 8: „Ich habe das Gesetzbuch gefunden“: Ein Buch ist in der Welt, welches „das Buch“ heißt. Alle andern Bücher haben ihre Aufschriften, dies eine hat keine Aufschrift; die Menschheit nannte es von selbst „das Buch“, das ist, Bibel. Es ist das einzige Buch, das sie nicht geschrieben hat, wie sie anderes schrieb; sondern auserwählte Knechte Gottes waren am Werk, „getrieben vom Heiligen Geist“. So wurde es kein Menschenbuch, sondern ein Buch Gottes. Daher sein Name über den andern Namen: „das Buch“. — Keines Buches Geschichte ist derjenigen gleich, die „das Buch“ hatte. Wommer Gottes Volk daniederlag, und eine Reformation geschehen sollte, kam sie durch „das Buch“. Das erstmal unter dem König Josia, dem frommen Mann, der gern sein Volk erneuert hätte. Aber er war hilflos bis zu dem Tag, da der Priester Hilka eine große Entdeckung machte: „Ich habe das Gesetzbuch gefunden im Hause des Herrn.“ Josia zerriß seine Kleider, als er die Worte des Buches hörte, und alsbald fing er die Reformation an. Er stürzte die Götterbilder, entweihte ihre Altäre, vertrieb ihre Priester und sammelte ganz Juda zu dem lebendigen Gott. Die zweite Reformation geschah unter Jesus von Nazareth, und wieder war es „das Buch“. „Es steht geschrieben“, sagte er zu dem Versucher; „suchet in der Schrift“, zu den Pharisäern; und wenn er in den Schulen predigte, ließ er sich „das Buch“ reichen. Ja er selbst war Buch, der andere Teil des großen Gottesbuches, damals noch ungeschrieben, aber bald geschrieben und von den Aposteln verkündigt als „das Wort“. Die Reformation wurde so groß, daß auch die Throne der römischen Kaiser nicht standhielten. Und eine dritte Reformation kam unter Martin Luther. Nicht er machte sie, sondern „das Buch“. Kein Kaiser noch weltliche Macht stand bei ihm; er erfann nicht kluge Anschläge mit den Weisen, aber „das Buch“ hatte er. Mit dem Buche stellte er sich gegen die „große Macht und viele List“; das Buch warf er unter das Volk und sammelte darum, was da wollte selig werden. Das meinte er auch mit dem trohigen Wort: „Das Wort sie sollen lassen stahn.“ — Nie ist eine Reformation ohne „das Buch“ geworden, und wird auch keine ohne es werden. Denn zu einer Reformation reichen Menschenkräfte nicht aus. Ein zerfallenes Haus mögen die Menschen bauen. Aber ein Volk neu machen, Gottes Reich wiederherstellen, kann nur „das Buch“. Denn es hat nicht nur fromme Sprüche und hohe Gedanken oder Beispiele edler Menschen. Das hat man in andern Büchern auch. Aber Gott spricht in dem Buche, und das hat man in andern Büchern nicht, in keinem; und wo man es hat, sind es abgeleitete Bächlein aus diesem Brunnen. Gott spricht, und seine Sprache ist kein leerer Schall. Wenn er redet, geschieht etwas. „Gott sprach“, steht am Anfang. „Gott sprach: Es

werde Licht, und es ward Licht.“ Diese Sprache, gewaltig wie am ersten Schöpfungstag, geht wie ein Strom durch „das Buch“; sie stößt Gewaltige vom Stuhl und erhöht die Niedrigen. Wo ein Mensch neu werden will, wird er es an dem „Buch“; und soll ein Volk neu werden, braucht es „das Buch“. Nicht Krieg und Trübsal machen es neu; sie sind ein Sturm, der zerbricht und manche an Gott irre werden läßt. Wenn es aber „das Buch“ wieder fände, gewänne es Leben. Denn im „Buche“ kommt Gott, der da spricht: „Es werde Licht!“ „Und es ward Licht.“

**Promissourisches Zeugnis aus dem Konzil.** In einem Vortrag vor der Toledo General Council Pastors' Association erklärte P. W. Brenner u. a., daß er nicht einverstanden sei mit dem, was D. L. Keyser in seinem Buch *Election and Conversion* sage über „man's free moral agency“, über „the seeds of regeneration“ in der Taufe und „potentially regenerated children“. P. Brenner mißbilligt ferner die verlesende persönliche Note, von der auch D. Keyser's Buch nicht ganz frei sei, und die offen zutage liege in D. Schüttes „Zeugnissen“ und Prof. Frischels „Zur Einigung“. Etliche Abschnitte aus P. Brenners Arbeit mögen hier wörtlich Platz finden: „What Dr. Keyser has written on Conversion and also on Prayer, for instance, that 'grace puts man in a neutral state, and then it is the function of the human will to surrender to God's grace'; that there is a 'twilight stage'; that 'the unregenerate can pray for pardon and salvation'; that 'man must be willing to let God save him,'—has received no criticism from the men who have hailed with delight the entrance of 'another valiant champion of Biblical Truth' into the theological arena, but all seemed pleased and wonderfully gratified to have found another true ally to help fight their opponents, 'the Missourians.' To use Dr. Stellhorn's own words: 'We welcome this very worthy addition to all that has been said and written in defense of Lutheranism during the religious war of more than thirty years.' If man is saved by grace alone, it is contradictory and inconsistent to talk of human 'activity,' 'concurrency,' and 'cooperation' in conversion, as Dr. Keyser and his allies so frequently do. But after all, Dr. Keyser does not believe that it is right to accuse the St. Louis theologians of Calvinism. He says: 'This book [Dr. Pieper's] ought from now on to preclude the charge of Calvinism against Missouri.' Dr. Keyser aims to be fair, courteous, conciliatory, and kind towards all, but his attempts to persuade Missouri to enter into fellowship on the basis of 'justification by faith alone' and the offer of salvation to all, with liberty on any peculiar view of election and conversion, to 'hoist the white flag and declare peace' in disregard of conceded doctrinal disagreements, will not succeed. 'Peculiar views' on any doctrine constitute an effectual bar and hinderance, a serious difficulty and formidable obstacle to Lutheran union in any genuine and worthy sense of that

term, and therefore the plea for liberty betrays a laxity and indifference in doctrinal matters to which Lutheranism must offer steadfast resistance. One of our General Council pastors, Dr. G. H. Gerberding, calls Dr. Keyser's book the finest, fullest, and fairest treatment of the controversy that has appeared up to this time. True, the harsh terms, 'errorists,' 'false teachers,' 'Calvinists,' and 'peculiar sect,' employed to our great regret and sorrow by the author of *Problems and Possibilities*, and the bitter and sarcastic words used and applied to the Missourians by the writers of *Die Zeugnisse*, are not found in Dr. Keyser's book. 'Schamlose Verleumdungen,' 'Unverstand,' 'Calvinistischer Sauerteig,' 'dreist dumm,' 'Stimme eines Premierministers vom Himmel,' — such language Dr. Keyser would undoubtedly consider anything but dignified or appropriate in form or adapted to accomplish the desired purpose, and hence he has scrupulously avoided unseemly epithets, and carefully refrained from exhibiting high temper or a bad tone in his utterances, which generally does little good. . . . A study of the various brochures and pamphlets published in answer to Dr. F. Pieper's book has not convinced me that the Synodical Conference brethren are wrong, and that we could not consistently unite with them until they renounce their 'strange and dangerous doctrine' (?), and I am not alone in my unwillingness to condemn the position of that body of stalwart Lutherans, whom so many delight to criticize and decry as Calvinists. Dr. T. E. Schmauk, President of the General Council, says: 'Man's will is able to decide for salvation through new powers bestowed by God; this is the subtle synergism which has infected nearly the whole of Evangelical Protestantism, and which is, or has been, taught in institutions bearing the name of our Church.' — Wie in der Generalsynode Dr. Delf ungehindert seinen Liberalismus vorgetragen hat, so leider bisher auch D. Haas und andere ihre freieren Anschauungen im Generalkonzil. Um so mehr freuen wir uns über ein Zeugnis, wie es P. Brenner abgelegt hat. J. B.

Die christliche Predigt betreffend, sagt D. Bezzel: „Je weniger wir Beirat aus ‚gelesensten Zeitungen‘, Verbrämung aus Dichtern und Denkern, die sich wundern würden, wofür alles sie als Kronzeugen angerufen werden, beibringen, je mehr wir uns der leitartifelnden Weisheit enthalten und uns vom Texte sagen lassen, was der Heilige Geist in ihn gelegt hat, für Jahrhunderte genug, nie ausgegründet, nie ausgekündet, desto mehr lassen wir das Wort ausrichten und tun, was dem Herrn gefällt. Nur nicht die apologetischen Predigten, die Unbeweisbares um seine dem natürlichen Menschen widerstreitende Gegensätzlichkeit bringen wollen und schließlich erweisen, was niemand bezweifelt! Nur nicht deutende und geistreiche Predigten, die so viel Neben und Ranken winden und binden, daß die göttliche Wahrheit ganz verdeckt wird!“

**Vom Religionsunterricht** urteilt D. Bezzel: „Wir sind mit dem religiösen Gedächtnisstoff — nebenbei gesagt, ein schreckliches Wortmonstrum für eine große Sache! — wesentlich zurückgegangen, weil die moderne Didaktik vor dem Auswendiglernen des Unverstandenen warnte und allerlei neue Lehrstoffe in Vorrat hatte. Und die Kirche ließ sich bereden und strich dort ab und klammerte hier ein und ließ weniger Lieder und dünne Sprüchlein lernen. An den Kranken- und Sterbetten der Zukunft wird dann der Geistliche wenig genug finden. Und die Kenntnis vom Hebel und der Luftpumpe tröstet nicht. Es waren ja nur kleine Zugeständnisse, und sie schienen nötig, ja heilsam; das Wenigere werde dann um so treuer bewahrt. Es ist das Gegenteil des Gehofften und Verheißenen eingetreten. . . . Wir haben die Sorge vor langweiligem Religionsunterricht, darum wollen wir ihn nicht ‚dogmatisch‘ sein lassen. Als ob ein bekenntnistreuer Unterricht solchen, die der Geist Gottes treibt, langweilig sein könnte! Ferne von der erkünstelten Begeisterung, deren künstliche Steigerung als Unwahrheit von den Kindern empfunden, von der heranwachsenden Jugend verspottet und verachtet wird, steht die rechte, klare Überzeugtheit derer, die reden, weil sie glauben, die sich nicht unterfangen, alle Rätzel zu lösen und alle Bedenken und Widersprüche zu heben und zu glätten, aber der Jugend den Mut stärken, von dem Großen, was ihnen nahe gekommen ist, auf die Größe dessen zu schließen, was noch aussteht und dem Verständnis in der Erfahrung sich entzieht.“

**Von der Inspiration** schreibt D. Bezzel: „Statt daß wir mit der alten Inspirationslehre aufräumen, wie jetzt immer wieder auch bei den Getreuen die Rede geht, wollen wir an der armen Gestalt des verachteten Wortes festhalten, bis der Tag anbreche, und der Morgenstern denen aufgehe, die auch in der Nacht glauben. Denn das soll uns gewiß sein, daß eher Himmel und Erde vergehen, ehe seine Worte vergehen, die Lebenskraft in sich haben, wie sie die Wahrheit verleiht und die Wirklichkeit ertweist. Das Wie der Inspiration bleibt, nicht zum Schaden, verborgen dem, der das Daß festhält. Und in der Theologie des Seligen soll auch das Wie Erfahrung werden.“ Zum „Wie“ der Inspiration rechnet leider D. Bezzel mit den Modernen auch die in der Schrift klar gelehrte Wahrheit, daß die Schrift wörtlich eingegeben und darum in allen seinen Teilen irrtumsfrei ist. J. W.

**Den Abfall evangelischer Fürstinnen** betreffend, bemerkt H. von Treitschke: „Wenn eine protestantische deutsche Prinzessin — unsere katholischen Höfe haben in diesem Punkte immer einen ehrenwerten Stolz gezeigt — von einem russischen Großfürsten heimgeführt wird, dann wechselt sie ihren Glauben und ihren Namen. Doch wenn ein stolzer deutscher König die Hand einer Großfürstin errungen hat, dann läßt der protestantische Gatte seine Leiche im griechischen Gotteshaufe beisetzen, und der Pope liest die Messe über dem deutschen Königsgrabe. Solche Betrachtungen wird mancher grausam finden; wir konnten uns ihrer nicht erwehren.“ Wenn der „Reichsbote“ dazu bemerkt: „Möge

dies unerquidliche Kapitel fortan ganz Vergangenheit sein“, und daran die Mahnung knüpft: „Deutsch sein! Das sei aller Deutschen und zu allererst der deutschen Fürsten und Fürstinnen Ehrgeiz!“ so teilen wir diesen Wunsch, müssen aber hinzufügen, daß das Deutschsein allein vor solcher Verleugnung nicht bewahren wird. Worauf es vor allem ankommt, ist die evangelische Glaubensgewißheit und Bekenntnistreue. Und daß es an der gefehlt hat, daran trägt der in den deutschen Landeskirchen herrschende Unionsgeist und die Gleichgültigkeit gegen die reine Lehre des Wortes Gottes die Hauptschuld. — Im folgenden erinnere die „Freikirche“, der wir dies entnommen haben, an den Bekennermut der evangelischen Fürsten 1530 zu Augsburg, als sie sich weigerten, an der Fronleichnamspzession teilzunehmen. In demselben Unionsgeist hat es auch seinen Grund, wenn vielfach in Amerika reich gewordene Deutsche und vornehme Besucher aus Deutschland sich zu den Episkopalen und andern Sekten halten. Es versteht sich, daß solche Charakterlosigkeit nur Verachtung des Deutschtums und der Kirche Deutschlands zur Folge haben kann.

F. B.

Die Jugenderziehung betreffend, sagt Prinz Oskar von Preußen in seinem Schriftchen „Die Winterschlacht in der Champagne“: „Aber noch eins fordert sie von uns: eine harte Jugenderziehung. Stählen müssen wir unsere Jugend, abhärten mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln, damit sie einst in der Lage ist, ähnlichen Anforderungen, wie sie die Champagneschlacht an unsere Truppen gestellt hat, gerecht zu werden. Steuern wir dem fressenden Gift am Marke unserz Volkslebens, dem ausschweifenden Leben unserer Jugend, der Genußsucht. Ein deutscher Jüngling, ein deutscher Kämpfer muß sich selbst besiegen und beherrschen können, sonst versagt er in ernster Stunde; und dann wehe unserm Volke! Erziehen wir unsere Jugend aber auch wieder zu wahrer, kindlicher Frömmigkeit, zum Glauben an unsern Herrgott, der unsere Menschenchicksale nach seinem Willen leitet. Jeder, der die Champagnekämpfe miterlebt hat, sagt dasselbe: ohne Gottvertrauen hätte er die Zeit nicht überstanden; und wer bis dahin nicht geglaubt hatte, der lernte es im Granathagel und Bajonettangriff.“ Gewiß, „es darf mit der Jugend nicht gehen wie mit dem Unkraut, das frei wuchert, sondern wie mit der Blume, die gepflegt und gezogen wird. Die jungen Pflänzlein wollen mit fester Hand gehalten und an ihren Stod gebunden werden“. Aber nur nicht ins andere Extrem fallen! „Es ist eine bekannte Erfahrung“, bemerkt zu obigem Seeberg, „daß man die Fehler, die in der eigenen Erziehung vorkamen, an den Kindern vermeiden will und darüber vielleicht in das entgegengesetzte Extrem verfällt. Bismarck sagte einmal zu Reudell: Ich weiß von manchen Familien, in denen die Erziehungsweise gewechselt hat. Auf eine verprügelte Generation folgt eine verzogene und dann wieder eine verzogene. Es ist ja natürlich, daß Eltern wünschen, den Kindern das zu gewähren, was bei der eigenen Erziehung gefehlt hat.“

F. B.



Den Islam und die armenischen Massaker betreffend, schreibt D. Pfennigsdorf im „G. d. G.“ S. 402: „Die furchtbaren armenischen Massaker, die seinerzeit die Ansicht von dem religiösen Fanatismus des Islam bei uns von neuem begründet haben, sind tatsächlich hervorgerufen von — den christlichen Großmächten England und Rußland, die das armenische Volk durch ihre Agenten, wie unlängst wieder, aufwühlen ließen, um sich als Schutzmächte der Christenheit der hohen Pforte gegenüber aufspielen zu können. Galli hat die Zeit in Kleinasien selbst miterlebt. Sein Urteil ist darüber folgendes: In der offiziellen, im Allerhöchsten Auftrage nach authentischen Berichten und Akten aufgestellten Denkschrift „Das deutsche Kaiserpaar im Heiligen Lande im Herbst 1898“ sagt der Oberhofmarschall der Kaiserin, Freiherr von Mirbach, zutreffend: „Auf die von christlichen Untertanen des Sultans hinterlistig angezettelte Verschwörung und offene Auflehnung, die auch von außen her genährt worden sein soll, folgte die blutige Unterdrückung durch fanatisierte mohammedanische Horden, die in wilder Grausamkeit und zügelloser Wut zahllose unschuldige Opfer ohne Schonung des Alters erschlugen und hinhordeten. Es sind dies beklagenswerte Auswüchse nationalen Hasses, bei denen die größere Schuld sicherlich nicht auf mohammedanischer Seite lag. Mit weniger diplomatischer Zurückhaltung ausgedrückt: Es handelt sich um Erstickung einer von London ausgegangenen, mit echt englischer Perfidie angezettelten und im wörtlichen Sinne bereits auf dem Explosionspunkte angelangten Verschwörung, bei welcher die Armenier die Kastanien Englands aus dem Feuer holen und diesem zugleich einen guten Vorwand bieten sollten, sich als Beschützer der Christenheit in der Türkei aufzuspielen. Inzwischen ist im Ottomanischen Reiche vieles besser geworden. Allgemein anerkannt ist, daß inmitten der Greuel des letzten Balkankrieges allein die türkische Kriegführung menschenwürdig war. Jedenfalls steht sie himmelhoch über derjenigen unserer derzeitigen christlichen Gegner, eröffnet mit Hinterlist und Trug unter dem Deckmantel gleisnerischer Friedensbemühungen, eingeleitet mit den ruchlosen Grausamkeiten der belgischen Kampfstätten, fortgeführt mit dem Menschenmaterial ungebildeter Völker, Lüge, Verleumdung, Völkerrechtsbruch, Verletzung des Sanitätsdienstes und Dumdumgeschossen! Daß der Islam lieber im heiligen Kriege untergehen als die Knechtung und Ausbeutung solcher Mächte länger ertragen will, adelt ihn, und daß er sein Geschick ganz von demjenigen Deutschlands und Osterreichs, zu welchen er mit aufrichtiger Bewunderung emporblickt, abhängig macht, darf uns als ein Fingerzeig gelten, daß hier eine göttliche Fügung vorliegt, und wir mit reinem Gewissen uns der Bundesgenossenschaft erfreuen dürfen.““ Bethmann-Hollweg hat seitdem die Erklärung abgegeben: „Die Kaiserliche Regierung sieht es als eine ihrer vornehmlichsten Pflichten an, ihren Einfluß zugunsten aller Christen einzusetzen. Die deutschen Christen können überzeugt davon sein, daß jede nur mög-

liche Maßnahme in diesem Sinne getroffen werden wird.“ Hierzu bemerkt die „N. A. Z.“, daß „während die Entente-Mächte Bürger des türkischen Reiches zum Aufstande reizten und dadurch die Situation auf die Spitze trieben, Deutschland zusammen mit der türkischen Regierung sein möglichstes versucht, die Lage der christlichen Türken zu bessern“. Wer bedenkt, daß auch die offizielle Christenheit seit den Tagen Konstantins des Großen bis hinein in die Gegenwart z. B. in Rußland kein sonderlich leuchtendes Vorbild religiöser, staatlicher und bürgerlicher Toleranz gegeben hat, den wird auch mohammedanischer Fanatismus in den gegenwärtigen Kriegszeiten nicht groß wundern, selbst wenn die Briten und Russen daran wirklich unschuldig sein sollten.

**Verfolgungssucht des Islam.** In seiner Schrift „Dschihad, der heilige Krieg des Islam“, aus der das Zitat des vorigen Paragraphen genommen ist, kommt Galli zu dem Resultat, „daß alle Christentumsfeindschaft und Grausamkeiten der früheren Dschihads ebensowenig zum Wesen des Islam gehören wie etwa Inquisition, Scheiterhaufen, Hexenprozesse, Bartholomäusnacht usw. zum Wesen des Christentums. Grundsätzlich feindlich steht der Islam nur denen gegenüber, welche nicht an Gott glauben im Islamgebiet. Deshalb ist es auch nicht richtig, den Dschihad, wie Lepsius tut, einen ‚Kampf um die Eroberung des Weltimperiums‘, einen ‚Religionskrieg zum Zweck der Ausbreitung der Religionsgemeinde des Islam‘ zu nennen. Der Dschihad hat vielmehr seine Form mannigfach gewechselt. Der ersten Glaubensgemeinde wurde er als Kampf bezeichnet, aber nur zur Verteidigung, nicht zum Angriff. Der Zweck war Bekämpfung des Götzendienstes in Mekka und seinem Gebiet zur Vermeidung von Ärgernis bei den Gläubigen. Es ist bezeichnend, daß der Islam gerade auf den Höhepunkten seiner Ausdehnung den Dschihad auf den einzigen Fall des Eindringens der Ungläubigen in das moslemische Gebiet beschränkte. In dieser Form, als Kampf um die Existenz, ist der Dschihad heute, befreit von dem Fanatismus gegen Andersgläubige, wiederaufgelebt“. Dies Urteil ist zutreffend mit Bezug auf das Christentum, weil es ein geistliches Reich ist und nur mit geistlichen Mitteln operiert und somit prinzipiell alle Verfolgung ausschließt. Von allen sichtbaren christlichen Kirchen gilt das Urteil Galli aber leider nicht. Warum? Weil sie Staat und Kirche ineinandermengen. Das Papsttum z. B. und der Calvinismus sind ihrem Wesen nach verfolgungssüchtig, weil sie auch mit physischer, staatlicher Gewalt ihre Kirchen zu bauen und auszubreiten bestrebt sind. Im verschärften Maße gilt das auch vom Islam, der, eben weil er ein weltliches Reich anstrebt, und zwar mit weltlichen Mitteln, auch Machtmitteln, seinem Wesen nach verfolgungssüchtig ist, obwohl er in der Neuzeit, insonderheit durch deutschen Einfluß, toleranter und besonnener geworden sein mag, wie das ja auch in seiner Weise vom Papsttum und Sektentum gilt. Wie in dieser Frage die lutherische Kirche steht, zeigt der 28. Artikel der Augsburgerischen Konfession, wo

3. V. gelehrt wird: Bischöfe und Kirche haben nur die Gewalt der Schlüssel, i. e., die Gewalt, das Evangelium zu predigen, die Sünde zu vergeben und zu behalten und die Sakramente zu reichen. Und diese Gewalt treibt man allein mit der Lehre und Predigt Gottes Wortes und mit Handreichung der Sakramente. „Dieweil nun die Gewalt der Kirchen oder Bischöfen ewige Güter gilt und allein durch das Predigtamt geübt und getrieben wird, so hindert sie die Polizei und das weltliche Regiment nichts überall. Dann das weltliche Regiment gehet mit viel andern Sachen um denn das Evangelium; welche Gewalt schützt nicht die Seelen, sondern Leib und Gut wider äußerlichen Gewalt mit dem Schwert und leiblichen Bönen. Darum soll man die zwei Regiment', das geistliche und weltliche, nicht ineinermengen und -werfen.“ — Aller religiösen Verfolgungsfucht ist die Wurzel abgeschnitten, wo man also die völlige Disparität von Staat und Kirche erkennt und anerkennt. Die moderne staatliche Toleranz, soweit sie überhaupt vorhanden ist, verdanken wir der Reformation Luthers. F. V.

Daß die Greuel in Armenien zum Teil auf die Rechnung der Russen und Engländer zu stehen kommen, geht hervor aus folgenden Angaben der in der Regel zuverlässigen Warned'schen „Allgemeinen Missionszeitschrift“ von September: „Direktor F. Schuchardt vom Deutschen Hilfsbund für christliches Bibelwerk im Orient schreibt folgendes: Da sich unsere Tagesblätter zurzeit in besonderer Weise mit Armenien beschäftigen, halte ich es für meine Pflicht, ein Wort zur Aufklärung über die Lage im Orient zu geben. Zum besseren Verständnis der Lage ist es notwendig, daran zu erinnern, daß bei der Einführung der Verfassung in der Türkei im Jahre 1908 auch das armenische Volk an eine bessere Zeit glaubte. Als dann dreiviertel Jahre später, im Frühjahr 1909, die furchtbaren Massaker im Westen Kleinasiens ausbrachen, die fast 30.000 Armeniern das Leben kosteten, schwand im armenischen Volke jede Hoffnung auf eine dauernde Besserung seiner Lage. . . . Im Vilajet Wan macht sich schon eine ganze Reihe von Jahren hindurch eine starke armenisch revolutionäre Bewegung bemerkbar, die vom benachbarten Rußland geschürt und unterhalten wurde. Rußland betrieb aber zugleich eine rege Hezarbeit bei den Kurden, und es war ihm darum zu tun, daß sowohl durch Aufstand der Kurden als der Revolutionäre die Provinzen in einen solchen Zustand des Aufruhrs gebracht wurden, daß sich ihm ein triftiger Grund zum Eingreifen bot. Beim Anmarsch der Russen hat sich eine ganze Reihe armenischer Banden dem russischen Heere angeschlossen. Während es auf den Dörfern dem türkischen Militär und den Kurden gelang, die armenische Bevölkerung niederzuwerfen, gelang ihnen dies in der Stadt Wan nicht, wohin sich die Revolutionäre zurückgezogen hatten, und wo das ganze armenische Viertel in eine Festung verwandelt worden war. Als schließlich die russischen Truppen in die Nähe Wans gekommen waren, mußte das türkische Militär abziehen, worauf bis zum Eintreffen der Russen völlige

Anarchie herrschte. . . . In den westlichen Vilajets hat sich ein kleiner Teil der armenischen Bevölkerung der türkischen Obrigkeit widersetzt. Durch französischen Einfluß und englische Versprechungen, denen ein Teil der Armenier leider ein nur zu williges Ohr geschenkt hat, glaubten diese, daß nun die Zeit der Befreiung gekommen wäre. Als Strafe hat die türkische Regierung die zwangsweise Abtransportierung der Bevölkerung dieser Ortschaften befohlen, wodurch eine große Zahl völlig Unschuldiger mit den Schuldigen leiden muß.“ Von dem Berichte des kongregationalistischen *Herald* urteilt die „A. E. R.“: „Daß die Amerikaner den Russen Gutes und den Türken Schlimmes wünschen, spürt man dem Bericht sofort ab.“ Es gehört zu der schier allgemeinen Verlogenheit, die der Weltkrieg ans Tageslicht gebracht hat, daß auch christliche Missionen die Tatsachen nur halb und einseitig berichten, z. B. so gut wie ganz schweigen von den entsetzlichen Greueln der Russen wider die Juden, Polen, Deutschen u. a. Auch hier steht vielfach an erster Stelle das Interesse, und erst an zweiter Stelle kommt die „Wahrheit“, das heißt, so viel davon, als sich mit probritischen Interessen noch verträgt. Der amerikanischen Missionsleitung soll es gelungen sein, Leidenden Armeniern bereits \$163,000 zugehen zu lassen, welche Armenier in Amerika für ihre Angehörigen in der alten Heimat gesammelt haben.

F. B.

**Brutalität der Russen gegen die Juden.** „Seitdem England und Frankreich sich Rußland zum Bundesgenossen gewählt haben, sind nicht nur in englischen, sondern auch in angloamerikanischen Zeitungen die Stimmen gegen russische Grausamkeiten den Juden gegenüber zum Schweigen gebracht worden. Zuschriften, in denen die wahre Sachlage geschildert wurden, werden einfach ignoriert.“ So urteilt eine Zeitung in St. Louis. Das Jewish National Workingmen's Committee veranstaltet nun in allen Großstädten Amerikas Versammlungen, um die öffentliche Meinung zum Kampf aufzurufen im Interesse der verfolgten Juden in Rußland und Rumänien und entsprechende Beschlüsse an den Kongreß und Wilson gelangen zu lassen. In dem Aufruf heißt es: „Über eine halbe Million jüdischer Soldaten vergießen täglich ihr Blut und opfern ihr Leben auf den Schlachtfeldern des östlichen Europa. Zur selben Zeit werden 6,000,000 ihrer Angehörigen, ihre Väter und Mütter, ihre Frauen und Kinder, wie wilde Tiere von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf in der Nachhut der retirierenden Armee geheßt. Brutale Soldaten, die durch fortwährende Niederlagen demoralisiert sind, lassen ihre Wut an diesen hilflosen und verteidigungsunfähigen Stiefkindern einer ruchlosen Autokratie aus. Die Landstraßen Polens sind mit zahllosen Leichen von alten Leuten und unschuldigen Kindern jüdischer Abstammung bedeckt, die durch Entbehrungen, Erschöpfung und Hunger ein jämmerliches Ende fanden.“

F. B.

**Die Presse Deutschlands im Kriege.** Die Wochenschrift „Das Neue Deutschland“ schreibt, wie die „A. E. R.“ bemerkt, „wohl

nicht mit Unrecht": „Es ist nicht zu bestreiten, daß unsere Presse mit großer Energie die technischen und finanziellen Kriegsschwierigkeiten überwindet; bei den geistigen Schwierigkeiten ist ihr dies aber nicht in gleichem Maße geglückt. Ein großer Teil der Presse stellt die Dinge des Auslandes so dar, wie sie es eben sehen will, oder wie sie glaubt, daß das Publikum sie sehen will, und eine noch tausendmal bessere Informiertheit würde daran nichts ändern. Die Phrase herrscht, das Wesentliche sinkt unter. Zugugeben ist, daß die Dinge nicht mehr so schlimm sind wie in den ersten vier Kriegsmonaten. Damals regierte das blinde Hurrageschrei, der triviale Schwung und der lächerliche Haßgesang. Heute ist die Presse in ihre vollserziererische Aufgabe sehr viel mehr hineingewachsen. Aber auch heute wuchert noch viel Phrasentum, das zu der ernstesten Zeit wenig paßt. Was hat es z. B. für einen Sinn, wenn die glänzende englische Finanzoperation, die sich zweite englische Kriegsanleihe nennt, in fast allen deutschen Zeitungen lächerlich gemacht wird, wenn man auf dem Zinsfuß von  $4\frac{1}{2}$  v. G. herumreitet und diesen Satz, der für englische Verhältnisse gewiß hoch ist, der aber bei einem so langen Kriege doch einmal kommen mußte, als Zusammenbruch des englischen Finanzwesens bezeichnet? In Wirklichkeit hat der anreizende Zinssatz das erhoffte Ergebnis gehabt: die bei einer Kriegsanleihe noch nie dagewesene Summe von 585 Millionen Pfund ist gezeichnet worden. Man treibt Vogel-Strauß-Politik, wenn man diesen Finanzerfolg Englands als Mißerfolg und Zusammenbruch frisiert. Damit schädigen wir uns letzten Endes selbst: unser Volk, das den Tatsachen ins Gesicht sehen muß, wird in trügerische Hoffnungen gewiegt. Der Krieg soll eine Schulung zum Harten sein, und er ist es glücklicherweise, eine Schulung sogar zum sehr Harten. Dazu paßt es nicht, daß die Presse uns mit Weichlichkeiten füttert. Aus dem schwächlichen Nachlaufen hinter allem Fremden, das vor dem Kriege üblich war, ist man zum andern Extrem gelangt: zum schwächlichen übersehen fremder Tätigkeit. . . . Kurz, soweit die geistige Haltung unserer Presse in Frage kommt, kann sie während der Kriegszeit kein Lob beanspruchen; aber da sie sich in den letzten Monaten sehr verbessert hat, wird sie hoffentlich nach weiteren sechs oder acht Monaten Krieg unanfechtbar sein.“

**Geypredigt eines Amerikaners.** Ein überaus bezeichnendes Licht auf die frömmlicherisch-heuchlerische Gesinnung gewisser Amerikaner werfen nachstehende Sätze aus einer „Predigt“, die Rev. Samuel Watson vor mehreren Monaten in der Pariser Amerikanischen Kirche hielt. Der *New York Herald* gibt sie wieder: Elf Monate bereits seien verfloßen, seitdem in der großen Völkerfamilie zwei Brüder, der eine schwach, schlau und dem andern unterwürfig (Österreich-Ungarn), der andere frech und wild (Deutschland), eine kleine Schwester in der Familie (Belgien) feige und grausam zu martern begonnen hätten, und zwar nur deshalb, weil die kleine Schwester sich weigerte, ihre Ehre preis-

zugeben. Nun gäbe es in der Familie noch einen andern Bruder, jünger als die beiden genannten, aber stärker als sie und vor allem von anfändiger Gesinnung (die Vereinigten Staaten). Als nun die kleine Schwester von den beiden wilden Brüdern angefallen wurde, was hat da der junge und starke Bruder getan? Hat er sie verteidigt? Hat er protestiert? Elf Monate sind dahingegangen, seitdem die beiden habfüchtigen Brüder allen übrigen Familienmitgliedern ihren Willen aufzwingen wollten und dadurch den Frieden und die Freiheit vernichteten. „Was hat Amerika für eine Haltung in diesem Kriege eingenommen, was hat es getan? Die Antwort lautet: Es blieb neutral [?]. Ist es dein Wunsch, o Gott, daß eine große Nation tatenlos zusieht, wie eine kleine Schwesternation ermordet wird? Läßt sich die Neutralität des mächtigsten Volkes der Erde mit dem amerikanischen Ideal einer Nation vereinbaren, die dem göttlichen Gesetze entspricht? Auf die Marterung Belgiens hin geschah unsererseits nichts, es folgte das „Lusitania“-Verbrechen und gestern das neue Attentat“ (gemeint ist der Anschlag eines Geistesgestörten auf Morgan, den amerikanischen Geschäftsführer Englands, den die Entente-Pressen schamlos als ein Verbrechen der Deutschen hinstellt). „Wie wollen wir unsere Neutralität in Einklang bringen mit dem Worte Gottes: ‚Wer nicht für mich ist, ist wider mich‘? Wir wollen seitens unserer Regierung hören, daß Belgien nicht weiter gemartert, die Zivilisation nicht weiter geschändet werden dürfe. Statt dessen verhandeln wir friedlich mit den Mächten, die diese Akte begangen haben. Entspricht unser Tun unserm Gottesglauben?“

**Wie die Lügenpresse die Herzen vergiftet und verpestet, dafür liefern auch die Protestanten in Frankreich den Beweis.** Ein französischer Pastor in Marseille, der bisher in seiner Zeitschrift „Richt und Leben“ die Sünden seines Volkes ernstlich strafte, sagt in einem Schreiben an einen deutschen Leser vom 1. März 1915 u. a.: „Man bereitet und hindert in Deutschland die Verbreitung sowohl französischer als auch neutraler Zeitungen und damit die Kenntnisaufnahme des wahren Tatbestandes und der wirklichen Ereignisse, und Ihre Landsleute, gefördert durch eine angeblich christliche Regierung, die nur von Lügen lebt, verschließen beharrlich die Augen. Das, was Sie mir mit Bezug auf die Ursachen des Krieges und die für diesen Krieg zu tragende Verantwortung schreiben, wird einst durch die Geschichte widerlegt werden, und Deutschland, zermalmt unter der Verachtung und dem Zorn der Welt, wird dafür für immer an dem Pranger der Schande bleiben, diesen entsetzlichen Krieg vorbereitet, heraufbeschworen, entfesselt und auf solch gräßliche Weise geführt zu haben. Wissen Sie, daß Ihre Soldaten so weit gekommen sind, daß sie unsere Schützengräben mit brennendem Petroleum begießen? Ich bin Leser von einigen dreißig evangelisch-christlichen Blättern und Zeitschriften unsers Landes, deren Herausgeber insgesamt ernste Christen sind. . . . Nun wohl, unter

ihnen ist nicht ein einziger, der anders dächte und anders schriebe als ich selbst, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem einen dies und bei dem andern jenes die Entrüstung und den Abscheu herausfordert. Herr Delattre, einer der frömmsten Männer und treuesten Christen, die ich kenne, schreibt in der letzten Nummer seines Blattes *l'Ami*: „Das Bild der gegenwärtigen Wirklichkeiten und Geschehnisse ist ungeheuer entsetzlich. Die deutschen Grausamkeiten übertreffen an Abscheulichkeit alles, was die kühnste Einbildung nur zu erfinden vermag. Beim Lesen solcher Dinge fragt man sich mit Schaudern: Kann das nur wahr sein?! Im 20. Jahrhundert gibt es noch Männer, vielfach Familienväter, nur jenseits des Rheins geboren, die Verwundete umbringen, harmlose Bevölkerungen niederschließen, Kinder ermorden, ihnen die Hände abschneiden und vor ihren angreifenden Truppen Frauen und Greise hertreiben können, die da stehlen und zerstören, die unerschwinglichsten Kriegssteuern auferlegen, sich der weißen Flagge bedienen, um ihre Angriffe zu verbergen, kurz, die sich fast überall wie eine entfesselte Apachen- und Räuberhorde aufführen, deren einzige Freude im Zerstören und Vernichten altehrwürdiger Städte, wunderbar herrlicher Kirchen und Dome, kostbarer Bibliotheken und namentlich unschätzbaren menschlicher Leben zu bestehen scheint. Wie köstlich ist es doch da in diesen düsteren Zeiten, wo wir uns von den Bogen viehischer Grausamkeit wie überflutet fühlen, seine Zuflucht zum Worte Gottes nehmen zu können, um in ihm und seinen Lehren Licht, Trost und Hoffnung zu schöpfen.“ — Schier überall in der Welt wird jetzt die Vernunft von der wilden Leidenschaft gewürgt, und selbst in Leuten, denen man das Christentum nicht absprechen mag, tobt sich vielfach der alte Adam aus in widerlichster Weise. Insonderheit richtet sich die Schmähsucht gegen den deutschen Kaiser, der doch mit Recht von sich sagen kann: „Vor Gott und der Geschichte ist mein Gewissen rein. Ich habe den Krieg nicht gewollt. Nicht Eroberungslust hat uns in den Krieg getrieben.“

J. B.

**Warum England kämpft.** Schon vor etlichen Monaten bekannte die *Londoner Times*, daß es mit der Behauptung Sir Greys: England sei im Interesse Belgiens und der kleinen Nationen in den Weltkrieg eingetreten, Schwindel ist. Nun schreibt auch der britische *Labor Leader*: „Es wäre einfach töricht, für die Behauptung noch kämpfen zu wollen, daß die britische Regierung jetzt für kleine Nationen kämpfen will, während ihr letzter Krieg gegen die kleine Burennation gerichtet war. Wir können auch nicht leugnen, daß Ägypten annektiert wurde trotz der feierlichen Erklärung, daß wir es nicht tun würden, und daß wir die Unabhängigkeit Marokkos und Persiens durch unsere Verbündeten verletzen ließen.“ Ferner schreibt Ramsen Macdonald: „Sir E. Grey wollte den Krieg nicht [?], aber Politik, die er und seine Vorgänger befolgt hatten, zwangen ihn dazu. Als der Krieg mit Europa ausbrach, war er nicht frei, um ihm fernzubleiben. Das Land willigte

wegen des Einfalls in Belgien in den Krieg ein, aber es war die Tripel-  
entente und nicht der Einfall in Belgien, die uns in den Krieg drängte.  
Wer zweifelt noch daran?"

F. B.

**Pharisäertum vieler Briten.** In der *British Weekly*, einer viel-  
gelesenen Wochenschrift der Nonkonformisten, antwortet D. David Smith  
auf das Bedenken eines Soldaten: „es könnten zwei Christen sich ein-  
ander von Angesicht zu Angesicht auf dem Schlachtfeld zu tödlichem  
Kampfe begegnen“, also: „Der Fall, den Sie annehmen, daß sich zwei  
Christen in tödlichem Kampfe begegnen könnten, wird in diesem Kriege  
nicht praktisch. Denken Sie an die Greuel in Belgien, an die gift-  
hauchgeschwängerten Schlachtfelder Frankreichs, an die Nordseeffischer, an  
die Lusitania! Das ist kein Krieg, das ist kein Mord, kein Raubzug,  
das ist offenbares Teufelswerk, und kein Christ wird seine Hand dazu  
reichen können. Wenn ein Christ in der ganzen Horde des Kaisers  
würde er seine Waffen wegwerfen. Es sind der Teufel und seine  
Engel, eingekleidet in Fleisch, mit denen wir uns schlagen, und Ge-  
wissensqual darüber ist ärger als Dummheit; das ist Unglaube gegen  
Gott und seinen Christ. Josuas Werk [Ausrottung der Kanaaniter]  
ist heute unser Werk, und so furchtbar es auch scheinen mag, so zeigt  
doch das mosaische Gesetz das einzig zufriedenstellende Ziel hierbei. Es  
war Gottes Mittel gegen die Gottlosigkeit der Ammoniter, und es ist  
heute sein Mittel gegen eine noch schlimmere Gottlosigkeit.“ Wenn  
selbst Kirchenleute so schreiben, so könne man, urteilt die „Ref.“, „die  
brutale Roheit der Engländer“ in diesem Kriege verstehen. Ihren  
Grund hat die Anmaßung der Briten in dem hochmütigen Wahne, das  
zur Weltherrschaft berufene auserwählte Volk Gottes zu sein. In seiner  
Schrift „Woher das Selbstgefühl der Engländer?“ zeigt H. Tielemann,  
„wie die Entwicklung des Selbstgefühls der Engländer seinen Aus-  
gangspunkt gehabt hat in der insularen Abgeschlossenheit, vor allem aber  
wurzelt im Puritanismus, wie er in Oliver Cromwell seine charak-  
teristische Ausprägung gefunden hat. Anspannung des Willens, Ver-  
stärkung des Fleisches und der äußeren Disziplin haben England in  
jahrhundertlangem Ringen und Kämpfen zu Erfolgen geführt, die im  
englischen Volke das Bewußtsein eines ‚auserwählten Volkes‘ hervor-  
gerufen haben, dem jedes Mittel erlaubt sei, sein ihm von Gott gesetztes  
Ziel der Weltherrschaft zu erreichen“.

F. B.

**Ein weißer Rabe.** Dr. Dixon, der Nachfolger Spurgeons, schreibt  
in einer englischen Arbeiterzeitung: „Wir kämpfen gegen das wissen-  
schaftlichste, das unternehmungstreichste und das fortschrittlichste Volk  
in Europa. Das deutsche Volk behauptet eine führende Stellung auf  
dem Gebiete der Chemie, in den Fragen wissenschaftlicher Entdeckungen  
und Erfindungen, in ihrer Anwendung auf die Industrie und Lebens-  
ernährung und in ihrer Verbindung mit kaufmännischen Unterneh-  
mungen, auch in den Fragen der intellektuellen und physischen Aus-  
bildung sowie der sozialen Organisation. Wir kämpfen gegen ein



Volk, das die größten Philosophen, die vornehmsten Theologen, die angesehensten Gelehrten und Komponisten sowie einige der ersten Schriftsteller aufzuweisen hat, gegen ein Volk, das uns die Druckerpresse, den Kindergarten, die Volksversicherung, den internationalen Sozialismus und die protestantische Reformation geschenkt hat. In der Absicht, dieses Volk zu zerschmettern, haben wir uns verbündet mit dem entseflichsten und grimmigsten Despotismus der Gegenwart und suchen Europa mit seinen barbarischen Horden zu überschwemmen. Und damit nicht genug. Wir haben die ehrenvollen europäischen Überlieferungen verlehrt und haben Mohammedaner, Gözendiener und Teufelsanbeter herbeigeholt, um für uns und in unsern Reihen zu kämpfen. Unsere führenden religiösen Zeitungen erklären, daß der unternommene Krieg ein heiliger Krieg sei, ein Streit zwischen Licht und Finsternis, zwischen Christentum und Barbarentum, ein Kampf für die Freiheit. Die Wahrheit, das Licht, die Freiheit, das Christentum — sie haben in der Tat wunderbare Gefolgsleute gefunden! Wir brüsten uns auch als die Beschützer der kleinen Völker und geben uns das Ansehen von ständigen Förderern ihrer Unabhängigkeit, Unverletzlichkeit und Berechtigung. Aber wir unterlassen es, uns an Persien, Ägypten, Armenien, Tripolis, die Burenstaaten und die indischen Völkerschaften zu erinnern! Wir haben uns verstrickt in diesem Kampf durch Bündnisse und Verträge ohne Zustimmung und ohne Wissen des Volkes und der Parlamente. Ich fürchte, daß das Ende des ganzen Unternehmens ein russifiziertes Europa sein wird.“

**Deutschenheße des französischen Katholizismus.** Die Führer des französischen Katholizismus, Geistliche und Laien, suchen planmäßig Deutschland als den schlimmsten Feind der Kirche und der Religion hinzustellen, gegen den die ganze katholische Welt ebenso bis zu einer Vernichtung Front machen müßte wie die Mächte des Vierverbandes. Diese Verhöhnung, die den politischen Krieg zu einem förmlichen Glaubenskrieg gegen Deutschland zu erweitern sucht, ist für ihre katholischen Urheber um so vertwerflicher, als sie, die Bischöfe voran, vor dem Krieg es nie daran fehlen ließen, gegenüber dem rechtlosen unglücklichen Stand der Kirche in der Republik und der Loderung des bürgerlichen katholischen Lebens in Frankreich die geachtete Stellung der katholischen Kirche in Deutschland, das Blühen des katholischen Lebens und den engen Zusammenhalt der katholischen Laienwelt mit ihren geistlichen Oberen geradezu als Muster und Ziel für den Katholizismus Frankreichs hinzustellen. Neuerdings ist es der Bischof Chapon von Nizza, der diese religiöse Verhöhnung betreibt. „Deutschland“ — schreibt er — „ist mit seinem Pangermanismus der ganz reine Antichristianismus, der in ein System gebrachte und vom Scheitel bis zur Zehe bewaffnete Antichristianismus. Deutschland, aus der Gewalt herborgegangen, stellt sich auch dar als eine Gewalt, die nur als Gewalt in der Welt da zu sein hat, als solche auftritt und auf Kosten aller übrigen sich vergrößert.“

Nichts hat für Deutschland Geltung als das, was seinem Triumphe dienen kann. Daraus geht hervor, daß es mit seiner Wissenschaft, Disziplin, Organisation, mit seiner ganzen Kultur, in einem Wort sich unter die Nationen gestellt befindet als eine ungeheure Macht des Bösen, als ein Ungeheuer, das an das Tier der Apokalypse Gedanken erweckt.“ So lügen die Römlinge in Frankreich wider besser Wissen und Gewissen, weil solche Lügen ihrem Interesse dienen. Und der Papst, der ganz gut weiß, auf welcher Seite im Weltkrieg die Wahrheit und Gerechtigkeit ist, schweigt und läßt neutral die Lügner gewähren. Warum? Weil auch ihm das Interesse über die Wahrheit geht. J. B.

**Die blamierten „Unsterblichen“.** Wie in Amerika Roosevelt, Eliot und andere „Unsterbliche“ sich durch ihre Urteile über die Deutschen vielfach unsterblich blamiert haben, so gilt das in noch höherem Grade von den Helden der Französischen Akademie. Selbst in Frankreich macht sich jetzt eine gewisse Reaktion gegen diese bisherige blöde und maßlose Verunglimpfung deutschen Wesens bemerkbar. Von dem Lügenrausch etwas ernüchtert, fangen denkende Franzosen an, sich zu schämen über ihre Presse, der kein Unflat schmutzig genug war, die Deutschen damit zu bewerfen, und über ihre Schriftsteller und Wissenschaftler, die wider besseres Wissen und Gewissen heute lächerlich zu machen suchten, was sie gestern nachplapperten. Vor allem aber fangen sie an, sich ihrer Unsterblichen von der Academie Francaise zu schämen, die in den ersten Reihen standen, als es galt, Dreckkugeln wider die Deutschen zu feuern. „Die Deutschen“, sagt jetzt die *Grande Revue*, „richteten gegen uns ihre Methoden und ihre Doktrinen, die ebenso schwer sind wie ihre Geschütze. Wir mußten protestieren, wir mußten ihrer Weise die unsrige entgegenstellen. Und wir haben protestiert. Aber, gerechter Gott, wie haben wir dies getan, wie! Laßt mich die Muse der Mäßigung anrufen, denn die Ausdrücke, die hier am Platze wären, gehören nicht mehr ins Reich der Kunst! Da faselten unsere Tenore über Nietzsche und Schopenhauer, ohne sie je gelesen zu haben, und einen Kant nannten sie in so komischer Weise das „Brot des Geistes“! Und einer der Unsterblichen (Masson), der Historiker und Musiker ist und sein Leben damit zubrachte, die Tabaksdosen eines großen Mannes (Napoleon) und die Hemden von zwei Kaiserinnen zu rubrizieren und zu klassifizieren, dieser nun unsterblich Gewordene erklärte uns in heiterer Dummheit, warum ein Wagner unter aller Kritik sein müsse. Und die Vortragsabende mehrten sich, in denen einer unserer Unsterblichen vor seinem Glas mit Wasser dem französischen Genius das teutonische Pedantentum gegenüberstellte, ohne etwas anderes zu leisten, als die ältesten Gemeinplätze aufs neue platt zu treten. Welch seltsame und beachtenswerte Lehre: es war die Masse ohne Namen, die sich in der Stille aufopferte, sich auszeichnete und die triumphierte [?], und es waren die großen Namen, die sich blamierten.“ Rouanet, der Kritiker in der *Humanité*, geht mit den Unsterblichen noch schärfer ins Gericht. Einer seiner Freunde draußen

an der Front hatte ihm geschrieben, daß sie wohl aushalten würden, aber sie, die „Bärtigen“, müßten dafür beten, daß die in Paris nicht alle dem Abgrund der Verblödung verfielen, hierbei mißleitet durch die „unsterblichen Sämml“. In ähnlicher Weise nimmt das neue Wigblatt, *Canard Enchaîné*, die Unsterblichen einzeln vor: Lavedan, Richépin, Kostrand, Bourget, Bazin, Masson u. a. — Moral: Was für klägliche Gestalten sind es doch, die die Welt vielfach als funkelnde Sterne am Himmel der Wissenschaft bewundert und anbetet! Kann es uns Christen noch imponieren, wenn solche Charakterlose, fanatische und jeglichen Wahrheitsfinnes bare Gefellen ihren Mund aufsperrten wider das Christentum?

J. B.

**Schamlosigkeit in der Schweiz.** Endlich hat sich der Schweizer Bundesrat entschlossen, gegen die gefährliche Literatur einzuschreiten und die Kantonsregierungen aufzufordern, ein wachsameres Auge auf diejenigen Blätter zu haben, welche die Leidenschaften des Volkes erregen. Bezeichnend ist der Hinweis auf die pornographische Literatur in dem bundesrätlichen Kreisschreiben, indem die politische Verhöhnung des Volkes aus derselben trüben Quelle fließt, welche die niedrigsten und gemeinsten Instinkte aufspeißt. Was alles in der Schweiz ungestraft geschehen darf, bewies vor einiger Zeit ein großes Kinoplatat in Luzern, das in fetten Lettern den Titel trug „La femme!?!“ Ein analoges Zirkular wurde laut „Waterland“ in den Häusern verteilt. Auf demselben war neben femme ein Zettel mit den drei Zeichen ? ! ? aufgeklebt, der leicht abgelöst werden konnte. Darunter stand „nue“, so daß also der Titel hieß La femme nue. Auf dem Plakat las man dann auch, das sensationelle Drama „La femme nue“ habe überall in Frankreich den größten Erfolg aufzuweisen. In Luzern wurde dieses Stück gerade für die Karwoche ausgewählt. (A. E. L. N.)

**Watson und obszöne Stellen aus Liguori.** In Thomson, Ga., er Härten die Geschworenen in dem Fall gegen Thomas E. Watson, der angeklagt war, obszöne Artikel durch die Post versandt zu haben, daß sie sich trotz vierundzwanzigstündiger Beratung nicht hätten einigen können, da immer zehn Stimmen für und zwei gegen Freisprechung gefallen seien. Der Obmann sagte dem Gerichtshof: „Wenn wir hier dreißig Jahre sitzen sollten, so würden wir doch keinen Wahrspruch fällen können.“ Die obszönen Stellen, um die es sich handelte, sind den Schriften Liguoris und anderer katholischer Moralthologen und ähnlichen Schriften entnommen. Vor mehr als zehn Jahren strengten die Katholiken in Deutschland einen ähnlichen Prozeß an, wobei sie jedoch ebenfalls den kürzeren zogen.

J. B.

**Französische Maferei wider das Deutschtum.** Wie die Franzosen sich in glühenden Haß wider alles, was deutsch ist und heißt, hineinarbeiten, davon zeugt u. a. auch der Vortrag, den der Philosoph Boutroux vor etlichen Monaten in Paris über die „deutsche Seele“ hielt. Der *Matin* berichtet: „Im großen Amphitheater des ‚Muséum‘ in unmittel-

barer Nähe des Museums für Vorgesichte, wo jeder die schauerhaften Gerippe der von der Natur ausgeworfenen Ungeheuer betrachten kann: den Diplodocus, den Ichthyosaurus, stellte Herr Emile Voutrou ein nicht minder verabscheuungswürdiges Ungeheuer vor: die deutsche Seele. Alle Begriffe der Deutschen wie auch ihre Haltung im öffentlichen oder privaten Leben zeigen, daß für sie nur eins von Bedeutung ist: der Triumph ihres durch Terrorismus sich aufdrängenden Staates zu keinem andern Zweck als dem der Herrschsucht unter gänzlicher Mißachtung der menschlichen Persönlichkeit, der die lateinischen Rassen hingegen einen unschätzbaren Wert beimessen. Ein von Herrn Voutrou angeführtes Beispiel beleuchtete den finsternen und schlammigen Abgrund der deutschen Seele. Es gibt im Deutschen kein Wort, das dem französischen *générosité* gleichkommt, und die Franzosen haben kein Äquivalent für das deutsche Wort ‚Schadenfreude‘. Herr Emile Voutrou schloß mit den Worten: Die Menschheit steht zwischen der rohen Natur und dem Ideal. Das Deutschtum will sich nicht auf diesem Mittelweg halten. Es steht teils höher, teils tiefer, und zwar nicht abwechselnd, sondern gleichzeitig. Es will sich, wie Goethe so richtig sagte, die schönsten Sterne vom Himmel herunterholen und die niedrigsten Genüsse auskosten. Alles, was die Zivilisation des Altertums der Herrschaft der Vernunft hatte unterwerfen wollen, wird durch das Deutschtum erhoben und der Zivilisation gleichgesetzt. Der Teufel ist Gott gleichgestellt. Die Germanen bilden eine Synthese von Gut und Böse. Das Deutschtum ist dieses scheußliche Erzeugnis. Aber die Natur liebt nicht die Scheufale. Sie stößt sie aus. Da dieses Ausstoßen indessen lange dauern kann, müssen wir die Natur unterstützen. Unsere Soldaten sind dabei.“ Stoiker ist Voutrou, dem die Revanche offenbar nicht bloß das Herz, sondern auch den Verstand ausgebrannt hat, jedenfalls nicht. F. B.

**Kulturheuchelei der Franzosen.** Nach der Trennung von Staat und Kirche wurden in Frankreich viele architektonisch wertvolle Kirchen dem Erdboden gleichgemacht. Um den scharfen Angriffen im Parlament und in den Zeitungen entgegenzutreten, setzte die französische Regierung einen Ausschuß ein, der die Kirchen auf ihren kunstgeschichtlichen Wert prüfen sollte, um sie alsdann unter die zu erhaltenden Kunstdenkmäler einzureihen. Doch nur ein geringfügiger Bruchteil wurde zum Leben begnadigt. Allein in dem Departement de Yonne werden fünf Kirchen niedergerissen, darunter ein Denkmal der schönsten Gotik aus dem 15. Jahrhundert. Dort, wo es einer kleinen Reparatur bedurft hätte, um die alte Kirche zu erhalten, beruft der Bürgermeister einen Hauptmann, einen Unteroffizier und vier Geniesoldaten, denen es gelingt, mit drei Ladungen Dynamit den Kirchturm in die Luft zu sprengen. Jahrhunderte, Unwetter, die Kriege, die Engländer, die Revolution hatten Cinqeux heimgesucht, aber haltgemacht vor dem Portal der ehrwürdigen, romanischen Kirche und ihrem Turm aus dem 11. Jahrhundert, wahrscheinlich dem ältesten Frankreichs; seiner ist die Regie-

rung Herr geworden. Die Antwort des Unterpräfekten auf den Ein-  
 spruch der Gemeinde lautet: „Wie können Sie sich beschweren? Wir  
 haben Ihnen eine herrliche Ruine verschafft. Die Fremden werden sie  
 bewundern kommen, und Sie können mit dem Eintrittsgeld schöne Ein-  
 nahmen erzielen.“ In Vendome wurde der Kirchturm von St. Martin  
 in eine öffentliche Bedürfnisanstalt verwandelt. Zur Schließung der  
 Grube holte man auf dem Kirchhof den Grabstein einer alten Frau,  
 welche erst 1900 beerdigt worden war. In dem Amtsblatt, dem *Pro-  
 grès de Loire et Cher*, stand darüber zu lesen: „Wir bauen auf hei-  
 liger Erde dem Gott der Verdauung einen Tempel.“ Bei einer Sitzung  
 der französischen Kammer ist es sogar vorgekommen, daß einer der  
 Herren die Rede Barrès' für die Erhaltung der Kirchen mit den Worten  
 unterbrach: „Gott soll allmächtig sein, folglich wird er seine Kirchen  
 selbst restaurieren; tut er es nicht, so dürfen wir nicht gegen seinen  
 Willen handeln!“ Lachen und Beifallklatschen im Saale. So ge-  
 schehen zu Paris 1912. Ein Radikaler meint gutmütig: „Das Königtum  
 hat, um sich durchzusetzen, viel Schönes zerstört; warum sollte es  
 die Demokratie nicht?“ Wie wehmütig berührt die Stelle, wo Barrès  
 über die Kathedrale von Reims spricht: „Ich war in Träume ver-  
 sunken, als meine Blicke auf weiße Scheiben, ärmliches Gitterwerk, helle  
 Stellen in der Mauer fielen. Alles, was Stöden, Risten und Steinen  
 in der Kathedrale erreichbar war, war zerstört oder schlecht ersetzt.“  
 Zu diesen Angaben des „St. Galler Tageblattes“ bemerkt die „A. E.  
 L. R.“: „Und dies Frankreich, das so freventlich seine eigenen Gottes-  
 häufer schändet und zerstört, heuchelt sittliche Entrüstung, wenn die  
 deutsche Heeresleitung durch Beobachtungsposten auf den Kirchtürmen  
 und Batterien hinter den Kirchen gezwungen wird, sie unter Feuer zu  
 nehmen! Und mehr als die halbe Welt heuchelt mit.“ J. B.

**Ein Schwede über Deutschland und England.** Missionsdirektor  
 D. Waldenstroem hat im „Evenska Morgenbladet“ über seine Reise-  
 eindrücke in Deutschland berichtet. Er sagt u. a.: „Wenn England  
 geglaubt hat, mit seiner Blockadepolitik Deutschland gegenüber etwas  
 ausrichten zu können, so hat es sich ganz gründlich getäuscht. Sein  
 Gewinn besteht lediglich in der unauslöschlichen Schande, den un-  
 menschlichen Versuch gemacht zu haben, die Zivilbevölkerung eines  
 ganzen Landes dem Hungertode auszusetzen, während es selbst die  
 fürchterlichste Entrüstung bekundet über die ‚scheußliche Barbarei‘, die  
 darin bestehen soll, daß das deutsche Heer z. B. eine katholische Kathe-  
 drale bombardiert, hinter der die Franzosen ihre Artillerie aufgestellt  
 haben, und deren Turm als militärischer Beobachtungsposten benutzt  
 wird. Es gehört wirklich ein gutes Maß von Selbstbeherrschung dazu,  
 das Wort nicht öffentlich auszusprechen, mit dem solche Heuchelei am  
 besten gekennzeichnet würde. Der Kriegsjubel in Deutschland scheint  
 sich etwas gelegt zu haben. Statt dessen begegnet man einer uner-  
 schütterlichen Ruhe und einer ergreifenden Entschlossenheit, Gut und

Blut, kurz, alles, für die Rettung und Erhaltung des Vaterlandes zu opfern. Daß Deutschland siegen wird, darüber läßt man in diesem Lande keinen Zweifel aufkommen, und er kommt auch nicht auf."

**Manneszucht der deutschen Truppen.** Der Amerikaner Cobb sagt in seiner Schrift über den Krieg: „Jeder [der belgischen Flüchtlinge] hatte etwas von seitens Deutscher an Nichtkämpfern begangenen Greuelthaten zu erzählen, aber nirgends konnten wir einen Augenzeugen solcher Dinge finden. Es handelte sich immer nur um Hörensagen, mit eigenen Augen hatte niemand etwas gesehen. Stets war es in einer andern Stadt geschehen, niemals in der eigenen.“ „Zum Ruhme der Deutschen muß gesagt werden, daß uns persönlich nicht ein einziger, sei es Offizier oder Gemeiner, unter die Augen kam, der irgendeinen Bürger mißhandelte oder sich weigerte, einen angemessenen Preis für das zu zahlen, was er kaufte. Auch haben wir keinen vollständig betrunkenen deutschen Soldaten gesehen.“ „Von Ulanen, die Kinder mit ihren Lanzen aufspießen, von Offizieren, die ihre eigenen Leute mit dem Degen niederstoßen, von Soldaten, die mutwillig verstümmeln und foltern, sah ich nichts. Von solchen Geschichten hörte ich nur dadurch etwas, daß ich sie in den Berichten las, die vom Festlande nach England gesandt und von dort an amerikanische Zeitungen gefabelt waren.“

**Der Eid der Landestreue.** In einem freien Lande wie Amerika, wo die Bürger selber verantwortlich sind für die Gesetze, welche gemacht werden, und für die öffentlichen Akte ihrer Beamten, auch des Präsidenten, hat eo ipso auch jeder Bürger das Recht und eventuell auch die Pflicht der Kritik. Findet er, daß Gesetze oder Akte der Regierung streiten wider Recht und Gerechtigkeit oder doch wider wahrhaft amerikanische Prinzipien und Interessen, so hat er nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht zu protestieren und alles zu tun, was in seinen Kräften steht, um solche Gesetze und Akte zu verhüten oder rückgängig zu machen. Und wo es sich um eine möglicherweise zum Bruch und Krieg führende auswärtige Politik handelt, da soll er mit verdoppeltem Ernst und Eifer von seinem Recht der Kritik und des Protestes Gebrauch machen, solange es noch nicht zum Ausbruch des Krieges mit einer fremden Nation gekommen ist. Es zeugt von höchstem Patriotismus, wenn ein Bürger hier nicht indifferent ist, sondern sich als gewissenhaft erweist und als beseelt von dem heißen Verlangen, sein eigenes Land vor Unrecht zu bewahren. Ein gewissenhafter Bürger, sagten wir, werde seine Bemühungen verdoppeln, wenn er fürchtet, daß Bruch und Krieg erfolgen könnte. Denn ist erst der Würfel gefallen, ist der Krieg da, so sieht der Staat jede Tätigkeit, die als Stellungnahme zugunsten der fremden, mit uns in Krieg verwickelten Nation gedeutet werden kann, an als Verrat und Treubruch gegen das eigene Land. Diesen Gedanken bringt Sekretär Charles Nagel im *American Leader* also zum Ausdruck: "There comes a time, however, when sympathy or interest, however justified up to that point, must yield to the all-

controlling decision of our country. Domestic questions we may reopen and reargue without limit. Foreign policy is a fit subject for public discussion. But when an issue has been finally reached between us and a foreign country, then there can be but one allegiance. That is what the oath of allegiance means; and that consequence should be carefully weighed when the oath is taken. It means that the new citizen renounces the foreign State, and everything that belongs to, or is represented by, that State. In case of war it means brother against brother — family against family. It is the gravity of such a possibility that puts the strong obligation upon every citizen to speak frankly while there is still time to avert a threatened conflict." Ob der Staat, wenn er, wie hier angegeben, handelt, sich in jedem Fall theologisch und ethisch im Rechte befindet, das ist eine Frage für sich. Tatsache ist, daß der Staat jeden in dem Maße als Feind des eigenen Landes behandelt, als er sich auf die Seite des Volkes stellt, mit dem wir Krieg führen. Im Kriegsfalle hat also auch im freien Amerika jeder Bürger wohl zuzusehen, was er tut, damit er nicht ohne Not in Konflikt gerät mit der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.

J. B.

## Literatur.

**Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:**

1. Synodalbericht des Iowa-Distrikts mit einem erbaulichen Referat von P. Theo. Hanssen über das Thema: „Moses hat von mir geschrieben“ oder: Die Hauptweisjagungen von Christo in den fünf Büchern Moses.“ (15 Cts.)

2. „Concordia Lesson Helps.“ „Concordia-Hilfsmittel zu den Sonntags-schullektionen.“ Published monthly. (50 cts. per annum.) — Um die Größe der Auflage für die folgenden Monate feststellen zu können, wird um sofortige Bestellung gebeten.

J. B.

**Quellen und Dokumente zur Geschichte und Lehrstellung der Ev.-Luth.**

**Synode von Iowa und andern Staaten.** Gesammelt von Geo. J. Fritschel, Professor der Kirchengeschichte am Seminar Wartburg zu Dubuque, Iowa. Wartburg Publishing House, Chicago, Ill. Erste Lieferung. 48 Seiten 5½×8. Preis: 25 Cts. netto.

Prof. Fritschel beginnt mit dieser Lieferung ein Unternehmen, für das ihm die für die Geschichte der lutherischen Kirche Americas Interessierten dankbar sein werden, und das für den Kirchenhistoriker sehr wertvoll werden kann. Das vorliegende Heft ist für die Geschichte unserer Synode mindestens ebenso wichtig wie für die der Iowa-synode. Es enthält lauter Auszüge aus den ersten Jahrgängen der „Kirchlichen Mitteilungen“ und gibt einen Einblick in die Arbeit Löhés und seiner Freunde für die lutherische Kirche in Amerika. Die vier Kapitel sind: „1. Wie Löhe von Wynelen angeregt wurde. 2. Löhe und die damalige lutherische Kirche in Amerika. 3. Löhe und seine Nothelfer. 4. Die Krisis in Amerika.“ Mitteilungen werden gemacht über Ernst, Burger, Söhler, Baumgart, Gattstädt, Romanowski, Lohner, Deher, Trautmann und andere, die später zu den ersten Pastoren unserer Synode gehörten. Außer der Einführung und den einleitenden Bemerkungen hat Prof. Fritschel nur noch dankenswerte Literatur-nachweise gegeben, und die ganze Lieferung besteht also aus Quellen und Dokumenten. Das ganze Werk soll etwa 300 Seiten umfassen. Über die finanzielle

Seite des Unternehmens heißt es in der „Einführung“: „Das Werk erscheint auch deshalb in Lieferungen, da es sich selbst finanzieren muß. Die Druckkosten für die erste Lieferung stehen dem Herausgeber teilweise zur Verfügung. Findet das Unternehmen hinreichend Unterstützung, so deckt eine Lieferung die Herstellungskosten der nächsten. Findet sich nur geringes Entgegenkommen, so kommt die Fortführung von selbst ins Stocken.“ Wir sehen, nachdem wir dieses erste Heft gelesen haben, den folgenden Lieferungen mit Interesse entgegen und sagen uns, daß auch für das jüngere Geschlecht unserer Synode ein ähnliches Quellenwerk oder noch lieber eine dokumentarische Geschichte unserer Synode ebenso wertvoll wie nützlich sein würde.

L. F.

**Auf ewigem Grunde.** Ein Jahrgang Predigten über die alten Evangelien. Von Hermann Bezzel. Wartburg Publishing House, Chicago. Preis: \$2.00.

D. Bezzel, der Nachfolger Löhes in Neuendettelsau, steht jetzt schon seit einer Anzahl von Jahren an der Spitze der lutherischen Kirche in Bayern. In Deutschland gilt er neben D. Ihmels als einer der hervorragendsten und konservativsten Vertreter des Luthertums. Wer sich also einmal darüber, wie in Deutschland von solchen Personen gepredigt wird, orientieren und ihre Art und Weise und insonderheit den Inhalt ihrer Predigten studieren möchte, der findet dazu in diesem Bande reichlich Gelegenheit. Einem Missourier freilich werden diese Predigten, auch ganz abgesehen von Entgleisungen in der Lehre, schwerlich als Musterpredigten gelten können. Dabei denken wir nicht bloß an die Sprache, die für unser Volk nicht direkt und einfach genug ist, sondern vornehmlich an den Inhalt; denn in der Lehre, die für uns bei allen Predigten das Grundlegende ist, ermangeln sie der Klarheit, Festigkeit, Bestimmtheit, Gründlichkeit, Ausführlichkeit und lutherischen Offenheit. Bei den Predigten, die wir gelesen, war uns zuweilen zumute, als ob D. Bezzel mit Absicht unbestimmt redet und manche Punkte umgeht, damit moderner Gesinnte nicht vor den Kopf gestoßen werden. Den Predigten, wie sie in der Regel in unserer Mitte gehalten und dem Druck übergeben werden, kann man schier Satz für Satz anmerken, daß sie nichts bringen, als den uralten Glauben, die genuin lutherische Lehre. Man kann ihnen nachrühmen, daß sie einen klaren lutherischen Ton anschlagen, so daß jedermann gleich merkt, ob das gepfiffen oder geharset ist. Wiederholt haben auch Prediger aus andern Synoden und selbst aus Sektentreisen dies Lob den Missouriern gezollt: Sie kommen klar mit der Sprache heraus. Von den Predigten, die uns aus Deutschland zugehen, können wir dies in der Regel nicht sagen und auch nicht von den vorliegenden Predigten D. Bezzels. Das Buch umfaßt 702 Seiten in großem, schönem Druck und ist vorzüglich und geschmackvoll gebunden. Hergestellt ist es in der Schweiz vom Polygraphischen Institut A. G., Zürich.

F. B.

**A. Deichersche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig, hat uns zugesandt:**

1. „Grundriß der evangelischen Dogmatik.“ Von D. Otto Kirn, weil. Professor der Theologie in Leipzig. Fünfte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Prof. Lic. D. Hans Preuß. (M. 2.70; geb.: M. 3.50.)

2. „Ewiges Leben.“ Von Reinhold Seeberg. Zweite, mehrfach verbesserte Auflage. Mit Titelbild. (M. 2.40; geb.: M. 3.)

3. „Was sollen wir denn tun?“ Erwägungen und Hoffnungen. Von Reinhold Seeberg. Zweite, neu bearbeitete Auflage. (M. 2; tart.: M. 2.40.)

4. „Evangelium, Krieg und Weltfrieden.“ Von Prof. D. Paul Feine. (M. 1.)

5. „Chronik des Weltkrieges 1914/15.“ Die wichtigsten Ereignisse des Ersten Kriegesjahrs umfassend. Bearbeitet von Otto Kronfeder. Abgeschlossen mit dem 31. Juli 1915. (40 Pf.)

6. „Der Christ und der Krieg.“ Von Reinhard Mumm. (15 Pf.; 50 Stüd.: M. 6; 100: M. 10.)

F. B.

**FARMERS' EDUCATIONAL AND COOPERATIVE UNION OF AMERICA.** Von E. Eckhardt.

An folgenden Punkten weist dies Pamphlet das Unchristliche dieser Verbindung nach: „1. Aufnahmeceremonien, 2. Geheimnistuerei, 3. Feierliches Gelübde, 4. Bruderschaft.“

F. B.



AUGUSTANA BOOK CONCERN, ROCK ISLAND, ILL., hat uns zugehen lassen:

1. "Chronicles of the Schoenberg-Cotta Family." By Mrs. Andrew Charles. 490 pages, boards. (40 cts.)
2. "The Little Girl of Miss Eliza's." A story for young people. By Jean K. Baird. With colored illustrations. Boards, with artistic cover design. (35 cts.)
3. "Ramarow." A tale of the Rajahmundry Mission. By Rev. F. C. Kuder. 160 pages, illustrated. Boards. (40 cts.)
4. "Prisoners of Hope." A story of the Faith. By D. Alcock. Boards. (25 cts.)
5. "Happy Hours for the Little Ones." By Mathilda Roos. Translated from the Swedish. By C. W. Foss. (25 cts.)
6. "Under the Shadow of His Wings." Stories from the Gospel. Profusely illustrated. In beautiful cover design. (15 cts.)

ſ. Z.

WARTBURG PUBLISHING HOUSE, CHICAGO, ILL., hat uns zugehen lassen:

1. "Wartburg Lesson Helps for Lutheran Sunday-schools." By Prof. Dr. M. Reu: a. Primary Department, Vol. I (50 cts.); b. Intermediate Department, Vol. I (50 cts.); c. Junior Department, Vol. I (55 cts.).
2. "The Fivefold Pathway." A series of five studies on Is. 52, 13—53, 12. (10 cts.)
3. "The Efficient Congregation. A Working Church." By Rev. J. R. E. Hunt. (5 cts.)

ſ. Z.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. Amerika.

**Reformierter Sauerweig in der Generalsynode.** In ihrer schiefen Stellung zum Bekenntnis in der Lehre vom Abendmahl, in ihrer Hinneigung zur Erweckungstätigkeit nach methodistischem Muster und vor allem auch in ihrem Unionismus gibt sich die reformierte Richtung gewisser Gemeinden und Pastoren innerhalb der Generalsynode kund. Daneben macht sich ein stark reformiert-gesetzlicher Zug in dieser Partei der Generalsynode bemerkbar. Wir lasen kürzlich im *Lutheran Observer* (1. Oktober 1915) einen Aufsatz, betitelt: "Some Fundamental Principles of Our Holy Religion." Und was zählt der Verfasser zu den Grundwahrheiten des Christentums? Erstens die Forderung, daß die Erstlinge von Mensch und Tier, Feld, Geist und Gemüt Gott gehören; und das im eigentlichen, buchstäblichen Sinn. 2 Mos. 13 und 34 werden angeführt. Ferner der Zehnte, dessen Forderung nicht nur für das jüdische Volk, sondern für alle Menschen Geltung gehabt habe und noch habe. Ferner: „Gott fordert“ — man beachte, wie sich die Grundprinzipien des Christentums hier aus Forderungen zusammensetzen — „Gott fordert den siebenten Teil der Zeit“, die Heilighaltung des Sabbats. "The observance of the day is binding on all by divine requirement." Außerdem fordert Gott Liebe und Mitgefühl zum Nächsten, gehorsame Anerkennung der Oberhoheit Gottes, geistlichen Verkehr mit ihm, Ehrfurcht und Anbetung. Ganz zuletzt kommt der Schreiber auch auf die Erlösung, Rechtfertigung und Heiligung als Fundamentalwahrheiten. Das Gepräge der ganzen Darstellung ist ein reformiertes. Auch editorieU war der *Observer*, das Blatt der liberalen Richtung in der Generalsynode, bis

kurz vor seiner Verschmelzung mit *Lutheran Church Work* ein eifriger Verfechter des Sabbats als im Christentum fortbestehender göttlicher Ordnung. Die Beobachtung des Sabbats, hieß es da noch kirzlich, ist "a duty which has behind it a divine command". Gegen die old-fashioned camp-meeting, also die Erweckungsversammlungen nach methodistischer Art, wird das Bedenken erhoben, ob es sich wohl mit dem Sabbatsgesetz vertrage, daß man solche revivals am Sonntag abhalte, "with all the consequent rushing business of the eating-stands; and the whole picnic atmosphere, the Sunday trips to hear noted evangelists, or to attend some special service". Nicht die Erweckungsmethode, sondern das Verkaufen und Reisen am Sonntag ist also dem *Observer* anstößig. Es sei auch gegen das "Thou shalt not" von Jehovah, wenn man eine "week-day meeting on unchanged lines on Sunday" abhielte. — Auch in der Prohibitionsfrage trat der *Observer* durchaus den reformierten, genauer: den methodistischen Standpunkt, daß jeder Alkoholgenuß Sünde sei, und daß die Bibel absolute Abstinenz fordere. Im Jahre 1911 hieß es S. 510: "The Bible doctrine of abstinence, whose evolution begins with abstinence required of priests on duty, and encouraged in Nazarites for limited periods, reached the standard of total abstinence for one's own sake under Solomon, — for the sake of others, under Paul", und auf Grund dieser aus blauem Dunst konstruierten „Entwicklung“ einer „Schriftlehre“ von der Sündlichkeit alles alkoholischen Getränks wird zum Schluß die Forderung gestellt: "Prohibit the drink of God accursed." — Vor seiner Verschmelzung mit dem *Observer* hatte auch *Lutheran Church Work*, das Blatt der konservativen Richtung, Artikel Aufnahme gewährt, über die unsere Gemeindeglieder die Köpfe schütteln würden. In einem Aufsatz vom 23. September 1915 wurde die Frage beantwortet, ob auch das Rauchen nach Gottes Wort verboten sei. Da wird denn zuerst festgestellt, daß das Tabakrauchen kein "pleasing spectacle", außerdem gesundheitsgefährlich sei. Das Rauchen aber sei unnatürlich; denn der Mensch verwandle sich da in einen Rauchfang. Ferner: „Würde ein Kind mit einem Gewächs am Munde, das einer Zigarre oder Pfeife ähnlich wäre, geboren, so würden die entsetzten Eltern einen Chirurgen zu Hilfe ziehen.“ (Daselbe würde natürlich geschehen, wenn das Gewächs die Gestalt etwa einer Brille hätte. Ergo etc.) Auf den Schriftbeweis kommt der Verfasser dann, indem er auf die Ermahnung des Apostels 2 Kor. 7, 1 aufmerksam macht, daß die Gläubigen sich von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes reinigen sollen. Nicht von der Unreinigkeit der Sünde, die sowohl Leib wie Geist befleckt, wäre also hier die Rede, sondern die Stelle soll eine Warnung vor körperlicher Unreinlichkeit enthalten! Schließlich heißt es noch, das Vorbild der Älteren sei schuld daran, daß sich junge Leute durch Rauchen ruinierten — ein Argument, das ja auch gegen den Alkoholgenuß ins Feld geführt wird, das aber auf einer falschen Verwendung von Stellen, die vom Argernisgeben handeln, beruht und, konsequent durchgeführt, alle christliche Freiheit in Mitteldingen vernichtet, ja den Begriff Mitteldinge aufhebt, da schließlich alle Mitteldinge mißbraucht werden können. Der Verfasser des Artikels versäumt es, eben diese Linie zwischen Mitteldingen und Sündlichem zu ziehen, wenn er am Schluß desselben sagt: "Let each person settle this question for himself. If he can use tobacco to the glory of God, without harming or offending others, let him do so. A man

who justifies this habit under the plea of Christian liberty is employing Scripture to shield a perverted taste that ministers to his self-indulgence." Ganz auf diese Weise machte die *Sunday-school Times* vor einigen Jahren auch das Anteilhaben (ownership of stock) an einem Geschäft, das neben andern Artikeln auch Tabak verkauft, zur Sünde. In welchem Umfange die reformierte Richtung innerhalb der Generalsynode im neuen, aus *Observer* und *Church Work* konsolidierten Synodalorgan, *Lutheran Church Work and Observer*, zu Worte kommen wird, steht abzuwarten. Zu bedauern ist, daß die langjährige, mehr methodistische als lutherische Mitarbeiterin am *Observer*, Mrs. Monroe, ihre Washington-Briefe im neuen Organ fortsetzt. G.

Die „Zeitvergeudung“ zu Nizäa. Viel Aufsehen hat auf der Versammlung des Federal Council of Churches der Ausspruch Chailers Matthews' gemacht: „Hätte das Nizäische Konzil, statt wochenlang über ein Wort zu streiten, einen Missionsverein gegründet, um Deutschland zu belehren, wie anders wäre dann die Weltgeschichte verlaufen!“ Nach Matthews hätte also die orthodoxe Partei zu Nizäa, sagen wir Athanasius selbst, den Vorschlag machen sollen: „Unsere Differenzen sind ja nicht wesentlich; laßt uns einen Missionsverein gründen!“ Was daraus geworden wäre, läßt sich ermesen, wenn man die Entwicklung des Christentums unter den Goten der spanischen Halbinsel als Vergleich neben diese Aussage hält. Die Goten waren zum Christentum in seiner arianischen Form, die ja keine Gottheit Christi kennt, bekehrt worden. Ihnen war Christus ein Heros, der göttliche Verehrung verdiene wie andere Heroen. Sie hatten also ein Lehrsystem, das zwischen Christentum und Polytheismus etwa die Mitte hielt. Und die Goten waren konsequente Arianer. Das Unvermeidliche trat ein: man hat unparteiisch dem jüdischen Heros Christus und den Göttern der heidnischen Mythologie geopfert! „Wir halten es nicht für unrecht“, sagte Agila, der Gesandte des arianischen Königs Leovigild an Chilperic in Tours, „dies oder jenes zu verehren. Bei uns ist es gemeine Redeweise, daß man gar wohl, zwischen christlichen und heidnischen Altären hindurchgehend, nach beiden Seiten seine Anbetung verrichten darf.“ Dahin war es mit dem arianischen Christentum gekommen. In seinem Lebenslauf Carlyles erzählt Anthony Froude, Carlyle habe in früheren Jahren verächtlich von der athanasianischen Kontroverse geredet — „eine christliche Welt zerrissen über einem Diphthong!“ (homooousios, homoiousios) —, habe aber später eingestanden, daß er jetzt erkenne, daß der fernere Bestand des Christentums auf dem Spiel gewesen sei. „Hätten die Arianer gesiegt, so wäre das Christentum als Legende verfliegen.“ Es zeugt von einer Oberflächlichkeit ohnegleichen, wenn Dr. Matthews den Lehrstreit um die Gottheit Christi als „Zeitvergeudung“ charakterisieren kann. Wie die Goten des Westens aber geht heute die moderne Theologie zwischen dem christlichen und dem heidnischen Altar hindurch und macht ihre Reberenz nach beiden Seiten. G.

Über die Art des religiösen Unterrichts auf dem bekannten Wellesley College klagt ein Glied der Episkopalkirche im *Churchman* vom 22. Mai. Der Schreiber des Eingeklagt legt Protest ein dagegen, daß auf dieser Anstalt die modernen Theorien über Entstehung der biblischen Bücher und über die Entwicklung des christlichen Dogmas vorgetragen werden. Wir lesen: „Die Heilige Schrift wird kritisiert wie ein menschliches Buch.

Die Lehren von der Menschwerdung und der Veröhnung werden als entbehrlich dargestellt; das erste Kapitel des Evangeliums St. Johannis „reflektiere die gnostischen Anschauungen jener Zeit“ usw. „Christus kam nur, um eine soziale Propaganda für menschliche Bruderschaft und für den Dienst am Gemeinwesen (social service) zu lehren. Ganz sicherlich muß diese Art Religionsunterricht im Unitarismus enden. Was orthodoxe Leute glauben, wird als überwundener Standpunkt hingestellt, dagegen die Lehre des College als letztes und endgültiges Resultat der Schriftforschung.“ Der Kurfuß, der zu solchen Klagen Anlaß gegeben hat, ist dazu noch obligatorisch für alle Schülerinnen. G.

Den höchsten Durchschnittsgehalt unter allen amerikanischen Geistlichen erhält der jüdische Rabbiner. Der höchste Gehalt, den ein amerikanischer Rabbiner bezieht, beläuft sich auf \$18,000, der nächste auf \$15,000. Es gibt eine ganze Anzahl Rabbiner, die \$10,000 das Jahr erhalten, und Saläre von \$5000 jährlich sind nicht selten. Die Juden allein unter allen Religionsgemeinschaften haben keine Veranlassung, für die Pflege dienstunfähiger Geistlicher Fürsorge zu treffen. Es bestehen auch zu diesem Zwecke allein unter ihnen keine Fonds. G.

**Presbyterianische Statistik.** Nach der neuesten Statistik haben die Presbyterianer 39 Synoden in den Vereinigten Staaten mit einer Predigerzahl von 9670, 9998 Kirchen, 42,251 Regierältesten und 1,513,046 kommunizierenden Gliedern. Die Zahl der getauften Kinder nimmt nicht in demselben Maße zu wie die Zahl derer, die sich als Erwachsene taufen lassen. Vor sechs Jahren war die Zahl getaufter Kinder 32,000, im letzten Jahre 38,905; dagegen ist die Zahl Erwachsener, die die Taufe empfangen, in demselben Zeitraum von 29,000 auf 43,000 gestiegen. Aus der Statistik ist nicht ersichtlich, ob die große Zahl der erwachsenen Getauften auf Gewinnung Erwachsener durch die Mission oder auf Verachtung der Kindertaufe beruht, oder inwieweit diese beiden Ursachen zusammengewirkt haben. Für Innere Mission haben alle presbyterianischen Körperschaften letztes Jahr \$1,954,421 aufgebracht, für Heidenmission \$1,812,661. Die verschiedenen Kommissionen verfügten über Fondseinkünfte im Betrage von \$700,000, und die Fonds der theologischen Seminare warfen außerdem etwas mehr als \$500,000 ab. G.

Über die **Millionensiftung Carnegies** zur Unterstützung von höheren Lehranstalten mit Übergehung aller solcher, die unter kirchlicher Kontrolle stehen, hat kürzlich Präsident Churchhill von der Board of Education der Stadt New York ein herbes Urteil gefällt. Er sagte in einer öffentlichen Ansprache: „Most conspicuously marked for discrimination by this Carnegie Board appears the religious college. ‘Drop your denomination,’ says the Carnegie Foundation, ‘and we’ll advance you the money to retire your professors.’ One cannot but blush for the weakness of human nature as one sees in the presence of the outstretched hand of the Carnegie Foundation Methodist colleges, Congregational colleges, Baptist colleges, and Quaker colleges renouncing the faith of their founders. One cannot but blush with indignation that any body of men in this generation and in this country would so brazenly employ the tremendous power of great wealth as to permit it to buy the abandonment of religion.“ In einem Leitartikel weist der episkopale *Churchman* auf die Verdienste hin, die sich das denominational college um das Land erworben habe. Es sei ein Stück

Obskurantismus, wenn die Carnegie Foundation irgend etwas außer "educational efficiency" gelten lasse bei der Verteilung der Fondseinkünfte. "Denominational colleges and undenominational colleges should be treated according to the same valuation. Experience, and not prejudice, should determine how far they are separated as efficient or inefficient factors in educational life. Of course, as a principle, the method adopted by the Foundation is purely a rule of thumb procedure. . . . It is perfectly certain that the Foundation's policy is really a policy of opportunism, — it saves trouble, it is an economy of intelligence." Das stimmt nicht ganz. Allerdings wären die Anforderungen an die Urteilsfähigkeit der Fondsdirektoren um etwas höher, wenn sie auch die kirchlichen Anstalten auf ihre Anteilnahme am Fonds zu begutachten hätten. Doch wären sie schließlich auch dieser Aufgabe gewachsen gewesen. Warum sträubt man sich denn gegen die Einsicht, daß die Bestimmung Carnegies, die alle kirchlichen Anstalten von der Nutzung dieser Stiftung ausschließt, eben aus der persönlichen Stellung Carnegies zum Christentum, die ja satzsam bekannt ist, hervorgegangen ist? Wer dem Vulgärrationalismus huldigt wie Carnegie, handelt nur konsequent, wenn er auch in seiner philanthropischen Betätigung Zeugnis ablegt gegen den Glauben und das Werk der christlichen Kirche.

Daß die **Authorized Version**, die englische Bibel vom Jahre 1611, durch die in den letzten Jahren erschienenen Bearbeitungen und Revisionen ihre Popularität nicht eingebüßt hat, ist einmütiges Zeugnis der Buchhändler. Auch scheint es nicht, als ob sich die revidierten Bibeln den Platz im Herzen der Bibelleser erringen werden, den die König Jakobs Revision innehält. Abgesehen von ihrer sprachlichen Mindertwertigkeit, sind zwei Revisionen im Markt, die englische und die amerikanische, die sich gegenseitig den Rang, die eigentliche "Revised Version" zu sein, streitig machen. In einer Ausgabe des Alten Testaments sind die Differenzen zwischen den beiden neuen Versionen in einem Appendix von 24 Seiten verzeichnet! Seit sie erschienen sind, hat der Verkauf der alten Übersetzung in phänomenaler Weise zugenommen. Es ist wohl in der Geschichte der Welt kein Buch in so zahlreichen Exemplaren verbreitet worden wie die Authorized Version. In dem Vorwort zur Ausgabe vom Jahre 1911 durfte der Verleger sagen: "After three centuries of use the Version of 1611 is still, for the enormous majority of the English-speaking peoples of the world, the Authorized Version. . . . The Authorized Version is still the English Bible." G.

Daß die **römische Kirche** in vorwiegend protestantischen Ländern bedeutend anständiger ist als in katholischen, ist eine Beobachtung, die sehr oft gemacht wird. Nicht nur dies, sondern da, wo sich die römische Kirche nur Gleichheit mit andern Konfessionen, nicht aber alleinige staatliche Berechtigung hat, wird sie auch weit anständiger behandelt als in Teilen ihres eigenen Gebiets. In keinem Lande der Erde werden so gemeine Schmähschriften gegen die römische Kirche, besonders gegen die Klerisei, öffentlich zum Kauf ausgedoten wie in Italien. Dagegen ist nirgends der Ton der öffentlichen Presse so rücksichtsvoll gegen die Papstkirche wie in den protestantischen Ländern England und den Vereinigten Staaten. Das trat bei der letzten Bibelverbrennung wieder zutage. Es dauerte zwei Monate, ehe die amerikanische Presse einige Zeilen über die Verbrennung

von Bibeln durch einen Jesuitenpater in Vigan, auf der philippinischen Insel Luzon, vor ihre Leser brachte. Dagegen führten die in Manila erscheinenden Tageszeitungen eine sehr offene Sprache über den Vorfall. Unter der Überschrift: "Bible Burning Recalls Inquisition. Vigan Friars Publicly Destroy 2,500 Copies of Holy Scripture. . . . The Most Flagrant and Iniquitous Act Perpetrated in the Name of Religion since the Days of the Inquisition" brachte der *Renacimiento Filipino* einen vollständigen Bericht über die Zerstörung der 250 (nicht 2500) Bibeln und sagte dann editoriell folgendes: „Alle Welt erinnert sich mit heiligem Schrecken an die Scheiterhaufen der Inquisition, auf welchen die Märtyrer den Flammentod erlitten. Die ganze Menschheit schaudert in diesem Zeitalter der religiösen Toleranz bei dem Gedanken an die vielen Männer und Frauen, welche um der religiösen Freiheit willen gestorben sind. Man sollte erwarten, daß Männer, welche sich zum christlichen Glauben bekennen und christliche Männlichkeit besitzen, das Prinzip der religiösen Toleranz verteidigen würden. Aber das ist nicht der Fall. Vor einigen Tagen ereignete sich auf der öffentlichen Plaza von Vigan ein Schauspiel, dessen theatralischer Effekt nicht übertroffen werden könnte. Es wurden vor einer großen Menge Zuschauer 2500 [250] Bibeln verbrannt mit der augenscheinlichen Absicht, die Volksmenge davon zu überzeugen, daß die von der Amerikanischen Bibelgesellschaft herausgegebene Bibel nicht das Wort Gottes sei. Und dieses wurde getan, wie wir hören, unter der Anweisung und direkten Genehmigung jener Kirche, welche für die Qualen der Inquisition verantwortlich war. Es ist traurig, berichten zu müssen, daß eine solche Tat verübt wurde. Sie bekundet eine Beschränktheit des Geistes, welche man nur dem religiösen Fanatiker zuschreiben kann. Sie ist ein Beispiel von dem, was die katholische Kirche vor sechs Jahrhunderten lehrte, eine hohle Verehrung der Lehre Jesu über die Bruderverliebe. Obwohl wir es hier mit einer Frage zu tun haben, welche die Aufmerksamkeit der größten Geister auf sich gelenkt und vielen der edelsten Männer das Leben gekostet hat, so scheut sich dieses Blatt [*Renacimiento*] nicht, sie zu berühren. Freiheit des religiösen Denkens ermutigt uns, jene Szene als einen Überrest des religiösen Barbarismus und als eine der gottlosesten und ungerechtfertigtesten Handlungen zu bezeichnen, welche im Namen eines weltweiten religiösen Glaubens jemals verübt wurde. Wir sagen nichts gegen die Art und Weise, wie jene Bibeln gesichert wurden, aber diese Bücher in Gegenwart einer speziell dazu eingeladenen und staunenden Volksmenge öffentlich zu verbrennen, ist die letzte Äußerung der Intoleranz in diesem Zeitalter religiöser Erleuchtung.“ Ein anderes Blatt in Manila (*Philippines Free Press*) äußerte sich, wie folgt, über die Begebenheit: „Droben in Vigan hat ein amerikanischer Jesuitenpater namens Thompson sein Bestes getan, um für sich selbst Ruhm zu erwerben, aber seinen Orden in Verruf zu bringen. Mit einer unerklärlichen Borniertheit scheint er die Zeiger auf der Uhr des menschlichen Fortschritts zurückstellen und die Tage eines Torquemada und der Inquisition wieder einführen zu wollen. Wir beziehen uns auf die neuliche öffentliche Verbrennung von zweihundert protestantischen Bibeln oder Schriftteilen [Evangelien] in der Ilocano-Volksprache. . . . So stolz war dieser mittelalterliche Sohn der Kirche auf seine Tat, daß er ein Pamphlet darüber in der Ilocano-Sprache drucken und unter dem Volke verteilen ließ“ usw. Der Artikel schließt mit der Aufforderung, es sollte der Jesuitenorden oder die römische Kirche

eine Kommission ernennen, um festzustellen, ob im Oberstübchen des Padre alles in Ordnung sei. Einen solch freien und unabhängigen Geist zeigt die Filipinopresse der Alerisei gegenüber. Daß eine amerikanische Tageszeitung, sei sie englisch oder deutsch, eine solche Sprache gegen Rom führte, ist undenkbar. G.

Das Ableben des bekannten Priesters Phelan wird aus St. Louis gemeldet. Phelan war ein exzentrischer Mensch, der mit seinen Oberen öfters im Streit lag. Besonders auf die Bischöfe war er nicht gut zu sprechen und hat ihnen in seinem *Western Watchman* manches harte Wort gesagt, ohne allerdings je ihre Autorität anzugreifen. Zur Abbitte gezwungen, hat er solche mehr als einmal, und zwar vorschriftsmäßig auf der ersten Seite seines Blattes, geleistet. Phelan war es, der vor einigen Jahren die bekannten Sätze schrieb: "If any man would put us to the choice between our Government and our Church, we would say, To hell with the United States!" Der Satz ist, meistens mit unredlicher Weglassung des Vordersatzes, von der *Menace* und überhaupt in der antiklerikalen Propaganda hierzulande weidlich ausgeschlachtet worden. Besonders im Schimpfen auf den Protestantismus war Phelan Meister. Phelan war, wo möglich, ultramontaner als der Papst selber. Vor fünfzig Jahren schrieb jemand im *Shepherd of the Valley*, einem in St. Louis erscheinenden katholischen Blatt: „Wenn die Katholiken einmal die überwiegende Mehrheit in den Vereinigten Staaten erlangen, welche sie ganz gewiß erlangen werden, wiewgleich dieser Tag in weiter Ferne liegt, so wird es mit der Religionsfreiheit, nämlich was jetzt darunter verstanden wird, aus sein.“ Diese Äußerung machte jüngst wieder die Runde in der Presse, und der *Watchman* bemerkte dazu, die protestantische Presse hätte in dem ursprünglichen Text des Ausspruches den Zusatz fortgelassen, welcher lautet: „So sagen unsere Feinde.“ „Aber“, sagte der *Western Watchman* weiter, „die katholischen Blätter sollten nicht allein diesen Zusatz beifügen, sondern denselben noch weiter ergänzen, indem sie hinzufügen: „Und so sagen auch wir!“ Phelans Aufforderung, daß man den „Protestantismus“ (so, und nicht: „die Protestanten“, wie oft zitiert, lauteten seine Worte) „mit heißem EI begießen, schinden und vierteilen“ solle, ist wohl bekannt. Er verteidigte auch die Stegertötung. Den Gipfelpunkt der Intoleranz erreichte Phelan in dem Ausspruch vom 7. August 1913, in seiner Rüge solcher Katholiken, welche im Protestantismus noch etwas Gutes fänden: „Wenn gewisse katholische Leute behaupten, daß der Protestantismus besser sei als gar keine Religion, so bedeutet das, daß der Protestantismus besser sei als gar kein Christentum. Eine solche Gesinnung ist die ärgste Häresie.“ In seinem Testament bestimmte Phelan u. a., daß nur ein Priester mit guter Stimme ihm die Totenmesse singen solle, denn er habe in seinem Leben so viele Priester die Liturgie verhungzen gehört, daß er wenigstens im Sarge vor derartiger Plage verschont sein möchte. Sein Wunsch wurde erfüllt. Phelan war übrigens Priester an einer ganz kleinen Kirche in Nord-St. Louis. G.

### Ausland.

„Der deutsche Gott.“ In der Liedersammlung „Vom großen Kriege“ läßt Will Vesper einmal die Feinde Deutschlands mit der spöttischen Frage auftreten, ob denn die Deutschen „einen besonderen Gott“ hätten, und ganz Deutschland antwortet mit einem Ja: „Der Gott, der aus unsern Kanonen

spricht, Der Gott, der eure Festungen zerbricht, . . . Er ist der gleiche allmächtige Geist, Der schon jahrtausendlang über Deutschland kreist. . . . **Wotan**, der alte Wolkenwanderer, Unserer Väter war es und kein anderer. . . .” Andere wollen den Herrn der Welt zu einer Nationalgotttheit herabsehen, der sich in der Darstellung schließlich in den personifizierten Genius des Volkes auflöst. Professor Ratorj schrieb zu Beginn des Krieges in der „Frankfurter Zeitung“ einen offenen Brief an einen holländischen Theologen, in dem er u. a. über die herrliche Haltung des deutschen Volkes, die auch die kühnsten Erwartungen überstieg, sagte: „Über die Not selbst hätte das nicht vollbringen können, wenn nicht ein gesunder Kern da wäre. Auf den trauen wir, wir heißen es: den Gott der Deutschen“, und machte damit den sittlichen Kern des deutschen Volkes zu einem Götzen. D. Traub predigt: „Gott ist heute: unser Schicksal.“ Nicht eine religiöse Verirrung, sondern schon eher eine pathologische Erscheinung ist es aber, wenn das Wesen Gottes, wie ihn das deutsche Volk jetzt „erlebt“, in der „Christlichen Freiheit“, wie folgt, behandelt wird: „Unser Gott ist nicht und steht — er wandelt und wird, wandelt und wird durch uns. Gott ist noch zu jung für diese Wirklichkeit, weil wir noch zu jung sind für sie. Irgendwie muß das Göttliche auch in diesem Kampfe sein; aber es zu finden ist schwer. Der erhabene Erdgeist verliert sein klares, überlegen erhabenes Antlitz und zerfließt in ungestaltetem Dämmern. Der ewig Ruhelose, Unfertige scheint zerissen; seine Teile wüten gegeneinander und stoßen ihre Schladen gewaltsam aus sich heraus. Der im Geflüster nächtlicher Waldträume Verborgene raunt, brüllt jetzt das Weh seines Wandels aus Blut und Brand. Stirbt er? Wir wissen aus der Geschichte, wie Götter starben, hassend und vernichtend. Ist es so? Wir wissen es nicht; nur erbebend fühlen wir ihn bis ins Innerste.“ Die „Theologischen Blätter“ wenden auf diese Sätze das Wort des Apostels an: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden.“ Tatsache ist auch, daß es nicht an warnenden Worten gefehlt hat gegenüber solchem Eindringen heidnischer oder doch poetisch-schwärmerischer Vorstellungen von der Gottheit, von der Deutschland seinen Sieg in diesem kolossalen Ringen erfleht. Der „Alte Glaube“ sagte im Sommer letzten Jahres anläßlich dieser Gefahr: „Durch die Verquickung der christlichen Gedanken mit der an sich so wunderbaren nationalen Strömung unserer Tage droht dem Schwergewicht christlicher Frömmigkeit Verschiebung. Denn das biblische Christentum geht mit seinem Gedankenkreis und seinen Kräften weit über den allgemeinen, heute so weit verbreiteten Vorlesungsglauben hinaus, den wir mit den Juden und den Türken und schließlich auch mit den ‚religiös‘ gerichteten Heiden teilen. Diese Art des Frommseins trägt ‚primitiven‘ oder auch ‚naiven‘ Charakter und bedarf, um zur Höhenlage evangelisch-christlicher Frömmigkeit zu führen, durchgreifender Läuterung und Vergeistigung. Christliche Frömmigkeit wurzelt in dem Glauben an die durch Christus erschlossene Gnade unsers Gottes. So gewiß aber diese nach biblischem Zeugnis allgemein und allumfassend ist, so gewiß droht auch dem Wesen des Christentums durch die Übertreibung des nationalen Einschlags eine Vereinträchtigung. Oder ist das wirklich die ganze Antwort, die die christliche Verkündigung zu geben hat, wenn vor den Mannschaften einer Meher Feste der Feldprediger die Frage: ‚Wie baue ich mit an einem Reiche Gottes?‘ so löst: ‚So antworte ich dir das eine Wort: Sei du ein guter



Deutscher! Stehe fest in deinem Vaterland! Tue da deine Pflicht und erfülle deine Aufgabe. Suche da dich zu versenken in deutsche Art und deutsches Wesen, in deutschen Geist und deutsches Gemüt. Sei deutsch in Frömmigkeit und Wille, das heißt, einfach, wahr, treu und tapfer! Hilf mit, wie du es kannst, daß wir siegen, hilf mit, daß unser Vaterland wachse und groß werdel? Ist das der Kern und die Kraft der Osterpredigt, wenn in dem Feldgottesdienst unser Vaterland als Gott, die Feinde als Hölle und das ewige Leben als das in dem späteren Geschlecht fortwirkende Leben hingestellt werden? Um wieviel unterscheiden wir uns bei solcher Einstellung der christlichen Geisteswelt von dem heidnischen Japaner, der auch den vaterländischen Gedanken den alles überragenden Gesichtspunkt sein läßt? Der Ausdruck „deutsches Christentum“ wird dann als ein berechtigter anerkannt, wenn er in sich schließe ein gläubiges Erfassen biblischer Wahrheit. „In Luthers Katechismus aber haben wir die alten Bibelworte und fußen auf ihnen. Wir fordern also das biblische Christentum in dem reformatorischen Verständnis, wie es mit seinen beiden Brennpunkten von Buße und Glauben hindurchgegangen ist durch das deutsche Gemüt. Und in diesem Sinne mögen wir nun wohl auch in die Sprache der Poeten und Propheten eingehen und den ‚deutschen Gott‘ und den ‚deutschen Glauben‘ verkünden, wie wir uns die ‚deutsche Weihnacht‘ nicht nehmen lassen. Der deutsche Gott, den wir meinen, ist der Gott des Evangeliums, und diesen ‚deutschen Gott‘ hat einst E. M. Arndt in seinen markigen Vaterlands- und frommen Glaubensliedern besungen; von ihm stammt auch wohl der Ausdruck. Aber keiner hat, wenn er sich bei Kriegsausbruch durch Arndtsches Feuer die Seele erheben und den Mut stärken ließ, an einen Nationalgott der Deutschen oder einen Stammgott der Preußen gedacht; der Heldenroß der Worte: ‚Deutsche Freiheit, deutscher Gott, Deutscher Glaube ohne Spott, Deutsches Herz und deutscher Stahl Sind vier Helden allzumal‘ hat vielmehr die Herzen zu dem Herrn der Welt und dem Heiland aller Völker erhoben, der mit uns sein wird, wenn wir mit ihm sind, und von dem wir uns eine selbsterlebte Anschauung gebildet haben, wie sie der Eigenart deutschen Volkstums und deutschen Seelenlebens entspricht.“ Diese Ausführung enthält noch manches Ungenügende und Schiefe, erledigt auch nicht jeden Einwand, der von feindlicher und auch von neutraler Seite gegen die Terminologie „deutsches Christentum“, „deutscher Gott“ gemacht werden kann. Zum Verständnis derselben gehört allerdings eine Berücksichtigung der wüsten Schimpfereien anglikanischer Geistlicher, die den Gott, an den Deutschland seine Gebete richtet, schlechthin mit dem Teufel identifizierten, und von Pariser Priestern, die in Vorträgen über den „alten deutschen Gott“ den Gott, den die Deutschen anrufen, kennzeichneten als den Geist des Bösen, des Hochmuts und der Grausamkeit.

An Beispielen der Rückkehr zum Christentum unter den Eindrücken an der Schlachlinie hat es bekanntlich nicht gefehlt. Die Feldpostbriefe waren und sind noch voll solcher Bekenntnisse. Merkwürdiger als solche Berichte muß jedem, der die in letzten Jahren überaus schofle Haltung der deutschen Zeitungswelt gegen Kirche und Christentum kennt, der Wandel vorkommen, der hier zu verzeichnen ist. Ohne daß sich ein radikaler Umschwung angemeldet hätte, kommt es jetzt doch vor, daß ein weltliches deutsches Blatt folgendes über die „Religion unserer Krieger“ an die Leser gibt:

„Religiöse Gedanken und Überzeugungen tun sich auf, wie sie im Laufe der Jahrhunderte schon manchmal ganz ähnlich die deutschen Herzen erfüllten. Es ist ein weitgehendes Verständnis für die christlich-trutzige Lutherart. . . . Man lebt in einem kräftigen, mannhaften Christentum. . . . Sie kommen gern zu den schlichten, martigen Feldgottesdiensten. . . . nehmen dankbar Neue Testamente entgegen, und wer im Lazarett still und geduldig liegen muß, ist besonders empfänglich für den ewig unerschöpflichen Trost des alten biblischen Evangeliums. . . . Wir wünschen es unserm Volke von Herzen, daß der neue religiöse Geist, der aus den Lebensstiefen des alten christlichen Evangeliums kommt, eine wirklich bleibende volkstümliche Macht sein möge.“ Als das Mittel, diese Zeit zu ertragen und nicht stumpf zu werden, vries das „Berliner Tageblatt“ ein Buch, das zugleich Musik ist: die Bibel. „Viele Menschen kehren heute zu dem Buch zurück und werden es nicht mehr missen können, nicht jetzt und nicht später. Denn in ihm ist das einzige Mittel enthalten, nicht nur diese Lage auszuhalten, sondern auch dem Leben gewachsen zu sein, das uns nach diesen Tagen benötigten wird.“ Und nun gar die Münchener „Jugend“! Dort stand in der Nummer vom 12. Juni dieses Jahres ein Aufsatz über Hindenburg von Karl Bleibtreu, in dem es am Schluß heißt: „Daß Deutschland in seiner höchsten Not gleich einen solchen Kolossus hervorbrachte in Gestalt eines gütigen, wohlwollenden, gottgläubigen alten Herrn, das erfüllt die Seele eines echten Deutschen, der auch die seelischen Lasten seiner Nation kennt, mit Begeisterung und mit Dank für die unerforschlichen Mächte, die es doch mit uns absonderlich gut meinen. Der Ewig-Gerechte, der Herrgott von Dennenwiß, der Allmächtige und Allweise, hat keine Launen. Er selber ist die unerbittliche, lohnende und strafende Kausalität, und reinen Zufall gibt es nicht. Wer weiß, ob nicht inartikulierte und unberufene Hindenburgs in unserer großen Masse schlummern. Joffre und Kitchener sind in ihrer Weise tüchtige Leute, ihr Feldherrnrühm ist aber bloße Legende, gar nichts dahinter, und wenn Großfürst Nikolais den Krieg mit dem Naturinstinkt eines Dschingis-Chan führt, so tritt ihm die überlegene deutsche Geistigkeit entgegen, die Gott allein die Ehre gibt. So dachten Cromwell und Bismard, so Napoleon — er nannte es Schicksal. Als der große Hindenburg nach dem größten Tannenbergsieg Gott in der Kirche dankte, da rauschte es in den Lüften: ‚Deutschland über alles!‘“ Das befriedigt den christlichen Leser nicht vollständig; wer aber das Blatt kennt, wie es bisher geführt worden ist, wird einen solchen Ausdruck in der Münchener „Jugend“ zu würdigen verstehen. G.

Die Hamburger sozial-demokratischen Freidenker haben zu Beginn des Konfirmandenunterrichts an die Eltern die Aufforderung gerichtet, ihre Kinder nicht den Geistlichen, sondern ihnen zum Unterricht zu senden. In der Aufforderung heißt es: „Wieder naht die Zeit, wo die Kinder für den Konfirmandenunterricht angemeldet werden. Kein gesellschaftlicher Zwang existiert für den deutschen Staatsbürger, seine Kinder an dieser Veranstaltung der Kirche teilnehmen zu lassen. Es ist dies ganz der Wille jedes einzelnen Genossen! Habt ihr innerlich mit dem Glauben an die Kirche gebrochen, so ist es geradezu eine Charakterlosigkeit, wenn ihr eure Kinder in den Konfirmandenunterricht zur Firmung und zur Konfirmation gehen laßt. Der Kernpunkt der christlichen Erziehung ist der Hinweis auf ein besseres Jenseits. Für das positive Leben wird der Charakter dadurch nicht gestärkt. . . . Unser Ideal der Erziehung aber muß auf dem positiven Leben

beruhen: einen festen, guten Charakter zu bilden, alles zu unterlassen, was das Denkvermögen hemmt und einschränkt, aber alles daranzusetzen, was dazu beiträgt, den Menschenggeist aufzuheben, um der menschlichen Gesellschaft tüchtige und brauchbare Mitglieder zuzuführen und die Lust am Leben zu wecken. Aus Liebe zum Leben kämpfen für die Bessergestaltung des positiven Lebens und an dem Glück aller mitarbeiten, das soll unser Bildungs- und Erziehungsideal sein.“ — Wir sehen auch hier, daß es noch Leute gibt, die aus dem Krieg nichts gelernt haben. (Christenbote.)

Auf den Abfall, der sich in der Brüdergemeinde anbahnt, ist an dieser Stelle schon verschiedentlich hingewiesen worden. Daß diese Abkehr auch durch den Krieg nicht überwunden ist, bezeugt eine Stelle in ihrem Wochenblatte, die nicht nur dem kirchlichen Liberalismus, sondern dem nackten Unglauben das Wort redet. Es heißt da: „Laßt uns aufhören, nach sogenannten Positiven und Liberalen zu spüren und zu scheiden; denn das wahre, kindlich dem Vater sich hingebende Vertrauen nach Jesu Sinn und Vorbild verbindet sich tatsächlich ebenso mit den intellektuell freisinnigsten Anschauungen wie mit den konservativsten Überzeugungen. Die religiösen Früchte eines intellektuell liberalen Menschen können auch positiv sein, und der intellektuell konservativste Eiferer kann auf religiösem Gebiete auch mindwertige, gar keine oder negative Früchte bringen. Freisinn heißt nicht Unglaube. Wie es selbstverständlich ungläubige Freidenker gibt, so gibt es auch gläubige, und zwar wahrhaft gläubige Kinder Gottes in Jesu Sinn. Der Freisinn eines Kindes Gottes ringt nach einem von Menschen unabhängigen Denken und will nur von Gott abhängig sein. Er erstrebt klare Unterscheidung von Religion und Intellektualismus, das heißt, er will die Erhabenheit wahren, praktisch sich bewährendes Seelenleben aus Gott gegenüber den gedankenmäßigen Ausdrucksformen solchen Lebens mehr zur Geltung zu bringen, als dies der Fall ist. Unbegreifliches wird dadurch nicht begriffen, daß man eine Formel darüber anerkennt. Es wird uns nicht gelingen, zu enthüllen, was Gott verhüllte, nämlich das begriffsmäßige Verstehen Jesu. Verzichtet wir also auf alle Überschätzung der Formeln über ihn. Laßt uns nur Jesum selbst festhalten und durch Gottes Kraft in Tat und Wahrheit ihm nachfolgen.“ Das ist ganz der widerliche heuchlerische Ton, der uns in den liberalen Blättern so anekelt. Welch heuchlerisches Spiel wird hier getrieben mit den Begriffen „freisinnig“, „positiv“, „gläubige Kinder Gottes“ (die alle „Formeln“ über Jesum — und damit ist das Bekenntnis zu seiner Gottheit und Mittlerstellung gemeint — von sich weisen), „Festhalten Jesu“, „Gottes Kraft“! „Intellektuell freisinnig“, „Freidenker“ statt Freigeist sind zudem Ausdrücke, die absichtlich gewählt sind, um die Bibelgläubigen unter den Herrnhutern als geistig rückständige Finsterlinge hinzustellen. Wir denken jetzt an die ersten Anmeldungen von dem Abfall gewisser Führer der Brüdergemeinde, die bei einer Synode vor vier oder fünf Jahren geschahen. Damals hatte die gläubige Majorität noch das Heft in Händen. Sie wagte aber nicht, sich von dem einseitigen Übel loszusagen, sondern empfahl den Gemeinden statt dessen, recht fleißig zu beten, daß die Reinheit der Lehre doch erhalten bleiben möge! G.

Ein erschreckender Rückgang macht sich schon jetzt auf den durch den Krieg in unmittelbarer Weise betroffenen Feldern der Heidenmission bemerkbar. Aus Togo land meldet die Bremer Mission, daß die Zahl der Heidentaufen gegen das letzte Jahr bedeutend zurückgegangen ist. Sie be-

trägt nur 321 statt 1535 im Jahre 1913. Noch stärker ist der Rückgang der Schülerzahl; er beträgt in runder Zahl 4000. In dem eben erschienenen Bericht dieser Mission heißt es dann noch: „Daß das Heidentum, selbst in seinen abstoßendsten Formen, aufs neue das Haupt erhebt, darf den nicht munden, der seine zähe Widerstandskraft und die Natur der Negerseele kennt. Die zerfallenen Gehöfte des wegen seiner geheimen Greuel von der deutschen Regierung unterdrückten Javeordens werden wieder gebaut, und sittenlose Tänze wagen sich aufs neue an die Öffentlichkeit. Der Krieg hat das Christentum in den Augen der Heiden bloßgestellt und dessen Feinden im Alkohol, der in immer größeren Mengen eingeführt wird, einen mächtigen Bundesgenossen an die Seite gestellt. Spott und Drohungen richten sich gegen die Taufbewerber, ja selbst gegen die eingebornen Christen. Welche Gefahr für schwache, unbesetzte Seelen! Eine Zeit ernster Sichtung ist angebrochen. Wie viele werden sie siegreich überdauern? Am Ende des Jahres 1914 war bereits die Zahl der Abendmahlsgäste von 10,892 im Jahre 1893 auf 6640 gefallen. Auch die kirchlichen Abgaben sind stark zurückgegangen, was sich allerdings zu einem großen Teil aus der herrschenden Verdienstlosigkeit und dem ungeheuren Sinken des Kakaopreises erklärt. Kakaó bildet in Westafrika eine der wichtigsten Einnahmequellen für die eingeborne Bevölkerung. Um so höher ist es anzuschlagen, daß die Mehrzahl der Christen treu zu ihren Missionaren steht und willig neue Lasten auf sich nimmt, z. B. die starke Erhöhung des Schulgeldes.“ G.

Von den Verwandten des Papstes dienen zwei Neffen, nämlich die Grafen Persico aus Venedig, der eine als Hauptmann, der andere als Kavallerieleutnant, im italienischen Heere. Ferner ist der Gemahl seiner Nichte, Graf Vernier, als Artilleriehauptmann eingerückt, und ein Bruder der Papstes, der Admiral des Ruhestandes ist, hat bereits den Befehl zur Wiedereinreichung in die Flotte erhalten. Ein Sohn dieses Admirals wurde auf Bitten seiner Mutter bei der Sanitätsstruppe eingestellt, erwirkte aber in einer Audienz beim Papst, daß er zur Front kam. Dem *Giornale d'Italia* zufolge stehen etwa 18,000 Priester und Mönche im italienischen Heeresdienste. Nur 700 sind Militärkapläne, 1000 bei der Sanität, die übrigen sind Kombattanten und Heeresdienstpflichtige. Die päpstlichen Nobelgardien sind teils bereits in der Front, teils in Erwartung der Bekanntgabe ihres Bestimmungsortes. Den römischen Herzogen Adligen der päpstlichen Nobelgarde, denen ihr Kommandeur, der Fürst Rospioglio, die Erlaubnis erteilt hatte, als freiwillige Offiziere im italienischen Heere Dienste zu nehmen, wurde sie nachträglich durch den Papst Benedikt gewährt.

(Wbl.)

„Kolonistenlos in Brasilien ist ein trauriges Los“, schreibt P. Kühr in dem „Gemeindeblatt“ der Ev.-Luth. Synode von St. Katharina, Parana u. a. St. Die große Eisenbahnkolonie Rio des Antas wurde von Banditen überfallen und zerstört. Die Kolonisten, die sich von 9 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags tapfer wehrten, verloren 9 Personen und mußten sich nach der Station flüchten, da sie von den nur zwei Kilometer entfernten Soldaten schmählich im Stich gelassen wurden. Die einzige Heldentat der Soldaten war, daß sie, als in der Nacht etwas im Walde raschelte, ein mörderisches Feuer auf die vermeintlich heranrückenden Banditen eröffneten. Aber es waren leider die Schweine der Kolonisten, die nach Futter suchten

und nun erschossen wurden. Erst nach fünfzehn Tagen wurden die Kolonisten mit der Bahn weiterbefördert. Eine neue Kolonie soll bei Antonio Rebouças angelegt werden; so lange müssen die Kolonisten im Schuppen liegen und dann nach vierjähriger schwerer Arbeit im Urwald ganz mittellos wieder von vorne anfangen. — Wie mag es nun erst den faulen, untätigen deutschen Einwanderern ergehen? Auf dem ersten Kolonienfisch jenseits der hohen Serra da Esperanca wohnt kein einziger Deutscher mehr und auch nur noch wenige Polen. Verlassene, zerfallene Häuser und hohes Unkraut erblickt man allenthalben. In der Linha da Areia wurde lutherischer Gottesdienst gehalten, den 50 Erwachsene und eine große Anzahl Kinder besuchten. Alle Konfirmanden mußten zurückgewiesen werden, da sie den Katechismus nicht gelernt hatten. Schauerhafte Zustände, auch in sittlicher Beziehung, hinderten den Reiseprediger, eine Feier des heiligen Abendmahls vorzunehmen. Von den ursprünglichen 100 deutschen Familien wohnten nur 30 noch dort, und auch die vären weggezogen, wenn sie gelonnt hätten, und der Krieg nicht ausgebrochen wäre. Nun sitzen sie in der allergrößten Not und müssen buchstäblich verhungern, und niemand kann ihnen helfen. Jedem der Kolonisten wurden von der Regierung je zwei Hektar Land geschlagen, aber niemandem war es eingefallen, das Land anzupflanzen. Einer hegte den andern auf mit den Worten: „Du wirst doch nicht so dumm sein und pflanzen; wir gehen ja doch alle wieder weg. Hier gibt es ja keinen Absatz für unsere Kolonierzeugnisse.“ Die Beihilfe, welche die Regierung in wohlmeinender Absicht gewährte, wurde als Hauptfache angesehen, und die Landarbeit ganz vernachlässigt. Als diese Beihilfe aufhörte, war nichts gepflanzt, und nun gibt es nichts zu essen, nicht einmal mehr etwas zu kaufen; denn die Preise sind unerschwinglich hoch. Nun herrscht Not und Elend in einer Weise, wie sie im Kriege kaum schlimmer sein kann. Kinder kommen zum Direktor, jammern und betteln um Unterstützung. „Der Vater sagt, er will uns alle totschießen, weil er uns nicht mehr ernähren kann.“ Ein Mann aus Kropstadt bei Wittenberg hat sich erschossen, weil er und seine Kinder vor Hunger krank waren. Ein zweiter aus Braunschweig hat sich vor seinem Hause dicht neben der Straße aufgehängt. Seine Frau hat durch ihren unsittlichen Wandel den sonst beliebten Mann in den Tod getrieben. Ein dritter ist beim Fischen ertrunken und nicht einmal gefunden worden, weil niemand in der Wildnis nach ihm suchen wollte. Eine Frau ist auf ihrem Grundstück beerdigt und nicht auf den Friedhof gebracht, weil die Nachbarn ohne hohes Entgelt sie nicht dorthin schaffen wollten. Es ist vielfach der Abscham der deutschen Bevölkerung ausgewandert und hat mit dem Unglauben auch die Genußsucht und Sittenlosigkeit als schlimmes Erbteil mit sich genommen. Bei dem ersten Besuche des Reisepredigers sagte einer: „Wir sind ein ganz anderes Leben gewohnt als die Brasilianer. Wir hatten drüben immer vier Sorten Fleisch auf dem Tisch und können nicht von schwarzen Bohnen und Farieha leben.“ Derselbe wiederholte nach einem späteren Gottesdienste sehr leinlaut die Textgeschichte vom verlorenen Sohn, besonders die Worte: „Und bringet ein gemästet Kalb her.“ — Für unser deutsches Volk wird der Krieg zum Segen werden, und unsere verkommenen Auswanderer wird Gott auch in Brasilien zu finden wissen. Sie müssen zur Ruhe und zur Umkehr des verlorenen Sohnes kommen, oder sie nehmen ein Ende mit Schreden.

(D. A. G.)